Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXX.

(Januar — Februar — März 1892.)

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernst Gimpel. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, E. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Kölling & Klappenbach. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Wilde & Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Kapstadt**, A. Braun. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Scholl & McGee. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, L. Rudolph's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barthaus. — **Santiago**, C. Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 70

Inhalts-Verzeichniß

zum

Siebzigsten Bande (Januar — März 1892).

		Seite
I.	Frau Jenny Treibel oder „Wo sich Herz zum Herzen find't". Roman von **Theodor Fontane.** I./V.	1
II.	Danton. I./IV.	35
III.	Shakespeare's Königsdramen von Richard II. bis zu Richard III. Ein Vortrag von **W. Henke,** Professor in Tübingen	65
IV.	Ein Jahr bei den Ajaris. Briefe aus den tuneſischen Bergen. I./IX.	87
V.	Neue Briefe von Gentz. Mitgetheilt von **Eugen Guglia** .	103
VI.	Ubaldino Peruzzi. Von **Otto Hartwig**	111
VII.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	117
VIII.	Politiſche Rundſchau	133
IX.	Kunſt- und Literaturgeſchichte	139
X.	Aus Scheffel's Nachlaß	150
XI.	Literariſche Notizen	152
XII.	Literariſche Neuigkeiten	158
XIII.	Frau Jenny Treibel oder „Wo ſich Herz zum Herzen find't". Roman von **Theodor Fontane.** VI./VIII. . . .	161
XIV.	Der Univerſitätsunterricht und die Aſtronomie. Von **Wilhelm Foerſter**	192
XV.	Ein Thronerbe als Diplomat. Hiſtoriſche Studie aus der Rheinbundszeit. Nach archivaliſchen Quellen von **Ludwig von Hirſchfeld,** Kaiſerl. Botſchaftsrath z. D. I.	203
XVI.	Ein Jahr bei den Ajaris. Briefe aus den tuneſiſchen Bergen. X./XIV.	234
XVII.	Frau von Olfers. Verſuch einer Schilderung. Von **Herman Grimm**	249
XVIII.	Danton. V./VII.	253
XIX.	Giovanni Battiſta de Roſſi. Von **Franz Xaver Kraus**	271
XX.	Utopien. Von **Rudolf Stammler**	281

(Fortſetzung umſtehend.)

		Seite
XXI.	Die Handelsverträge	297
XXII.	Gustav von Loeper. (Geb. 22. September 1822, gest. 13. December 1891.) Von **Erich Schmidt**	303
XXIII.	Politische Rundschau	306
XXIV.	Ernst Curtius' Stadtgeschichte von Athen. Von **Gustav Hirschfeld**	312
XXV.	„Ubaldino Peruzzi"	315
XXVI.	„Wohlthätige und wohlthuende Frauen"	316
XXVII.	Literarische Notizen	317
XXVIII.	Literarische Neuigkeiten	319
XXIX.	Frau Jenny Treibel oder „Wo sich Herz zum Herzen find't". Roman von **Theodor Fontane.** IX/XI.	321
XXX.	Architektur und Plastik. Von **Ernst Curtius**	348
XXXI.	Ein Thronerbe als Diplomat. Historische Studie aus der Rheinbundszeit. Nach archivalischen Quellen von **Ludwig von Hirschfeld,** Kaiserl. Botschaftsrath z. D. II.	356
XXXII.	Das Wachsthum der Energie in der geistigen und organischen Welt. Aus einer größeren Abhandlung, die in der Münchener Akademie der Wissenschaften zum Vortrag gekommen ist. Von **M. Carriere**	389
XXXIII.	Catull. Von **L. Friedlaender**	403
XXXIV.	Die Influenza. Von **Wilhelm Fließ**	413
XXXV.	Hamlet in Hamburg, 1625. Von **Berthold Litzmann**	427
XXXVI.	Die Erhaltung der Kunstdenkmäler in Italien. Von **Paul Kristeller**	435
XXXVII.	Vom Cap nach Umtali, Mashonaland. 1890—91. Briefe einer Krankenpflegerin aus Südafrika	445
XXXVIII.	Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau	454
XXXIX.	Politische Rundschau	463
XL.	Schriften von und über Döllinger	469
XLI.	Jacob Henle	471
XLII.	A. R. Rangabé	476
XLIII.	Literarische Notizen	478
XLIV.	Literarische Neuigkeiten	479

Frau Jenny Treibel

oder

„Wo sich Herz zum Herzen find't".

Roman

von

Theodor Fontane.

Erstes Capitel.

An einem der letzten Maitage, das Wetter war schon sommerlich, bog ein zurückgeschlagener Landauer vom Spittelmarkt her in die Kur- und dann in die Adlerstraße ein und hielt gleich danach vor einem, trotz seiner Front von nur fünf Fenstern, ziemlich ansehnlichen, im Uebrigen aber altmodischen Hause, dem ein neuer, gelbbrauner Oelfarbenanstrich wohl etwas mehr Sauberkeit, aber keine Spur von gesteigerter Schönheit gegeben hatte, beinahe das Gegentheil. Im Fond des Wagens saßen zwei Damen mit einem Bologneserhündchen, das sich der hell- und warmscheinenden Sonne zu freuen schien. Die links sitzende Dame von etwa Dreißig, augenscheinlich eine Erzieherin oder Gesellschafterin, öffnete, von ihrem Platz aus, zunächst den Wagenschlag, und war dann der anderen, mit Geschmack und Sorglichkeit gekleideten und trotz ihrer hohen Fünfzig noch sehr gut aussehenden Dame beim Aussteigen behülflich. Gleich danach aber nahm die Gesellschafterin ihren Platz wieder ein, während die ältere Dame auf eine Vortreppe zuschritt und nach Passirung derselben in den Hausflur eintrat. Von diesem aus stieg sie, so schnell ihre Corpulenz es zuließ, eine Holzstiege mit abgelaufenen Stufen hinauf, unten von sehr wenig Licht, weiter oben aber von einer schweren Luft umgeben, die man füglich als eine Doppelluft bezeichnen konnte. Gerade der Stelle gegenüber, wo die Treppe mündete, befand sich eine Entréethür mit Guckloch, und neben diesem ein grünes, knittriges Blechschild, darauf „Professor Wilibald Schmidt" ziemlich undeutlich zu lesen war. Die ein wenig asthmatische Dame fühlte zunächst das Bedürfniß, sich auszuruhen und musterte bei der Gelegenheit den ihr übrigens von langer Zeit her bekannten Vorflur, der vier gelbgestrichene Wände mit etlichen Haken und Riegeln und dazwischen einen hölzernen Halbmond zum Bürsten und Ausklopfen der Röcke

zeigte. Dazu wehte, der ganzen Atmosphäre auch hier den Charakter gebend, von einem nach hinten zu führenden Corridor her ein sonderbarer Küchengeruch heran, der, wenn nicht Alles täuschte, nur auf Rührkartoffeln und Carbonade gedeutet werden konnte, beides mit Seifenwrasen untermischt. „Also kleine Wäsche," sagte die von dem Allen wieder ganz eigenthümlich berührte stattliche Dame still vor sich hin, während sie zugleich weit zurückliegender Tage gedachte, wo sie selbst hier, in eben dieser Adlerstraße, gewohnt und in dem gerade gegenüber gelegenen Materialwaarenladen ihres Vaters mit im Geschäft geholfen und auf einem über zwei Kaffeesäcke gelegten Brett kleine und große Düten geklebt hatte, was ihr jedesmal mit „zwei Pfennig fürs Hundert" gut gethan worden war. „Eigentlich viel zu viel, Jenny," pflegte dann der Alte zu sagen, „aber Du sollst mit Geld umgehen lernen." Ach, waren das Zeiten gewesen! Mittags, Schlag Zwölf, wenn man zu Tisch ging, saß sie zwischen dem Commis Herrn Mielke und dem Lehrling Louis, die beide, so verschieden sie sonst waren, dieselbe hochstehende Kammtolle und dieselben erfrorenen Hände hatten. Und Louis schielte bewundernd nach ihr hinüber, aber wurde jedesmal verlegen, wenn er sich auf seinen Blicken ertappt sah. Denn er war zu niedrigen Standes, aus einem Obstkeller in der Spreegasse. Ja, das Alles stand jetzt wieder vor ihrer Seele, während sie sich auf dem Flur umsah und endlich die Klingel neben der Thür zog. Der überall verbogene Draht raschelte denn auch, aber kein Anschlag ließ sich hören, und so faßte sie schließlich den Klingelgriff noch einmal und zog stärker. Jetzt klang auch ein Bimmelton von der Küche her bis auf den Flur herüber, und ein paar Augenblicke später ließ sich erkennen, daß eine hinter dem Guckloch befindliche kleine Holzklappe bei Seite geschoben wurde. Sehr wahrscheinlich war es des Professors Wirthschafterin, die jetzt, von ihrem Beobachtungsposten aus, nach Freund oder Feind aussah, und als diese Beobachtung ergeben hatte, daß es „gut Freund" sei, wurde der Thürriegel ziemlich geräuschvoll zurückgeschoben, und eine ramassirte Frau von Ausgangs Vierzig, mit einem ansehnlichen Haubenbau auf ihrem vom Herdfeuer gerötheten Gesicht, stand vor ihr.

„Ach, Frau Treibel . . . Frau Commerzienräthin . . . Welche Ehre . . ."

„Guten Tag, liebe Frau Schmolke. Was macht der Professor? Und was macht Fräulein Corinna? Ist das Fräulein zu Hause?"

„Ja, Frau Commerzienräthin. Eben wieder nach Hause gekommen aus der Philharmonie. Wie wird sie sich freuen."

Und dabei trat Frau Schmolke zur Seite, um den Weg nach dem einfenstrigen, zwischen den zwei Vorderstuben gelegenen und mit einem schmalen Leinwandläufer belegten Entrée frei zu geben. Aber ehe die Commerzienräthin noch eintreten konnte, kam ihr Fräulein Corinna schon entgegen und führte die „mütterliche Freundin", wie sich die Räthin gern selber nannte, nach rechts hin, in das eine Vorderzimmer.

Dies war ein hübscher, hoher Raum, die Jalousien herabgelassen, die Fenster nach innen auf, vor deren einem eine Blumenestrade mit Goldlack und Hyacinthen stand. Auf dem Sophatische präsentirte sich gleichzeitig eine Glasschale mit Apfelsinen, und die Porträts der Eltern des Professors, des Rechnungsraths Schmidt aus der Heroldskammer und seiner Frau, geb. Schwerin, sahen auf die

Glasschale hernieder — der alte Rechnungsrath in Frack und rothem Adlerorden, die geborne Schwerin mit starken Backenknochen und Stubsnase, was, trotz einer ausgesprochenen Bürgerlichkeit, immer noch mehr auf die pommersch-uckermärkischen Träger des berühmten Namens, als auf die spätere, oder, wenn man will, auch viel frühere posensche Linie hindeutete.

„Liebe Corinna, wie nett Du dies Alles zu machen verstehst und wie hübsch es doch bei Euch ist, so kühl und so frisch — und die schönen Hyacinthen. Mit den Apfelsinen verträgt es sich freilich nicht recht, aber das thut nichts, es sieht so gut aus . . . Und nun legst Du mir in Deiner Sorglichkeit auch noch das Sophakissen zurecht! Aber verzeih', ich sitze nicht gern auf dem Sopha; das ist immer so weich, und man sinkt dabei so tief ein. Ich setze mich lieber hier in den Lehnstuhl und sehe zu den alten, lieben Gesichtern da hinauf. Ach, war das ein Mann; gerade wie Dein Vater. Aber der alte Rechnungsrath war beinah' noch verbindlicher, und einige sagten auch immer, er sei so gut wie von der Colonie. Was auch stimmte. Denn seine Großmutter, wie Du freilich besser weißt als ich, war ja eine Charpentier, Stralauer-Straße."

Unter diesen Worten hatte die Commerzienräthin in einem hohen Lehnstuhle Platz genommen und sah mit dem Lorgnon nach den „lieben Gesichtern" hinauf, deren sie sich eben so huldvoll erinnert hatte, während Corinna fragte, ob sie nicht etwas Mosel und Selterwasser bringen dürfe, es sei so heiß.

„Nein, Corinna, ich komme eben vom Lunch, und Selterwasser steigt mir immer so zu Kopf. Sonderbar, ich kann Sherry vertragen und auch Port, wenn er lange gelagert hat, aber Mosel und Selterwasser, das benimmt mich . . . Ja, sieh' Kind, dies Zimmer hier, das kenne ich nun schon vierzig Jahre und darüber, noch aus Zeiten her, wo ich ein halbwachsen Ding war, mit kastanienbraunen Locken, die meine Mutter, so viel sie sonst zu thun hatte, doch immer mit rührender Sorgfalt wickelte. Denn damals, meine liebe Corinna, war das Rothblonde noch nicht so Mode wie jetzt, aber kastanienbraun galt schon, besonders wenn es Locken waren, und die Leute sahen mich auch immer darauf an. Und Dein Vater auch. Er war damals noch ein Student und dichtete. Du wirst es kaum glauben, wie reizend und wie rührend das Alles war, denn die Kinder wollen es immer nicht wahr haben, daß die Eltern auch einmal jung waren und gut aussahen und ihre Talente hatten. Und ein paar Gedichte waren an mich gerichtet, die hab' ich mir aufgehoben bis diesen Tag, und wenn mir schwer ums Herz ist, dann nehme ich das kleine Buch, das ursprünglich einen blauen Deckel hatte (jetzt aber hab' ich es in grünen Maroquin binden lassen) und setze mich ans Fenster und sehe auf unsern Garten und weine mich still aus, ganz still, daß es Niemand sieht, am wenigsten Treibel oder die Kinder. Ach Jugend! Meine liebe Corinna, Du weißt gar nicht, welch' ein Schatz die Jugend ist, und wie die reinen Gefühle, die noch kein rauher Hauch getrübt hat, doch unser Bestes sind und bleiben."

„Ja," lachte Corinna, „die Jugend ist gut. Aber ‚Commerzienräthin' ist auch gut und eigentlich noch besser. Ich bin für einen Landauer und einen Garten um die Villa herum. Und wenn Ostern ist und Gäste kommen, natürlich recht viele, so werden Ostereier in dem Garten versteckt, und jedes Ei ist eine

Atrappe voll Confitüren von Hövell oder Kranzler, oder auch ein kleines Necessaire ist drin. Und wenn dann all' die Gäste die Eier gefunden haben, dann nimmt jeder Herr seine Dame, und man geht zu Tisch. Ich bin durchaus für Jugend, aber für Jugend mit Wohlleben und hübschen Gesellschaften."

„Das höre ich gern, Corinna, wenigstens gerade jetzt; denn ich bin hier, um Dich einzuladen, und zwar auf morgen schon; es hat sich so rasch gemacht. Ein junger Mr. Nelson ist nämlich bei Otto Treibel's angekommen (das heißt aber, er wohnt nicht bei ihnen) ein Sohn von Nelson & Co. aus Liverpool, mit denen mein Sohn Otto seine Hauptgeschäftsverbindung hat. Und Helene kennt ihn auch. Das ist so hamburgisch, die kennen alle Engländer, und wenn sie sie nicht kennen, so thun sie wenigstens so. Mir unbegreiflich. Also Mr. Nelson, der übermorgen schon wieder abreist, um den handelt es sich; ein lieber Geschäftsfreund, den Otto's durchaus einladen mußten. Das verbot sich aber leider, weil Helene 'mal wieder Plätttag hat, was nach ihrer Meinung allem Anderen vorgeht, sogar im Geschäft. Da haben wir's denn übernommen, offen gestanden nicht allzu gern, aber doch auch nicht geradezu ungern. Otto war nämlich, während seiner englischen Reise, wochenlang in dem Nelson'schen Hause zu Gast. Du siehst daraus, wie's steht und wie sehr mir an Deinem Kommen liegen muß; Du sprichst Englisch und hast Alles gelesen und hast vorigen Winter auch Mr. Booth als Hamlet gesehen. Ich weiß noch recht gut, wie Du davon schwärmtest. Und englische Politik und Geschichte wirst Du natürlich auch wissen, dafür bist Du ja Deines Vaters Tochter."

„Nicht viel weiß ich davon, nur ein bischen. Ein bischen lernt man ja."

„Ja, jetzt, liebe Corinna. Du hast es gut gehabt und Alle haben es jetzt gut. Aber zu meiner Zeit, da war es anders, und wenn mir nicht der Himmel, dem ich dafür danke, das Herz für das Poetische gegeben hätte, was, wenn es 'mal in einem lebt, nicht wieder auszurotten ist, so hätte ich nichts gelernt und wüßte nichts. Aber, Gott sei Dank, ich habe mich an Gedichten herangebildet, und wenn man viele davon auswendig weiß, so weiß man doch Manches. Und daß es so ist, sieh', das verdanke ich nächst Gott, der es in meine Seele pflanzte, Deinem Vater. Der hat das Blümlein groß gezogen, das sonst drüben in dem Ladengeschäft unter all' den prosaischen Menschen — und Du glaubst gar nicht, wie prosaische Menschen es gibt — verkümmert wäre . . . Wie geht es denn mit Deinem Vater? Es muß ein Vierteljahr sein oder länger, daß ich ihn nicht gesehen habe, den 14. Februar, an Otto's Geburtstag. Aber er ging so früh, weil so viel gesungen wurde."

„Ja, das liebt er nicht. Wenigstens dann nicht, wenn er damit überrascht wird. Es ist eine Schwäche von ihm, und Manche nennen es eine Unart."

„O, nicht doch, Corinna, das darfst Du nicht sagen. Dein Vater ist bloß ein origineller Mann. Ich bin unglücklich, daß man seiner so selten habhaft werden kann. Ich hätt' ihn auch zu morgen gerne mit eingeladen, aber ich bezweifle, daß Mr. Nelson ihn interessirt, und von den Anderen ist nun schon gar nicht zu sprechen; unser Freund Krola wird morgen wohl wieder singen, und Assessor Goldammer seine Polizeigeschichten erzählen und sein Kunststück mit dem Hut und den zwei Thalern machen."

„O, da freu' ich mich. Aber freilich, Papa thut sich nicht gerne Zwang an, und seine Bequemlichkeit und seine Pfeife sind ihm lieber, als ein junger Engländer, der vielleicht dreimal um die Welt gefahren ist. Papa ist gut, aber einseitig und eigensinnig."

„Das kann ich nicht zugeben, Corinna. Dein Papa ist ein Juwel, das weiß ich am besten."

„Er unterschätzt alles Aeußerliche, Besitz und Geld, und überhaupt Alles, was schmückt und schön macht."

„Nein, Corinna, sage das nicht. Er sieht das Leben von der richtigen Seite an; er weiß, daß Geld eine Last ist und daß das Glück ganz wo anders liegt." Sie schwieg bei diesen Worten und seufzte nur leise. Dann aber fuhr sie fort: „Ach, meine liebe Corinna, glaube mir, kleine Verhältnisse, das ist *das*, was allein glücklich macht."

Corinna lächelte. „Das sagen Alle die, die drüber stehen und die kleinen Verhältnisse nicht kennen."

„Ich kenne sie, Corinna."

„Ja, von früher her. Aber das liegt nun zurück und ist vergessen oder wohl gar verklärt. Eigentlich liegt es doch so: Alles möchte reich sein, und ich verdenke es Keinem. Papa freilich, der schwört noch auf die Geschichte von dem Kameel und dem Nadelöhr. Aber die junge Welt . . ."

„. . . Ist leider anders. Nur zu wahr. Aber so gewiß das ist, so ist es doch nicht so schlimm damit, wie Du Dir's denkst. Es wäre auch zu traurig, wenn der Sinn für das Ideale verloren ginge, vor Allem in der Jugend. Und in der Jugend lebt er auch noch. Da ist zum Beispiel Dein Vetter Marcell, den Du beiläufig morgen auch treffen wirst (er hat schon zugesagt), und an dem ich wirklich nichts weiter zu tadeln wüßte, als daß er Wedderkopp heißt. Wie kann ein so feiner Mann einen so störrischen Namen führen! Aber wie dem auch sein möge, wenn ich ihn bei Otto's treffe, so spreche ich immer so gern mit ihm. Und warum? Bloß weil er die Richtung hat, die man haben soll. Selbst unser guter Krola sagte mir erst neulich, Marcell sei eine von Grund aus ethische Natur, was er noch höher stelle als das Moralische; worin ich ihm, nach einigen Aufklärungen von seiner Seite, beistimmen mußte. Nein, Corinna, gib den Sinn, der sich nach oben richtet, nicht auf, jenen Sinn, der von dorther allein das Heil erwartet. Ich habe nur meine beiden Söhne, Geschäftsleute, die den Weg ihres Vaters gehen, und ich muß es geschehen lassen; aber wenn mich Gott durch eine Tochter gesegnet hätte, *die* wäre *mein* gewesen, auch im Geist, und wenn sich ihr Herz einem armen, aber edlen Manne, sagen wir einem Manne wie Marcell Wedderkopp, zugeneigt hätte . . ."

„. . . So wäre das ein Paar geworden," lachte Corinna. „Der arme Marcell! Da hätt' er nun sein Glück machen können, und muß gerade die Tochter fehlen."

Die Commerzienräthin nickte.

„Ueberhaupt ist es schade, daß es so selten klappt und paßt," fuhr Corinna fort. „Aber Gott sei Dank, gnädigste Frau haben ja noch den Leopold, jung und unverheirathet, und da Sie solche Macht über ihn haben — so wenigstens

sagt er selbst, und sein Bruder Otto sagt es auch, und alle Welt sagt es — so könnt' er Ihnen, da der ideale Schwiegersohn nun 'mal eine Unmöglichkeit ist, wenigstens eine ideale Schwiegertochter ins Haus führen, eine reizende, junge Person, vielleicht eine Schauspielerin . . ."

„Ich bin nicht für Schauspielerinnen . . ."

„Oder eine Malerin, oder eine Pastors- oder eine Professorentochter . . ."

Die Commerzienräthin stutzte bei diesem letzten Worte und streifte Corinna stark, wenn auch flüchtig. Indessen wahrnehmend, daß diese heiter und unbefangen blieb, schwand ihre Furchtanwandlung ebenso schnell wie sie gekommen war. „Ja, Leopold," sagte sie, „den hab' ich noch. Aber Leopold ist ein Kind. Und seine Verheirathung steht jedenfalls noch in weiter Ferne. Wenn er aber käme . . ." Und die Commerzienräthin schien sich allen Ernstes — vielleicht weil es sich um etwas noch „in so weiter Ferne" Liegendes handelte — der Vision einer idealen Schwiegertochter hingeben zu wollen, kam aber nicht dazu, weil in eben diesem Augenblicke der aus seiner Obersecunda kommende Professor eintrat und seine Freundin, die Räthin, mit vieler Artigkeit begrüßte.

„Stör' ich?"

„In Ihrem eigenen Hause? Nein, lieber Professor; Sie können überhaupt nie stören. Mit Ihnen kommt immer das Licht. Und wie Sie waren, so sind Sie geblieben. Aber mit Corinna bin ich nicht zufrieden. Sie spricht so modern und verleugnet ihren Vater, der immer nur in einer schönen Gedankenwelt lebte . . ."

„Nun ja, ja," sagte der Professor. „Man kann es so nennen. Aber ich denke, sie wird sich noch wieder zurückfinden. Freilich, einen Stich ins Moderne wird sie wohl behalten. Schade. Das war anders als wir jung waren, da lebte man noch in Phantasie und Dichtung . . ."

Er sagte das so hin, mit einem gewissen Pathos, als ob er seinen Secundanern eine besondere Schönheit aus dem Horaz oder aus dem Parcival (denn er war Classiker und Romantiker zugleich) zu demonstriren hätte. Sein Pathos war aber doch etwas theatralisch gehalten und mit einer feinen Ironie gemischt, die die Commerzienräthin auch klug genug war, herauszuhören. Sie hielt es indessen trotzdem für angezeigt, einen guten Glauben zu zeigen, nickte deshalb nur und sagte: „Ja, schöne Tage, die nie wiederkehren."

„Nein," sagte der in seiner Rolle mit dem Ernst eines Großinquisitors fortfahrende Wilibald. „Es ist vorbei damit; aber man muß eben weiter leben."

Eine halbverlegene Stille trat ein, während welcher man, von der Straße her, einen scharfen Peitschenknips hörte.

„Das ist ein Mahnzeichen," warf jetzt die Commerzienräthin ein, eigentlich froh der Unterbrechung. „Johann unten wird ungeduldig. Und wer hätte den Muth, es mit einem solchen Machthaber zu verderben."

„Niemand," erwiderte Schmidt. „An der guten Laune unserer Umgebung hängt unser Lebensglück; ein Minister bedeutet mir wenig, aber die Schmolke . . ."

„Sie treffen es wie immer, lieber Freund."

Und unter diesen Worten erhob sich die Commerzienräthin und gab Corinna einen Kuß auf die Stirn, während sie Wilibald die Hand reichte. „Mit uns, lieber Professor, bleibt es beim Alten, unentwegt.“ Und damit verließ sie das Zimmer, von Corinna bis auf den Flur und die Straße begleitet.

„Unentwegt,“ wiederholte Wilibald, als er allein war. „Herrliches Modewort, und nun auch schon bis in die Villa Treibel gedrungen . . . Eigentlich ist meine Freundin Jenny noch gerade so wie vor vierzig Jahren, wo sie die kastanienbraunen Locken schüttelte. Das Sentimentale liebte sie schon damals, aber doch immer unter Bevorzugung von Courmachen und Schlagsahne. Jetzt ist sie nun rundlich geworden und beinah' gebildet, oder doch, was man so gebildet zu nennen pflegt, und Adolar Krola trägt ihr Arien aus Lohengrin und Tannhäuser vor. Denn ich denke mir, daß das ihre Lieblingsopern sind. Ach, ihre Mutter, die gute Frau Bürstenbinder, die das Püppchen drüben im Apfelsinenladen immer so hübsch herauszuputzen wußte, sie hat in ihrer Weiberklugheit damals ganz richtig gerechnet. Nun ist das Püppchen eine Commerzienräthin und kann sich Alles gönnen, auch das Ideale, und sogar „unentwegt“. Ein Musterstück von einer Bourgeoise.“

Und dabei trat er ans Fenster, hob die Jalousien ein wenig und sah, wie Corinna, nachdem die Commerzienräthin ihren Sitz wieder eingenommen hatte, den Wagenschlag ins Schloß warf. Noch ein gegenseitiger Gruß, an dem die Gesellschaftsdame mit sauer-süßer Miene theilnahm, und die Pferde zogen an und trabten langsam auf die nach der Spree hin gelegene Ausfahrt zu, weil es schwer war, in der engen Adlerstraße zu wenden.

Als Corinna wieder oben war, sagte sie: „Du hast doch nichts dagegen, Papa. Ich bin morgen zu Treibel's zu Tisch geladen. Marcell ist auch da, und ein junger Engländer, der sogar Nelson heißt.“

„Ich was dagegen? Gott bewahre. Wie könnt' ich was dagegen haben, wenn ein Mensch sich amüsiren will. Ich nehme an, Du amüsirst Dich.“

„Gewiß amüsir' ich mich. Es ist doch 'mal 'was Anderes. Was Distelkamp sagt und Rindfleisch und der kleine Friedeberg, das weiß ich ja schon Alles auswendig. Aber was Nelson sagen wird, denk' Dir, Nelson, das weiß ich nicht.“

„Viel Gescheidtes wird es wohl nicht sein.“

„Das thut nichts. Ich sehne mich manchmal nach Ungescheidtheiten.“

„Da hast Du Recht, Corinna.“

Zweites Capitel.

Die Treibel'sche Villa lag auf einem großen Grundstücke, das, in bedeutender Tiefe, von der Köpnickerstraße bis an die Spree reichte. Früher hatten hier in unmittelbarer Nähe des Flusses nur Fabrikgebäude gestanden, in denen alljährlich ungezählte Centner von Blutlaugensalz und später, als sich die Fabrik erweiterte, kaum geringere Quantitäten von Berliner Blau hergestellt worden waren. Als aber nach dem 70er Kriege die Milliarden ins Land kamen und die Gründeranschauungen selbst die nüchternsten Köpfe zu beherrschen anfingen, fand auch Commerzienrath Treibel sein bis dahin in der Alten Jakobstraße ge-

legenes Wohnhaus, trotzdem es von Gontard, ja nach Einigen sogar von Knobelsdorff herrühren sollte, nicht mehr zeit- und standesgemäß, und baute sich auf seinem Fabrikgrundstück eine modische Villa mit kleinem Vorder- und parkartigem Hintergarten. Diese Villa war ein Hochparterrebau mit aufgesetztem ersten Stock, welcher letztere jedoch, um seiner niedrigen Fenster willen, eher den Eindruck eines Mezzanin als einer Bel-Etage machte. Hier wohnte Treibel seit sechzehn Jahren und begriff nicht, daß er es, einem noch dazu bloß gemuthmaßten fridericianischen Baumeister zu Liebe, so lange Zeit hindurch in der unvornehmen und aller frischen Luft entbehrenden Alten Jakobstraße ausgehalten habe; Gefühle, die von seiner Frau Jenny mindestens getheilt wurden. Die Nähe der Fabrik, wenn der Wind ungünstig stand, hatte freilich auch allerlei Mißliches im Geleite; Nordwind aber, der den Qualm herantrieb, war notorisch selten, und man brauchte ja die Gesellschaften nicht gerade bei Nordwind zu geben. Außerdem ließ Treibel die Fabrikschornsteine mit jedem Jahre höher hinaufführen und beseitigte damit den anfänglichen Uebelstand immer mehr.

* * *

Das Diner war zu sechs Uhr festgesetzt; aber bereits eine Stunde vorher sah man Huster'sche Wagen mit runden und viereckigen Körben vor dem Gittereingange halten. Die Commerzienräthin, schon in voller Toilette, beobachtete von dem Fenster ihres Boudoirs aus all' diese Vorbereitungen und nahm auch heute wieder, und zwar nicht ohne eine gewisse Berechtigung, Anstoß daran. „Daß Treibel es auch versäumen mußte, für einen Nebeneingang Sorge zu tragen! Wenn er damals nur ein vier Fuß breites Terrain von dem Nachbargrundstück zukaufte, so hätten wir einen Eingang für derart Leute gehabt. Jetzt marschirt jeder Küchenjunge durch den Vorgarten, gerade auf unser Haus zu, wie wenn er miteingeladen wäre. Das sieht lächerlich aus und auch anspruchsvoll, als ob die ganze Köpnickerstraße wissen solle: Treibel's geben heut' ein Diner. Außerdem ist es unklug, dem Neid der Menschen und dem socialdemokratischen Gefühl so ganz nutzlos neue Nahrung zu geben."

Sie sagte sich das ganz ernsthaft, gehörte jedoch zu den Glücklichen, die sich nur Weniges andauernd zu Herzen nehmen, und so kehrte sie denn vom Fenster zu ihrem Toilettentisch zurück, um noch Einiges zu ordnen und den Spiegel zu befragen, ob sie sich neben ihrer Hamburger Schwiegertochter auch werde behaupten können. Helene war freilich nur halb so alt, ja kaum das; aber die Commerzienräthin wußte recht gut, daß Jahre nichts bedeuten und daß Conversation und Augenausdruck und namentlich die „Welt der Formen" im einen und im andern Sinne, ja im „andern" Sinne noch mehr, den Ausschlag zu geben pflegen. Und hierin war die schon stark an der Grenze des Embonpoint angelangte Commerzienräthin ihrer Schwiegertochter unbedingt überlegen.

In dem mit dem Boudoir correspondirenden, an der andern Seite des Frontsaales gelegenen Zimmer saß Commerzienrath Treibel und las das „Berliner Tageblatt". Es war gerade eine Nummer, der der „Ulk" beilag. Er weidete sich an dem Schlußbild und las dann einige von Nunne's philosophischen Betrachtungen. „Ausgezeichnet . . Sehr gut . . Aber ich werde das Blatt doch bei Seite schieben oder mindestens das „Deutsche Tageblatt" darüber legen müssen.

Ich glaube, Vogelsang gibt mich sonst auf. Und ich kann ihn, wie die Dinge 'mal liegen, nicht mehr entbehren, so wenig, daß ich ihn zu heute habe einladen müssen. Ueberhaupt eine sonderbare Gesellschaft! Erst dieser Mr. Nelson, den sich Helene, weil ihre Mädchen 'mal wieder am Plättbrett stehen, gefälligst abgewälzt hat, und zu diesem Nelson dieser Vogelsang, dieser Lieutenant a. D. und Agentprovokateur in Wahlsachen. Er versteht sein Metier, so sagt man mir allgemein, und ich muß es glauben. Jedenfalls scheint mir das sicher: hat er mich erst in Teupitz-Zossen und an den Ufern der wendischen Spree durchgebracht, so bringt er mich auch hier durch. Und das ist die Hauptsache. Denn schließlich läuft doch Alles darauf hinaus, daß ich in Berlin selbst, wenn die Zeit dazu gekommen ist, den Singer oder irgend einen Andern von der Couleur bei Seite schiebe. Nach der Beredtsamkeitsprobe neulich bei Buggenhagen ist ein Sieg sehr wohl möglich, und so muß ich ihn mir warm halten. Er hat einen Sprechanismus, um den ich ihn beneiden könnte, trotzdem ich doch auch nicht in einem Trappistenkloster geboren und groß gezogen bin. Aber neben Vogelsang? Null. Und kann auch nicht anders sein; denn bei Lichte besehen, hat der ganze Kerl nur drei Lieder auf seinem Kasten und dreht eins nach dem andern von der Walze herunter, und wenn er damit fertig ist, fängt er wieder an. So steht es mit ihm, und darin steckt seine Macht, gutta cavat lapidem; der alte Wilibald Schmidt würde sich freuen, wenn er mich so citiren hörte, vorausgesetzt, daß es richtig ist. Oder vielleicht auch umgekehrt; wenn drei Fehler drin sind, amüsirt er sich noch mehr; Gelehrte sind nun 'mal so . . . Vogelsang, das muß ich ihm lassen, hat freilich noch Eines, was wichtiger ist als das ewige Wiederholen, er hat den Glauben an sich und ist überhaupt ein richtiger Fanatiker. Ob es wohl mit allem Fanatismus ebenso steht? Mir sehr wahrscheinlich. Ein leidlich gescheidtes Individuum kann eigentlich gar nicht fanatisch sein. Wer an einen Weg und eine Sache glaubt, ist allemal ein Poveretto, und ist seine Glaubenssache zugleich er selbst, so ist er gemeingefährlich und eigentlich reif für Dalldorf. Und von solcher Beschaffenheit ist just der Mann, dem zu Ehren ich, wenn ich von Mr. Nelson absehe, heute mein Diner gebe und mir zwei adlige Fräuleins eingeladen habe, blaues Blut, das hier in der Köpnickerstraße so gut wie gar nicht vorkommt und deshalb aus Berlin W. von mir verschrieben werden mußte, ja zur Hälfte sogar aus Charlottenburg. O Vogelsang! Eigentlich ist mir der Kerl ein Greuel. Aber was thut man nicht Alles als Bürger und Patriot."

Und dabei sah Treibel auf das zwischen den Knopflöchern ausgespannte Kettchen mit drei Orden en miniature, unter denen ein rumänischer der vollgültigste war, und seufzte, während er zugleich auch lachte. „Rumänien, früher Moldau und Wallachei. Es ist mir wirklich zu wenig."

* * *

Das erste Coupé, das vorfuhr, war das seines ältesten Sohnes Otto, der sich selbständig etablirt und ganz am Ausgange der Köpnickerstraße, zwischen dem zur Pionierkaserne gehörigen Pontonhaus und dem Schlesischen Thor, einen Holzhof errichtet hatte, freilich von der höheren Observanz, denn es waren Farbehölzer, Fernambuk- und Campecheholz, mit denen er handelte. Seit etwa acht

Jahren war er auch verheirathet. Im selben Augenblicke, wo der Wagen hielt, zeigte er sich seiner jungen Frau beim Aussteigen behülflich, bot ihr verbindlich den Arm und schritt, nach Passirung des Vorgartens, auf die Freitreppe zu, die zunächst zu einem verandaartigen Vorbau der väterlichen Villa hinaufführte. Der alte Commerzienrath stand schon in der Glasthür und empfing die Kinder mit der ihm eigenen Jovialität. Gleich darauf erschien auch die Commerzienräthin aus dem seitwärts angrenzenden und nur durch eine Portière von dem großen Empfangssaal geschiedenen Zimmer und reichte der Schwiegertochter die Backe, während ihr Sohn Otto ihr die Hand küßte. „Gut, daß Du kommst, Helene," sagte sie mit einer glücklichen Mischung von Behaglichkeit und Ironie, worin sie, wenn sie wollte, Meisterin war. „Ich fürchtete schon, Du würdest Dich auch vielleicht behindert sehen."

„Ach, Mama, verzeih' . . . Es war nicht bloß des Plätttags halber; unsere Köchin hat zum 1. Juni gekündigt, und wenn sie kein Interesse mehr haben, so sind sie so unzuverlässig; und auf Elisabeth ist nun schon gar kein Verlaß mehr. Sie ist ungeschickt bis zur Unschicklichkeit und hält die Schüsseln immer so dicht über den Schultern, besonders der Herren, als ob sie sich ausruhen wollte . . ."

Die Commerzienräthin lächelte halb versöhnt, denn sie hörte gern dergleichen.

„. . . Und aufschieben," fuhr Helene fort, „verbot sich auch. Mr. Nelson, wie Du weißt, reist schon morgen Abend wieder. Uebrigens ein charmanter junger Mann, der Euch gefallen wird. Etwas kurz und einsilbig, vielleicht weil er nicht recht weiß, ob er sich deutsch oder englisch ausdrücken soll; aber was er sagt, ist immer gut und hat ganz die Gesetztheit und Wohlerzogenheit, die die meisten Engländer haben. Und dabei immer wie aus dem Ei gepellt. Ich habe nie solche Manschetten gesehen, und es bedrückt mich geradezu, wenn ich dann sehe, womit sich mein armer Otto behelfen muß, bloß weil man die richtigen Kräfte beim besten Willen nicht haben kann. Und so sauber wie die Manschetten, so sauber ist Alles an ihm, ich meine an Mr. Nelson, auch sein Kopf und sein Haar. Wahrscheinlich, daß er es mit Honey-water bürstet, oder vielleicht ist es auch bloß mit Hülfe von Shampooing."

Der so rühmlich Gekennzeichnete war der Nächste, der am Gartengitter erschien und schon im Herankommen die Commerzienräthin einigermaßen in Erstaunen setzte. Diese hatte, nach der Schilderung ihrer Schwiegertochter, einen Ausbund von Eleganz erwartet; statt dessen kam ein Menschenkind daher, an dem, mit Ausnahme der von der jungen Frau Treibel gerühmten Manschettenspecialität, eigentlich Alles die Kritik herausforderte. Den ungebürsteten Cylinder im Nacken und reisemäßig in einem gelb- und braunquadrirten Anzuge steckend, stieg er, von links nach rechts sich wiegend, die Freitreppe herauf, und grüßte mit der bekannten heimathlichen Mischung von Selbstbewußtsein und Verlegenheit. Otto ging ihm entgegen, um ihn seinen Eltern vorzustellen.

„Mr. Nelson from Liverpool, — derselbe, lieber Papa, mit dem ich . . ."

„Ah, Mr. Nelson. Sehr erfreut. Mein Sohn spricht noch oft von seinen glücklichen Tagen in Liverpool und von dem Ausfluge, den er damals mit Ihnen nach Dublin und, wenn ich nicht irre, auch nach Glasgow machte. Das geht jetzt ins neunte Jahr; Sie müssen damals noch sehr jung gewesen sein."

„O nicht sehr jung, Mr. Treibel, . . . about sixteen . . ."

„Nun, ich dächte doch, sechzehn . . ."

„O, sechzehn, nicht sehr jung, . . . nicht für uns."

Diese Versicherungen klangen um so komischer, als Mr. Nelson, auch jetzt noch, wie ein Junge wirkte. Zu weiteren Betrachtungen darüber war aber keine Zeit, weil eben jetzt eine Droschke zweiter Classe vorfuhr, der ein langer, hagerer Mann in Uniform entstieg. Er schien Auseinandersetzungen mit dem Kutscher zu haben, während deren er übrigens eine beneidenswerth sichere Haltung beobachtete, und nun rückte er sich zurecht und warf die Gitterthür ins Schloß. Er war in Helm und Degen; aber ehe man noch der „Schilderhäuser" auf seiner Achselklappe gewahr werden konnte, stand es für jeden mit militärischem Blick nur einigermaßen Ausgerüsteten fest, daß er seit wenigstens dreißig Jahren außer Dienst sein müsse. Denn die Grandezza, mit der er daher kam, war mehr die Steifheit eines alten, irgend einer ganz seltenen Secte zugehörigen Torf- oder Salzinspectors, als die gute Haltung eines Officiers. Alles gab sich mehr oder weniger automatenhaft, und der in zwei gewirbelten Spitzen auslaufende schwarze Schnurrbart wirkte nicht nur gefärbt, was er natürlich war, sondern zugleich auch wie angeklebt. Desgleichen der Henriquatre. Dabei lag sein Untergesicht im Schatten zweier vorspringender Backenknochen. Mit der Ruhe, die sein ganzes Wesen auszeichnete, stieg er jetzt die Freitreppe hinauf und schritt auf die Commerzienräthin zu. „Sie haben befohlen, meine Gnädigste . . ." „Hoch erfreut, Herr Lieutenant . . ." Inzwischen war auch der alte Treibel herangetreten und sagte: „Lieber Vogelsang, erlauben Sie mir, daß ich Sie mit den Herrschaften bekannt mache; meinen Sohn Otto kennen Sie, aber nicht seine Frau, meine liebe Schwiegertochter, — Hamburgerin, wie Sie leicht erkennen werden . . . Und hier," und dabei schritt er auf Mr. Nelson zu, der sich mit dem inzwischen ebenfalls erschienenen Leopold Treibel gemüthlich und ohne jede Rücksicht auf den Rest der Gesellschaft unterhielt, „und hier ein junger lieber Freund unseres Hauses, Mr. Nelson from Liverpool."

Vogelsang zuckte bei dem Wort „Nelson" zusammen und schien einen Augenblick zu glauben — denn er konnte die Furcht des Gefopptwerdens nie ganz los werden —, daß man sich einen Witz mit ihm erlaube. Die ruhigen Mienen Aller aber belehrten ihn bald eines Besseren, weshalb er sich artig verbeugte und zu dem jungen Engländer sagte: „Nelson. Ein großer Name. Sehr erfreut, Mr. Nelson."

Dieser lachte dem alt und aufgesteift vor ihm stehenden Lieutenant ziemlich ungenirt ins Gesicht, denn solche komische Person war ihm noch gar nicht vorgekommen. Daß er in seiner Art eben so komisch wirkte, dieser Grad der Erkenntniß lag ihm fern. Vogelsang biß sich auf die Lippen und befestigte sich, unter dem Eindruck dieser Begegnung, in der lang gehegten Vorstellung von der Impertinenz englischer Nation. Im Uebrigen war jetzt der Zeitpunkt da, wo das Eintreffen immer neuer Ankömmlinge von jeder anderen Betrachtung abzog und die Sonderbarkeiten eines Engländers rasch vergessen ließ.

Einige der befreundeten Fabrikbesitzer aus der Köpnickerstraße lösten in ihren Chaisen mit niedergeschlagenem Verdeck die, wie es schien, noch immer sich be-

sinnende Vogelsang'sche Droschke rasch und beinahe gewaltsam ab; dann kam Corinna sammt ihrem Vetter Marcell Wedderkopp (beide zu Fuß) und schließlich fuhr Johann, der Commerzienrath Treibel'sche Kutscher, vor, und dem mit blauem Atlas ausgeschlagenen Landauer — derselbe, darin gestern die Commerzienräthin ihren Besuch bei Corinna gemacht hatte — entstiegen zwei alte Damen, die von Johann mit ganz besonderem und beinahe überraschlichem Respect behandelt wurden. Es erklärte sich dies aber einfach daraus, daß Treibel, gleich bei Beginn dieser ihm wichtigen und jetzt etwa um dritthalb Jahre zurückliegenden Bekanntschaft, zu seinem Kutscher gesagt hatte: „Johann, ein für allemal, diesen Damen gegenüber immer Hut in Hand. Das Andere, Du verstehst mich, ist meine Sache." Dadurch waren die guten Manieren Johanns außer Frage gestellt. Beiden alten Damen ging Treibel jetzt bis in die Mitte des Vorgartens entgegen, und nach lebhaften Becomplimentirungen, an denen auch die Commerzienräthin theilnahm, stieg man wieder die Gartentreppe hinauf und trat, von der Veranda her, in den großen Empfangssalon ein, der bis dahin, weil das schöne Wetter zum Verweilen im Freien einlud, nur von Wenigen betreten worden war. Fast Alle kannten sich von früheren Treibel'schen Diners her; nur Vogelsang und Nelson waren Fremde, was den partiellen Vorstellungsact erneuerte. „Darf ich Sie," wandte sich Treibel an die zuletzt erschienenen alten Damen, „mit zwei Herren bekannt machen, die mir heute zum ersten Male die Ehre ihres Besuches geben: Lieutenant Vogelsang, Präsident unseres Wahlcomités, und Mr. Nelson from Liverpool." Man verneigte sich gegenseitig. Dann nahm Treibel Vogelsang's Arm und flüsterte diesem, um ihn einigermaßen zu orientiren, zu: „Zwei Damen vom Hofe; die korpulente: Frau Majorin von Ziegenhals, die nicht korpulente (worin sie mir zustimmen werden): Fräulein Edwine von Bomst."

„Merkwürdig," sagte Vogelsang. „Ich würde, die Wahrheit zu gestehen . . ."

„Eine Vertauschung der Namen für angezeigt gehalten haben. Da treffen Sie's, Vogelsang. Und es freut mich, daß Sie ein Auge für solche Dinge haben. Da bezeugt sich das alte Lieutenantsblut. Ja, diese Ziegenhals; einen Meter Brustweite wird sie wohl haben, und es lassen sich allerhand Betrachtungen darüber anstellen, werden auch wohl seiner Zeit angestellt worden sein. Im Uebrigen, es sind das so die scherzhaften Widerspiele, die das Leben erheitern. Klopstock war Dichter, und ein Anderer, den ich noch persönlich gekannt habe, hieß Griepenkerl . . . Es trifft sich, daß uns beide Damen ersprießliche Dienste leisten können."

„Wie das? wie so?"

„Die Ziegenhals ist eine rechte Cousine von dem Zossener Landesältesten, und ein Bruder der Bomst hat sich mit einer Pastorstochter aus der Storkower Gegend ehelich vermählt. Halbe Mesalliance, die wir ignoriren müssen, weil wir Vortheil daraus ziehen. Man muß, wie Bismarck, immer ein Dutzend Eisen im Feuer haben . . . Ah, Gott sei Dank. Johann hat den Rock gewechselt und gibt das Zeichen. Allerhöchste Zeit . . . Eine Viertelstunde warten, geht; aber zehn Minuten darüber ist zu viel . . . Ohne mich ängstlich zu belauschen, ich höre, wie der Hirsch nach Wasser schreit. Bitte, Vogelsang, führen Sie meine Frau . . . Liebe Corinna,

bemächtigen Sie sich Nelson's . . . Victory and Westminster-Abbey; das Entern ist diesmal an Ihnen. Und nun meine Damen, . . . darf ich um Ihren Arm bitten, Frau Majorin? . . . und um den Ihren, mein gnädigstes Fräulein?"

Und die Ziegenhals am rechten, die Bomst am linken Arm, ging er auf die Flügelthür zu, die sich, während dieser seiner letzten Worte, mit einer gewissen langsamen Feierlichkeit geöffnet hatte.

Drittes Capitel.

Das Eßzimmer entsprach genau dem vorgelegenen Empfangszimmer und hatte den Blick auf den großen, parkartigen Hintergarten mit plätscherndem Springbrunnen, ganz in der Nähe des Hauses; eine kleine Kugel stieg auf dem Wasserstrahl auf und ab, und auf dem Querholz einer zur Seite stehenden Stange saß ein Kakadu und sah, mit dem bekannten Auge voll Tiefsinn, abwechselnd auf den Strahl mit der balancirenden Kugel und dann wieder in den Eßsaal, dessen oberes Schiebefenster, der Ventilation halber, etwas herabgelassen war. Der Kronleuchter brannte schon, aber die niedrig geschraubten Flämmchen waren in der Nachmittagssonne kaum sichtbar und führten ihr schwaches Vorleben nur deshalb, weil der Commerzienrath, um ihn selbst sprechen zu lassen, nicht liebte, „durch Manipulationen im Laternenanzündestil in seiner Dinerstimmung gestört zu werden." Auch der bei der Gelegenheit hörbar werdende kleine Puff, den er gern als „moderirten Salutschuß" bezeichnete, konnte seine Gesammtstellung zu der Frage nicht ändern. Der Speisesaal selbst war von schöner Einfachheit: gelber Stuck, in den einige Reliefs eingelegt waren, reizende Arbeiten von Professor Franz. Seitens der Commerzienräthin war, als es sich um diese Ausschmückung handelte, Reinhold Begas in Vorschlag gebracht, aber von Treibel, als seinen Etat überschreitend, abgelehnt worden. „Das ist für die Zeit, wo wir Generalconsuls sein werden . . ." „eine Zeit, die nie kommt," hatte Jenny geantwortet. „Doch, doch Jenny; Teupitz-Zossen ist die erste Staffel dazu." Er wußte, wie zweifelhaft seine Frau seiner Wahlagitation und allen sich daran knüpfenden Hoffnungen gegenüberstand, weshalb er gern durchklingen ließ, daß er von dem Baum seiner Politik auch für die weibliche Eitelkeit noch goldene Früchte zu heimsen gedenke.

Draußen setzte der Wasserstrahl sein Spiel fort. Drinnen im Saal aber, in der Mitte der Tafel, die, statt der üblichen Riesenvase mit Flieder und Goldregen, ein kleines Blumenparket zeigte, saß der alte Treibel, neben sich die beiden adligen Damen, ihm gegenüber seine Frau zwischen Lieutenant Vogelsang und dem ehemaligen Opernsänger Adolar Krola. Krola war seit fünfzehn Jahren Hausfreund, worauf ihm dreierlei einen gleichmäßigen Anspruch gab: sein gutes Aeußere, seine gute Stimme und sein gutes Vermögen. Er hatte sich nämlich kurz vor seinem Rücktritt von der Bühne mit einer Millionärstochter verheirathet. Allgemein zugestanden, war er ein sehr liebenswürdiger Mann, was er vor manchem seiner ehemaligen Collegen ebenso sehr voraus hatte, wie die mehr als gesicherte Finanzlage.

Frau Jenny präsentirte sich in vollem Glanz, und ihre Herkunft aus dem kleinen Laden in der Adlerstraße war in ihrer Erscheinung bis auf den letzten Rest getilgt. Alles wirkte reich und elegant; aber die Spitzen auf dem veilchenfarbenen Brokatkleide, so viel mußte gesagt werden, thaten es nicht allein, auch nicht die kleinen Brillantohrringe, die bei jeder Bewegung hin und her blitzten; nein, was ihr mehr als alles Andere eine gewisse Vornehmheit lieh, war die sichere Ruhe, womit sie zwischen ihren Gästen thronte. Keine Spur von Aufregung gab sich zu erkennen, zu der allerdings auch keine Veranlassung vorlag. Sie wußte, was in einem reichen und auf Repräsentation gestellten Hause brauchbare Dienstleute bedeuten, und so wurde denn Alles, was sich nach dieser Seite hin nur irgend wie bewährte, durch hohen Lohn und gute Behandlung festgehalten. Alles ging in Folge davon wie am Schnürchen, auch heute wieder, und ein Blick Jenny's regierte das Ganze, wobei das untergeschobene Luftkissen, das ihr eine dominirende Stellung gab, ihr nicht wenig zu Statten kam. In ihrem Sicherheitsgefühl war sie zugleich die Liebenswürdigkeit selbst. Ohne Furcht, wirthschaftlich irgend etwas ins Stocken kommen zu sehen, konnte sie sich selbstverständlich auch den Pflichten einer gefälligen Unterhaltung widmen, und weil sie's störend empfinden mochte — den ersten Begrüßungsmoment abgerechnet —, zu keinem einzigen intimeren Gesprächsworte mit den adligen Damen gekommen zu sein, so wandte sie sich jetzt über den Tisch hin an die Bomst und fragte voll anscheinender oder vielleicht auch voll wirklicher Theilnahme: „Haben Sie, mein gnädigstes Fräulein, neuerdings etwas von Prinzeß Anisettchen gehört? Ich habe mich immer für diese junge Prinzessin lebhaft interessirt, ja, für die ganze Linie des Hauses. Sie soll glücklich verheirathet sein. Ich höre so gern von glücklichen Ehen, namentlich in der Oberspähre der Gesellschaft, und ich möchte dabei bemerken dürfen, es scheint mir eine thörichte Annahme, daß auf den Höhen der Menschheit das Eheglück ausgeschlossen sein solle."

„Gewiß," unterbrach hier Treibel übermüthig, „ein solcher Verzicht auf das denkbar Höchste . . ."

„Lieber Treibel," fuhr die Räthin fort, „ich richtete mich an das Fräulein v. Bomst, das, bei jedem schuldigen Respect vor Deiner sonstigen Allgemeinkenntniß, mir in Allem, was „Hof" angeht, doch um ein Erhebliches competenter ist als Du."

„Zweifellos," sagte Treibel. Und die Bomst, die dies eheliche Intermezzo mit einem sichtlichen Behagen begleitet hatte, nahm nun ihrerseits das Wort und erzählte von der Prinzessin, die ganz die Großmutter sei, denselben Teint und vor Allem dieselbe gute Laune habe. Das wisse, so viel dürfe sie wohl sagen, Niemand besser als sie, denn sie habe noch des Vorzugs genossen, unter den Augen der Hochseligen, die eigentlich ein Engel gewesen, ihr Leben bei Hofe beginnen zu dürfen, bei welcher Gelegenheit sie so recht die Wahrheit begriffen habe, daß die Natürlichkeit nicht nur das Beste, sondern auch das Vornehmste sei.

„Ja," sagte Treibel, „das Beste und das Vornehmste. Da hörst Du's, Jenny, von einer Seite her, die Du, Pardon, mein gnädigstes Fräulein, eben selbst als „competenteste Seite" bezeichnet hast."

Auch die Ziegenhals mischte sich jetzt mit ein, und das Gesprächsinteresse der Commerzienräthin, die, wie jede geborene Berlinerin, für Hof und Prinzessinnen schwärmte, schien sich mehr und mehr ihren beiden vis-à-vis zuwenden zu wollen, als plötzlich ein leises Augenzwinkern Treibel's ihr zu verstehen gab, daß auch noch andere Personen zu Tische säßen und daß es des Landes der Brauch sei, sich, was Gespräch angehe, mehr mit seinem Nachbar zur Linken und Rechten, als mit seinem Gegenüber zu beschäftigen. Die Commerzienräthin erschrak denn auch nicht wenig, als sie wahrnahm, wie sehr Treibel mit seinem stillen, wenn auch halb scherzhaften Vorwurf im Rechte sei. Sie hatte Versäumtes nachholen wollen und war dadurch in eine neue, schwerere Versäumniß hineingerathen. Ihr linker Nachbar, Krola — nun, das mochte gehen, der war Hausfreund und harmlos und nachsichtig von Natur. Aber Vogelsang! Es kam ihr mit einem Male zum Bewußtsein, daß sie während des Prinzessinnengesprächs von der rechten Seite her immer Etwas wie einen sich einbohrenden Blick empfunden hatte. Ja, das war Vogelsang gewesen, Vogelsang, dieser furchtbare Mensch, dieser Mephisto mit Hahnenfeder und Hinkefuß, wenn auch beides nicht recht zu sehen war. Er war ihr widerwärtig, und doch mußte sie mit ihm sprechen; es war die höchste Zeit.

„Ich habe, Herr Lieutenant, von Ihren beabsichtigten Reisen in unsere liebe Mark Brandenburg gehört; Sie wollen bis an die Gestade der wendischen Spree vordringen, ja, noch darüber hinaus. Eine höchst interessante Gegend, wie mir Treibel sagt, mit allerlei Wendengöttern, die sich, bis diesen Tag, in dem finsteren Geiste der Bevölkerung aussprechen sollen."

„Nicht, daß ich wüßte, meine Gnädigste."

„So z. B. in dem Städtchen Storkow, dessen Burgemeister, wenn ich recht unterrichtet bin, der Burgemeister Tschech war, jener politische Rechtsfanatiker, der auf König Friedrich Wilhelm IV. schoß, ohne Rücksicht auf die nebenstehende Königin. Es ist eine lange Zeit, aber ich entsinne mich der Einzelnheiten, als ob es gestern gewesen wäre, und entsinne mich auch noch des eigenthümlichen Liedes, das damals auf diesen Vorfall gedichtet wurde."

„Ja," sagte Vogelsang, „ein erbärmlicher Gassenhauer, darin ganz der frivole Geist spukte, der die Lyrik jener Tage beherrschte. Was sich anders in dieser Lyrik gibt, ganz besonders auch in dem in Rede stehenden Gedicht, ist nur Schein, Lug und Trug. ‚Er erschoß uns auf ein Haar, Unser theures Königspaar.' Da haben Sie die ganze Perfidie. Das sollte loyal klingen und unter Umständen vielleicht auch den Rückzug decken, ist aber schnöder und schändlicher als Alles, was jene verlogene Zeit sonst noch hervorgebracht hat, den großen Hauptsünder auf diesem Gebiete nicht ausgenommen. Ich meine natürlich Herwegh, George Herwegh."

„Ach, da treffen Sie mich, Herr Lieutenant, wenn auch ungewollt, an einer sehr empfindlichen Stelle. Herwegh war nämlich in der Mitte der vierziger Jahre, wo ich eingesegnet wurde, mein Lieblingsdichter. Es entzückte mich, weil ich immer sehr protestantisch fühlte, wenn er seine „Flüche gegen Rom" herbeischleppte, worin Sie mir vielleicht beistimmen werden. Und ein anderes Gedicht, worin er uns aufforderte, die Kreuze aus der Erde zu reißen, las ich beinah' mit

gleichem Vergnügen. Ich muß freilich einräumen, daß es keine Lectüre für eine Confirmandin war. Aber meine Mutter sagte: ‚Lies es nur, Jenny; der König hat es auch gelesen, und Herwegh war sogar bei ihm in Charlottenburg, und die besseren Klassen lesen es alle.‘ Meine Mutter, wofür ich ihr noch im Grabe danke, war immer für die besseren Klassen. Und das sollte jede Mutter, denn es ist bestimmend für unseren Lebensweg. Das Niedere kann dann nicht heran und bleibt hinter uns zurück.“

Vogelsang zog die Augenbrauen zusammen, und Jeder, den die Vorstellung von seiner Mephistophelesschaft bis dahin nur gestreift hatte, hätte bei diesem Mienenspiel unwillkürlich nach dem Hinkefuß suchen müssen. Die Commerzienräthin aber fuhr fort: „Im Uebrigen wird mir das Zugeständniß nicht schwer, daß die patriotischen Grundsätze, die der große Dichter predigte, vielleicht sehr anfechtbar waren. Wiewohl auch *das* nicht immer das Richtige ist, was auf der großen Straße liegt . . .“

Vogelsang, der stolz darauf war, durchaus eine Nebenstraße zu wandeln, nickte jetzt zustimmend.

„. . . Aber lassen wir die Politik, Herr Lieutenant. Ich gebe Ihnen Herwegh als politischen Dichter preis, da das Politische nur ein Tropfen fremden Blutes in seinen Adern war. Indessen groß ist er, wo er nur Dichter ist. Erinnern Sie sich? ‚Ich möchte hingehn wie das Abendroth, Und wie der Tag mit seinen letzten Gluthen . . .‘“

„. . . Mich in den Schoß des Ewigen verbluten . . . Ja, das kenn' ich, meine Gnädigste, das hab' ich damals auch nachgebetet. Aber wer sich, als es galt, durchaus nicht verbluten wollte, das war der Herr Dichter selbst. Und so wird es immer sein. Das kommt von den hohlen, leeren Worten und der Reimsucherei. Glauben Sie mir, Frau Räthin, das sind überwundene Standpunkte. Der Prosa gehört die Welt.“

„Jeder nach seinem Geschmack, Herr Lieutenant Vogelsang,“ sagte die durch diese Worte tief verletzte Jenny. „Wenn Sie Prosa vorziehen, so kann ich Sie daran nicht hindern. Aber mir gilt die poetische Welt, und vor Allem gelten mir auch die Formen, in denen das Poetische herkömmlich seinen Ausdruck findet. Ihm allein verlohnt es sich zu leben. Alles ist nichtig; am nichtigsten aber ist das, wonach alle Welt so begehrlich drängt: äußerlicher Besitz, Vermögen, Gold. ‚Gold ist nur Chimäre,‘ da haben Sie den Ausspruch eines großen Mannes und Künstlers, der, seinen Glücksgütern nach, ich spreche von Meyerbeer, wohl in der Lage war, zwischen dem Ewigen und Vergänglichen unterscheiden zu können. Ich für meine Person verbleibe dem Ideal und werde nie darauf verzichten. Am reinsten aber hab' ich das Ideal im Liede, vor Allem in dem Liede, das gesungen wird. Denn die Musik hebt es noch in eine höhere Sphäre. Habe ich Recht, lieber Krola?“

Krola lächelte gutmüthig verlegen vor sich hin, denn als Tenor und Millionär saß er zwischen zwei Stühlen. Endlich aber nahm er seiner Freundin Hand und sagte: „Jenny, wann hätten Sie je *nicht* Recht gehabt?“

Der Commerzienrath hatte sich mittlerweile ganz der Majorin von Ziegenhals zugewandt, deren „Hoftage“ noch etwas weiter zurücklagen, als die der

Bomst. Ihm, Treibel, war dies natürlich gleichgültig; denn so sehr ihm ein gewisser Glanz paßte, den das Erscheinen der Hofdamen, trotz ihrer Außerdienststellung, seiner Gesellschaft immer noch lieh, so stand er doch auch wieder völlig darüber, ein Standpunkt, den ihm die beiden Damen selbst eher zum Guten als zum Schlechten anrechneten. Namentlich die den Freuden der Tafel überaus zugeneigte Ziegenhals nahm ihrem commerzienräthlichen Freunde nichts übel, am wenigsten aber verdroß es sie, wenn er, außer Adels- und Geburtsfragen, allerlei Sittlichkeitsprobleme streifte, zu deren Lösung er sich, als geborener Berliner, besonders berufen fühlte. Die Majorin gab ihm dann einen Tipp mit dem Finger und flüsterte ihm etwas zu, das vierzig Jahre früher bedenklich gewesen wäre, jetzt aber — beide renommirten beständig mit ihrem Alter — nur Heiterkeit weckte. Meist waren es harmlose Sentenzen aus Büchmann oder andere geflügelte Worte, denen erst der Ton, aber dieser oft sehr entschieden, den erotischen Charakter aufdrückte.

„Sagen Sie, cher Treibel," hob die Ziegenhals an, „wie kommen Sie zu dem Gespenst da drüben; er scheint noch ein Vorachtundvierziger; das war damals die Epoche des sonderbaren Lieutenants, aber dieser übertreibt es. Carricatur durch und durch. Entsinnen Sie sich noch eines Bildes aus jener Zeit, das den Don Quixote mit einer langen Lanze darstellte, dicke Bücher rings um sich her. Das ist er, wie er leibt und lebt."

Treibel fuhr mit dem linken Zeigefinger am Innenrand seiner Cravatte hin und her und sagte: „Ja, wie ich zu ihm komme, meine Gnädigste. Nun, jedenfalls mehr der Noth gehorchend als dem eigenen Triebe. Seine gesellschaftlichen Meriten sind wohl eigentlich gering und seine menschlichen werden dasselbe Niveau haben. Aber er ist ein Politiker."

„Das ist unmöglich. Er kann doch nur als Warnungsschatten vor den Principien stehen, die das Unglück haben, von ihm vertreten zu werden. Ueberhaupt, Commerzienrath, warum verirren Sie sich in die Politik? Was ist die Folge? Sie verderben sich Ihren guten Charakter, Ihre guten Sitten und Ihre gute Gesellschaft. Ich höre, daß Sie für Teupitz-Zossen candidiren wollen. Nun meinetwegen. Aber wozu? Lassen Sie doch die Dinge gehen. Sie haben eine charmante Frau, gefühlvoll und hochpoetisch, und haben eine Villa wie diese, darin wir eben ein Ragout fin einnehmen, das seinesgleichen sucht, und haben draußen im Garten einen Springbrunnen und einen Kakadu, um den ich Sie beneiden könnte, denn meiner, ein grüner, verliert gerade die Federn und sieht aus, wie die schlechte Zeit. Was wollen Sie mit Politik? was wollen Sie mit Teupitz-Zossen? Ja mehr, um Ihnen einen Vollbeweis meiner Vorurtheilslosigkeit zu geben, was wollen Sie mit Conservatismus? Sie sind ein Industrieller und wohnen in der Köpnickerstraße. Lassen Sie doch diese Gegend ruhig bei Singer oder Ludwig Löwe, oder wer sonst hier gerade das Prä hat. Jeder Lebensstellung entsprechen auch bestimmte politische Grundsätze. Rittergutsbesitzer sind agrarisch, Professoren sind nationale Mittelpartei und Industrielle sind fortschrittlich. Seien Sie doch Fortschrittler. Was wollen Sie mit dem Kronenorden? Ich, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, lancirte mich ins Städtische hinein und ränge nach der Bürgerkrone."

Treibel, sonst unruhig, wenn einer lange sprach — was er nur sich selbst ausgiebig gestattete —, war diesmal doch aufmerksam gefolgt und winkte zunächst einen Diener heran, um der Majorin ein zweites Glas Chablis zu präsentiren. Sie nahm auch, er mit, und nun stieß er mit ihr an und sagte: „Auf gute Freundschaft und noch zehn Jahre so wie heut'! Aber das mit dem Fortschrittlerthum und der Bürgerkrone — was ist da zu sagen, meine Gnädigste! Sie wissen, unsereins rechnet und rechnet und kommt aus der Regula-de-tri gar nicht mehr heraus, aus dem alten Ansatze: „wenn das und das so viel bringt, wie viel bringt das und das." Und sehen Sie, Freundin und Gönnerin, nach demselben Ansatz hab' ich mir auch den Fortschritt und den Conservatismus berechnet und bin dahinter gekommen, daß mir der Conservatismus, ich will nicht sagen mehr abwirft, das wäre vielleicht falsch, aber besser zu mir paßt, mir besser kleidet. Besonders seitdem ich Commerzienrath bin, ein Titel von fragmentarischem Charakter, der doch natürlich seiner Vervollständigung entgegensieht."

„Ah, ich verstehe."

„Nun sehen Sie, l'appétit vient en mangeant, und wer a sagt, will auch b sagen. Außerdem aber, ich erkenne die Lebensaufgabe des Weisen vor allen Dingen in Herstellung des sogenannten Harmonischen, und dies Harmonische, wie die Dinge nun 'mal liegen, oder vielleicht kann ich auch sagen, wie die Zeichen nun 'mal sprechen, schließt in meinem Specialfalle die fortschrittliche Bürgerkrone so gut wie aus."

„Sagen Sie das im Ernste?"

„Ja, meine Gnädigste. Fabriken im Allgemeinen neigen der Bürgerkrone zu, Fabriken im Besonderen aber — und dahin gehört ausgesprochenermaßen die meine — constatiren den Ausnahmefall. Ihr Blick fordert Beweise. Nun denn, ich will es versuchen. Ich frage Sie, können Sie sich einen Handelsgärtner denken, der, sagen wir auf der Lichtenberger oder Rummelsburger Gemarkung, Kornblumen im Großen zieht, Kornblumen, dies Symbol königlich preußischer Gesinnung, und der zugleich Petroleur und Dynamitarde ist? Sie schütteln den Kopf und bestätigen dadurch mein „nein". Und nun frage ich Sie weiter, was sind alle Kornblumen der Welt gegen eine Berliner Blaufabrik? Im Berliner Blau haben Sie das symbolisch Preußische so zu sagen in höchster Potenz, und je sicherer und unanfechtbarer das ist, desto unerläßlicher ist auch mein Verbleiben auf dem Boden des Conservatismus. Der Ausbau des Commerzienräthlichen bedeutet in meinem Specialfalle das natürlich Gegebene . . . jedenfalls mehr als die Bürgerkrone."

Die Ziegenhals schien überwunden und lachte, während Krola, der mit halbem Ohr zugehört hatte, zustimmend nickte.

* * *

So ging das Gespräch in der Mitte der Tafel, aber noch heiterer verlief es am unteren Ende derselben, wo sich die junge Frau Treibel und Corinna gegenübersaßen, die junge Frau zwischen Marcell Wedderkopp und dem Referendar Enghaus, Corinna zwischen Mr. Nelson und Leopold Treibel, dem jüngeren Sohne des Hauses. An der Schmalseite des Tisches, mit dem Rücken gegen das breite Gartenfenster, war das Gesellschaftsfräulein, Fräulein Honig,

placirt worden, deren herbe Züge sich wie ein Protest gegen ihren Namen aus-nahmen. Je mehr sie zu lächeln suchte, je sichtbarer wurde der sie verzehrende Neid, der sich nach rechts hin gegen die hübsche Hamburgerin, nach links hin in fast noch ausgesprochenerer Weise, gegen Corinna richtete, diese halbe Collegin, die sich trotzdem mit einer Sicherheit benahm, als ob sie die Majorin von Ziegen-hals oder doch mindestens das Fräulein von Bomst gewesen wäre.

Die junge Frau Treibel sah sehr gut aus, blond, klar, ruhig. Beide Nach-barn machten ihr den Hof, Marcell freilich nur mit erkünsteltem Eifer, weil er eigentlich Corinna beobachtete, die sich aus dem einen oder andern Grunde die Eroberung des jungen Engländers vorgesetzt zu haben schien. Bei diesem Vor-gehen voll Koketterie sprach sie übrigens so lebhaft, so laut, als ob ihr daran läge, daß jedes Wort auch von ihrer Umgebung und ganz besonders von ihrem Vetter Marcell gehört werde.

„Sie führen einen so schönen Namen," wandte sie sich an Mr. Nelson, „so schön und berühmt, daß ich wohl fragen möchte, ob Ihnen nie das Verlangen gekommen ist . . .?"

„O yes, yes . . ."

„. . . Sich der Fernambuk- und Campecheholzbranche, darin Sie, soviel ich weiß, auch thätig sind, für immer zu entschlagen? Ich fühle deutlich, daß ich, wenn ich Nelson hieße, keine ruhige Stunde mehr haben würde, bis ich meine Battle at the Nile ebenfalls geschlagen hätte. Sie kennen natürlich die Einzel-heiten der Schlacht . . ."

„O, te be sure."

„Nun, da wär' ich denn endlich — denn hierlandes weiß Niemand etwas Rechtes davon — an der richtigen Quelle. Sagen Sie, Mr. Nelson, wie war das eigentlich mit der Idee, der Anordnung zur Schlacht? Ich habe die Be-schreibung vor einiger Zeit im Walter Scott gelesen und war seitdem immer im Zweifel darüber, was eigentlich den Ausschlag gegeben habe, ob mehr eine geniale Disposition oder ein heroischer Muth . . ."

„I should rather think, a heroical courage . . . British oaks and british hearts . . ."

„Ich freue mich, diese Frage durch Sie beglichen zu sehen und in einer Weise, die meinen Sympathien entspricht. Denn ich bin für das Heroische, weil es so selten ist. Aber ich möchte doch auch annehmen, daß das geniale Com-mando . . ."

„Certainly, Miss Corinna. No doubt . . . England expects that every man will do his duty . . ."

„Ja, das waren herrliche Worte, von denen ich übrigens bis heute geglaubt hatte, daß sie bei Trafalgar gesprochen seien. Aber warum nicht auch bei Abukir? Etwas Gutes kann immer zweimal gesagt werden. Und dann . . . eigentlich ist eine Schlacht wie die andere, besonders Seeschlachten — ein Knall, eine Feuersäule, und Alles geht in die Luft. Es muß übrigens großartig sein und entzückend für Alle die, die zusehen können; ein wundervoller Anblick."

„O splendid . . ."

„Ja, Leopold," fuhr Corinna fort, indem sie sich plötzlich an ihren andern Tischnachbar wandte, „da sitzen Sie nun und lächeln. Und warum lächeln Sie? Weil Sie hinter diesem Lächeln Ihre Verlegenheit verbergen wollen. Sie haben eben nicht jene „heroical courage", zu der sich dear Mr. Nelson so bedingungslos bekannt hat. Ganz im Gegentheil. Sie haben sich aus Ihres Vaters Fabrik, die doch in gewissem Sinne, wenn auch freilich nur geschäftlich, die Blut- und Eisentheorie vertritt — ja, es klang mir vorhin fast, als ob Ihr Papa der Frau Majorin von Ziegenhals etwas von diesen Dingen erzählt hätte — Sie haben sich, sag' ich, aus dem Blutlaugenhof, in dem Sie verbleiben mußten, in den Holzhof Ihres Bruders Otto zurückgezogen. Das war nicht gut, auch wenn es Fernambukholz ist. Da sehen Sie meinen Vetter Marcell drüben, der schwört jeden Tag, wenn er mit seinen Hanteln umherficht, daß es auf das Reck und das Turnen ankomme, was ihm ein- für allemal die Heldenschaft bedeutet, und daß Vater Jahn doch schließlich noch über Nelson geht."

Marcell drohte halb ernst-, halb scherzhaft mit dem Finger zu Corinna hinüber und sagte: „Cousine, vergiß nicht, daß der Repräsentant einer andern Nation Dir zur Seite sitzt, und daß Du die Pflicht hast, einigermaßen für deutsche Weiblichkeit einzutreten."

„O, no, no," sagte Nelson: „Nichts Weiblichkeit; always quick and clever . . ., das is, was wir lieben an deutsche Frauen. Nichts Weiblichkeit. Fräulein Corinna is quite in the right way."

„Da hast Du's, Marcell. Mr. Nelson, für den Du so sorglich eintrittst, damit er nicht falsche Bilder mit in sein meerumgürtetes Albion hinübernimmt, Mr. Nelson läßt Dich im Stich, und Frau Treibel, denk' ich, läßt Dich auch im Stich und Herr Enghaus auch und mein Freund Leopold auch. Und so bin ich gutes Muths, und bleibt nur noch Fräulein Honig . . ."

Diese verneigte sich und sagte: „Ich bin gewohnt, mit der Majorität zu gehen," und ihre ganze Verbittertheit lag in diesem Tone der Zustimmung.

„Ich will mir meines Vetters Mahnung aber doch gesagt sein lassen," fuhr Corinna fort. „Ich bin etwas übermüthig, Mr. Nelson, und außerdem aus einer plauderhaften Familie . . ."

„Just what I like, Miß Corinna. ‚Plauderhafte Leute, gute Leute', so sagen wir in England."

„Und das sag' ich auch, Mr. Nelson. Können Sie sich einen immer plaudernden Verbrecher denken?"

„Oh, no; certainly not . . ."

„Und zum Zeichen, daß ich, trotz ewigen Schwatzens, doch eine weibliche Natur und eine richtige Deutsche bin, soll Mr. Nelson von mir hören, daß ich auch noch nebenher kochen, nähen und plätten kann, und daß ich im Lette Verein die Kunststopferei gelernt habe. Ja, Mr. Nelson, so steht es mit mir. Ich bin ganz deutsch und ganz weiblich, und bleibt eigentlich nur noch die Frage: kennen Sie den Lette-Verein und kennen Sie die Kunststopferei?"

„No, Fräulein Corinna, neither the one nor the other."

„Nun sehen Sie, dear Mr. Nelson, der Lette-Verein ist ein Verein oder ein Institut oder eine Schule für weibliche Handarbeit. Ich glaube sogar nach englischem Muster, was noch ein besonderer Vorzug wäre."

„Not at all; German schools are always to be preferred."

„Wer weiß, ich möchte das nicht so schroff hinstellen. Aber lassen wir das, um uns mit dem weit Wichtigeren zu beschäftigen, mit der Kunststopferei-frage. Das ist wirklich 'was. Bitte, wollen Sie zunächst das Wort nach-sprechen . . ."

Mr. Nelson lächelte gutmüthig vor sich hin.

„Nun, ich sehe, daß es Ihnen Schwierigkeiten macht. Aber diese Schwierig-keiten sind nichts gegen die der Kunststopferei selbst. Sehen Sie, hier ist mein Freund Leopold Treibel und trägt, wie Sie sehen, einen untadeligen Rock mit einer doppelten Knopfreihe, und auch wirklich zugeknöpft, ganz wie es sich für einen Gentleman und einen Berliner Commerzienrathssohn geziemt. Und ich taxire den Rock auf wenigstens hundert Mark."

„Ueberschätzung."

„Wer weiß. Du vergißt, Marcell, daß es verschiedene Scalen auch auf diesem Gebiete gibt, eine für Oberlehrer und eine für Commerzienräthe. Doch lassen wir die Preisfrage. Jedenfalls ein feiner Rock, prima. Und nun, wenn wir aufstehen, Mr. Nelson, und die Cigarren herumgereicht werden — ich denke, Sie rauchen doch — werde ich Sie um Ihre Cigarre bitten und meinem Freunde Leopold Treibel ein Loch in den Rock brennen, hier gerade, wo sein Herz sitzt, und dann werd' ich den Rock in einer Droschke mit nach Hause nehmen, und morgen um dieselbe Zeit wollen wir uns hier im Garten wieder versammeln und um das Bassin herum Stühle stellen, wie bei einer Aufführung. Und der Kakadu kann auch dabei sein. Und dann werd' ich auftreten wie eine Künstlerin, die ich in der That auch bin, und werde den Rock herumgehen lassen, und wenn Sie, dear Mr. Nelson, dann noch im Stande sind, die Stelle zu finden, wo das Loch war, so will ich Ihnen einen Kuß geben und Ihnen als Sklavin nach Liver-pool hin folgen. Aber es wird nicht dazu kommen. Soll ich sagen leider? Ich habe zwei Medaillen als Kunststopferin gewonnen, und Sie werden die Stelle sicherlich *nicht* finden . . ."

„Oh, ich werde finden, no doubt, I will find it," entgegnete Mr. Nelson leuchtenden Auges, und weil er seiner immer wachsenden Bewunderung, passend oder nicht, einen Ausdruck geben wollte, schloß er mit einem in kurzen Aus-rufungen gehaltenen Hymnus auf die Berlinerinnen und der sich daran anschließen-den und mehrfach wiederholten Versicherung, daß sie decideldy clever seien.

Leopold und der Referendar vereinigten sich mit ihm in diesem Lob, und selbst Fräulein Honig lächelte, weil sie sich als Landsmännin mitgeschmeichelt fühlen mochte. Nur im Auge der jungen Frau Treibel sprach sich eine leise Verstimmung darüber aus, eine Berlinerin und kleine Professorstochter in dieser Weise gefeiert zu sehen. Auch Vetter Marcell, so sehr er zustimmte, war nicht recht zufrieden, weil er davon ausging, daß seine Cousine ein solches Hasten und Sich-in-Scenesetzen nicht nöthig habe; sie war ihm zu schade für die Rolle, die sie spielte. Corinna ihrerseits sah auch ganz deutlich, was in ihm

vorging, und würde sich ein Vergnügen daraus gemacht haben, ihn zu necken, wenn nicht in eben diesem Momente — das Eis wurde schon herumgereicht — der Commerzienrath an das Glas geklopft und sich, um einen Toast auszubringen, von seinem Platz erhoben hätte: „Meine Herren und Damen, Ladies and Gentlemen . . .“

„Ah, das gilt Ihnen,“ flüsterte Corinna Mr. Nelson zu.

„. . . Ich bin,“ fuhr Treibel fort, „an dem Hammelrücken vorübergegangen und habe diese verhältnißmäßig späte Stunde für einen meinerseits auszubringenden Toast herankommen lassen — eine Neuerung, die mich in diesem Augenblicke freilich vor die Frage stellt, ob der Schmelzezustand eines roth- und weißen Panaché nicht noch etwas Vermeidenswertheres ist, als der Hammelrücken im Zustande der Erstarrung . . .“

„Oh, wonderfully good . . .“

„. . . Wie dem aber auch sein möge, jedenfalls gibt es zur Zeit nur ein Mittel, ein vielleicht schon angerichtetes Uebel auf ein Mindestmaß herabzudrücken: Kürze. Genehmigen Sie denn, meine Herrschaften, in Ihrer Gesammtheit meinen Dank für Ihr Erscheinen, und gestatten Sie mir des Ferneren und im besonderen Hinblick auf zwei liebe Gäste, die hier zu sehen ich heute zum ersten Male die Ehre habe, meinen Toast in die britischerseits nahezu geheiligte Formel kleiden zu dürfen: ‚on our army and navy,‘ auf Heer und Flotte also, die wir das Glück haben, hier an dieser Tafel, einerseits (er verbeugte sich gegen Vogelsang) durch Beruf und Lebensstellung, andererseits (Verbeugung gegen Nelson) durch einen weltberühmten Heldennamen vertreten zu sehen. Noch einmal also: ‚our army and navy!‘ Es lebe Lieutenant Vogelsang, es lebe Mr. Nelson.“

Der Toast fand allseitige Zustimmung, und der in eine nervöse Unruhe gerathene Mr. Nelson wollte sofort das Wort nehmen, um zu danken. Aber Corinna hielt ihn ab, Vogelsang sei der ältere und würde vielleicht den Dank für ihn mit aussprechen.“

„Oh, no, no, Fräulein Corinna, not he . . . not such an ugly old fellow . . . please, look at him,“ und der zapplige Heldennamensvetter machte wiederholte Versuche, sich von seinem Platze zu erheben und zu sprechen. Aber Vogelsang kam ihm wirklich zuvor, und nachdem er den Bart mit der Serviette geputzt und in nervöser Unruhe seinen Waffenrock erst auf- und dann wieder zugeknöpft hatte, begann er mit einer an Komik streifenden Würde: „Meine Herren. Unser liebenswürdiger Wirth hat die Armee leben lassen und mit der Armee meinen Namen verknüpft. Ja, meine Herren, ich bin Soldat . . .“

„Oh, for shame!“ brummte der über das wiederholte „meine Herren“ und das gleichzeitige Unterschlagen aller anwesenden Damen aufrichtig empörte Mr. Nelson, „oh, for shame,“ und ein Kichern ließ sich allerseits hören, das auch anhielt, bis des Redners immer finsterer werdendes Augenrollen eine wahre Kirchenstille wiederhergestellt hatte. Dann erst fuhr dieser fort: „Ja, meine Herren, ich bin Soldat . . . Aber mehr als das, ich bin auch Streiter im Dienst einer Idee. Zwei große Mächte sind es, denen ich diene: Volksthum und Königthum. Alles Andere stört, schädigt, verwirrt. Englands Aristokratie,

die mir, von meinem Princip ganz abgesehen, auch persönlich widerstreitet, veranschaulicht eine solche Schädigung, eine solche Verwirrung; ich verabscheue Zwischenstufen und überhaupt die feudale Pyramide. Das sind Mittelalterlichkeiten. Ich erkenne mein Ideal in einem Plateau, mit einem einzigen, aber Alles überragenden Pic."

Die Ziegenhals wechselte hier Blicke mit Treibel.

„. . . Alles sei von Volksgnaden, bis zu der Stelle hinauf, wo die Gottesgnadenschaft beginnt. Dabei streng geschiedene Machtbefugnisse. Das Gewöhnliche, das Massenhafte, werde bestimmt durch die Masse, das Ungewöhnliche, das Große, werde bestimmt durch das Große. Das ist Thron und Krone. Meiner politischen Erkenntniß nach ruht alles Heil, alle Besserungsmöglichkeit in der Aufrichtung einer Royaldemokratie, zu der sich, soviel ich weiß, auch unser Commerzienrath bekennt. Und in diesem Gefühle, darin wir uns eins wissen, erhebe ich das Glas und bitte Sie, mit mir auf das Wohl unseres hochverehrten Wirthes zu trinken, zugleich unseres Gonfaloniere, der uns die Fahne trägt. Unser Commerzienrath Treibel, er lebe hoch!"

Alles erhob sich, um mit Vogelsang anzustoßen und ihn als Erfinder der Royaldemokratie zu beglückwünschen. Einige konnten als aufrichtig entzückt gelten, besonders das Wort „Gonfaloniere" schien gewirkt zu haben, Andere lachten still in sich hinein, und nur drei waren direct unzufrieden: Treibel, weil er sich von den eben entwickelten Vogelsang'schen Principien praktisch nicht viel versprach, die Commerzienräthin, weil ihr das Ganze nicht fein genug vorkam, und drittens Mr. Nelson, weil er sich aus dem gegen die englische Aristokratie gerichteten Satze Vogelsang's einen neuen Haß gegen eben diesen gesogen hatte. „Stuff and nonsense! What does he know of our aristocracy?" To be sure, he does'nt belong to it; — that's all."

„Ich weiß doch nicht," lachte Corinna. „Hat er nicht 'was von einem Peer of the Realm?"

Nelson vergaß über dieser Vorstellung beinahe all' seinen Groll und bot Corinna, während er eine Knackmandel von einem der Tafelaufsätze nahm, eben ein Vielliebchen an, als die Commerzienräthin den Stuhl schob und dadurch das Zeichen zur Aufhebung der Tafel gab. Die Flügelthüren öffneten sich, und in derselben Reihenfolge, wie man zu Tisch gegangen war, schritt man wieder auf den mittlerweile gelüfteten Frontsaal zu, wo die Herren, Treibel an der Spitze, den älteren und auch einigen jüngeren Damen respectvoll die Hand küßten.

Nur Mr. Nelson verzichtete darauf, weil er die Commerzienräthin „a little pompous" und die beiden Hofdamen „a little ridiculous" fand, und begnügte sich, an Corinna herantretend, mit einem kräftigen „shaking hands."

Viertes Capitel.

Die große Glasthür, die zur Freitreppe führte, stand auf; dennoch war es schwül, und so zog man es vor, den Kaffee draußen zu nehmen, die Einen auf der Veranda, die Andern im Vorgarten selbst, wobei sich die Tischnachbarn in kleinen Gruppen wieder zusammenfanden und weiterplauderten. Nur als sich

die beiden adligen Damen von der Gesellschaft verabschiedeten, unterbrach man sich in diesem mit Medisance reichlich gewürzten Gespräch und sah eine kleine Weile dem Landauer nach, der, die Köpnickerstraße hinauf, erst auf die Frau von Ziegenhals'sche Wohnung, in unmittelbarer Nähe der Marschallsbrücke, dann aber auf Charlottenburg zufuhr, wo die seit fünfunddreißig Jahren in einem Seitenflügel des Schlosses einquartierte Bomst ihr Lebensglück und zugleich ihren besten Stolz aus der Betrachtung zog, in erster Zeit mit des hochseligen Königs Majestät, dann mit der Königin Wittwe, und zuletzt mit den Meiningenschen Herrschaften dieselbe Luft geathmet zu haben. Es gab ihr all' das etwas Verklärtes, was auch zu ihrer Figur paßte.

Treibel, der die Damen bis an den Wagenschlag begleitet, hatte mittlerweile, vom Straßendamm her, die Veranda wieder erreicht, wo Vogelsang, etwas verlassen, aber mit uneingebüßter Würde, seinen Platz behauptete. „Nun ein Wort unter uns, Lieutenant, aber nicht hier; ich denke, wir absentiren uns einen Augenblick und rauchen ein Blatt, das nicht alle Tage wächst, und namentlich nicht überall." Dabei nahm er Vogelsang unter den Arm und führte den Gerngehorchenden in sein neben dem Saale gelegenes Arbeitszimmer, wo der geschulte, diesen Lieblingsmoment im Dinerleben seines Herrn von langher kennende Diener bereits Alles zurechtgestellt hatte: das Cigarrenkistchen, den Liqueurkasten und die Caraffe mit Eiswasser. Die gute Schulung des Dieners beschränkte sich aber nicht auf diese Vorarrangements, vielmehr stand er im selben Augenblick, wo beide Herren ihre Plätze genommen hatten, auch schon mit dem Tablett vor ihnen und präsentirte den Kaffee.

„Das ist recht, Friedrich, auch der Aufbau hier, Alles zu meiner Zufriedenheit; aber gib doch lieber die andere Kiste her, die flache. Und dann sage meinem Sohn Otto, ich ließe ihn bitten . . . Ihnen doch recht, Vogelsang? Oder wenn Du Otto nicht triffst, so bitte den Polizeiassessor, ja, lieber den, er weiß doch besser Bescheid. Sonderbar, Alles, was in der Molkenmarktluft groß geworden, ist dem Rest der Menschheit um ein Beträchtliches überlegen. Und dieser Goldammer hat nun gar noch den Vortheil, ein richtiger Pastorssohn zu sein, was all' seinen Geschichten einen eigenthümlich pikanten Beigeschmack gibt." Und dabei klappte Treibel den Kasten auf und sagte: „Cognac oder Allasch? Oder das Eine thun und das Andere nicht lassen?"

Vogelsang lächelte, schob den Cigarrenabknipser ziemlich demonstrativ bei Seite und biß die Spitze mit seinen Raffzähnen ab. Dann griff er nach einem Streichhölzchen. Im Uebrigen schien er abwarten zu wollen, womit Treibel beginnen würde. Der ließ denn auch nicht lange warten: „Eh bien, Vogelsang, wie gefielen Ihnen die beiden alten Damen? Etwas Feines, nicht wahr? Besonders die Bomst. Meine Frau würde sagen: ätherisch. Nun, durchsichtig genug ist sie. Aber offen gestanden, die Ziegenhals ist mir lieber, drall und prall, capitales Weib, und muß ihrer Zeit ein geradezu formidables Festungsviereck gewesen sein. Rasse, Temperament, und wenn ich recht gehört habe, so pendelt ihre Vergangenheit zwischen verschiedenen kleinen Höfen hin und her. Lady Milford, aber weniger sentimental. Alles natürlich alte Geschichten, Alles beglichen, man könnte beinahe sagen, schade. Den Sommer über ist sie jetzt

regelmäßig bei den Kraczinski's, in der Zossener Gegend; weiß der Teufel, wo seit Kurzem all die polnischen Namen herkommen. Aber schließlich ist es gleichgültig. Was meinen Sie, wenn ich die Ziegenhals, in Anbetracht dieser Kraczinski'schen Bekanntschaft, unsern Zwecken dienstbar zu machen suchte?"

„Kann zu nichts führen."

„Warum nicht? Sie vertritt einen richtigen Standpunkt."

„Ich würde mindestens sagen müssen, einen nicht richtigen."

„Wie so?"

„Sie vertritt einen durchaus beschränkten Standpunkt, und wenn ich das Wort wähle, so bin ich noch ritterlich. Uebrigens wird mit diesem ‚ritterlich' ein wachsender und geradezu horrender Mißbrauch getrieben; ich glaube nämlich nicht, daß unsere Ritter sehr ritterlich, d. h. ritterlich im Sinne von artig und verbindlich, gewesen sind. Alles bloß historische Fälschungen. Und was diese Ziegenhals angeht, die wir uns, wie Sie sagen, dienstbar machen sollen, so vertritt sie natürlich den Standpunkt des Feudalismus, den der Pyramide. Daß sie zum Hofe steht, ist gut, und ist das, was sie mit uns verbindet; aber das ist nicht genug. Personen wie diese Majorin und selbstverständlich auch ihr adliger Anhang, gleichviel ob er polnischen oder deutschen Ursprungs ist, — alle leben mehr oder weniger in einem Wust von Einbildungen, will sagen von mittelalterlichen Standesvorurtheilen, und das schließt ein Zusammengehen aus, trotzdem wir die Königsfahne mit ihnen gemeinsam haben. Aber diese Gemeinsamkeit frommt nicht, schadet uns nur. Wenn wir rufen: ‚Es lebe der König', so geschieht es, vollkommen selbstsuchtslos, um einem großen Princip die Herrschaft zu sichern; für mich bürge ich, und ich hoffe, daß ich es auch für Sie kann . . ."

„Gewiß, Vogelsang, gewiß."

„Aber diese Ziegenhals — von der ich beiläufig fürchte, daß Sie nur zu sehr Recht haben, mit der von Ihnen angedeuteten, wenn auch, Gott sei Dank, weit zurückliegenden Auflehnung gegen Moral und gute Sitte — diese Ziegenhals und ihresgleichen, wenn die rufen: ‚Es lebe der König', so heißt das immer nur, es lebe der, der für uns sorgt, unser Nährvater; sie kennen nichts als ihren Vortheil. Es ist ihnen versagt, in einer Idee aufzugehen und sich auf Personen stützen, die nur sich kennen, das heißt unsre Sache verloren geben. Unsre Sache besteht nicht bloß darin, den fortschrittlichen Drachen zu bekämpfen, sie besteht auch in der Bekämpfung des Vampyr-Adels, der immer bloß saugt und saugt. Weg mit der ganzen Interessenpolitik. In dem Zeichen absoluter Selbstlosigkeit müssen wir siegen, und dazu brauchen wir das Volk, nicht das Quitzowthum, das seit dem gleichnamigen Stücke wieder oben auf ist und das Heft in die Hände nehmen möchte. Nein, Commerzienrath, nichts von Pseudo-Conservatismus, kein Königthum auf falscher Grundlage; das Königthum, wenn wir es conserviren wollen, muß auf etwas Soliderem ruhen, als auf einer Ziegenhals oder einer Bomst."

„Nun, hören Sie, Vogelsang, die Ziegenhals wenigstens . . ."

Und Treibel schien ernstlich gewillt, diesen Faden, der ihm paßte, weiter zu spinnen. Aber ehe er dazu kommen konnte, trat der Polizeiassessor vom Salon

her ein, die kleine Meißner Tasse noch in der Hand, und nahm zwischen Treibel und Vogelsang Platz. Gleich nach ihm erschien auch Otto, vielleicht von Friedrich benachrichtigt, vielleicht auch aus eignem Antriebe, weil er von langer Zeit her die der Erotik zugewendeten Wege kannte, die Goldammer, bei Liqueur und Cigarren, regelmäßig und meist sehr rasch, so daß jede Versäumniß sich strafte, zu wandeln pflegte.

Der alte Treibel wußte dies selbstverständlich noch viel besser, hielt aber ein auch seinerseits beschleunigtes Verfahren doch für angezeigt, und hob deshalb ohne Weiteres an: „Und nun sagen Sie, Goldammer, was gibt es? Wie steht es mit dem Lützowplatz? Wird die Panke zugeschüttet, oder, was so ziemlich dasselbe sagen will, wird die Friedrichsstraße sittlich gereinigt? Offen gestanden, ich fürchte, daß unsre pikanteste Verkehrsader nicht allzuviel dabei gewinnen wird; sie wird um ein Geringes moralischer und um ein Beträchtliches langweiliger werden. Da das Ohr meiner Frau bis hierher nicht trägt, so läßt sich dergleichen allenfalls aufs Tapet bringen; im Uebrigen soll Ihnen meine gesammte Fragerei keine Grenzen ziehen. Je freier, je besser. Ich habe lange genug gelebt, um zu wissen, daß Alles, was aus einem Polizeimunde kommt, immer Stoff ist, immer frische Brise, freilich mitunter auch Scirocco, ja geradezu Samum. Sagen wir Samum. Also was schwimmt oben auf?"

„Eine neue Soubrette."

„Capital. Sehen Sie, Goldammer, jede Kunstrichtung ist gut, weil jede das Ideal im Auge hat. Und das Ideal ist die Hauptsache, so viel weiß ich nach gerade von meiner Frau. Aber das Idealste bleibt doch immer eine Soubrette. Name?"

„Grabillon. Zierliche Figur, etwas großer Mund, Leberfleck."

„Um Gotteswillen, Goldammer, das klingt ja wie ein Steckbrief. Uebrigens Leberfleck ist reizend; großer Mund Geschmackssache. Und Protegé von wem?"

Goldammer schwieg.

„Ah, ich verstehe. Obersphäre. Je höher hinauf, je näher dem Ideal. Uebrigens da wir 'mal bei Obersphäre sind, wie steht es denn mit der Grußgeschichte. Hat er wirklich nicht gegrüßt? Und ist es wahr, daß er, natürlich der Nichtgrüßer, einen Urlaub hat antreten müssen? Es wäre eigentlich das Beste, weil es so nebenher einer Absage gegen den ganzen Katholicismus gleichkäme, so zu sagen zwei Fliegen mit einer Klappe."

Goldammer, heimlicher Fortschrittler, aber offener Antikatholik, zuckte die Achseln und sagte: „So gut steht es leider nicht und kann auch nicht. Die Macht der Gegenströmung ist zu stark. Der, der den Gruß verweigerte, wenn Sie wollen der Wilhelm Tell der Situation, hat zu gute Rückendeckung. Wo? Nun, das bleibt in der Schwebe; gewisse Dinge darf man nicht bei Namen nennen, und ehe wir nicht der bekannten Hydra den Kopf zertreten oder, was dasselbe sagen will, dem altenfritzischen „Écrasez l'Infame" zum Siege verholfen haben . . ."

In diesem Augenblicke hörte man nebenan singen, eine bekannte Composition, und Treibel, der eben eine neue Cigarre nehmen wollte, warf sie wieder in das Kistchen zurück und sagte: „Meine Ruh' ist hin . . . Und mit der Ihrigen,

meine Herren, steht es nicht viel besser. Ich glaube, wir müssen wieder bei den Damen erscheinen, um an der Aera Adolar Krola theilzunehmen. Denn die beginnt jetzt."

Damit erhoben sich alle vier und kehrten unter Vortritt Treibel's in den Saal zurück, wo wirklich Krola am Flügel saß und seine drei Hauptstücke, mit denen er rasch hintereinander aufzuräumen pflegte, vollkommen virtuos, aber mit einer gewissen, absichtlichen Klapprigkeit zum Besten gab. Es waren: „Der Erlkönig," „Herr Heinrich saß am Vogelheerd," und „Die Glocken von Speier". Diese letztere Nummer, mit dem geheimnißvoll einfallenden Glockenbimbam, machte jedesmal den größten Eindruck, und bestimmte selbst Treibel zu momentan ruhigem Zuhören. Er sagte dann auch wohl mit einer gewissen höheren Miene: „Von Löwe, ex ungue Leonem; das heißt von Karl Löwe, Ludwig componirt nicht."

Viele von denen, die den Kaffee im Garten oder auf der Veranda genommen hatten, waren, gleich als Krola begann, ebenfalls in den Saal getreten, um zuzuhören, Andere dagegen, die die drei Balladen schon von zwanzig Treibel'schen Diners her kannten, hatten es doch vorgezogen, im Freien zu bleiben und ihre Gartenpromenade fortzusetzen, unter ihnen auch Mr. Nelson, der, als ein richtiger Vollblut-Engländer, musikalisch auf schwächsten Füßen stand, und rund heraus erklärte, das Liebste sei ihm ein Nigger, mit einer Pauke zwischen den Beinen: „I can't see, what it means; music is nonsense." So ging er denn mit Corinna auf und ab, Leopold an der anderen Seite, während Marcell mit der jungen Frau Treibel in einiger Entfernung folgte, beide sich über Nelson und Leopold halb ärgernd, halb erheiternd, die, wie schon bei Tische, von Corinna nicht los konnten.

Es war ein prächtiger Abend draußen, von der Schwüle, die drinnen herrschte, keine Spur, und schräg über den hohen Pappeln, die den Hintergarten von den Fabrikgebäuden abschnitten, stand die Mondsichel; der Kakadu saß ernst und verstimmt auf seiner Stange, weil es versäumt worden war, ihn zu rechter Zeit in seinen Käfig zurückzunehmen, und nur der Wasserstrahl stieg so lustig in die Höhe, wie zuvor.

„Setzen wir uns," sagte Corinna, „wir promeniren schon, ich weiß nicht wie lange," und dabei ließ sie sich ohne Weiteres auf den Rand der Fontaine nieder. „Take a seat, Mr. Nelson. Sehen Sie nur den Kakadu, wie bös er aussieht. Er ist ärgerlich, daß sich Keiner um ihn kümmert."

„To be sure, und sieht aus wie Lieutenant Sangevogel. Does'nt he?"

„Wir nennen ihn für gewöhnlich Vogelsang. Aber ich habe nichts dagegen, ihn umzutaufen. Helfen wird es freilich nicht viel."

„No, no, there's no help for him; Vogelsang, ah, ein häßlicher Vogel, kein Singevogel, no finch, no trussel."

„Nein, er ist bloß ein Kakadu, ganz wie Sie sagen."

Aber kaum, daß dies Wort gesprochen war, so folgte nicht nur ein lautes Kreischen von der Stange her, wie wenn der Kakadu gegen den Vergleich protestiren wolle, sondern auch Corinna schrie laut auf, freilich nur um im selben Augenblicke wieder in ein helles Lachen auszubrechen, in das gleich danach auch

Leopold und Mr. Nelson einstimmten. Ein plötzlich sich aufmachender Windstoß hatte nämlich dem Wasserstrahl eine Richtung genau nach der Stelle hin gegeben, wo sie saßen, und bei der Gelegenheit allesammt, den Vogel auf seiner Stange mit eingeschlossen, mit einer Fluth von Spritzwasser überschüttet. Das gab nun ein Klopfen und Abschütteln, an dem auch der Kakadu theilnahm, freilich ohne seinerseits seine Laune dabei zu verbessern.

Drinnen hatte Krola mittlerweile sein Programm beendet und stand auf, um andern Kräften den Platz einzuräumen. Es sei nichts mißlicher, als ein solches Kunstmonopol; außerdem dürfe man nicht vergessen, der Jugend gehöre die Welt. Dabei verbeugte er sich huldigend gegen einige junge Damen, in deren Familien er ebenso verkehrte, wie bei den Treibel's. Die Commerzienräthin ihrerseits aber übertrug diese ganz allgemein gehaltene Huldigung gegen die Jugend in ein bestimmteres Deutsch und forderte die beiden Fräulein Felgentreu's auf, doch einige der reizenden Sachen zu singen, die sie neulich, als Ministerialdirector Stoeckenius in ihrem Hause gewesen, so schön vorgetragen hätten; Freund Krola werde gewiß die Güte haben, die Damen am Clavier zu begleiten. Krola, sehr erfreut, einer gesanglichen Mehrforderung, die sonst die Regel war, entgangen zu sein, drückte sofort seine Zustimmung aus und setzte sich an seinen eben erst aufgegebenen Platz, ohne ein Ja oder Nein der beiden Felgentreu's abzuwarten. Aus seinem ganzen Wesen sprach eine Mischung von Wohlwollen und Ironie. Die Tage seiner eignen Berühmtheit lagen weit zurück, aber je weiter sie zurücklagen, desto höher waren seine Kunstansprüche geworden, so daß es ihm, bei dem totalen Unerfülltbleiben derselben, vollkommen gleichgültig erschien, *was* zum Vortrage kam und *wer* das Wagniß wagte. Von Genuß konnte keine Rede für ihn sein, nur von Amüsement, und weil er einen angeborenen Sinn für das Heitere hatte, durfte man sagen, sein Vergnügen stand jedesmal dann auf der Höhe, wenn seine Freundin Jenny Treibel, wie sie das liebte, durch Vortrag einiger Lieder den Schluß der musikalischen Soirée machte. Das war aber noch weit im Felde, vorläufig waren noch die beiden Felgentreu's da, von denen denn auch die ältere Schwester, oder, wie es zu Krola's jedesmaligem Gaudium hieß, „die weitaus talentvollere", mit „Bächlein laß dein Rauschen sein" ohne Weiteres einsetzte. Daran reihte sich: „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein", was, als allgemeines Lieblingsstück, zu der Commerzienräthin großem, wenn auch nicht geäußerten Verdruß, von einigen indiskreten Stimmen im Garten begleitet wurde. Dann folgte die Schlußnummer, ein Duett aus „Figaro's Hochzeit". Alles war hingerissen, und Treibel sagte zu Vogelsang: „er könne sich nicht erinnern, seit den Tagen der Milanollo's, etwas so Liebliches von Schwestern gesehen und gehört zu haben," woran er die weitere, allerdings unüberlegte Frage knüpfte: ob Vogelsang seinerseits sich noch der Milanollo's erinnern könne? „Nein," sagte dieser barsch und peremptorisch. — „Nun, dann bitt' ich um Entschuldigung."

Eine Pause trat ein, und einige Wagen, darunter auch der Felgentreu'sche, waren schon angefahren; trotzdem zögerte man noch mit dem Aufbruch, weil das Fest immer noch seines Abschlusses entbehrte. Die Commerzienräthin nämlich hatte noch nicht gesungen, ja war unerhörter Weise noch nicht einmal zum Vor-

trag eines ihrer Lieder aufgefordert worden, — ein Zustand der Dinge, der so rasch wie möglich geändert werden mußte. Dies erkannte Niemand klarer, als Adolar Krola, der, den Polizeiassessor bei Seite nehmend, ihm eindringlichst vorstellte, daß durchaus etwas geschehen und das hinsichtlich Jenny's Versäumte sofort nachgeholt werden müsse. „Wird Jenny nicht aufgefordert, so seh' ich die Treibel'schen Diners, oder wenigstens unsere Theilnahme daran, für alle Zukunft in Frage gestellt, was doch schließlich einen Verlust bedeuten würde . . ."

„Dem wir unter allen Umständen vorzubeugen haben, verlassen Sie sich auf mich." Und die beiden Felgentreu's an der Hand nehmend, schritt Goldammer, rasch entschlossen, auf die Commerzienräthin zu, um, wie er sich ausdrückte, als erwählter Sprecher des Hauses, um ein Lied zu bitten. Die Commerzienräthin, der das Abgekartete der ganzen Sache nicht entgehen konnte, kam in ein Schwanken zwischen Aerger und Wunsch; aber die Beredtsamkeit des Antragstellers siegte doch schließlich; Krola nahm wieder seinen Platz ein, und einige Augenblicke später erklang Jenny's dünne, durchaus im Gegensatz zu ihrer sonstigen Fülle stehende Stimme durch den Saal hin, und man vernahm die in diesem Kreise wohlbekannten Liedesworte:

Glück, von Deinen tausend Losen,
Eines nur erwähl' ich mir,
Was soll Gold? Ich liebe Rosen
Und der Blumen schlichte Zier.

Und ich höre Waldesrauschen
Und ich seh' ein flatternd Band —
Aug' in Auge Blicke tauschen,
Und ein Kuß auf Deine Hand.

Geben nehmen, nehmen geben,
Und Dein Haar umspielt der Wind,
Ach, nur das, nur das ist Leben,
Wo sich Herz zum Herzen find't.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß ein rauschender Beifall folgte, woran sich, von des alten Felgentreu Seite, die Bemerkung schloß, „die damaligen Lieder (er vermied eine bestimmte Zeitangabe) wären doch schöner gewesen, namentlich inniger", eine Bemerkung, die von dem direct zur Meinungsäußerung aufgeforderten Krola schmunzelnd bestätigt wurde.

Mr. Nelson seinerseits hatte von der Veranda dem Vortrage zugehört und sagte jetzt zu Corinna: „Wonderfully good. Oh, these Germans, they know everything . . . even such an old lady."

Corinna legte ihm den Finger auf den Mund.

Kurze Zeit danach war Alles fort, Haus und Park leer, und man hörte nur noch, wie drinnen im Speisesaal geschäftige Hände den Ausziehtisch zusammenschoben und wie draußen im Garten der Strahl des Springbrunnens plätschernd ins Bassin fiel.

Fünftes Capitel.

Unter den Letzten, die, den Vorgarten passirend, das commerzienräthliche Haus verließen, waren Marcell und Corinna. Diese plauderte nach wie vor in übermüthiger Laune, was des Vetters mühsam zurückgehaltene Verstimmung nur noch steigerte. Zuletzt schwiegen beide.

So gingen sie schon fünf Minuten nebeneinander her, bis Corinna, die sehr gut wußte, was in Marcell's Seele vorging, das Gespräch wieder aufnahm. „Nun, Freund, was gibt es?"

„Nichts."

„Nichts?"

„Oder wozu soll ich es leugnen, ich bin verstimmt."

„Worüber?"

„Ueber Dich. Ueber Dich, weil Du kein Herz hast."

„Ich? Erst recht hab' ich . . ."

„Weil Du kein Herz hast, sag' ich, keinen Sinn für Familie, nicht einmal für Deinen Vater . . ."

„Und nicht einmal für meinen Vetter Marcell . . ."

„Nein, den laß aus dem Spiel, von dem ist nicht die Rede. Mir gegenüber kannst Du thun, was Du willst. Aber Dein Vater. Da läßt Du nun heute den alten Mann einsam und allein und kümmerst Dich so zu sagen um gar nichts. Ich glaube, Du weißt nicht einmal, ob er zu Haus ist oder nicht."

„Freilich ist er zu Haus. Er hat ja heut' seinen ‚Abend', und wenn auch nicht Alle kommen, etliche vom hohen Olymp werden wohl da sein."

„Und Du gehst aus und überlässest Alles der alten guten Schmolke?"

„Weil ich es ihr überlassen kann. Du weißt das ja so gut wie ich; es geht Alles wie am Schnürchen, und in diesem Augenblick essen sie wahrscheinlich Oderkrebse und trinken Mosel. Nicht Treibel'schen, aber doch Professor Schmidt'schen, einen edlen Trarbacher, von dem Papa behauptet, er sei der einzige reine Wein in Berlin. Bist Du nun zufrieden?"

„Nein."

„Dann fahre fort."

„Ach, Corinna, Du nimmst Alles so leicht und denkst, wenn Du's leicht nimmst, so hast Du's aus der Welt geschafft. Aber es glückt Dir nicht. Die Dinge bleiben doch schließlich, was und wie sie sind. Ich habe Dich nun bei Tisch beobachtet . . ."

„Unmöglich, Du hast ja der jungen Frau Treibel ganz intensiv den Hof gemacht, und ein paar Mal wurde sie sogar roth . . ."

„Ich habe Dich beobachtet, sag' ich, und mit einem wahren Schrecken das Uebermaß von Koketterie gesehen, mit dem Du nicht müde wirst, dem armen Jungen, dem Leopold, den Kopf zu verdrehen . . ."

Sie hatten, als Marcell dies sagte, gerade die platzartige Verbreiterung erreicht, mit der die Köpnickerstraße, nach der Inselbrücke hin, abschließt, eine verkehrslose und beinahe menschenleere Stelle. Corinna zog ihren Arm aus dem des Vetters und sagte, während sie nach der anderen Seite der Straße zeigte:

„Sieh', Marcell, wenn da drüben nicht der einsame Schutzmann stände, so stellt' ich mich jetzt mit verschränkten Armen vor Dich hin und lachte Dich fünf Minuten lang aus. Was soll das heißen, ich sei nicht müde geworden, dem armen Jungen, dem Leopold, den Kopf zu verdrehen? Wenn Du nicht ganz in Huldigung gegen Helenen aufgegangen wärst, so hättest Du sehen müssen, daß ich kaum zwei Worte mit ihm gesprochen. Ich habe mich nur mit Mr. Nelson unterhalten, und ein paar Mal hab' ich mich ganz ausführlich an Dich gewandt."

„Ach, das sagst Du so, Corinna, und weißt doch, wie falsch es ist. Sieh', Du bist sehr gescheit und weißt es auch; aber Du hast doch den Fehler, den viele gescheite Leute haben, daß sie die anderen für ungescheiter halten als sie sind. Und so denkst Du, Du kannst mir ein X für ein U machen und Alles so drehen und beweisen, wie Du's drehen und beweisen willst. Aber man hat doch auch so seine Augen und Ohren und ist also, mit Deinem Verlaub, hinreichend ausgerüstet, um zu hören und zu sehen."

„Und was ist es denn nun, was der Herr Doctor gehört und gesehen haben?"

„Der Herr Doctor haben gehört und gesehen, daß Fräulein Corinna mit ihrem Redekatarakt über den unglücklichen Mr. Nelson hergefallen ist . . ."

„Sehr schmeichelhaft . . ."

„Und daß sie — wenn ich das mit dem Redekatarakt aufgeben und ein anderes Bild dafür einstellen will — daß sie, sag' ich, zwei Stunden lang die Pfauenfeder ihrer Eitelkeit auf dem Kinn oder auf der Lippe balancirt und überhaupt in den feineren akrobatischen Künsten ein Aeußerstes geleistet hat. Und das Alles vor wem? Etwa vor Mr. Nelson? Mit nichten. Der gute Nelson, der war nur das Trapez, daran meine Cousine herumturnte; der, um dessentwillen das Alles geschah, der zusehen und bewundern sollte, der hieß Leopold Treibel, und ich habe wohl bemerkt, wie mein Cousinchen auch ganz richtig gerechnet hatte; denn ich kann mich nicht entsinnen, einen Menschen gesehen zu haben, der, verzeih' den Ausdruck, durch einen ganzen Abend hin so ‚total weg' gewesen wäre wie dieser Leopold."

„Meinst Du?"

„Ja, das mein' ich."

„Nun, darüber ließe sich reden . . . Aber sieh' nur . . ."

Und dabei blieb sie stehen und wies auf das entzückende Bild, das sich — sie passirten eben die Fischerbrücke — drüben vor ihnen ausbreitete. Dünne Nebel lagen über den Strom hin, sogen aber den Lichterglanz nicht ganz auf, der von rechts und links her auf die breite Wasserfläche fiel, während die Mondsichel oben im Blauen stand, keine zwei Hand breit von dem etwas schwerfälligen Parochialkirchthurm entfernt, dessen Schattenriß am anderen Ufer in aller Klarheit aufragte. „Sieh' nur," wiederholte Corinna, „nie hab' ich den Singuhrthurm in solcher Schärfe gesehen. Aber ihn schön finden, wie seit Kurzem Mode geworden, das kann ich doch nicht; er hat so etwas Halbes, Unfertiges, als ob ihm auf dem Wege nach oben die Kraft ausgegangen wäre. Da bin ich doch mehr für die zugespitzten, langweiligen Schindelthürme, die nichts wollen, als hoch sein und in den Himmel zeigen."

Und in demselben Augenblicke, wo Corinna dies sagte, begannen die Glöckchen drüben ihr Spiel.

„Ach," sagte Marcell, „sprich doch nicht so von dem Thurm und ob er schön ist oder nicht. Mir ist es gleich, und Dir auch; das mögen die Fachleute miteinander ausmachen. Und Du sagst das Alles nur, weil Du von dem eigentlichen Gespräch los willst. Aber höre lieber zu, was die Glöckchen drüben spielen. Ich glaube, sie spielen: ‚Ueb' immer Treu' und Redlichkeit'."

„Kann sein, und ist nur schade, daß sie nicht auch die berühmte Stelle von dem Canadier spielen können, der noch Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte. So was Gutes bleibt leider immer uncomponirt, oder vielleicht geht es auch nicht. Aber nun sage mir, Freund, was soll das Alles heißen? Treu' und Redlichkeit. Meinst Du wirklich, daß mir die fehlen? Gegen wen versünd'ge ich mich denn durch Untreue? Gegen Dich? Hab' ich Gelöbnisse gemacht? Hab' ich Dir etwas versprochen und das Versprechen nicht gehalten?"

Marcell schwieg.

„Du schweigst, weil Du nichts zu sagen hast. Ich will Dir aber noch Allerlei mehr sagen, und dann magst Du selber entscheiden, ob ich treu und redlich oder doch wenigstens aufrichtig bin, was so ziemlich dasselbe bedeutet."

„Corinna . . ."

„Nein, jetzt will ich sprechen, in aller Freundschaft, aber auch in allem Ernst. Treu und redlich. Nun, ich weiß wohl, daß Du treu und redlich bist, was beiläufig nicht viel sagen will; ich für meine Person kann Dir nur wiederholen, ich bin es auch."

„Und spielst doch beständig eine Komödie."

„Nein, das thu' ich nicht. Und wenn ich es thue, so doch so, daß Jeder es merken kann. Ich habe mir, nach reiflicher Ueberlegung, ein bestimmtes Ziel gesteckt, und wenn ich nicht mit dürren Worten sage ‚dies ist mein Ziel', so unterbleibt das nur, weil es einem Mädchen nicht kleidet, mit solchen Plänen aus sich herauszutreten. Ich erfreue mich, Dank meiner Erziehung, eines guten Theils von Freiheit, Einige werden vielleicht sagen von Emancipation, aber trotzdem bin ich durchaus kein emancipirtes Frauenzimmer. Im Gegentheil, ich habe gar keine Lust, das alte Herkommen umzustoßen, alte, gute Sätze, zu denen auch der gehört: ein Mädchen wirbt nicht, um ein Mädchen wird geworben."

„Gut, gut; Alles selbstverständlich . . ."

„. . . Aber freilich, das ist unser altes Eva-Recht, die großen Wasser spielen zu lassen und unsere Kräfte zu gebrauchen, bis das geschieht, um dessentwillen wir da sind, mit anderen Worten, bis man um uns wirbt. Alles gilt diesem Zweck. Du nennst das, je nachdem Dir der Sinn steht, Raketensteigenlassen oder Komödie, mitunter auch Intrigue, und immer Koketterie."

Marcell schüttelte den Kopf. „Ach, Corinna, Du darfst mir darüber keine Vorlesung halten wollen und zu mir sprechen, als ob ich erst gestern auf die Welt gekommen wäre. Natürlich hab' ich oft von Komödie gesprochen und noch öfter von Koketterie. Wovon spricht man nicht Alles. Und wenn man dergleichen hinspricht, so widerspricht man sich auch wohl, und was man eben noch getadelt hat, das lobt man im nächsten Augenblick. Um's rund heraus zu sagen,

spiele so viel Komödie, wie Du willst, sei so kokett, wie Du willst, ich werde doch nicht so dumm sein, die Weiberwelt und die Welt überhaupt ändern zu wollen, ich will sie wirklich nicht ändern, auch dann nicht, wenn ich's könnte; nur um Eines muß ich Dich angehen, Du mußt, wie Du Dich vorhin ausdrücktest, die großen Wasser an der rechten Stelle, das heißt also vor den rechten Leuten springen lassen, vor solchen, wo's paßt, wo's hingehört, wo sich's lohnt. Du gehst aber mit Deinen Künsten nicht an die richtige Adresse, denn Du kannst doch nicht ernsthaft daran denken, diesen Leopold Treibel heirathen zu wollen?"

„Warum nicht? Ist er zu jung für mich? Nein. Er stammt aus dem Januar und ich aus dem September; er hat also noch einen Vorsprung von acht Monaten."

„Corinna, Du weißt ja recht gut, wie's liegt und daß er einfach für Dich nicht paßt, weil er zu unbedeutend für Dich ist. Du bist eine aparte Person, vielleicht ein bischen zu sehr, und er ist kaum Durchschnitt. Ein sehr guter Mensch, das muß ich zugeben, hat ein gutes, weiches Herz, nichts von dem Kiesel, den die Geldleute sonst hier links haben, hat auch leidlich weltmännische Manieren und kann vielleicht einen Dürer'schen Stich von einem Ruppiner Bilderbogen unterscheiden, aber Du würdest Dich doch todt langweilen an seiner Seite. Du, Deines Vaters Tochter, und eigentlich noch klüger als der Alte, Du wirst doch nicht Dein eigentliches Lebensglück wegwerfen wollen, bloß um in einer Villa zu wohnen und einen Landauer zu haben, der dann und wann ein paar alte Hofdamen abholt, oder um Adolar Krola's ramponirten Tenor alle vierzehn Tage den ‚Erlkönig' singen zu hören. Es ist nicht möglich, Corinna; Du wirst Dich doch, wegen solches Bettels von Mammon, nicht einem unbedeutenden Menschen an den Hals werfen wollen."

„Nein, Marcell, das Letztere gewiß nicht; ich bin nicht für Zudringlichkeiten. Aber wenn Leopold morgen bei meinem Vater antritt — denn ich fürchte beinah', daß er noch zu denen gehört, die sich, statt der Hauptperson, erst der Nebenpersonen versichern — wenn er also morgen antritt und um diese rechte Hand Deiner Cousine Corinna anhält, so nimmt ihn Corinna und fühlt sich als Corinne au Capitole."

„Das ist nicht möglich; Du täuschest Dich, Du spielst mit der Sache. Es ist eine Phantasterei, der Du nach Deiner Art nachhängst."

„Nein, Marcell, Du täuschest Dich, nicht ich; es ist mein vollkommener Ernst, so sehr, daß ich ein ganz klein wenig davor erschrecke."

„Das ist Dein Gewissen,"

„Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Aber so viel will ich Dir ohne Weiteres zugeben, das, wozu der liebe Gott mich so recht eigentlich schuf, das hat nichts zu thun mit einem Treibel'schen Fabrikgeschäft, oder mit einem Holzhof und vielleicht am wenigsten mit einer Hamburger Schwägerin. Aber ein Hang nach Wohlleben, der jetzt alle Welt beherrscht, hat mich auch in der Gewalt, ganz so wie alle Anderen, und so lächerlich und verächtlich es in Deinem Oberlehrers Ohre klingen mag, ich halt' es mehr mit Bonwitt und Littauer als mit einer kleinen Schneiderin, die schon um acht Uhr früh kommt und eine merkwürdige Hof- und Hinterstubenatmosphäre mit ins Haus bringt, und zum zweiten Früh-

stück ein Brötchen mit Schlackwurst und vielleicht auch einen Gilka kriegt. Das Alles widersteht mir im höchsten Maße; je weniger ich davon sehe, desto besser. Ich find' es ungemein reizend, wenn so die kleinen Brillanten im Ohre blitzen, etwa wie bei meiner Schwiegermama in spe . . . ‚Sich einschränken', ach, ich kenne das Lied, das immer gesungen und immer gepredigt wird, aber wenn ich bei Papa die dicken Bücher abstäube, drin Niemand hineinsieht, auch er selber nicht, und wenn dann die Schmolke sich Abends auf mein Bett setzt und mir von ihrem verstorbenen Manne, dem Schutzmann, erzählt, und daß er, wenn er noch lebte, jetzt ein Revier hätte, denn Madai hätte große Stücke auf ihn gehalten, und wenn sie dann zuletzt sagt: ‚Aber, Corinnchen, ich habe ja noch gar nicht 'mal gefragt, was wir morgen essen wollen? . . . Die Teltower sind jetzt so schlecht und eigentlich alle schon madig, und ich möchte Dir vorschlagen, Wellfleisch und Wruken, das aß Schmolke auch immer so gern' — ja, Marcell, in solchem Augenblicke wird mir immer ganz sonderbar zu Muth, und Leopold Treibel erscheint mir dann mit einem Mal als der Rettungsanker meines Lebens, oder wenn Du willst, wie das aufzusetzende große Marssegel, das bestimmt ist, mich bei gutem Wind an ferne, glückliche Küsten zu führen."

„Oder wenn es stürmt, Dein Lebensglück zum Scheitern zu bringen."

„Warten wir's ab, Marcell."

Und bei diesen Worten bogen sie, von der Alten Leipzigerstraße her, in Raule's Hof ein, von dem aus ein kleiner Durchgang in die Adlerstraße führte.

(Fortsetzung folgt.)

Danton.

Unter den Trägern der zweiten Phase der Revolutionsgeschichte nimmt Georges Danton eine Stellung ein, die derjenigen Mirabeau's während der Anfänge dieser großen Bewegung verwandt ist. Im Einzelnen sind mehrere seiner Genossen ihm überlegen gewesen: Carnot als Soldat, Cambon als Finanzmann, Robespierre als parlamentarischer Taktiker. Von Vergniaud und anderen Führern der Gironde ist er in der Redekunst und von den Arbeitern des Wohlfahrtsausschusses in administrativer Geschicklichkeit übertroffen worden, neben Männern von der hohen Bildung Condorcet's kann er überhaupt nicht genannt werden. Während die übrigen Koryphäen der Gewaltpartei fast ausnahmelos Schriftsteller von größerer oder geringerer Bedeutung waren, hat Danton nie geschrieben, im buchstäblichen Sinne des Wortes nicht *eine* Zeile hinterlassen, die auf die Nachwelt gekommen wäre. Die ergebensten seiner Bewunderer räumen ein, daß sein Bildungsbesitz ein höchst bescheidener gewesen, daß er in den Jahren seiner öffentlichen Thätigkeit niemals ein Buch und nahezu ebenso selten die Feder zur Hand genommen habe. Bekannt ist, daß der Ruf Danton's ein höchst zweifelhafter war, daß man ihn ausschweifenden Lebenswandels und einer Leichtfertigkeit in Geldangelegenheiten zieh, die von Unehrlichkeit und Bestechlichkeit kaum zu unterscheiden gewesen, und daß er in diesen Beziehungen von seinem Nebenbuhler Robespierre unvortheilhaft unterschieden war. Zu dem entsetzlichsten aller Verbrechen seiner blutbefleckten Zeit, dem Gefängnißmorde vom 2. September 1792, hat der unselige Mann in näherer Beziehung gestanden als irgend ein anderer Revolutionsführer seines Ranges. Nichtsdestoweniger hat Danton als Mensch und als staatsmännisches Talent seine gesammte Umgebung überragt und den Namen des Mirabeau der Pariser Gasse in mehr als einem Sinne verdient. An Zügen warmherziger Menschlichkeit, echter Liebe und Treue ist sein Leben ebenso reich wie an Ungeheuerlichkeiten und Gewaltsamkeiten. Seine Anhängerschaft hat er in gleicher Weise durch die Wucht seiner imposanten Persönlichkeit und durch die Fähigkeit zu selbstloser Hingabe an sich gefesselt, unter erbitterten Gegnern warme Bewunderer gezählt, und selbst dem Rigoristen Royer-Collard das Zeugniß abgerungen, „daß er nicht nur ein großmüthiger, sondern ein *großherziger* Mensch gewesen". Danton ist der echteste, vielleicht der bedeutendste Typus des Demagogen, von dem die Geschichte weiß. Sein Talent

beschränkte sich auf eine Herrschaft über die Massen, wie sie kein anderer Revolutionsmann entfernt besessen, und auf einen Instinct für das augenblicklich Zweckmäßige und Mögliche, der sich bis zur Genialität erheben konnte. Wo es den ganzen Menschen einzusetzen, tödtlichen Gefahren die Stirn zu bieten, wild erregte Volksleidenschaften zu bändigen galt, bethätigte er eine Ueberlegenheit, die sich allgemeinste Anerkennung erzwang: ließ die Spannung nach und kam es auf die Lösung von Aufgaben an, die zähes Beharren, kalte und selbstsüchtige Berechnung erheischten, so versagte diese Kraft nur allzu leicht. Unvergleichlich bedeutender als die Summe seiner Leistungen glich dieser gigantische Plebejer durch seine Persönlichkeit aus, was ihm an sogenannten Qualitäten fehlte — auch in diesem Stück dem großen Aristokraten ähnlich, der die alte Monarchie in Trümmer geschlagen hatte. — An dem letzten Worte, das die Geschichte über Danton zu sagen hat, wird durch den Reichthum der natürlichen Anlagen dieses merkwürdigen Menschen freilich nichts verändert werden. Es sei denn, daß man in Anwendung des Wortes, nach welchem „viel gefordert werden wird, wo viel gegeben worden", das unvermeidliche Verdammungsurtheil über Georges Danton verschärfen wollte.

I

Für Georges Jacques Danton's Kindheits- und Jugendgeschichte bilden die von seinen Freunden Béon und Rousselin de St. Albin hinterlassenen Aufzeichnungen die einzige Quelle. Als Sohn eines wohlhabenden Pächters und Communalbeamten (procureur du baillage) zu Arcis-sur-Aube in der Champagne am 26. October 1759 (dem Geburtsjahre Schiller's) geboren und früh des Vaters beraubt, erhielt er eine Erziehung, die von derjenigen anderer Kinder seines Standes wenig verschieden war. Mutter und Stiefvater (ein Krämer Recordin) waren brave, wenig gebildete Leute, die die Erziehung des wilden, hoch aufgeschossenen Knaben der Schulmeisterin, später der Lateinschule des Ortes überließen, um den Dreizehnjährigen dem Oratorianer-Collegium von Troyes anzuvertrauen. Geistige Befähigung und Gutartigkeit des langen Georges wurden allein durch seinen Hang zur Trägheit und zu wilden Streichen übertroffen. Daraus erklärte sich, daß eine Kuh die Lippe, ein Stier die Nase, eine wild gewordene Sau den Unterleib des Burschen zerrissen hatte, dessen ohnehin unschönes Antlitz durch Blatternarben entstellt war, und daß derselbe das Lyceum von Troyes bereits nach kurzem Aufenthalte verlassen mußte, um in einer Laienschule seiner Vaterstadt den Schulcursus zu beenden. Wegen seiner Offenherzigkeit und leichten Auffassung von den Lehrern, wegen zuverlässiger Kameradschaft von den Mitschülern gern gesehen, beendete der passionirte Kartenspieler und gelegentliche Umhertreiber (im Juni 1775 war er heimlich nach Rheims entwichen, um der Krönung Ludwig's XVI. zuzusehen) seine Lehrjahre über Erwarten glücklich: er wurde als Zweiter seines Jahrganges und als Inhaber einer ganzen Anzahl spielend erworbener Preise entlassen. Die Eltern, an denen er mit warmer Liebe hing und denen er zur Zeit einer Geldverlegenheit des Stiefvaters sein kleines Vermögen ohne Weiteres zur Verfügung stellte, wollten den talentvollen Jungen zum Priester machen, er selbst aber entschied sich für die

juristische Laufbahn und begab sich nach Paris, um als Gehülfe (clerc) in die Kanzlei eines Procurators Vinoy zu treten und nebenbei juristische Studien zu treiben.

Der Bericht Béon's schließt mit Danton's Austritt aus der Schule (August 1775), derjenige St. Albin's gibt als Zeitpunkt seiner Uebersiedelung nach Paris das Jahr 1780 an, und das mit so zahlreichen Einzelheiten, daß an der Richtigkeit der Notiz nicht wohl gezweifelt werden kann. Dafür fehlen alle Angaben darüber, wo und wie der angehende junge Jurist die dazwischen liegenden fünf Jahre verbracht hat. St. Albin übergeht dieselben mit Stillschweigen, um sich den Pariser Anfängen seines Helden zuzuwenden und dessen damaliges Verhalten als mustergültiges zu bezeichnen. Tags über habe Danton fleißig gearbeitet, in seinen Mußestunden körperliche Uebungen getrieben, Abends hinter den Büchern gesessen, Voltaire, Rousseau, die Encyklopädie, Buffon's Naturgeschichte, Beccaria's Buch über Vergehen und Strafe studirt, das Italienische und später das Englische erlernt, tüchtige Rechtskenntniß erworben u. s. w. Wie es zugegangen, daß der unfleißige, unstete, zu Spiel und Unfug geneigte Schüler inmitten der Versuchungen einer großen Stadt und einer in der Auflösung begriffenen, verderbten Gesellschaft zum moralischen Musterknaben geworden, hat der Verfasser nicht zu sagen für nothwendig gehalten. Ebenso läßt er das Räthsel ungelöst, warum Danton's eifrigste Bewunderer, insbesondere der enthusiastische und gutgläubige Michelet, das Vorleben des berühmten Revolutionsmannes als wenig löblich, ihn selbst als Wüstling und Verschwender bezeichnen, „der nie gewußt, was Geld heißt .... der trotz seiner Schulden auf dem Pflaster von Paris königlich einhergeschritten und mit dem Golde seiner Rede um sich geworfen habe." Immerhin wird dahingestellt bleiben müssen, ob Danton es schlimmer getrieben hat, als Andere seiner Zeit und seines Landes. Thatsache ist, daß er es dazu brachte, in Rheims die Würde eines approbirten Advocaten zu erobern, und daß er nach einer in dieser Stadt verbrachten Lehr- und Probezeit bei den Pariser Gerichten zugelassen wurde. Die fernere Behauptung, daß Danton es alsbald zu einer angesehenen Praxis gebracht habe, weiß Herr St. Albin lediglich durch die Berufung auf einen zu Gunsten eines armen Schäfers geführten Proceß zu bescheinigen, der Aufsehen erregt und dem jungen Anwalte die Lobsprüche angesehener Collegen eingetragen haben soll. Daß Danton kein Vermögen zusammen zu bringen gewußt, sei lediglich auf seine „Großmuth" und Gleichgültigkeit gegen materielle Vortheile zurückzuführen gewesen, an advocatischer Tüchtigkeit und öffentlicher Beliebtheit habe es ihm nicht gefehlt. Zu Gunsten Danton's wird außerdem geltend gemacht, daß er Credit genug besessen habe, um die Hand einer nicht ganz mittellosen, vortrefflich beleumdeten Pariser Bürgerstochter, und die Mittel zum Ankauf der „Charge" eines Advocaten „aux conseils du Roi" zu erwerben (9. und 12. Juni 1787).

Mit beiden Angaben hat es seine Richtigkeit. Der eifrige Kaffeehausbesucher hatte in dem am Pont Neuf belegenen Café de l'Ecole (einer Wirthschaft, in welcher Kaffee und Limonade verschenkt wurde) die Tochter des Besitzers, Herrn Charpentier, kennen gelernt und deren Gunst erworben. Der Sitte der Zeit gemäß führte Mademoiselle Gabrielle, deren Sittsamkeit und Tüchtigkeit

Freund und Feind bedingungslos anerkennen, die Kasse der väterlichen Wirthschaft, während der Vater, „die runde Stutzperrücke auf dem Haupte, mit grauem Frack bekleidet und die Serviette unter dem Arme, die Gäste bediente". Das Herz des liebenswürdigen Mädchens hatte der häßliche, unelegante Pflastertreter ebenso rasch zu gewinnen gewußt wie die Gunst des Vaters: offenbar gehörte er schon damals zu den Leuten, denen man nichts abschlagen kann. Gabrielle fand, daß der neue Liebhaber zu imposant aussehe, um häßlich gescholten werden zu können, daß sein Geist mit seiner Leidenschaftlichkeit versöhne und daß seine Donnerstimme zärtlicher Töne nicht entbehre; Meister Charpentier aber, der als wohlhabender Mann und Inhaber der Charge eines „controleur des fermes" einige Ansprüche erheben durfte, rühmte laut, daß die von ihm zu Rathe gezogenen Advocaten und Procureure Herrn Danton als außerordentlich talentvollen jungen Mann bezeichnet hätten. Er stellte dem künftigen Schwiegersohn indessen zur Bedingung, daß er ein bestimmtes Amt erwerbe. Dieser Forderung wurde entsprochen und die „Charge" eines Advocaten „aux conseils du Roi" zusammt der Praxis ihres bisherigen Inhabers Huët de Paisy für die Summe von 78 781 Livres und 4 Sous erworben. Gegen die Bürgschaft von Danton's in Arcis lebenden Verwandten hatte ein Fräulein Duhauttoir 36000 Livres, der präsumtive Schwiegervater 15000 Livres vorgestreckt, der Rest war durch des Käufers Ansprüche an den von seinem Vater hinterlassenen Grundbesitz sicher gestellt worden.

Drei Tage vor Abschluß dieses Geschäftes hatte Danton seinen Heirathscontract mit der Familie Charpentier abgeschlossen und sein Vermögen, einschließlich seiner noch nicht bezahlten Charge, von 78000 Livres auf 90000 Francs angegeben, eine Art der Berechnung, die um so wunderlicher erscheint, als die ihm vorgestreckten 15000 Livres in demselben Vertrage als Mitgift der jungen Frau figuriren, die außerdem 5000 Livres in baar erhielt. Immerhin erhellt aus diesen actenmäßig festgestellten Daten, daß die zeitgenössischen Angaben über Danton's Mittellosigkeit und Verschuldung nicht wörtlich zu nehmen sind, daß man ihm die Fähigkeit zur Ausfüllung einer hoch bezahlten amtlichen Stellung zutraute und daß er über einen nicht unerheblichen Credit zu verfügen hatte. Die Behauptung, daß er bei Ausbruch der Revolution, d. h. zwei Jahre nach Uebernahme seines neuen Amtes, in übeln Verhältnissen steckte, wird durch die vorstehend erwähnten, auf das Jahr 1787 bezüglichen Thatsachen indessen nicht weggeschafft. Rücksichtlich dieses letzteren Punktes liegen so zahlreiche und so übereinstimmende Zeugnisse vor, daß es schwer hält, dieselben als böswillige Erfindungen abzulehnen. „Er war," heißt es in den Denkwürdigkeiten der Frau Roland, „im Jahre 1789 ein miserabler Advocat, der mehr Schulden als Processe hatte; seine Frau pflegte zu sagen, daß sie ihre Wirthschaftsausgaben nur mit Hülfe des Louisd'or bestreiten könne, den ihr Vater ihr wöchentlich bewillige. Zum Anhänger Orléan's geworden, brachte Danton es im Laufe desselben Jahres zu einer Art Wohlstand, ohne daß eine Arbeit, welche ihm dazu verholfen hätte nachgewiesen werden könnte." Genau in dem nämlichen Sinne sprechen sich die hervorragendsten Schriftsteller der revolutionären wie der liberalen Partei älterer und neuerer Zeit aus. „Danton," heißt es bei Thiers (Bd. II) „hatte es mit der Advocatur versucht und keinen Erfolg gehabt, arm und von

Leidenschaften zernagt, stürzte er sich in den Strudel der Revolution." Mignet schreibt: „Danton hatte die Laster des Demokraten, wie Mirabeau diejenigen des Aristokraten .... Leidenschaftlich, verschuldet, begehrlich und von lockeren Sitten warf er sich wechselweise seinen Leidenschaften und seiner Partei in die Arme." Michelet bezeichnet ihn als „unbeschäftigten Advocaten, der nichts als Schulden besaß, und von seinem Schwiegervater, dem Limonadenhändler am Pont Neuf, erhalten wurde." Louis Blanc eignet sich das ungünstige Urtheil eines zeitgenössischen Schriftstellers, des Verfassers der „Histoire générale et impartiale" und der „Revolutions de Paris" (Prudhomme) bedingungslos an.

Nach Belegen sieht man sich bei den Urhebern dieser Anschuldigungen freilich ebenso vergeblich um, wie bei den Lobrednern Villiaumé und Rousselin de Albin, die Danton zu einem Ausbunde aller bürgerlichen Tugenden machen wollen. Dabei waltet indessen ein wesentlicher Unterschied ob: während die ersterwähnten, wegen ihrer Parteistellung für Danton voreingenommenen Historiker sich gegen ihre Neigung der Macht einer Tradition gebeugt haben, die wegen ihrer Einstimmigkeit nicht überhört werden durfte, steht den Schutzrednern des vielgescholtenen Mannes lediglich die Berufung auf längst verstorbene, im Uebrigen unbekannte Gewährsleute zur Seite. Aus der Zärtlichkeit, mit welcher Mutter, Stief- und Schwiegervater an dem Gedächtniß des Verstorbenen hingen, und aus der Beliebtheit, deren derselbe sich in seinem Geburtsorte erfreute, kann mehr nicht gefolgert werden, als daß Danton ein liebenswürdiger und warmherziger Freund, ein Mann war, dessen Gemüths- und Geistesreichthum mindestens Denen für eine Compensation seiner üblen Eigenschaften galt, die mit ihm in Güte zu thun hatten. Als ob das nicht ohnehin bekannt und anerkannt wäre! Räumt man doch auch da, wo Danton als ungetreuer Ehemann, gewissenloser Hausvater, unzuverlässiger Sachwalter und leichtfertiger Verschwender bezeichnet wird, ohne Weiteres ein, daß er in seiner Ehe und seinen Familienverhältnissen nichts weniger als unglücklich gewesen, daß er seine Umgebung an sich zu fesseln gewußt und daß durch sein Thun und Lassen ein Zug von Großmuth gegangen sei, der von ungewöhnlicher Gemüthswärme gezeugt habe.

Irgend bemerkenswerthe Einzelheiten aus der Zeit von Danton's advocatischer Thätigkeit der Jahre 1787—1789 sind der Nachwelt nicht überliefert worden. Daß er gelegentlich mit dem Kriegsminister, Grafen von Brienne, dem Erzbischof Sens und dem Justizminister de Barentin in Berührung gekommen, daß diese Männer seine hohen Fähigkeiten zu schätzen gewußt und Barentin ihn zum Chef seiner Kanzlei machen gewollt, will nicht viel bedeuten und mag in der Natur seiner amtlichen Stellung gelegen haben. Bemerkenswerther erscheint, daß Danton schon damals wegen seiner Abneigung gegen schriftliche Mittheilungen bekannt war, eine Eigenthümlichkeit, die seine advocatische Thätigkeit in ein nicht eben günstiges Licht rückt: „In Revolutionen (en révolution) schreibt man nicht," soll er später gesagt haben. Michelet, der seinen Helden exemplarischer Unwissenheit bezichtigt, fügt hinzu, daß Danton „fast nie las". In seinem Nachlaß ist allerdings eine ansehnliche Bibliothek gefunden worden; für die Belesenheit des glücklichen Besitzers beweist das indessen ebenso wenig wie die Thatsache eines bei ihm gefundenen englischen Briefes für die ihm zugeschriebene Kenntniß dieser

Sprache. — Nach alledem liegt die Annahme nahe, daß Danton zur Zeit des Zusammentrittes der ersten französischen Ständeversammlung günstigsten Falls ein Advocat zweiten oder dritten Ranges gewesen, daß er den Freuden der Geselligkeit zu reichliche Opfer gebracht, um eine in Betracht kommende Bildung oder eine feste Position erwerben zu können, und daß er zu den zahllosen Leuten gehörte, die bei einer gewaltsamen Staatsveränderung viel zu gewinnen und wenig oder nichts zu verlieren hatten. Revolutionäre Neigungen soll er bereits als Schüler und Student gezeigt, als Advocat öffentlich bekannt haben und zwar zum hohen Mißvergnügen seiner conservativen Collegen und seiner in den Ueberlieferungen strenger Katholicität und Königstreue aufgewachsenen Frau. Auf sein Leben und seine politische Haltung hat dieser letztere Umstand einen Einfluß geübt, der den Zeitgenossen entgangen zu sein scheint, während spätere Historiker (insbesondere Michelet) Gewicht darauf gelegt haben.

II.

Ueber Danton's politische Anfänge liegen bestimmte Nachrichten so wenig vor, daß der Zeitpunkt seines Eintrittes in die Bewegung des Jahres 1789 nicht genau angegeben werden konnte. Während Robespierre als Mitglied der Nationalversammlung, Desmoulins und Marat als Publicisten bereits zu Beginn der Pariser Straßentumulte Stellungen außerhalb des großen Haufens gewonnen hatten, stak der Volksredner und Agitator Danton noch inmitten desselben. Den Ausgangspunkt seiner Thätigkeit bildete die Districtsversammlung der Cordeliers, der er angehörte und die ihn (zunächst als Ersatzmann) in den Rath der Vertreter der Pariser Gemeinde abordnete. Ursprünglich waren die sechzig Districte, in welche Necker die Hauptstadt getheilt hatte, lediglich zur Wahl der Abgeordneten zur Nationalversammlung berufen gewesen, unter dem Einfluß der Erregung, welche sich des Volkes von Paris bemächtigt hatte, indessen zu Mittelpunkten der Localagitation geworden. — Innerhalb seines Districts wurde der beredte Advocat alsbald eine bekannte Persönlichkeit, unter den Rednern, die Abends im Palais Royal die Tagesneuigkeiten in demagogischem Stil erörterten, zählte er schon frühe zu den hervorragendsten. Zum Präsidenten der Versammlungen seines Districtes gewählt, machte er sich alsbald durch die Kühnheit seiner Anträge und durch die Entschiedenheit bekannt, mit welcher er von der Communalrepräsentation Unterordnung unter den Willen der Districte verlangte und diese als erstberufener Träger der Volkssouveränität angesehen wissen wollte. Mit dem Beispiel der Einmischung in die Verhandlungen der Nationalversammlung und frevelhafter Bedrohung der Entschließungen derselben ging der District der Cordeliers allen übrigen voran, und regelmäßig war es Danton, der im Bunde mit Desmoulins und anderen Gleichgesinnten den Anstoß dazu gab. In den Berichten über die Erstürmung der Bastille, den Zug der Weiber nach Versailles und die Ermordung Favre's wird sein Name nicht ausdrücklich genannt: daß er an diesen Ausschreitungen mittelbaren Antheil gehabt, erscheint indessen ebenso unzweifelhaft, wie daß er bereits damals zu Mirabeau und dem Herzog von Orléans, vielleicht auch zum Hofe, der in der Stille nach Gewinnung demagogischer Rädelsführer ausschaute, in näherer Beziehung gestanden, als er

in der Folge wahr haben wollte. — Bis in das Jahr 1790 hinein kam Mirabeau bekanntlich periodisch auf die Befürchtung zurück, die reactionäre Hof- und Adelspartei werde der Nationalversammlung gegenüber Siegerin bleiben, wenn diese sich nicht auf das Volk stütze und dasselbe in Bewegung erhalte. In der Absicht, die Fäden dieser Bewegung in die Hände zu bekommen und dadurch den Hof zu schrecken, hatte der große Pöbelverächter keinen Anstand genommen, mit Pöbeldemagogen, wie Danton und Desmoulins sie damals vorstellten, in nahe Beziehung zu treten, sich des Ersteren in den Districtsversammlungen, des Letzteren in der Presse zu bedienen und ihn gegen die Verfolgungen in Schutz zu nehmen, welche der gewissenlose „General-Procurator der Laterne" und Herausgeber der „Revolutions de France et de Brabant" gegen sich herauf beschworen. Dem Beispiel Mirabeau's folgte der Herzog von Orléans, der insbesondere mit Danton anknüpfte und gehofft haben mag, durch die Vermittelung des gefürchteten Districtredners dem Ziele der Reichsregentschaft näher zu kommen. Ob die schönen Augen der Frau von Buffon — der damaligen Geliebten des Herzogs — oder dessen reiche Börse Danton zur Willfährigkeit gegen die Wünsche Orléans' bestimmt haben, mag dahingestellt bleiben; genug, daß er zu dem Manne in Beziehung trat, dessen übler Ruf dem seinigen den schwersten Schaden anthun sollte. Bemerkenswerth ist, daß Danton während dieser ersten Periode der Revolutionszeit aus der beschränkten Sphäre des hauptstädtischen Demagogen nicht heraustrat, daß er den Verkehr mit Marat, Saint Hurugue und anderen Unheilstiftern niedrigster Gattung nicht scheute, und daß die parlamentarischen Führer ihn unter die Männer zweiter Ordnung rechneten, deren Dienste man gelegentlich in Anspruch nimmt, um sie laufen zu lassen, wenn man ihrer nicht mehr bedarf. Noch herrschten die constitutionellen Theorien der liberalen Adelspartei vor, noch war für die Demokratie kein Platz vorhanden, den sie hätte behaupten können. Mit der ihm eigenthümlichen Schärfe des Blicks hatte Danton das durchschaut. Keinen Augenblick vergaß er über den neuen Beziehungen zu den großen Herren der Revolution die Verbindung mit den obscuren Elementen, welche die eigentlichen Stützen seines Einflusses bildeten. Nach wie vor wendete er den Haupttheil seiner Thätigkeit dem Districte zu, der ihn zu seinem Präsidenten gemacht und den er immer wieder gegen die im Fahrwasser der Gemäßigten schwimmende officielle Communalvertretung aufstachelte. Auf die großen Entscheidungen, welche die Zukunft Frankreichs betrafen, hatte er noch so wenig Einfluß, daß die mehrwöchentliche Reise, die er während des Sommers 1789 in Gesellschaft seiner Schwäger nach England machte, unbemerkt blieb und daß sein Name mit keiner der gesetzgeberischen Entschließungen der ersten Revolutionsjahre in Verbindung steht. Dafür mußte mit ihm gerechnet werden, wo die angeblichen oder wirklichen Interessen und — die Leidenschaften der hauptstädtischen Bevölkerung irgend in Betracht kamen. Mit diabolischem Geschick wußte er dafür zu sorgen, daß der Untergrund der großen Revolutionsbewegung nicht zur Ruhe kam und daß er selbst unentbehrlich blieb. Unentbehrlich Denjenigen, welche Hof und Ministerium nicht festen Boden gewinnen lassen und die Bildung einer compacten liberal-constitutionellen Partei verhindern wollten — unentbehrlich aber auch da, wo es der erregten Volksleidenschaft augenblicklich Zügel anzulegen oder Aus-

schreitungen abzuwenden galt, welche der Reaction hätten in die Hände arbeiten, der Partei der Ordnung und Besonnenheit Luft schaffen können. Sein Name war bereits zu Ende des ersten Revolutionsjahres so gefürchtet, daß man ihn an die Spitze stellte, wo es gewagte Unternehmungen, directe Auflehnungen gegen die bestehenden Autoritäten — diejenige der Nationalversammlung nicht ausgenommen — galt. Daß Marat das schändliche Handwerk des Anstifters zu Blut- und Gewaltthaten ungestraft forttreiben konnte, hatte er zunächst dem Schutze Danton's zu danken, der sich dieses Ruchlosen beliebig bedienen zu können glaubte. Im October 1789 hatte der auf Befehl der Nationalversammlung verfolgte Journalist in den Kellern des Cordelier-Clubs Unterkunft gefunden; der am 22. Januar des folgenden Jahres angeordneten Verhaftung desselben aber widersetzte Danton sich öffentlich und so nachdrücklich, daß der gesammte District der Cordeliers aufstand, daß der Nationalconvent Verhandlungen mit den Vertretern desselben anknüpfte und daß die gegen den gefährlichen Mann ausgesendeten vierhundert Nationalgardisten des Flüchtigen nicht mehr habhaft werden konnten. Der Gerichtshof des Châtelet erließ einen Verhaftbefehl gegen Danton, der öffentlich zu bewaffneter Gegenwehr gegen die amtlichen Verfolger des Pamphletisten aufgefordert hatte; dieser Befehl aber blieb unausgeführt und mußte in der Folge zurückgenommen werden, weil man dem gefürchteten Volksmanne nicht an den Leib zu gehen wagte.

Für Danton's gesammte fernere Laufbahn ist die Beschaffenheit seiner politischen Anfänge folgenreich, wenn man will, verhängnißvoll geworden. Aus ihr erklärt sich der Abscheu, mit welchem die aristokratischen Elemente der Gironde nähere Beziehungen zu dem durch die Gunst des Pariser Pöbels emporgekommenen „Tribunen" ablehnten; aus ihr der Hochmuth, mit welchem die revolutionären Theoretiker, System- und Verfassungsmacher auf den Mann der demagogischen Praxis herabsahen, der sich daran genügen ließ, den Forderungen des Tages gerecht zu werden und zu dem modischen Glauben an den Aufbau eines idealen Zukunftstaates die Achsel zuckte. An dem Maßstabe der Zeit und ihrer Wahnvorstellungen gemessen, erschienen Robespierre, der starre Theoretiker des Jacobinerthums, und Condorcet, der faselnde Doctrinär der Gironde, unvergleichlich bedeutender als der rohe Empiriker, der mit dem Volke, wie es wirklich war, rechnete und seine Behandlung desselben von Fall zu Fall einrichtete. Seiner zweifelhaften Vergangenheit hatte Danton aber andererseits zu danken, daß er Freunde und Gegner an Volks- und Menschenkenntniß weit übertraf, daß er die Bedürfnisse und Forderungen desselben mit Sicherheit voraus berechnete und daß er einen populären Einfluß besaß, der wenigstens zu Zeiten jede Wettbewerbung ausschloß. Das Volk, mit dem Danton rechnete, war allerdings nur das Volk von Paris. Ueber Paris hat er während der ersten Jahre seiner politischen Thätigkeit kaum hinausgesehen, seine Handlungsweise vornehmlich den Ansprüchen der nächsten Umgebung angepaßt. Dieser Beschränktheit seiner Sphäre blieb er sich aber bewußt, wogegen die menschheitbeglückenden Kosmopoliten Robespierre'schen Zeichens in gedankenlosester Weise die Pariser Plebs mit der Gesammtheit der französischen Nation verwechselten. Seiner halbbäuerlichen Herkunft hatte Danton nicht nur die natur-

wüchsige Urkraft seines Wesens, sondern eine instinctive Kenntniß ländlicher Zustände zu danken, die ihm den richtigen Weg wies, wo es Wirkungen auf die außerhalb der Hauptstadt lebenden Massen galt. Wenn er nichtsdestoweniger zunächst und vor Allem Paris im Auge behielt und während der Jahre seines revolutionären Emporkommens auf eine außerhauptstädtische Rolle verzichtete, so geschah das in der zutreffenden Erwägung, daß unter den Prunkrednern der damaligen politischen Bühne für ihn kein Platz sei und daß die Herrschaft über den Herd der Bewegung — das revolutionär durchsetzte Paris — Vorbedingung des Gelingens der Sache sei, welche er zu der seinigen gemacht hatte.

Danton's Lobredner wissen von den Reizen seines kleinen, an der Rue de l'École belegenen Hauses, von dem vertrauten Verkehr desselben mit den Familien Desmoulins und Robert und von der liebenswürdigen Gastfreiheit, die der Hausherr übte, außerordentlich erbauliche Dinge zu berichten. Mit dem, was über Moralität und Leumund der genannten Hausfreunde überliefert worden, sind diese Berichte indessen nicht in Uebereinstimmung zu bringen. Wenn von Desmoulins nichts weiter bekannt geworden wäre als der eine Brief, in welchem er seine Befriedigung darüber ausspricht, „sich in Positur setzen und Diejenigen seine Macht fühlen lassen zu können, die ihn gering geschätzt," so würde das zur Charakteristik der Gassenjungennatur dieses Mannes ausreichen, der eigentlich nur in einer Rücksicht, in Bezug auf das Verhältniß zu seiner Frau, achtungswürdig gewesen ist. Robert und seine Frau, geborene Keralio, spielen in den Memoiren der Frau Roland eine Rolle, welche vertrauliche Beziehungen zu ihnen nicht eben beneidenswerth erscheinen läßt; Fabre d'Eglantine, Danton's vertrauter Freund und späterer Secretär, wird von Allen, die ihn gekannt, als zweifelhafte Existenz, als unwissender und moralisch unzuverlässiger Geselle bezeichnet. Von Danton selbst aber erscheint unbegreiflich, wie er zu einem schlechten Rufe gekommen sein sollte, wenn seine Führung diejenige eines ehrbaren und gewissenhaften Privatmannes gewesen wäre. Wie stimmt zu einem solchen, daß er sich zum Begründer des verrufensten und pöbelhaftesten Clubs der verwilderten Hauptstadt, der Cordeliers, hergegeben, daß er mit Marat, dem verrufensten Manne der Zeit, öffentlich Gemeinschaft gepflogen hat? Hören wir, wie Michelet, der begeisterte Lobredner Danton's, über diesen Club urtheilt, der die vornehmste Staffel zu den Erfolgen Danton's wurde:

„Der Geist der Cordeliers, der ein durchaus instinctiver war und bald Erleuchtung, bald Besessenheit bezeugte, war von dem berechneten Enthusiasmus und finstern Fanatismus der Jacobiner durchaus verschieden. Die Cordeliers waren sehr viel volksthümlicher als die Jacobiner .... ihr Club nicht sowohl französisch als pariſisch .... Geriethen die Cordeliers in Wuth, so vibrirte ganz Paris .... Ihre Eigenthümlichkeit bestand darin, fortwährend mit dem Volke in Beziehung zu stehen, vor offenen Thüren zu verhandeln, mit der Masse ununterbrochen Gemeinschaft zu halten .... sie glaubten an das Volk und hatten Vertrauen zu dem Instinct desselben .... Die Führer Danton, Desmoulins und Marat besaßen darin ihre Stärke, sie stießen aber zugleich auf die Unmöglichkeit einer Organisation. Sie sahen in jedem einzelnen Manne das Volk, sie verlegten das souveräne Recht desselben in jede einzelne Stadt, jede Section, jeden Club, jeden Bürger. Schließlich besaß jeder Einzelne ganz Frankreich gegenüber ein Veto."

Den ersten Schritt auf die politische Bühne that Danton im November des Jahres 1790. Als Sprecher von vier Pariser Sectionen erschien er am 10. November,

um vor den Schranken der Nationalversammlung gegen die Minister Champion, Guignard und Latour du Pin zu donnern. Daß der Maire Bailly die Mattherzigkeit gehabt, sich zur Theilnahme an dieser revolutionären Demonstration bestimmen zu lassen und daß der von Ungehenerlichkeiten strotzende Vortrag des kühnen Sprechers nicht nur den tiefstgehenden Eindruck machte, sondern den angestrebten Zweck vollständig erreichte, bewies mit unwidersprechlicher Deutlichkeit, daß die Herrschaft über den Staat von dem Parlamentssaal auf die Gasse übergegangen war, und daß die alten Gewalten nur noch eine Scheinexistenz führten. Hatte doch selbst Mirabeau nicht für gerathen gehalten, dem Eindringling gegenüberzutreten, dessen Einfluß er selbst hatte groß ziehen helfen! Dem Wachsthum dieses Einflusses kam wesentlich zu Gute, daß Danton denselben mit außerordentlichem tactischen Geschick benutzte und jedem Schritt vorwärts eine Prüfung des Bodens vorausgehen ließ, auf welchen er den Fuß setzte. In dieser Rücksicht ist sein Verhalten bei Gelegenheit der Flucht und Wiederergreifung des Königs besonders charakteristisch. Am Abend des Tages, der den Parisern die wichtige Kunde gebracht hatte (21. Juni 1791), war er es, der im Jacobinerclub die entscheidende Rede hielt. Wohl damit bekannt, daß die Mehrheit der Nationalversammlung an der Verfassung festzuhalten entschlossen, daß die Stimmung der hauptstädtischen Bevölkerung getheilt sei, und daß ein vorzeitig zu Gunsten der Republik geredetes Wort die Sache derselben gefährden könne, wandte er sich nicht gegen den König, sondern gegen Lafayette, den er als Mitschuldigen der Entweichung des unter seiner Obhut stehenden Fürsten angriff. „Sie haben," so rief er dem im Geleit einiger Freunde unter den Jacobinern erschienenen Oberbefehlshaber der Nationalgarde drohend entgegen, „Sie haben sich mit Ihrem Kopf dafür verbürgt, daß der König nicht entweichen werde — sind Sie erschienen, uns diese Schuld zu zahlen?" Von Lafayette, der für einen Mitwisser der Danton schon damals nachgesagten geheimen Beziehungen zum Hof und dessen Kreisen galt, wurde angenommen, er werde mit einer Verdächtigung der Ehre seines Anklägers antworten: sei es, daß er nichts zu enthüllen hatte, sei es, daß er zunächst an die eigene Sicherheit dachte: der General wich dem gegen ihn geführten Schlage aus, indem er angab, der König sei zu der Flucht verführt worden und habe seine Wächter getäuscht. Die nach Tausenden zählende Versammlung nahm diese Erklärung so günstig auf, daß Lafayette's Entfernung das Zeichen zum Schluß der Versammlung ertheilte, und daß man dem eben noch schwer bedrohten Manne das Geleit gab.

Danton wußte sich diese Erfahrung zu Nutze zu machen. Ohne Rücksicht darauf, daß republikanische Wünsche in weiten Kreisen umgingen, daß der Girondist Brissot sich im Sinne derselben gegen Robespierre geäußert, daß die Cordeliers eine bezügliche Adresse entworfen hatten, ja daß der König selbst, unmittelbar nach seiner Ergreifung, auf die Abschaffung der Monarchie gefaßt gewesen war, hütete sich Danton, das verhängnißvolle Wort auszusprechen. In den Reden, die er nach der Zurückführung der unglücklichen Flüchtlinge hielt, erging er sich in den heftigsten Ausfällen gegen die Person des Monarchen — die Monarchie selbst ließ er unangetastet, indem er die Einsetzung eines Stellvertretungsraths als äußerste Grenze des Thunlichen bezeichnete: daß sein

Gönner Orléans solchen Falls als Vorsitzender einzutreten haben würde, ließ er dabei unberührt. „Wir würden," so heißt es in einer der am 25. Juni (dem Tage der Rückkehr) gehaltenen Reden, „wir würden der Welt ein fürchterliches Beispiel geben, wenn wir vor der Entscheidung darüber, ob ein König verbrecherisch oder einfältig (imbécile) ist, nicht im letzteren Sinne votirten." Noch stand das Ansehen Lafayette's zu fest, als daß gegen dessen Willen eine Staatsveränderung möglich gewesen wäre, und Lafayette hatte sich für Erhaltung des Königthums ausgesprochen, ja die Drohung geäußert, äußersten Falls, d. h. wenn Ludwig ein Leids geschehe, „mit Hülfe der Nationalgarde den Dauphin auszurufen." — Die Tage von Lafayette's Popularität waren indessen schon gezählt. Nachdem am Abend des 16. Juli (1791) auf Grund eines von Robespierre und Danton unterstützten Antrages beschlossen worden war, folgenden Tags eine Massenadresse auf dem Marsfelde auszulegen und in dieser eine Volksbefragung über die Zukunft des Königs und des Staats zu verlangen, kam es am 17. zu so gewaltsamen Scenen auf dem genannten Felde, daß die Nationalgarde einschreiten und von den Waffen Gebrauch machen mußte. Dreißig Bürger waren todt oder schwer verwundet auf dem Platze geblieben, und Lafayette, der an dem verhängnißvollen Tage das Commando geführt, war seitdem in den Augen der Massen ein gerichteter Mann.

Auch bei dieser Entscheidung — deren Folgen freilich erst geraume Zeit später zu Tage traten — war Danton im Hintergrunde geblieben. Ob es richtig ist, daß er den 17. Juli außerhalb der Stadt zugebracht (Hist. parl. II, p. 72) und auf die Kunde von dem Geschehenen von einer Rückkehr in dieselbe abgesehen hatte, oder ob er sich erst verborgen, nachdem er von einem gegen seine Person gerichteten Verhaftsbefehl Kenntniß erhalten, wissen wir nicht. Genug, daß er auf dem Marsfelde nicht gesehen worden war und daß man ihn und seine Freunde Desmoulins, den Fleischer Legendre, den Bierbrauer Santerre u. s. w. nicht ausfindig zu machen vermochte, als die Nationalversammlung sich zu der kühnen That einer Billigung des von Lafayette beobachteten Verfahrens und zum Erlaß eines Haftbefehls gegen die vermeintlichen Urheber des Tumults aufgeschwungen hatte. Es war das letzte Aufflackern des Restes von Energie, der den Vertheidigern der gesetzlosen Ordnung geblieben war. Trotz des panischen Schreckens, in welchen die Umsturzpartei gerathen war, und trotz der Muthlosigkeit, welche sie durch die Flucht ihrer Führer und das momentane Verstummen ihrer Presse gezeigt hatte, hielt die Entschlossenheit der Nationalversammlung nur kurze Zeit vor. Als der Schluß derselben ausgesprochen wurde (30. September), waren die Revolutionäre längst wieder zu Herren der Lage geworden und verkündete ein die Person Danton's betreffendes Ereigniß aller Welt, daß die gerühmte Achtung vor dem „selbstgegebenen" Gesetze nicht einmal dem Schein und Namen nach bestand.

III.

Die Verfassung von 1791 hatte sich für Beibehaltung des Systems der indirecten Wahlen entschieden. Als in Paris zur Ernennung der Wahlmänner (électeurs) geschritten wurde, welche die Mitglieder zur gesetzgebenden Versamm-

lung wählen sollten, erhielt Danton eine überwältigend große Anzahl von Stimmen. In Wirklichkeit waren dieselben ungültig, weil Danton wegen des gegen ihn erlassenen und nicht zurückgenommenen Verhaftsbefehls vom 18. Juli und wegen des ferneren Umstandes, daß er Schulden halber gerichtlich verfolgt wurde, zur Zeit der für einen Wahlmann erforderlichen Eigenschaften entbehrte. Da alle Versuche, die Urwähler zum Gehorsam gegen die ausdrückliche Vorschrift des Gesetzes zu bestimmen, erfolglos blieben, beschloß man gegen Danton persönlich vorzugehen. Der Huissier Damine erhielt den gerichtlichen Auftrag, Herrn Danton wegen Theilnahme am Aufruhr vom 17. Juli und mehrerer unbezahlter Wechsel zu verhaften. Im Begriff, seine Amtspflicht zu thun, wurde der unglückliche Mann von dem gefürchteten Demagogen so grimmig angeherrscht, vom Pöbel so gefährlich bedroht, daß er sich zurückziehen und den ihm ertheilten Auftrag als unausführbar zurückgeben mußte. Der Sache wurde kein Fortgang gegeben, weil keiner möglich war und in der angehenden Republik Niemand sich bereit und fähig zeigte, die freche Gesetzesverletzung zu ahnden.

Um dieselbe Zeit vollzog sich eine Veränderung in Danton's äußeren Lebensverhältnissen, die den vorstehend berichteten, mehrfach bezeugten Vorgang, nämlich das Vorhandensein einer unbezahlten Schuld, schwer erklärlich erscheinen läßt. Auf Grund des Gesetzes über Aufhebung der Käuflichkeit der Advocaten- und Richterstellen wurde ihm am 8. October der Betrag von 69300 Fr. als Ablösung seiner Charge ausgezahlt. Schuldenforderungen waren (wie amtlich bezeugt ist) bis zum 10. October desselben Jahres nicht angemeldet worden, und die Auszahlung des auf den Fall solcher Forderungen einbehaltenen Restes von einem Achtel der Auszahlungssumme scheint demnächst anstandslos erfolgt zu sein. Daß ein Mann, dem eine so beträchtliche Summe in naher Aussicht stand, und der dieselbe zum Ankauf von Grundstücken verwenden konnte, sich einer gerichtlichen Verfolgung aussetzen konnte, würde unglaublich erscheinen, wenn nicht beide Thatsachen gleich gut bezeugt wären. Die Annahme, daß Danton plötzlich in den Besitz reichlicher Geldmittel getreten sein muß, liegt um so näher, als er von dem Rechte, sich unter die Advocaten der neuen Gerichtshöfe aufnehmen zu lassen, keinen Gebrauch machte. Ein Mandat zur gesetzgebenden Versammlung besaß er nicht und zum Gehülfen (substitut-adjoint) des Pariser Gemeinde-Procurators Manuel kann er nicht vor Ende des Jahres 1791 gewählt worden sein. Woraus er nach dem 8. October seinen Lebensunterhalt bestritten, was es mit seiner Verschuldung, dem plötzlichen Umschwung seiner Verhältnisse und mit der Rentabilität seines Amtes auf sich gehabt, hat keiner seiner Biographen zu untersuchen für nothwendig gehalten.

Daß Danton den Besitz eines einflußreichen Communalamts dem Mandat für die gesetzgebende Versammlung vorgezogen, hatte seine guten Gründe gehabt. Da die Mitglieder der Nationalversammlung von der Theilnahme an der neuen Körperschaft ausgeschlossen waren und die Zugehörigkeit zu derselben für unvereinbar mit der Uebernahme von höheren Staatsstellungen erklärt worden, nahm die Assemblée législative in der öffentlichen Meinung keine allzu hohe Stelle ein. Auf Grund der Constitution von 1791 einberufen, als diese selbst ins Schwanken gekommen und nur noch mit Hülfe der Rechten über Wasser gehalten

worden war, schien der neuen Versammlung keine lange Dauer bestimmt zu sein. Dem Ansehen der ohnehin zu einer Großmacht gewordenen Pariser Gemeindeverwaltung kam das um so mehr zu Gute, als diese in die Hände der revolutionären Demokratie übergegangen war. Einstweilen hatten Girondisten und reine Jacobiner noch theilen müssen, die Abdankung der sogenannten Feuillants aber erschien als anerkannte Thatsache, nachdem Lafayette das Commando über die Nationalgarde hatte niederlegen müssen. An des schwachen Stubengelehrten Bailly Stelle war der zu der ersteren Partei gehörige Pétion Maire von Paris geworden, das nächstwichtige Amt Manuel zugefallen, einem zu den Extremen haltenden, aber im Grunde milde denkenden Manne, während der dritte Gemeindebeamte Danton die vorgeschrittene Richtung vertrat und von Hause aus die treibende Kraft der hauptstädtischen Behörde darstellte. Aus blindem Haß gegen Lafayette soll die Königin persönlich dazu beigetragen haben, daß der als Todfeind des ehemaligen Commandanten der Nationalgarde bekannte Demagoge in das wichtige Amt berufen wurde. Galten die constitutionellen Feuillants der kurzsichtigen Hofpartei doch für ungleich gefährlicher als die offen zum Umsturz des Thrones drängenden Demokraten! Bemerkt sei bei dieser Gelegenheit, daß der neue Procureur-Syndic den nachmals so berühmt gewordenen Doctrinär Royer-Collard auf die Empfehlung Bailly's zu seinem greffier (Secretär) machte, und daß der schon damals allem revolutionären Wesen abgeneigte junge Mann bis zum Sturz der Monarchie Mitglied der Pariser Gemeindevertretung blieb. Der in Arcis geborene junge Jurist wurde von Danton mit landsmannschaftlicher Freundlichkeit behandelt und (wie sein Biograph Barante berichtet) von diesem beschützt, als er in der Folge fliehen und sich in der Verkleidung eines Bauern im Hause seiner Mutter verbergen mußte. Daraus mag sich erklären, daß der durch seine Abneigung gegen alles demokratische und revolutionäre Wesen bekannte Mann noch als Greis dem Beschützer seiner Jugend ein dankbares Andenken erhielt. Während er dem ihm mißfälligen jungen Odilon-Barrot im Jahre 1831 nichts Bittereres zu sagen wußte, als „Ich kenne Sie seit vierzig Jahren, — Sie hießen damals Herr Pétion", wollte der strenge alte Herr den wilden Danton nicht nur als gutartigen, sondern als „großherzigen" Mann angesehen wissen.

Obgleich das in der Person Robespierre's verkörperte Jacobinerthum bereits zur Zeit von Danton's Amtsantritt den einflußreichsten Factor des Pariser öffentlichen Lebens bildete, fehlte noch viel, damit dasselbe als solcher anerkannt und zum vollen Bewußtsein seiner Macht gelangt war. Noch gehörten die späteren Girondisten dem Jacobinerclub an, noch waren die der constitutionellen Partei (den Feuillants) angehörigen Deputirten zahlreicher als ihre dem Club angehörigen Gegner, noch lag die ausschlaggebende Gewalt bei der parlamentarischen Mittelpartei, den zweihundert „Independants", noch hatten die Anhänger Danton's selbst im Pariser Gemeinderathe mit einer anders denkenden Mehrheit zu rechnen. Auch nachdem das von Dumouriez geleitete girondistische Ministerium Roland-Clavière ins Amt getreten war (März 1792), bekannte das Directorium des Seine-Departements sich zu constitutionellen Grundsätzen, konnte Lafayette Namens des von ihm befehligten Heertheiles Drohungen

gegen das revolutionäre Gebahren der parlamentarischen Linken richten und galt für ausgemacht, daß das „Land", die ungeheure Mehrheit der außerhauptstädtischen Franzosen, zur Sache der constitutionellen Monarchie halte und mit den Feuillants sympathisire. Das Vertrauen auf diese immerhin günstigen Umstände hatte dem König den Muth gegeben, in zwei wichtigen Fragen von seinem Vetorechte Gebrauch zu machen und den unehrerbietigen Protest Roland's, mit der Entlassung dieses Ministers und zweier seiner Collegen (Servan und Clavière) zu beantworten. Entschloß der Hof sich zu einem ehrlichen und vollen Frieden mit der constitutionellen Partei und dem an der Spitze ansehnlicher Streitkräfte stehenden Lafayette, so war alle Aussicht darauf vorhanden, die Pariser Meuterer zu Paaren zu treiben und die ohnehin in endlosem Hader liegenden beiden demokratischen Parteien zu erdrücken. Der besonnene Theil der Nation, der den Muth seiner Meinung noch nicht vollständig eingebüßt hatte und der dem Pariser Pöbeltreiben seit lange mit Unwillen zusah, wäre unzweifelhaft bereit gewesen, dem Könige zu Hülfe zu kommen, wenn derselbe durch muthiges Handeln das Vertrauen der Ordnungsfreunde gehoben und zugleich Bürgschaften gegen die Wiederkehr des noch immer als Schreckgespenst angesehenen alten Regiments geboten hätte.

Ungleich genauer als in der Umgebung des zaghaften, von unvertilgbarem Mißtrauen gegen die Constitutionellen erfüllten Monarchen, war man im demagogischen Hauptquartier mit der Sachlage bekannt; ja, man hielt für unglaublich, daß der Hof von derselben nicht Nutzen zu ziehen versuchen werde. Alles schien daran gelegen, der Sammlung der conservativen Elemente zuvorzukommen und einen Schlag zu führen, der dieselben entmuthigte, bevor sie ihrer Kraft bewußt geworden waren. Zu diesem Behuf wurde die Emeute vom 20. Juni in Scene gesetzt, die mit einem Pöbelzuge in die gesetzgebende Versammlung und mit einem Pöbelsturme in die Tuilerien endete. Noch lagen die Dinge indessen so zweifelhaft, daß man von sicherer Rechnung auf den Erfolg weit entfernt war, daß Robespierre direct abmahnte und daß Danton an den vorbereitenden Maßregeln nur mittelbar Theil nahm. Entworfen wurde der Plan in dem Hause des reichen Bierbrauers und Nationalgarden-Generals Santerre (eines ausgemachten Dummkopfs), der seine Freunde — den Fleischer Legendre, den Friedensrichter Mouchat, den Officier der Nationalgarde Alexandre, den berüchtigten Ex-Marquis Saint Hurugue, den Polen Lazuski, den sogenannten Amerikaner Fournier (einen Auvergnaten) — seit dem 19. Juni allabendlich zu geheimen Berathungen versammelte. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß Legendre bei diesen Zusammenkünften als Agent Danton's thätig gewesen sei. Die Mehrzahl der Verschworenen gehörte dem Club der Cordeliers an und bestand aus beschränkten und eitlen Fanatikern. Legendre war als Schildknappe Danton's bekannt, und dieser selbst hatte im Jacobinerclub Reden geführt, die als Anspielungen auf das bevorstehende (übrigens vom Club nicht befürwortete) Losbrechen gedeutet werden müssen.

Das Gelingen des Handstreichs vom 20. Juni und der Zustand der Entwürdigung, in welchem die Krone sich seit den schmählichen Vorgängen in den Tuilerien befand, ließen die Niederwerfung der Monarchie als bloße Frage der

Zukunft, und zwar der nächsten Zukunft, erscheinen. Nichtsdestoweniger vergingen zwischen dieser revolutionären Generalprobe und der Action selber noch sieben Wochen, und diese Action wäre vielleicht noch weiter hinausgeschoben worden, wenn die bekannte Proclamation des Herzogs von Braunschweig nicht die Brandfackel unter das erregte Volk geschleudert und die Sache des Königs unheilbar compromittirt hätte. Vorbereitungen zu einem Ueberfall auf die Tuilerien waren bereits vorher im Gange gewesen. Auf den Betrieb Danton's hatte Manuel am 17. Juli auf dem Stadthause ein Central-Correspondenzbureau für die Pariser Sectionen (Districte) eingerichtet, am 25. waren die Sectionen in Permanenz erklärt worden, am 27. erließ Danton ein Rundschreiben, welches alle Bürger (einschließlich der nicht-stimmfähigen) zu Berathungen über die Lage des vom Feinde bedrohten Vaterlandes und zur Bewaffnung einlud; am Abend desselben Tages beschloß eine im Hause Santerre's abgehaltene Versammlung, zunächst das Erscheinen der 6000 Marseiller Föderirten abzuwarten. Am 29. Juli trafen diese Hülfstruppen der Emeute in Paris ein; das entscheidende Wort fiel indessen erst am 3. August, dem Tage des Bekanntwerdens der Proclamationen Braunschweigs und König Friedrich Wilhelms II. in der französischen Hauptstadt. Noch an demselben Tage erschienen Pétion, Danton und der Gemeinderath Sergeant vor den Schranken der gesetzgebenden Versammlung, um Namens der Pariser Gemeinde die Absetzung des Königs zu verlangen, „da eine zeitweilige Suspension nach der Verfassung nicht möglich sei." Die Versammlung überwies den Antrag einem Ausschusse, der nach sechs Tagen (am 9. August) berichten sollte. Inzwischen rüsteten beide Parteien, der Hof und die Commune zu einer Entscheidungsschlacht, und als der Beschluß des Parlaments auf sich warten ließ, und die von demselben angenommene Freisprechung Lafayette's von der wider ihn erhobenen Anklage die Jacobiner aufs Aeußerste gebracht hatte, wurde decretirt, nicht erst den Sonntag abzuwarten, sondern am 10. August, einem Freitage, loszubrechen. Wie sehr die Actionspartei von der Erwartung eines sichern Erfolgs entfernt, und wie weit die Besorgniß vor der heranrückenden preußischen Armee verbreitet war, erhellt aus der Thatsache, daß Marat am Abende des 9. August den Anzug eines Kohlenarbeiters anlegte und den Abg. Barbaroux bat, ihm zur Flucht nach Marseille behülflich zu sein, und daß auch Robespierre sich eine Weile mit Fluchtplänen trug.

Anders Danton. Er wußte, daß Alles eingesetzt werden müsse, um Alles zu gewinnen, und traf danach seine Maßregeln. Das Hauptquartier des bewaffneten, gegen die Tuilerien gerichteten Aufstandes war auch dieses Mal in das Haus Santerre's, des Lieblings der Vorstadt St. Antoine, verlegt, die militärische Leitung einem zuverlässigen Freunde und ehemaligen Offizier, dem Elsässer Westermann übertragen; den politischen Oberbefehl übernahm Danton selbst, nachdem er sich der Unterstützung der Marseiller Föderirten in Person versichert hatte. Um dem Aufstande einen festen Mittelpunkt zu schaffen, von dem aus die Stadt beherrscht werden konnte, hatte er in den Sectionen Commissarien wählen lassen, welche an die Stelle des für suspendirt erklärten Gemeinderaths treten, mit Rücksicht auf die Gefahr des Vaterlandes unbedingte Vollmacht erhalten und sich Nachts im Stadthause versammeln sollten, um die Leitung der

Geschäfte zu übernehmen. — Alle diese Vorbereitungen waren so weit getroffen, daß Danton den Vorabend des 10. August in seinem Hause verbringen konnte. Die demselben nahe befreundete Frau Lucile Desmoulins (Camille's Gattin) berichtet darüber das Folgende:

„Mittags hatten wir Marseiller zu Tische bei uns gehabt und uns gut unterhalten, nach dem Essen gingen wir zu Danton's. Frau Danton weinte und zeigte sich tief betrübt, der Kleine sah ziemlich verdutzt drein, Danton selbst war ruhig und entschlossen — ich lachte wie eine Tolle. Sie (die Männer) fürchteten, daß die geplante Unternehmung am Ende nicht zu Stande kommen würde, ich behauptete das Gegentheil, obgleich auch ich meiner Sache nicht sicher war. „Aber wozu denn dieses Gelächter?" fragte Frau Danton. „Es ist," gab ich zur Antwort, „ein Vorgefühl davon, daß ich heute Abend weinen werde." Es war schönes Wetter, und wir machten einen Gang durch die Straße, die ziemlich belebt war. Es begegneten uns Sansculotten, welche „Vive la nation" riefen, dann Reiterabtheilungen, endlich eine Masse Truppen. Jetzt ergriff mich Furcht und ich bat Frau Danton fort zu gehen. Sie lachte Anfangs, wurde indessen von meiner Furcht angesteckt. Ich sagte ihrer Mutter Lebewohl, indem ich hinzufügte, daß die Sturmglocke sogleich ertönen werde .... Alle Welt begann sich zu bewaffnen, auch mein Camille erschien mit einem Gewehr, und ich stürzte in den Alkoven, um meine Thränen, meine Schwäche zu verbergen. Als wir einen Augenblick allein waren, theilte ich ihm meine Befürchtungen mit, er aber sagte mir, daß er Danton nicht verlassen werde .... Endlich zogen unsere Patrioten ab — Danton legte sich für einen Augenblick nieder — gegen Mitternacht holte man ihn in den Gemeinderath ab, dann begann die Sturmglocke ihr Geläute, das noch lange fortdauerte .... Frau Danton schien auf den Tod ihres Mannes vorbereitet zu sein; als Morgens früh die Kanonen zu donnern begannen, vermochte sie sich aber nicht mehr zu beherrschen, sie erblaßte und fiel in Ohnmacht."

Der Gang der Ereignisse des 10. August 1792 ist zu häufig erzählt worden, als daß eine ausführliche Darstellung desselben hier am Platze wäre. Die Ersetzung der städtischen Behörden, welche der freien Entfaltung des Aufstandes die Wege geebnet und dann einem revolutionären Gemeinderathe Platz gemacht hatte, die von diesem angeordnete Abberufung des zuverlässigen und muthigen Befehlshabers der Nationalgarde Mandet, die Zweizüngigkeit, mit welcher der Departemental-Präsident Roederer den marklosen König zur Flucht in das „Heiligthum" der gesetzgebenden Versammlung bestimmte, und der Mangel jeder entschlossenen Leitung der königlichen Sache führten zum Siege der Insurgenten über die tapferen und durchaus widerstandsfähigen Schweizer und die loyalen sechshundert Edelleute, die sich am Abend des 9. August zum Schutz des Königs in den Tuilerien versammelt hatten. Die herkömmlichen Berichte über den Heldenmuth der Freiheitskämpfer gehören ebenso in das Fabelbuch, wie die Märchen von Danton's persönlicher Betheiligung am Kampfe. Das Beste hatte nicht die Tapferkeit der Stürmenden, sondern die Verrätherei der mit der Sicherheit der königlichen Familie betrauten Stadt- und Departementalbeamten gethan; Danton hatte sich weder unter den ersteren, noch unter den letzteren befunden, sondern im Stadthause die politische Action, insbesondere die Einsetzung des neuen revolutionären Gemeinderaths geleitet, welchem — beiläufig bemerkt — Robespierre erst Tags nach erfochtenem Siege beitrat. — So verstand sich von selbst, daß das beste Stück der Beute Danton zufiel, und daß er es war, der während der folgenden Tage die entscheidenden Bestimmungen traf. Sein Werk war die Entsendung der städtischen Deputation, welche das Parlament zur Suspension der königlichen Gewalt, zur Entsendung von Commissarien an die Armee

und zur Einberufung eines Nationalconvents bestimmte, der aus allgemeinen Wahlen hervorgehen und eine neue Verfassung feststellen sollte — sein Lohn das Justizministerium. Er trat das neue, ihm „durch die Bresche der Tuilerien" eröffnete Amt noch den nämlichen Tag an, indem er feierlich versprach, die im Schoße der Versammlung befindlichen Personen, d. h. die geflüchtete königliche Familie, zu beschützen. „Wo die Justiz anfängt, hört die Volksrache auf," beschloß er seine Rede.

Danton's Collegen waren die Männer des zwei Monate zuvor entlassenen Girondisten-Ministeriums: Roland, der die inneren Angelegenheiten übernahm, Clavière für die Finanzen, Servan, der den Krieg, Lebrun, der das Auswärtige, und der unfähige Mathematiker Monge, der die Marine-Verwaltung leitete. Daß der neue Justizminister nicht gewillt sei, sich der Politik seiner wohlmeinenden, aber unfähigen Collegen anzuschließen, bewiesen bereits seine ersten Handlungen, insbesondere die Wahl der Männer, die er in seinen Rath berief und die zu den entschiedensten Gegnern der girondistischen Richtung gehörten: Robespierre, den ehemaligen Schauspieler Collot d'Herbois und Barère, dessen wahre Gesinnung freilich erst später zu Tage trat und dem mindestens der Ruf außerordentlicher geschäftlicher Brauchbarkeit vorherging. Im Uebrigen suchte Danton mit seinen Collegen auf möglichst guten Fuß zu kommen und vor Allem das Vertrauen Roland's zu gewinnen, der für den fähigsten und bedeutendsten derselben galt. Noch größer war freilich die Bedeutung, die man der Frau des dreiundfünfzigjährigen Ministers zuschrieb, der schon damals zu einer politischen Berühmtheit gelangten Marion Jeanne, Tochter des Kupferstechers Philipon (geb. 1754). Gelang es, diese zu gewinnen, so konnte ein Einverständniß mit dem Minister nicht fehlen, der zu den Führern der aufstrebenden Girondistenpartei zählte. Mit dem Instinct der Frau errieth Madame Roland indessen in dem neuen Collegen ihres Mannes den geborenen Antagonisten. Trotz der Liebenswürdigkeiten, in welchen Danton sich anfänglich gegen sie erschöpfte, vermochte sie zu dem unheimlichen Plebejer kein Herz zu fassen, ihre Antipathie gegen denselben nicht zu überwinden.

„Danton," so heißt es im ersten Bande ihrer Denkwürdigkeiten, „ließ keinen Tag vergehen, an welchem er mich nicht aufgesucht hätte. Fand eine Sitzung statt, so erschien er einige Zeit vor der festgesetzten Stunde, um in mein Zimmer zu kommen, oder er betrat dasselbe nach Schluß der Berathung, gewöhnlich in der Begleitung Fabre d'Eglantine's. Häufig bat er um die Erlaubniß, mit uns eine Suppe essen zu dürfen, und zwar an Nichtempfangstagen und um mit Roland Geschäfte besprechen zu können. Mehr Eifer und Liebe für die Freiheit, größere Bereitschaft, sich im Interesse derselben mit den Collegen zu verständigen, als er zeigte, konnte man nicht beweisen. Ich sah mir diese abstoßende und furchtbare Figur genau an, und obgleich ich mir immer wieder sagte, daß man Niemanden allein nach seinen Worten beurtheilen dürfe, daß ich keinen bewiesenen Vorwurf gegen ihn zu erheben hätte, daß in Zeiten der Parteizerrissenheit über die besten Leute *verschiedene* Urtheile umliefen, und daß man gegen bloße Eindrücke mißtrauisch sein müßte, konnte ich *diesem* Gesicht nichts Gutes zutrauen. Nie habe ich das Ungestüm brutaler Leidenschaften so deutlich ausgeprägt gesehen wie bei ihm, der die erschrecklichste Kühnheit durch den Schein von Jovialität, Offenheit und Bonhommie zu verschleiern strebte .... Er und Fabre d'Eglantine suchten mich immer wieder durch patriotische Redensarten ins Gespräch zu ziehen, und ich hatte nichts vor ihnen zu verschweigen und zu verbergen .... Gegen das Ende des Augustmonats (1792) hörten sie indessen auf, mich zu besuchen — wahrscheinlich wollten sie

sich meinem aufmerksamen Blick entziehen, als sie ihre Septemberpläne zu schmieden begannen und als sie darüber ins Klare gekommen waren, was es mit der Person Roland's auf sich habe."

Die gefährdete Lage des Landes brachte mit sich, daß Danton, als der entschlossenste Mann der Regierung, die Zügel derselben in die Hand nahm. Die Unterwerfung des Heeres unter die neugeschaffenen Gewalten, die Ersetzung der widerstrebenden Generale (zu denen auch Lafayette gehörte) durch gefügige oder revolutionäre Officiere, die Entsendung von Commissarien, welche das Land mit der Tragweite des Ereignisses vom 10. August bekannt machen sollten, die Beschlagnahme der Güter der Emigranten und die Ausweisung der eidverweigernden Geistlichen waren vornehmlich sein Werk. Ihm kam Alles darauf an, der vor der Ostgrenze heranrückenden, für überlegen geltenden preußisch-österreichischen Armee eine compacte Gewalt entgegenzusetzen, die Anhänger der alten Ordnung einzuschüchtern, die populären Massen zu begeistertem Widerstand zu ermuthigen. Diesem Zweck sollten alle sonstigen Rücksichten untergeordnet, wenn nöthig geopfert werden; über das Maß des Nothwendigen wollte er indessen nicht hinausgehen, Gewaltsamkeiten so weit möglich vermeiden. Ausdrücklich hob er in dem ersten, nach seiner Einsetzung erlassenen Circular hervor, seine Absicht sei „auf Aufrechterhaltung der Gesetze, öffentliche Ruhe, Einheit der dreiundachtzig Departements des Staats, das Wohlbefinden des Volks, auf Gleichheit der Rechte und des Glücks, *nicht aber auf die unmögliche Gleichheit der Güter gerichtet*," und mit dem nämlichen Nachdruck betonte er, „daß die Rechtspflege durch das Volk aufhören müsse, nachdem die Rechtspflege durch die Gerichte ihren Anfang genommen habe."

Ob Danton sich über die Ausführbarkeit dieser löblichen Absichten Illusionen gemacht hat, wissen wir nicht. Genug, daß die Ereignisse einen denselben entgegengesetzten Gang nahmen, und daß Danton demselben nicht nur nicht entgegentrat, sondern Folge leistete. Die heterogene Zusammensetzung der schwachen Regierung, welcher er angehörte, die Noth und Erregung der Zeit und die blutig wilde Entschlossenheit des Pariser Gemeinderaths, in welchem fortan Marat das entscheidende Wort sprach, hatten die hauptstädtische Behörde zur Herrin der Lage gemacht. Um mit dieser Schritt halten zu können, mußte man ihren verbrecherischen Instincten Rechnung tragen, und das zu thun nahm der Mann, der der oberste Rechtswart des Landes sein sollte, keinen Anstand. Er ließ nicht nur geschehen, daß jeder der einundzwanzig letzten Tage des August 1792 mit neuen Greueln bezeichnet wurde und daß die Abmahnungen des Ministeriums mit Spott und Hohn beantwortet wurden: er gab sich dazu her, am 17. August einen neuen außerordentlichen Gerichtshof niederzusetzen, der die Verurtheilung der „Conspiranten" zu seiner besonderen Aufgabe haben und inappellabel entscheiden sollte. Und das sollte nicht Alles sein. An die Gerichte wurde ein Circular des Justizministers gerichtet, dessen revolutionäre Heftigkeit allenthalben Entsetzen erregte, und ziemlich gleichzeitig (am 28. August) den Pariser Gemeindebehörden zu „Haussuchungen nach Waffen" ein Auftrag ertheilt, der sich als Vorläufer einer Gewaltherrschaft von noch nicht dagewesener Härte ankündigte.

Danton hat diese Maßregeln in der Folge zu rechtfertigen versucht und sich dabei vornehmlich auf zwei Umstände berufen. Angesichts der furchtbaren Er-

regung und der Meisterlosigkeit des Volks soll nichts übrig geblieben sein, als der Versuch, dieselbe durch Einrichtung einer revolutionären Justiz zu entwaffnen und gegenstandslos zu machen. Der außerordentliche Gerichtshof und die den Organen der Justiz ertheilten Anweisungen zu rücksichtsloser Verfolgung der Conspiranten sollten sich als die allein möglichen Mittel dargestellt haben, den täglich wiederkehrenden politischen Mordthaten auf offener Gasse vorzubeugen. Ein gewaltsames Auftreten gegen die noch immer zahlreichen, dem äußeren Feinde in die Hände arbeitenden Royalisten aber sei unvermeidlich gewesen, seit die Alliirten in den ersten Gefechten Sieger geblieben und seit allgemein erwartet wurde, dieselben vor den Thoren von Paris erscheinen zu sehen. — Die erste dieser beiden Aufstellungen bedarf keiner Widerlegung, weil sie durch die Thatsachen selbst widerlegt worden ist. Die Entwürdigung der in den Dienst schnöder Parteizwecke gezogenen Justiz wurde nicht zum Zügel, sondern zum Stachel der populären Mordwuth, die sich als Verbündete der Rechtspflege ansehen durfte, seit diese die Jacobinermütze aufgesetzt hatte.

Rücksichtlich des zweiten Punktes kann es sich nicht um mildernde Umstände, sondern allein um Erklärungen für die Maßregeln handeln, welche zu den Gefängnißmorden vom 2. und 3. September führten. Danton's häufig wiederholtes „man muß den Royalisten Furcht einjagen", bedeutet nichts weiter, als das Eingeständniß, daß die zur Beherrscherin des Landes gewordene Minderheit eben eine Minderheit war, und daß sie als solche Furcht vor der Mehrheit hatte. Daß diese Furcht sich schließlich als unbegründet erwies, gibt uns allerdings kein Recht, das Vorhandensein einer solchen zu leugnen oder die Berufung auf dieselbe für eine lügnerische Ausflucht zu erklären. Die Niederwerfung des ältesten und mächtigsten Thrones der Christenheit zählte erst nach Tagen. Sie bildete für die Sieger eine größere, in gewissem Sinne schrecklichere Ueberraschung als für die Besiegten, weil sie mit einer Kriegserklärung gegen das gesammte Europa gleichbedeutend zu sein schien, weil sie dreißig Millionen Franzosen über den Kopf weggenommen worden war, weil die Frage nach der Zukunft jeder Antwort entbehrte, und weil man es mit dem Anmarsch zweier mächtiger Heere zu thun hatte, von denen das eine für unbesiegbar galt. Sichere Rechnungen konnten die neuen Machthaber lediglich auf die wüste, blutdürstige Thatenlust des Pariser Pöbels gründen. Was aber war diese weiter als eine Fieberkrankheit, welche stündlich in einen Zusammenbruch aller Kräfte umschlagen und einer Erschöpfung Platz machen konnte, wie der Trunkene sie empfindet, wenn der Rausch verflogen ist? Ein entscheidender Sieg der Alliirten, ein entschlossener Versuch der Royalisten, die ihnen gebliebenen, immer noch erheblichen Kräfte zusammenzufassen, und die Herrlichkeit der in Paris etablirten, von dem Lande mit starrem Schrecken aufgenommenen Republik sank in Asche, wie ein Bündel Reisig im Strohfeuer — ein Schlag gegen das revolutionäre Stadthaus, und die Marat, Robespierre und Genossen stoben in die blinde Flucht, zu welcher sie bereits am Vorabende des 10. August gerüstet hatten!

Diese durch die eigene Gewissensangst zu drohenden Gespenstern gemachten Befürchtungen geben die Erklärung für Danton's Verhalten in jenen Septembertagen, die einen unvertilgbaren Schandfleck in der französischen Geschichte be-

deuten. Das sogenannte Geheimniß dieses schauerlichen Vorgangs ist in die sechs Worte „Il faut faire peur aux royalistes“ zusammengefaßt und zu Gunsten Danton's höchstens der eine Umstand übrig gelassen, daß er unter den Mördern und Mordgenossen der Einzige war, der den Muth des Verbrechens besaß und den „Schrecken ohne Ende“ auf die Gefahr eines Endes mit Schrecken, zu Tode zu schrecken, unternahm. Denn daran, daß der Justizminister vom 10. August, indem er eine Mitverantwortung für die Gefängnißmorde vom 2. September übernahm, zum Mitschuldigen derselben geworden ist, sind für keinen denkenden und urtheilsfähigen Mann Zweifel möglich geblieben.

Für die weitergehende Annahme, daß die Gefängnißmorde auf Anstiften Danton's und anderer Gewalthaber der damaligen Regierung planmäßig inscenirt worden, fehlen die Beweise. Allem Anschein nach ist dieses Verbrechen ein Ausfluß der Pariser Pöbelwuth gewesen, welche durch die Nachricht von der Einschließung Longwy's und durch das (auch von Robespierre geglaubte und weiter verbreitete) Gerücht von der Entdeckung einer Verschwörung zu Gunsten der Inthronisirung des Herzogs von Braunschweig, zur Tollheit geworden war. Daß der Pöbel diese Nachricht mit Massenermordung der politischen Gefangenen zu beantworten gedenke, war bereits am Abend des 1. September öffentliches Geheimniß, ohne daß von irgend einer Seite die Hand zur Vorbeugung des Verbrechens erhoben worden wäre. Die nächste Verantwortung trifft den Ueberwachungsausschuß des Gemeinderaths, an dessen Spitze Panis stand und der sich durch die Erwählung außerordentlicher Mitglieder — darunter Marat's — ergänzt hatte. Panis, ein blindes Werkzeug Robespierre's, stützte sich auf ein Wort, das sein Meister auf die Kunde der „braunschweig'schen“ Verschwörung hatte fallen lassen: „in dieser äußersten Gefahr müsse man dem Volke die Macht zurückstellen“ (remettre au peuple le pouvoir), und bewilligte in diesem Sinne von vornherein die von mehreren Sectionen beantragte Ueberführung von vierundzwanzig Gefangenen der Mairie in das Abteigefängniß. Die Niedermetzelung der Gefangenen dieses Transports gab sodann das Signal zu den Massenmorden, welche während der beiden folgenden Tage die Reihe durch die Pariser Gefängnisse machten. Der einmal in Zug gekommenen Mordwuth Zügel anzulegen, zeigten die Gemeindebehörden nicht den Willen, die Staatsorgane nicht die Fähigkeit. Danton hat während der Mordtage (2., 3. und 4. September) trotz wiederholt an ihn ergangener Einladungen das Stadthaus nicht betreten. Auch die Behauptung, daß er in den Räumen des Ministeriums eine geheime Berathung mit Marat und anderen Terroristen abgehalten habe, entbehrt der Bescheinigung. Dafür kann als feststehend angesehen werden, daß er von der den Gefangenen drohenden Gefahr bereits vor Beginn des Mordens unterrichtet war, und daß er keinen Versuch angestellt hat, dieser Gefahr zuvorzukommen.

Aber noch mehr. Zur Ueberfüllung der Gefängnisse hatten die von Danton beantragten Haussuchungen (in der Nacht vom 29. zum 30. August) ebenso die Veranlassung gegeben, wie zu der gegen die Gefangenen gerichteten Volkswuth. Auf die tumultuarischen, durch Söldlinge der revolutionären Sectionen in Ausführung gebrachten visites domiciliaires und auf die bei dieser Gelegenheit vorgenommenen, nach Tausenden zählenden Verhaftungen war es zurück-

zuführen, daß der zwischen Zorn und Furcht hin- und hertaumelnde Pöbel in den Gefangenen eine Gefahr für das Vaterland sah. So offenkundig wurde am letzten August und am 1. September von einem Volksgericht in den Gefängnissen geredet, daß eine Anzahl Gefangener auf die Verwendung angesehener Freunde in aller Stille die Freiheit erhielt. Der Gemeindeprocureur Manuel rettete das Leben seines persönlichen Feindes Beaumarchais, Robespierre und Desmoulins sorgten für die Sicherheit ihres alten Lehrers, des Abbé Bernardin, selbst Marat fühlte ein menschliches Rühren und bewirkte die Freilassung einzelner ihm bekannter Gefangener. Daß auch Danton „nach rechts und links" rettete, daß verschiedene persönliche Gegner, wie Charles Lameth, Barnave, Adrian Dupont und L'Hormond ihm das Leben zu danken hatten, muß als ihn verdächtigender Umstand angesehen werden; denn unter den Genannten war er der Einzige, dem amtliche Stellung und persönliches Gewicht die Möglichkeit einer Abwendung der gesammten Mordveranstaltung boten. Statt für verstärkte Sicherheit der Gefängnisse zu sorgen und auf Beruhigung der Volksleidenschaft hinzuwirken, schürte er die Erregung, welche durch die Nachricht von der Capitulation Longwy's hervorgerufen worden war. Unmittelbar vor Beginn der Massacres, am Nachmittage des 2. September, beantragte er in der gesetzgebenden Versammlung die Androhung der Todesstrafe gegen alle Bürger, die sich bei Ergreifung der Waffen für das Vaterland säumig zeigen würden, hielt er die berühmte Rede, in welcher er versicherte, daß es zur Rettung Frankreichs nur der Kühnheit, der Kühnheit und abermals der Kühnheit bedürfe. Zu dem theatralischen Lärm des Kanonendonners und Sturmgeläutes, welches den Abmarsch der zur Rettung Verduns eilenden Freiwilligen begleitete, hatte er seine ausdrückliche Zustimmung gegeben und diese Veranstaltungen rednerisch verherrlicht. Dem „Volke von Paris" bedeuteten diese Allarmsignale das Zeichen zum Beginn des Gemetzels. Als die Sturmglocke ertönte, erfolgte die Abführung der in die Abtei bestimmten, unterwegs von den sie begleitenden Soldaten ermordeten Gefangenen. Auf die Nachricht davon ergriff der Gemeinderath Maßregeln zum Schutze der Schuldgefangenen und der wegen bloßer Contraventionen Verhafteten, während die politischen Gefangenen ihrem Schicksal überlassen blieben und Beamte zur Rettung derselben erst abgesendet wurden, als es zu spät war.

Daß Roland, der Minister des Innern, mit seinen wiederholten Versuchen, dem Rasen Einhalt zu thun, scheiterte, hatte einen außerordentlich einfachen Grund: im Gemeinderath wurde während der Mordtage über die Verhaftung dieses Ministers verhandelt, und die Abwendung derselben nur durch die Intervention Danton's erzwungen. Was aber hinderte diesen, mit der Wucht seiner Persönlichkeit in die Bresche zu springen und die empörten Elemente sein gerühmtes Uebergewicht fühlen zu lassen? Wie war zu erklären, daß ein ihm ergebener, von ihm zum Nachfolger Royer-Collard's gemachter Mann, der Greffier Tallien, unter den Begünstigern der „Volksjustiz" eine sichtbare Stellung einnahm? Außerdem steht fest, daß Brissot's Ruf nach obrigkeitlichem Einschreiten gegen die in die Gefängnisse eingedrungenen Mörderbanden bei Danton taube Ohren fand, und daß Alquier, der Gerichtspräsident von Versailles, mit seinen Bemühungen für Rettung der aus Orleans herbeigeführten Gefangenen abgewiesen

wurde. Was immer Danton's Vertheidiger gegen die Glaubwürdigkeit der diesen Punkt betreffenden Zeugnisse Brissot's und Mandar's beigebracht haben, die unparteiische Geschichtsschreibung wird bestätigen, was Garat in seinen Denkwürdigkeiten angedeutet, Michelet weiter ausgeführt hat: daß Danton die Septembermorde hatte geschehen lassen, weil er eine Einschüchterung der Royalisten für unentbehrlich hielt, und weil ihm Muth und Entschlossenheit zu offenem Bruch mit Marat und der extremen Communepartei fehlten. Er glaubte unter allen Umständen an der Spitze der Revolution bleiben zu müssen: lieber, daß er einen Theil der Mitschuld an den Verbrechen derselben auf sich nahm, als daß er für einen Schwächling galt, der erst den Dingen ihren Lauf gelassen und sie hinterher verleugnen gewollt. Daß er Marat's Bericht über die Septembergreuel unter amtlichem Siegel mitverbreitet habe, ist nicht stricte bewiesen, stimmt aber zu der Stellung, welche Danton in seiner sechs Monate später (10. März 1793) gehaltenen Rede „zu diesen von allen guten Bürgern beklagten Vorgängen" einnahm, „welche keine Macht der Erde aufhalten konnte, weil sie ein Ueberschäumen der Nationalrache waren." Es darf gleich hier bemerkt werden, daß Danton's Verhalten während der Septembertage ihm in doppelter Rücksicht zum Verderben geworden ist. Von den Girondisten war er fortan durch eine Kluft geschieden, deren Ausfüllung er sich vergeblich angelegen sein ließ; die Blutmänner der Commune aber konnten ihm (wie Courtois in seinen handschriftlich hinterlassenen Notizen treffend bemerkt) nicht verzeihen, daß er sich mit ihnen nicht vollständig hatte identifiziren wollen, daß er hinter ihren Erwartungen zurückgeblieben war. Dazu stimmt, was Robinet auf Grund von Familienüberlieferung berichtet: daß Danton seit dem September 1792 mit Marat, Billaud-Varennes, Hébert und den übrigen Hauptschuldigen des Verbrechens innerlich gebrochen und nähere Berührungen mit denselben vermieden haben soll. Die feige Willfährigkeit, die er zumal durch die amtliche Weiterverbreitung des Mordberichtes vom 4. September Marat gegenüber geübt, hatte in seinem Herzen einen Stachel zurückgelassen, der sich nicht wieder herausreißen ließ. Daß er es mit Billaud und Hébert für immer verdorben, und daß diese durch die Tage seiner Schmach Emporgekommenen seine Abneigung mit tödtlicher Feindschaft vergalten, sollte sich in der Folge nur allzu deutlich zeigen.

IV.

Noch hatte die Erregung über die Greuel der ersten Septembertage sich nicht gelegt, als bereits der Nationalconvent an die Stelle der gesetzgebenden Versammlung trat. Danton, der weder dem ersten noch dem zweiten Parlamente des Revolutionszeitalters angehört hatte, war von der Stadt Paris in diese Versammlung gewählt worden, deren 749 Mitglieder die verschiedenen Spielarten des plötzlich über Frankreich gekommenen Republikanismus vertraten, ihrer Mehrheit nach indessen der gemäßigten (girondistischen) Partei zuneigten. Obgleich die Geltung des Gesetzes über die Unvereinbarkeit des Ministeramts mit der Volksvertretereigenschaft zweifelhaft war, legte Danton bereits am 21. September die am 10. August übernommene Würde des Justizministers nieder. Nach Meinung Garat's soll dafür die Erwägung maßgebend gewesen

sein, daß ein amtloser Volksvertreter gesicherter und einflußreicher dastehe, als ein viel beneideter und verantwortlicher Minister. Für Danton dürften andere Umstände von noch größerem Gewicht gewesen sein. Durch freiwilligen Rücktritt wollte er das Mißtrauen derjenigen entwaffnen, die ihm ehrgeizige Pläne zur Last legten, und zugleich die Freiheit erwerben, seinen politischen Curs ändern zu können. Zu einer solchen Cursveränderung drängte ihn der geheime Wunsch nach Annäherung an die Girondisten — und der Einfluß seiner Frau. Frau Danton hatte das Ministerhôtel mit schwerem Herzen bezogen. Die Bürgerstochter alten Stils, der die Absetzung des Königs ein Frevel, das Schicksal der Königin und ihrer Kinder eine schwere Sorge bedeutete, war unter dem Eindruck der Septemberereignisse in einen Zustand körperlicher und seelischer Depression verfallen, die den trotz seiner zügellosen Sitten zärtlichen Gatten mit Besorgniß erfüllte. In die veränderten Verhältnisse hatte die kränkelnde Frau sich nicht zu finden vermocht, von der Collegin, Frau Roland, fühlte sie sich abgestoßen, den Freunden ihrer bescheidenen Vergangenheit fürchtete sie entrückt und entfremdet zu werden. So dringend sprach sie die Sehnsucht nach Rückkehr in das einfache Haus der Passage de Commerce aus, so unaufhörlich kam sie darauf zurück, daß ein Mann, der es zum Minister gebracht, für die Rettung des Königspaares und der unschuldigen Kinder desselben eintreten müsse, daß Danton mürbe geworden war. Sein Antheil an dem Geschick des entthronten Herrschers mag ein mäßiger gewesen sein, desto eifriger war sein Verlangen, mit der Partei der Gemäßigten Fühlung zu gewinnen und die Periode der Gewaltsamkeiten, durch welche er emporgekommen, abzuschließen. Diesem Verlangen gab er bereits in seiner ersten Parlamentsrede deutlichen Ausdruck. Unter Berufung darauf, daß es ihm gelungen, dem Kriege einen kräftigen Impuls zu geben, und zur Bewältigung der im Inneren gährenden Unzufriedenheit beizutragen (an der Niederhaltung eines royalistischen Ausbruchs im Süden hatte Danton in der That wesentlichen Antheil gehabt), erklärte er, sich mit der Rolle eines einfachen Volksmandatars begnügen zu wollen. „Keine andere Verfassung," fuhr er fort, „wird möglich sein, als diejenige, welche von der Mehrzahl sämmtlicher Urversammlungen des Volkes angenommen werden wird . . . . Bisher ist das Volk aufgestachelt (agité) worden, weil es gegen die Tyrannen in Bewegung gesetzt werden mußte . . . . . Wir müssen jede Uebereilung abschwören und feierlich erklären, daß das Eigenthum, das bewegliche wie das unbewegliche, für alle Zeiten (éternellement) aufrecht erhalten werden wird." Um sich gegen jeden Verdacht ehrgeiziger Absichten sicher zu stellen, beantragte er einige Tage später die Todesstrafe gegen jeden Versuch auf Errichtung einer Dictatur; um seine Bereitschaft zu entschiedenem Bruch mit der Pöbelpartei außer Zweifel zu lassen, erklärte er, daß er das „Individuum" Marat nicht liebe, daß dieser vulkanische, zu Uebertreibungen geneigte Mensch bissig und „insociable" sei.

Diese Erklärungen waren zunächst und vor Allem an die Girondisten gerichtet. Nachdem sein von Durand de Maillane ausdrücklich als „ehrlich" bezeichneter Plan, eine Verständigung zwischen Robespierre und den Girondisten herbeizuführen, gescheitert war, trat er mit der Absicht hervor, sich den Letzteren anzuschließen. Stillschweigende Bedingung war dabei, daß man

den Pariser Gemeinderath schonte und die Septembergreuel auf sich beruhen lasse. Zu einem Verzicht auf Bestrafung dieses Verbrechens konnten die Girondisten sich indessen nicht verstehen. Die in der Stille geführten Verhandlungen dauerten mehrere Wochen fort, obgleich die Girondisten die Pariser Gemeindeverwaltung immer wieder angriffen und Danton, der dieselbe nicht preisgeben konnte, zur Gegenwehr nöthigten. Inzwischen hatte der häufig zu den Berathungen der Regierung zugezogene Ex-Justizminister Gelegenheit gehabt, seine politische Brauchbarkeit und den Werth seiner, den Girondisten angebotenen Dienste in unerwarteter Weise darzuthun. Während die kurzsichtigen Thoren des Convents und der Pariser Presse die Kanonade von Valmy und die auf diese folgende Unthätigkeit der preußischen Armee als glänzende Siege feierten und von vollständiger Vernichtung des Feindes träumten, hatte Danton in richtiger Beurtheilung der Sachlage den ihm befreundeten Dumouriez zu Anknüpfungen mit dem Herzog von Braunschweig angewiesen und seinen Vertrauten Westermann auf den Kriegsschauplatz abgesendet, um mit Lombard und dem in preußische Dienste getretenen Emigranten General Heymann über die Grundlagen eines Waffenstillstandes zu verhandeln. Wohlbekannt mit den zwischen Friedrich Wilhelm II. und dem Oberbefehlshaber bestehenden Meinungsverschiedenheiten und mit der preußischen Unlust zur Fortsetzung des Krieges, ließ er durch Westermann zur Erwägung stellen, daß die Sache der französischen Monarchie hoffnungslos verloren sei und daß eine Rettung der Person des Monarchen sich nur absehen lasse, wenn die Volkswuth nicht weiter geschürt, sondern durch Räumung des französischen Bodens auf Beruhigung der öffentlichen Meinung hingewirkt werde. Dabei wurden Schilderungen der erträglichen Lage des Königs nicht gespart, Abschriften der — in der That reichlichen — Bewilligungen für Erhaltung der fürstlichen Gefangenen des Temple vorgelegt und außerdem die Abneigungen des preußischen Hauptquartiers gegen die österreichischen Verbündeten nach Möglichkeit genährt. An die Möglichkeit einer friedlichen Verständigung wird Danton schwerlich geglaubt haben. Es kam ihm darauf an, für die Sammlung der französischen Streitkräfte Zeit zu gewinnen und inzwischen den Spätherbst einbrechen zu lassen, der der im preußischen Lager herrschenden Ruhr weitere Verbreitung geben mußte. Dieser Zweck wurde erreicht. Während Dumouriez offiziell angewiesen wurde, alle Verhandlungen mit der Erklärung abzubrechen, daß die Republik mit Feinden, die den französischen Boden besetzt hielten, nicht unterhandele, ertheilte ein Privatbrief Danton's dem General den Rath, die Dinge in die Länge zu ziehen und das Erscheinen der zu ihm entsendeten Conventscommissäre abzuwarten. Als wenig später (am 29. September) die Ungunst des Wetters und der üble Gesundheitszustand der Armee zum Rückzuge des preußischen Heeres nöthigten, war es wiederum Danton, der — im Gegensatz zu den Dumouriez amtlich ertheilten Weisungen — dem General zur Pflicht machte, den Feind möglichst unbelästigt abziehen zu lassen und Feindseligkeiten, welche die Räumung des Landes aufhalten könnten, zu vermeiden. Ob es richtig ist, daß man so weit gegangen, den preußischen Generalen Andeutungen über Custine's Absichten auf Mainz zu machen und dadurch die Rückzugsbewegung der Armee zu beschleunigen, mag dahingestellt bleiben; genug, daß Danton in dieser Angelegenheit

diplomatisches Geschick und Mäßigung bewies, die man bei dem ungestümen Gewaltmenschen nicht gesucht hatte.

Unmittelbar nachdem die Champagne geräumt worden, eilte Dumouriez nach Paris, um die Einzelheiten des bevorstehenden Angriffes auf Belgien zu besprechen und ein Bild von der politischen Lage und der Stärke der Parteien zu gewinnen. Danton suchte die Anwesenheit dieses Mittelsmannes zu abermaligen Anknüpfungen mit den Girondisten zu benutzen, indem er beständig an der Seite des Generals zu sehen war und ihn bei den Besuchen begleitete, die derselbe Freunden und ehemaligen Collegen (Dumouriez war Präsident des ersten girondistischen Ministeriums und als solcher College Roland's gewesen) abstattete. Vergebliche Liebesmüh'! Mit dem Manne, der der Mitschuld an den Septembergreueln verdächtig war und Frau Roland's politischen Einfluß zum Gegenstande bissiger Bemerkungen in einer Parlamentsrede gemacht hatte, wollten die Gemäßigten keine Gemeinschaft pflegen. An der Thür der Theaterloge, in welcher sie mit der Familie Danton zusammentreffen sollte, war Frau Roland umgekehrt, und wenn einzelne ihrer Freunde eine versöhnlichere Haltung einzunehmen schienen, so geschah das lediglich aus Rücksicht auf Dumouriez. Danton ließ sich aber auch jetzt noch nicht beirren. Bei zwei bemerkenswerthen Gelegenheiten (am 16. und am 18. October) unterstützte er die girondistischen Redner, und als nichtsdestoweniger Roland auf der Weigerung beharrte, an Berathungen Theil zu nehmen, zu denen Danton eingeladen worden, that dieser einen directen Schritt, indem er eine geheime Besprechung im Gehölz von Sceaux vorschlug. Daß man auch dieses Mal unverrichteter Sache auseinanderging, wird von Michelet auf den Einfluß Guadet's zurückgeführt. Danton soll am Schluß der Unterredung in die schmerzerfüllten Worte ausgebrochen sein: „Guadet, Du hast Unrecht, Du verstehst nicht zu verzeihen, Du verstehst nicht, Deine persönliche Abneigung dem Vaterlande zum Opfer zu bringen. Du bist hartnäckig, und darum wirst Du zu Grunde gehen." Obgleich Danton, wenn er gemüthlich afficirt war, weich und hingebend sein konnte, erscheint wenig wahrscheinlich, daß er bis zu einem weinerlichen Appell an die Verzeihung seiner Gegner gegangen sei. Richtig ist dagegen, daß Guadet ihm stets abgeneigt blieb, während andere Häupter der Gironde, wie Vergniaud und insbesondere Condorcet sich versöhnlicher zeigten. Der berühmte Mathematiker, der freilich weder Menschenkenner noch Politiker war, hat Danton noch in seinen letzten Aufzeichnungen nachgerühmt, „daß er die kostbare, nur bei ungewöhnlichen Menschen zu findende Eigenschaft besessen, Einsicht, Talent und Tugend (sc. bei Andern) niemals gehaßt oder gefürchtet zu haben."

Während der folgenden Monate (November und December 1792) trat Danton's Einfluß in auffallender Weise zurück. An dem verhängnißvollen, zwischen Robespierre und den Girondisten geführten parlamentarischen Kampfe nahm er keinen sichtbaren Antheil, innerhalb des Verfassungsausschusses (von dem Robespierre und Couthon ferngehalten worden waren) führten die Theoretiker Condorcet und Sieyès und deren girondistische Freunde das Wort; in den Proceß des Königs aber griff Danton erst ein, als diese Angelegenheit bereits so gut wie entschieden war. Wenn dieses Eingreifen in lärmender und vordringlicher Weise geschah, so mag der Grund hierfür vornehmlich der gewesen sein, daß man den ehemaligen Justizminister im Verdacht hatte, wenigstens zu Zeiten an die Ret-

tung des unglücklichen Monarchen gedacht zu haben. Danton's bekannten Ausspruch: „Wenn wir ihn nicht richten können, so können wir ihn doch tödten", war ein anderes Wort gefolgt: „Ein Volk rettet sich, aber es rächt sich nicht", und von dem Eifer, mit dem er die ihm übertragene Mission nach Belgien übernahm, hieß es, derselbe sei wesentlich auf die Absicht zurückzuführen gewesen, dem Proceß über den König fern zu bleiben und dadurch den Wünschen der dem Tode entgegengehenden Frau Danton zu entsprechen.

Nach Belgien waren Danton und sein Freund Lacroix gesandt worden, um das gestörte Einvernehmen zwischen Dumouriez und der Regierung wiederherzustellen, das Verpflegungswesen zu überwachen und eine den Wünschen des Convents entsprechende Entscheidung über die Zukunft des occupirten Grenzlandes herbeizuführen. Der commandirende General, der dem täglich zunehmenden Einfluß des Jacobinerthums unwillig zusah, über die Erbärmlichkeit des Lieferungswesens Klage führte und überdies das Leben des Königs geschont wissen wollte, war den Parisern Machthabern und der von seinem Todfeinde Marat geleiteten Commune seit lange verdächtig geworden, um so verdächtiger, als er der Einverleibung der occupirten Länder in das französische Staatsgebiet aus politischen Gründen widerstrebte und Geistlichkeit und besitzende Classen derselben sichtlich begünstigte. Danton sollte die Annexion durchführen, zugleich aber den Versuch anstellen, einen Bruch mit dem General zu vermeiden, den man zur Zeit für unentbehrlich hielt. An eine Lösung dieser einander ausschließenden Aufgaben war der Natur der Sache nach nicht zu denken. Sollte die Annexion Belgiens durchgesetzt werden, so mußten die Leidenschaften der unteren Klassen zu Hülfe gerufen, der belgischen Aristokratie und dem Clerus die Machtmittel entwunden werden; der Auftrag, die für die Fortführung des Krieges erforderlichen Mittel zu beschaffen, war gleichbedeutend mit der Ausschreibung von Contributionen und mit buchstäblicher Ausführung des am 25. December erlassenen Decrets, die Vermögen der Kirchen und Corporationen einzuziehen, ja das Kirchensilber einzuschmelzen. Trotz der Schonung, die er Dumouriez angedeihen ließ, wandte Danton sich dem ersten Punkte der ihm ertheilten Instruction mit besonderem Eifer zu, weil derselbe seinen Neigungen und seinem Talent entsprach. Mit sichtbarem Erfolg wußte er die Revolutionirung Lüttichs und die Gewinnung der dortigen Demokraten für den Annexionsgedanken durchzusetzen, die Widerstrebenden niederzuhalten und im Einzelnen so weit Nachsicht und Milde zu üben, daß die Bevölkerung nicht zum Aeußersten gebracht wurde. Daß er seine administrativen Befugnisse mit Pariser Specialcommissaren zu theilen hatte, daß diese mit der Gier heißhungriger Wölfe über das reiche Land herfielen, daß Danton in der Wahl der angewendeten Mittel weder selbstlos noch bedenklich war, und daß die nach Paris berichteten Annexionsgelüste ein Gaukelspiel darstellten, verstand sich unter den gegebenen Umständen von selbst. Immerhin war es sein Verdienst, daß die Dinge sich in einem gewissen Gleichgewicht hielten, daß mit Dumouriez eine Art Einverständniß erhalten wurde, und daß Blut- und Gewaltmaßregeln, wie die Pariser Terroristen sie verlangten, nicht zur Anwendung kamen. Um sich nach beiden Seiten zu decken, warf der gefürchtete Mann vorkommenden Falls mit den entsetzlichsten Droh- und Kraftworten um sich, während er in der Stille fünf gerade sein ließ, private Beschwerden berück-

sichtigte und selbst den nach Belgien geflüchteten Emigranten Gelegenheit zum Entrinnen bot.

Nach kaum dreimonatlicher Entfernung von der Hauptstadt wurden die Convents-Commissarien zurückberufen, um Bericht zu erstatten und an den Verhandlungen über den Proceß des Königs Theil zu nehmen. Die Lage, welche sie vorfanden, war wenig erbaulich. Innerhalb des Convents tödtlicher Haß zwischen den beiden Parteien, welche das Heft in Händen hielten; außerhalb und in nächster Umgebung eine Vorherrschaft der Pariser Commune, die sich abwechselnd in Beleidigungen der Volksvertretung und in derselben dictatorisch ertheilten Weisungen manifestirte. Blickte man von der Hauptstadt auf das Land, so herrschte dort eine Erbitterung der Massen gegen die Pariser Gewaltherrscher, deren Ausbruch nur noch Frage der Zeit war. Wurde das Leben des Königs geschont, so erschien unvermeidlich, daß der verwilderte Pariser Pöbel über die Volksvertretung herstürzte; fiel das geheiligte Haupt des Monarchen, so mußte man sich einer Erhebung des Landes gegen die Hauptstadt vergewärtigen. Für Danton kam hinzu, daß seine mehrwöchentliche Abwesenheit von Paris den Einfluß Robespierre's und des reinen Jacobinerthums abermals gesteigert hatte, und daß er sein Haus in der denkbar traurigsten Verfassung vorfand. Frau Danton siechte unaufhaltsam dahin, die Aerzte erklärten ihr Leben für verwirkt — sie selbst sah ihrer Auflösung so resignirt entgegen, daß sie nur noch mit der Zukunft ihrer Kinder beschäftigt war und daß sie dem trostlosen Gatten zur Pflicht machte, denselben in der Person einer jungen Freundin, Sophie Gély, die zweite Mutter zu geben. Danton war so schwer betroffen, daß er für einen Augenblick der öffentlichen Angelegenheiten vergaß. Obgleich am 14. Januar (1793) beschlossen worden war, daß folgenden Tages über die Frage „Ist Ludwig Capet schuldig" abgestimmt werden und daß jeder Deputirte sein Votum von der Tribüne herab geben und im Protocoll unterschreiben sollte, blieb er der Conventssitzung vom 15. fern. Wollte er der Sterbenden den Schmerz ersparen, an dem Urtheil über ihren König Theil genommen zu haben, hatte er das Krankenbett derselben nicht verlassen oder einer Entscheidung aus dem Wege gehen wollen, deren Consequenz die Alleinherrschaft des Jacobinerthums sein mußte? Die Sache erregte so großes Aufsehen, daß Danton während der folgenden Tage seinen Sitz wieder einnehmen und sich die Entfernung des auf sein Ansehen gefallenen Schattens angelegen sein lassen mußte. So dicht hatten sich die Furien der von ihm selbst großgezogenen Commune an seine Fersen geheftet, daß er für die Auslieferung der von derselben verlangten Geschütze, für Urtheilsfällung durch einfache Stimmenmehrheit reden mußte und daß er sein Votum für die Todesstrafe und gegen die Berufung an das Volk abgab. Die ihm von Bertrand de Moleville beigelegte Phrase: „Der Kopf des Königs muß den Alliirten als Fehdehandschuh hingeworfen werden," hat er nicht gebraucht; für die Stimmung, die ihn während der folgenden Tage beherrschte, sind vielmehr die Worte bezeichnend, mit denen er seine, nach der Ermordung Lepelletiers gehaltene Versöhnungsrede beschloß: „Ein glücklicher Tod — wenn ich erst so weit wäre." Kaum drei Wochen später (10. Februar 1793) starb Frau Danton; sterbend soll sie dem Gatten die Heirath mit Sophie Gély nochmals zur Pflicht gemacht haben.

Danton's Verehrer behaupten, das beste Theil seiner Kraft sei in der Gruft seiner Frau mit begraben worden. Daß sein Schmerz ein heftiger und aufrichtiger gewesen und daß er die geliebte Leiche acht Tage nach der Bestattung wieder ausgraben ließ, um ihre Züge noch einmal zu sehen, ist historisch beglaubigt, der von diesem Zeitpunkt datirende Rückgang seines Einflusses dagegen auf andere Umstände, genauer auf einen Umstand zurückzuführen. Sein Geschick war an das der Girondisten geknüpft. Vereint konnten Girondisten und Dantonisten dem in Robespierre verkörperten Jacobinerthum die Wage halten; blieben sie getrennt, so mußte an die Einen die Reihe kommen, nachdem die Andern gefallen waren. Danton's Verhalten während der Katastrophe, die den Untergang der Gironde herbeiführte, bildet darum den politisch wichtigsten, wenn man will, den einzigen wichtigen Punkt in der Geschichte seines letzten Lebensjahres.

Zu eingehender Aufzählung der Gründe, welche den Gegensatz zwischen den beiden republikanischen Parteien bedingten, bedürfte es einer Recapitulation der gesammten Revolutionsgeschichte. Praktisch kamen vornehmlich zwei Fragen in Betracht. Die Verantwortlichkeit der Gironde für den Gang des Krieges, zu welchem sie getrieben hatte und der durch einen ihrer Freunde (Dumouriez) geführt wurde; dann das Sträuben dieser Partei gegen die Vergewaltigung, welche das Pariser Jacobinerthum an der Volksvertretung übte. Rücksichtlich der ersten Frage stand Danton wesentlich auf dem Standpunkt der Gironde, indem er Dumouriez nach Möglichkeit vertheidigte, die Nichtveröffentlichung der herausfordernden Briefe des Generals anrieth und, als der Bruch unheilbar zu werden drohte, die Entsendung von Commissarien durchsetzte, welche eine Verständigung versuchen sollten. In Sachen des Verhältnisses zu der Pariser Commune war seine Taktik von derjenigen der gemäßigten Partei verschieden, während rücksichtlich der letzten Ziele ein principieller Gegensatz kaum bestand. „Das Land" gegen die Hauptstadt auszuspielen, hielt Danton für unmöglich, weil er wußte, daß die ungeheure Mehrheit der Bürger der Provinzen der Republik zu fern stand, um die Sache der Begründer der neuen Staatsform (eben der Girondisten) zu der ihrigen machen zu wollen. Wie die Verhältnisse einmal lagen, war Paris für den Bestand der Republik unentbehrlich, und es mußte mit ihm gerechnet werden. Der Gefahr, welche die Pariser Gemeinde der Volksvertretung und der gemäßigten Mehrheit derselben androhte, konnte seiner Meinung nach die Spitze nur abgebrochen werden, wenn man die Erregtheit der Massen gegenstandslos machte und der Wiederkehr eines zweiten September durch Organisation der revolutionären Justiz zuvorkam. Dieser Gedanke lag Danton's großer Rede vom 10. März 1793, der bedeutendsten, die er überhaupt gehalten, zu Grunde.

Während vor den Thüren des Convents ein Aufstand tobte, dem man ihm zur Last legte, obgleich derselbe gegen sein Programm gerichtet war, empfahl er in flammender Rede die Erneuerung des außerordentlichen Gerichtshofs (des späteren Revolutionstribunals), der bereits im August des Vorjahres beschlossen, wenig später aber wieder aufgegeben worden war. Indem er gleichzeitig festere Einrichtung der Ministerien und energische Fortsetzung des Krieges verlangte, sah er es auf Ableitung der populären Leidenschaften und auf die Schaffung von Autoritäten ab, welche dieselbe in Schranken halten könnten. Da der Minister Bournonville die Truppen zum Schutz des Convents entboten und

die zumeist bedrohten girondistischen Abgeordneten rechtzeitig vor dem Verlassen ihrer Wohnungen gewarnt hatte, wurde die der Volksvertretung drohende Gefahr für dieses Mal abgewandt und eine gewisse Beruhigung der Gemüther herbeigeführt. Danton benutzte diese Frist zu abermaliger Anknüpfung mit der Partei, von deren Rettung seine eigene Zukunft abhing. Er schlug den Führern der Gironde vor, gemeinsam mit ihm in das Hauptquartier Dumouriez' zu reisen, denselben zur Zurücknahme seines drohenden Briefs an den Convent zu bestimmen und dadurch eine Grundlage zu gemeinsamem Handeln zu gewinnen. Einige Tage lang hatte es den Anschein, als werde man sich einigen können; im letzten Augenblick aber gab Guadet's Abneigung gegen den „Septembermann" abermals den Ausschlag, und Danton mußte am Abend des 16. März allein nach Belgien abreisen. Am Abend des 29. zurückgekehrt, berichtete er, daß Dumouriez zur Abgabe von Erklärungen an den Convent bereit sei. Inzwischen waren die Nachrichten von dem Verlust der Schlacht bei Neerwieder und von den verdächtigen Verhandlungen eingelaufen, die der geschlagene General mit den Oesterreichern angeknüpft hatte. Alle Welt ahnte in Dumouriez den Verräther, und Danton wurde alsbald gewahr, daß man ihn im Verdacht der Mitschuld habe. Mit einer Kurzsichtigkeit, für die keine Bezeichnung zu hart ist, benutzten die Girondisten diesen Augenblick, um über den Mann herzufallen, der ihnen zum dritten Male die Hand zur Versöhnung geboten hatte. Auf den Verdacht hin, daß Danton bei der am Abend des 31. März stattgehabten Versiegelung der Papiere seines ehemaligen Collegen Roland die Hand im Spiele gehabt habe, klagte Lasource ihn verrätherischen Einverständnisses mit Dumouriez, geheimer royalistischer Pläne und der Veruntreuung ihm nach Belgien mitgegebener Gelder an. Die Antwort war eine zornige Herausforderung Danton's an die Partei, „die den Tyrannen retten und die Einheit des Vaterlandes gefährden wolle" [1]). — Zwei Tage später traf die Nachricht von Dumouriez' Verrath und Flucht ein, und unter dem Eindruck dieser Schreckenskunde — man fürchtete, die Armee werde dem Beispiel ihres Generals folgen — verblaßte der Eindruck des letzten Zusammenstoßes so weit, daß man sich darüber einigte, einen aus neun Deputirten zusammengesetzten, allmonatlich erwählten „Wohlfahrtsausschuß" niederzusetzen, der insgeheim verhandeln, die Minister und den Gang der Regierungsmaschine überwachen und in Gang halten sollte. Girondisten und Robespierristen wurden diesem Ausschuß fern gehalten, dem Danton sechs Wochen lang angehörte und der von seinen Nachfolgern (dem zweiten und dem dritten Ausschuß dieses Namens) durchaus verschieden war, weil er der ausgedehnten Vollmachten derselben entbehrte. Einige Tage lang blieben die Dinge im Gleichgewicht, dann entbrannte der Parteikampf aufs Neue, und die Gironde unternahm einen abermaligen Angriff auf Danton, der von Guadet des Einverständnisses mit Dumouriez angeklagt wurde. Und als ob es mit dieser Unklugheit nicht genug gewesen wäre, gab die gemäßigte Partei das unter den obwaltenden Umständen hochgefährliche Beispiel directer Antastung der Unverletzbarkeit der Deputation, indem sie die Verhaftung und Anklage Marat's durchsetzte. Damit war das Zeichen zu gewaltsamem Vorgehen des Pariser Jacobinerthums gegen die Gironde

[1]) Anspielung auf die den Girondisten vorgeworfenen, aber niemals in das Programm derselben aufgenommenen föderalistischen Pläne.

gegeben. Am 15. April erschien die erste der zahlreichen Pariser Deputationen, welche die Ausstoßung von zweiundzwanzig Mitgliedern der „Staatsmänner-Partei" verlangten, am 29. April wurde Marat vom Revolutionstribunal freigesprochen, während der ersten Hälfte des Mai die Proscription der Gironde vom Gemeinderath und den diesen anhängenden Sectionen öffentlich gepredigt. Als der Convent sich endlich ermannte und die Niedersetzung einer aus zwölf Mitgliedern bestehenden Commission beschloß, welche „die Handlungen des Gemeinderaths" prüfen und dem Convente darüber berichten sollte (18. Mai), war es zu spät. Den Beschluß, der den städtischen Machthabern eine bis in die Septembertage zurückgehende Untersuchung androhte, beantwortete die Commune mit dem Aufstand vom 25. Mai. In dem Wahn, dieser Bewegung Schranken setzen und die Sache durch Zurückziehung des Beschlusses vom 18. Mai beilegen zu können, nahm der durch die Untersuchung mitbedrohte Danton an den Vorbereitungen zu der Emeute Theil. Der Verlauf derselben sollte ihn darüber belehren, daß die Tage seines Einflusses gezählt seien, und daß die Geister, welche er heraufbeschwören geholfen, nicht mehr zu bannen seien. Der girondistische Zwölferausschuß ließ vier der angesehensten Mitglieder der Commune verhaften, und als die empörten Sectionen die Freilassung derselben zu erzwingen versuchten, antwortete der Girondist Isnard mit der Drohung, daß eine Antastung der Volksvertretung die beleidigte französische Nation dazu bringen könne, das meuterische Paris vom Angesicht der Erde zu vertilgen. Damit war der Commune ein Fehdehandschuh hingeworfen, dessen Aufnahme zur Vernichtung einer der streitenden Parteien, wenn nicht beider führen mußte. Danton's Versuche, einen Vergleich auf Grundlage der Wiederaufhebung der Zwölfercommission zu Stande zu bringen, fielen ohnmächtig zu Boden. Die Commission wurde aufgehoben, die Sieger aber verlangten die Auslieferung der Männer, welche Paris bedroht hatten, und bezeichneten jede Vermittelung als Verrath an der Sache der Revolution. Als der Wohlfahrtsausschuß am Abend des 31. Mai zur Berathung der Lage zusammentrat, sprach der Justizminister Garat die Meinung aus, es sei nur noch ein Mittel zur Rettung der Girondistenhäupter übrig geblieben. Die zweiundzwanzig zumeist angefochtenen Deputirten sollten ihre Mandate niederlegen und ebenso viele Abgeordnete des Berges als Geiseln nach Bordeaux gehen, um die Sicherheit ihrer Collegen zu verbürgen. Mit von Thränen erstickter Stimme erbot Danton sich, diesen Vorschlag vor den Convent zu bringen und als erste Geisel in die Hauptstadt der Gironde abzureisen. Die am folgenden Tage einlaufenden Nachrichten von royalistischen Erhebungen in Lyon und der Vendée führten indessen eine Erregung herbei, welche jede Initiative des Wohlfahrtsausschusses unmöglich machte, und am 2. Juni eben fand die schmachvolle Einschließung der Volksvertretung durch die Scharen Henriot's statt, welche den Deputirten den Abzug verwehrten und die Verhaftung der Zweiundzwanzig erzwangen. So tief war Danton's Ansehen gesunken, daß sein Antrag auf Verhaftung des meuterischen Bürgergenerals in dem allgemeinen Getümmel spurlos verhallte und daß Marat der entwürdigten Versammlung seinen Willen dictatorisch aufzwingen konnte.

(Schlußartikel im nächsten Heft.)

Shakespeare's Königsdramen von Richard II. bis zu Richard III.

Ein Vortrag

von

W. Henke, Professor in Tübingen.

Es war im Jahre 1864, also jetzt bereits wieder vor einem Vierteljahrhundert, als in der ganzen gebildeten Welt die dreihundertjährige Jubelfeier der Geburt Shakespeare's der begeisterten Anerkennung seiner Werke einen verstärkten Aufschwung und hie und da auch überschwänglichen Ausdruck gab. Es hat aber jeder Zeit auch Leute gegeben, die den Beruf in sich tragen, sich dem Ueberschwang einer solchen Zeitstimmung entgegenzustellen, und so erschien damals im Stuttgarter Morgenblatt eine Reihe von Aufsätzen unter dem Titel „Shakespeare-Studien eines Realisten", die ein gewisses Aufsehen erregten und bald darauf auch in Form eines Buches unter dem vollen Namen des Verfassers, Gustav Rümelin, herauskamen. So trat unser allverehrter, jüngst verstorbener Kanzler plötzlich als origineller Schriftsteller in den weiteren Literaturkreis zu der Zeit, als eine bewegte politische Laufbahn schon hinter ihm, dagegen der ehrenvolle Beruf, den er als Mann der Wissenschaft hier bei uns erfüllt hat, noch vor ihm lag. Die Tendenz der Shakespeare-Studien ging dahin, einer übertriebenen Verehrung Shakespeare's, namentlich wenn sie auf Kosten unserer eigenen großen Dichter geltend gemacht wurde, Dämpfer aufzusetzen, nicht ihn überhaupt herabzusetzen. Seine Größe wird auch von Rümelin anerkannt, aber er sagt wenig zur Beleuchtung und Begründung derselben. Der Hauptinhalt des Buches besteht durchaus darin, Fehler und Schwächen an der Bildung und den Werken des großen Briten im Gegensatze besonders zu Goethe aufzudecken und nachzuweisen.

Um dieselbe Zeit erschien in demselben Morgenblatt noch eine Reihe von Artikeln über Shakespeare, auch von einem ungenannten, aber auch bis heute auf diesem Gebiete noch unbekannten Verfasser, der ebenfalls seitdem hier an unserer Universität als Lehrer eines ganz anderen Faches ansässig geworden ist. Dingelstedt veranstaltete damals in Weimar als Festfeier zum Shakespeare-Jubiläum eine zusammenhängende Aufführung der Dramenreihe aus der Geschichte

der streitenden englischen Königsgeschlechter Lancaster und York nach einer eigenen Bearbeitung. Der damalige Redacteur des Morgenblattes, H. Hauff, übertrug mir die Erstattung eines ausführlichen Referates über diese Vorstellung, und so erlebte ich zu dem Zwecke die ganze schöne Festwoche im Theater Goethe's und Schiller's mit. Ich will mir erlauben, heute von diesem Jugendeindrucke noch so viel wieder zu berichten, wie auch heute noch für Andere ein Interesse haben kann, d. h. natürlich nicht das Lob der Schauspieler in Weimar erneuern, die bei dieser Gelegenheit im Ganzen und Einzelnen Großes zu leisten hatten und geleistet haben, auch nicht Dingelstedt's Bearbeitung von Neuem mit Lob oder Kritik beleuchten, sondern nur den Eindruck und die Ansicht von dem großen Jugendwerke Shakespeare's selbst wiederzugeben und zu begründen versuchen, die sich mir aus der Wirkung desselben auf der Bühne ergeben haben.

Darf ich zuvor versuchen, mit einem Worte das Verhältniß meines Standpunktes zu dem des verehrten Verfassers der Shakespeare-Studien zu kennzeichnen, so kann ich zunächst bezeugen, daß mich dieselben besonders zur Zeit ihres ersten Erscheinens in vielen Punkten sehr angesprochen haben, weil ich auch nicht unempfänglich dafür bin, wenn einem blinden und oft gedankenlosen Enthusiasmus einmal der heilsame Zügel der Kritik angelegt wird; aber daneben und mit der Zeit immer mehr hat doch bei mir die volle Freude an der Großartigkeit und Wahrheit der Werke Shakespeare's jede kritische Anwandlung in den Hintergrund gedrängt, zumal so oft ich das Glück hatte, sie auf der Bühne zu genießen, und ich möchte daher auch das endliche Ergebniß, zu dem ich in meiner Schätzung derselben im Gegensatze zu der des „Realisten" gelangt bin, nicht etwa nur darauf zurückführen, daß der Eine von uns vielleicht etwas mehr geneigt war, der herrschenden Meinung der Menschen mit Skepsis, ja zuweilen mit Steigerung des Widerspruches bis zur Paradoxie entgegenzutreten, der Andere mehr zur vollen und freudigen Hingabe an die Eindrücke des Lebens und der Kunst, sondern für den vorliegenden Fall vielmehr auch darauf, daß die Studien Rümelin's doch wohl überwiegend nur aus dem Texte der Werke, meine Betrachtung derselben dagegen aus den vollen, frischen Eindrücken entstanden sind, die ich von Zeit zu Zeit so glücklich war, im Theater aufzunehmen. Denn der wahre Dramatiker kommt doch nicht beim Lesen, sondern erst in der Aufführung zur vollen Geltung.

I.

Ich komme zur Sache, also der Reihe der Dramen Shakespeare's aus der Geschichte der englischen Könige von Richard II. bis zu Richard III. Denn König Johann und Heinrich VIII. gehören nicht in diesen Zusammenhang. Rümelin sagt von den Historien, wie man diese Werke auch nennt: „Es ist ein Cyclus vaterländischer Charakterbilder in scenischer Form." Das ist unzweifelhaft richtig; es fragt sich nur, ob sie noch etwas mehr sind. Denn wenn sie etwa nur dies wären, hätten sie wohl auch nur für die Engländer ein stoffliches Interesse gehabt. Rümelin macht auch diese Bemerkung zunächst in der Absicht, um es entschuldigend zu erklären, daß die Form dieser Stücke in so Vielem den dramatischen Forderungen nicht entspreche. Er erörtert ferner an einer andern Stelle ausführlich, daß überhaupt der historische Inhalt in dramatischen Werken als

solcher doch nur eine untergeordnete Rolle spielt, weil wir aus den Werken der Dichter keine Geschichte lernen wollen, auch von den Dichtern nicht verlangen, daß sie es mit der historischen Wahrheit in ihren Werken genau nehmen, und das rein Menschliche die Hauptsache ist. Das ist Alles auch vollkommen richtig; aber wenn es das ist, dann muß ich sagen, finde ich keinen Grund, weshalb er selbst bei der näheren Besprechung der Königsdramen Shakespeare's so viel Werth darauf legt, daß dieselben als eine Art von „zusammenhängender Bildergalerie aus dem Leben der Könige und großen Barone von England" eben auch nur für die jungen englischen Aristokraten, für die sie in erster Linie bestimmt waren, gepaßt hätten, und daß dagegen so vieles Wichtige, was daneben zur Geschichte der Zeit gehört hätte, wie die Entwickelung der modernen bürgerlichen Freiheit durch die magna Charta und durch das Aufblühen von Gewerbe und Handel, oder die moderne Kriegführung durch Massen von Fußvolk an der Stelle von ritterlichen Helden u. s. w., gar nicht vorkommt. Ich bin kein Historiker und kann nicht beurtheilen, ob diese Dinge überhaupt in die Darstellung dieser Geschichte hineinpassen würden. Dahlmann sagt von der Zeit der Rosenkriege, am höchsten schlage er die Unterbrechung der stetig zur Freiheit fortschreitenden Entwicklung an. Aber dem sei, wie ihm sei, dramatisch wirksam war ohne Zweifel ein solcher Bürgerkrieg, der, auch nach Dahlmann's Ausdruck, „ein Menschenalter hindurch England verheerte, das königliche Haus verödete und mehr als die Hälfte des Adels fällte," gerade nur in Gestalt gewaltiger rein persönlicher Kämpfe der Großen mit rein menschlichen Thaten und Schicksalen, Leidenschaften und Charakteren. Die Hauptfrage ist und bleibt demnach, was diese Dramen einfach als solche, als Werke der Kunst auf der Bühne sind und leisten, und das Urtheil hierüber hängt in erster Linie von dem subjectiven Urtheile des guten Geschmackes ab, ist aber zu begründen aus den allgemeinen Stilgesetzen der dramatischen Kunst. Ich gestatte mir daher zuvörderst, über diese mein Programm oder Glaubensbekenntniß vorauszuschicken. Dies kann ziemlich kurz und bündig geschehen, denn ich habe keine neuen und überraschenden eigenen Ansichten vorzubringen, sondern stelle mich ebenso unentwegt auf den Boden der Gesetze, welche Lessing in seiner Dramaturgie aufgestellt hat, wie dieser selbst seiner Zeit versicherte, er fühle sich deshalb so sicher in seinen Ansichten, weil sie ganz die alten bewährten seien, wie sie Aristoteles begründet hat[1]).

Diese gute alte Poetik kennt zwei classische Arten der Schauspielkunst mit zweierlei Wirkung auf den Zuschauer, welche durch dieselbe bezweckt und erreicht wird, Tragödie und Komödie. In der Tragödie werden große erschütternde Begebenheiten als Schicksale, welche die Menschen betreffen, dargestellt, und dadurch werden wir zum Mitleid mit den Menschen aufgeregt, verbunden mit der geheimen Angst, daß uns etwas Aehnliches im Leben auch einmal zustoßen könnte. Das Schicksal muß freilich kein roher, unmotivirter Zufall sein. Es muß seine Begründung in den Umständen und Personen, die davon betroffen werden, haben.

[1]) Auf demselben Boden stehe ich auch mit meinem Vortrage über „Anatomie der Tragödie, mit Anwendung auf Schiller's Wallenstein", der gleichfalls zuerst 1864 im Stuttgarter Morgenblatte und jetzt von Neuem in der Sammlung meiner „Vorträge über Plastik, Mimik und Drama" (Rostock, W. Werther) erschienen ist.

Sonst würden wir statt des reinen Mitgefühles mit ihnen den ärgerlichen Eindruck haben, als wenn es kein Recht und keine Gerechtigkeit in der Welt gäbe. Andererseits muß aber auch die Schuld an dem, was geschieht, nicht zu sehr in einer besonderen unglücklichen Charakteranlage der Menschen, die es betrifft, wie eine unvermeidliche Nothwendigkeit begründet sein. Sonst kann es uns zu wenig rühren, weil wir denken: „wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen" und weil es uns dann nicht einfällt, daß uns so etwas auch hätte zustoßen können. Also müssen die Charaktere in der Tragödie nicht zu eigenthümlich sein, sondern so viel mehr nur allgemein menschliche Anlagen haben, daß sich Jeder nicht allzu schwer in sie hineindenken kann.

In der Komödie dagegen wiegt entschieden die eigenartige Charakterisirung der Personen vor und erregt uns zu dem Interesse, welches wir daran nehmen, die Verschiedenheit der Menschen und die Beständigkeit der Einzelnen in ihrer Eigenthümlichkeit zu beobachten. Daneben darf dann die Handlung oder Begebenheit keine zu bedeutende oder aufregende Rolle spielen, muß mehr nur die Gelegenheit bieten, wobei sich die Charaktere in ihrer Eigenthümlichkeit offenbaren. Sonst würden sie unsere Theilnahme zu sehr in Anspruch nehmen, uns am Ende doch vergessen lassen, was uns an den Personen auffällt, da wir aus Antheilnahme doch wieder mehr nur die Menschen in ihnen sehen würden. Die Sonderlinge fallen wohl hie und da einmal tüchtig hinein, und das gönnt man ihnen auch einigermaßen; aber sie kommen doch am Ende mit einem blauen Auge davon, wie der Geizige bei Molière oder selbst Shylock bei Shakespeare, und die gesunden Naturen, die sie umgeben, kommen immer gut weg und freuen sich ihres Lebens.

In der Tragödie liegt also der Schwerpunkt der Wirkung in der Handlung, in der Komödie im Charakter; in der Tragödie ergreift es uns, zu sehen, was durch das Schicksal aus dem Menschen werden kann, in der Komödie ergötzt es uns, wie sich sein Charakter doch am Ende immer gleich bleibt. Oder, wie Lessing es ausgedrückt hat: „ähnliche Situationen geben also ähnliche Tragödien, aber nicht ähnliche Komödien; hingegen geben ähnliche Charaktere ähnliche Komödien, anstatt daß sie in den Tragödien fast gar nicht in Erwägung kommen." Diese Definitionen stimmen nun freilich nicht ganz mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauche überein, wenn wir statt Tragödie das deutsche Wort Trauerspiel und statt Komödie Lustspiel setzen. Denn bei diesen Worten denkt man meist nur an den Ausgang der Begebenheit. Im Trauerspiel ermorden sie sich am Ende, im Lustspiel kriegen sie sich. Aber dies stimmt in der Regel doch ganz gut mit dem Obigen zusammen. Denn wenn ein Mensch von erschütternden Ereignissen stark betroffen und mitgenommen ist, so bleibt am Ende kaum ein fertigerer Abschluß der Geschichte übrig, als daß er auch mit dem Leben abschließt. In der Wirklichkeit hält freilich Mancher Manches aus und lebt doch wieder weiter; aber wenn wir von einem Unglück recht erfüllt sind, können wir uns dies nicht recht denken. Dagegen wenn die Menschen mit all' ihren Eigenthümlichkeiten und nach allen Verwicklungen doch am Platze bleiben, so ist es immer die gangbarste Besiegelung einer solchen unverwüstlichen Fortsetzung ihres bisherigen Lebenslaufes, daß sich zwei zusammen thun, und so schließen eben deshalb gewöhnlich

Tragödien und Komödien ganz ihrer Bestimmung gemäß mit diesen beiden Arten von Ausgang ab.

So weit würde also immer noch Alles stimmen und die Unterscheidung durchzuführen sein; aber sie ist es nun bekanntlich doch in vielen Fällen nicht, weil Vieles nicht nur, wie Hamlet sagt, zwischen Himmel und Erde ist, sondern auch auf den Brettern, was in dieser Schulweisheit nicht vorgesehen war, schon von Alters her, weit mehr aber noch auf der modernen Bühne, ganz besonders bei Shakespeare, und das geht auch ganz aus der Natur der Sache hervor. Wenn wir uns auch die Menschen selbst, an deren Schicksal wir in der Tragödie Theil nehmen, möglichst so vorstellen, daß wir uns selbst in sie hinein denken können, so bringt es doch aber ihr Schicksal mit sich, daß sie auch mit andern, bei denen dies weniger der Fall ist, in Berührung kommen, in Liebe und Haß, Feindschaft und Freundschaft, oder auch Liebschaft, und diese anderen Personen können und müssen daher schon stärker charakterisirt, also mehr ähnlich wie in der Komödie dargestellt werden. Umgekehrt sollen uns auch in der Komödie nicht nur Sonderlinge vorgeführt werden, sondern sie müssen, schon um sich als solche abzuheben, auch von einfach gesunden Naturen umgeben sein, mit denen wir uns doch mehr Eins fühlen. Denn selbst halten wir uns nicht für Sonderlinge, sondern für gesunde Normalnaturen. Und die Schicksale der Menschen, an denen wir mitfühlend Theil nehmen, brauchen nicht nur schwere Verhängnisse zu sein, sondern können auch einen erfreulichen Ausgang nehmen, und uns also miterfreuen, wenn auch dann die vorhergegangenen Aufregungen in der Regel weniger erschütternd gewesen sind. Und umgekehrt können eigenartige Charaktere sich in einer Begebenheit offenbaren, die für sie selbst zuletzt zu einem schlimmen Ende führt und führen muß, wenn auch dann immer zuletzt der Eindruck des Besonderen in ihrem Charakter gegen den Antheil, den ihr Ende doch erregt, in den Hintergrund gedrängt werden wird. So entstehen, kann man sagen, Tragödien mit glücklichem, oder Komödien mit unglücklichem Ausgange, die man dann füglich nicht mehr als Trauer- oder Lustspiele bezeichnen kann, und wenn sich nun so beide Eindrücke der einen und andern Art in denselben Stücken mehr oder weniger nebeneinander geltend machen, so weiß man am Ende nicht mehr, ob man noch auf die tragische oder komische Seite des Eindruckes das Hauptgewicht legen soll. Man nennt dergleichen dann eben Schauspiele, Dramen, ernste Lustspiele, Charaktertragödien und dergleichen mehr nach Belieben.

Warum sollte auch nicht in demselben Stücke der doppelte Zweck, der Theilnahme an dem Schicksale der Menschen und die staunende Betrachtung ihrer verschiedenen Charakteranlagen zugleich erreicht werden können? Lessing, vom Standpunkte seines classischen Geschmackes, verhält sich entschieden ablehnend dazu und wendet namentlich die schärfsten Waffen seiner durchdringenden Kritik dagegen, wenn man solche Mischformen von Tragödie und Komödie, oder die „komische Tragödie gothischer Erfindung", wie er sie spöttisch nennt, einfach daraus rechtfertigen will, daß auch in der Wirklichkeit Schicksale und Charaktere, traurige und komische Begebenheiten stets durcheinander Eindruck auf uns machen. Denn er sagt, die Kunst soll eben die Natur oder das Leben nicht nur überhaupt in ihrer Erscheinung nachahmen, sondern in der Art, daß bestimmte Eindrücke derselben

auf unsere Empfindungen rein herauskommen, die in der Wirklichkeit durch ihre regellose Abwechselung einander gegenseitig aufheben. Er verwirft deshalb im Allgemeinen die Verbindung oder Mischung mehrerer derselben in der Kunst nebeneinander als den Zwecken der Kunst widersprechend und läßt sie nur insoweit zu, als sie sich einander nicht stören und aufheben, sondern vielmehr zuweilen auch unterstützen, indem das Eine durch das Andere gehoben wird, oder beide im Verlaufe einer Handlung aus einander hervorgehen. Damit läßt sich schließlich doch Vieles rechtfertigen, und es ist nur die Grenze schwer zu ziehen, und daraus erklärt sich dann, daß sich Lessing keineswegs so ganz auf den modernen Standpunkt unbedingter Bewunderung Shakespeare's stellt, wie zuweilen behauptet wird, ihm aber doch nachrühmt, daß er sich oft über Regeln hinwegsetzt und doch den Zweck derselben erreicht. Ich habe dies durch eine kritische Zusammenstellung aller auf Shakespeare bezüglichen Stellen in der Hamburgischen Dramaturgie, die auch im Morgenblatt 1865 erschienen ist, nachzuweisen versucht.

Die Spanier, an welche auch Lessing seine Betrachtungen anknüpft und welche heutzutage wieder in die Mode kommen, haben diese Mischung von tragischen und komischen Motiven und Dramen zuerst gemacht, wie z. B. in dem „Richter von Zalamea", der jetzt an mancher Bühne gespielt wird und zur Hälfte eine reine Komödie ist, zur andern in eine entschieden tragische Verwickelung ausläuft. Aber vor Allem ist es doch bekanntlich Shakespeare, der auch in der Tragödie mit der Charakteristik viel weiter geht, als vor ihm Brauch war, und die ernsten, wichtigen, spannenden Begebenheiten in Tragödie und Komödie viel stärker miteinander mischt. Dennoch ist, das kann man behaupten, in seinen reinsten und schönsten Werken Alles so geordnet, daß stets die eine Art des Eindrucks vorwiegt und zu einer einheitlichen Totalwirkung führt, also doch classische Tragödien oder Komödien herauskommen, und die Bedingung erfüllt ist, an welche Lessing die ästhetische Berechtigung gemischter Effecte geknüpft hat. Freilich im Hamlet und wohl auch König Lear ist die eigenartige, ja man kann sagen pathologische Charakteristik der Hauptperson so gesteigert und darauf ein unglückliches Schicksal gegründet, daß wir weder zu einem reinen Mitgefühl noch zu einem objectiven Interesse am Charakter gelangen. Man kann solche Stücke in der That, wenn man an dem alten Schulbegriffe festhalten will, nur Komödien mit tragischem Ausgang nennen, und sie werden immer Ausnahmen von allen Regeln rein künstlerischer Wirkung auf den Zuschauer bleiben. Aber die meisten Hauptpersonen der Tragödien auch von Shakespeare sind von Natur nicht unglücklich angelegte, sondern nur hoch und fein gestimmte Naturen, die erst durch unglückliche Verwickelungen aus der Bahn des zufriedenen Lebens gerissen werden. Der edle Mohr Othello z. B. ist keineswegs von Natur ein Ausbund von Anlage zur Eifersucht, im Gegentheil eine offene, vertrauende Natur, und nur durch schwierige Verhältnisse und die schändlichsten Ränke eines durchtriebenen Hallunken wird er verhängnißvoll getäuscht und in eine thörichte Leidenschaft verrannt. Sowie das Unglück geschehen ist, fallen ihm wieder die Schuppen von den Augen, und das Unabänderliche treibt ihn nun zur Verzweiflung. In den Komödien dagegen bleibt meist die Handlung so leicht und spielend geschürzt, daß sie nur den Faden der Erlebnisse abgibt, an dem die heitere Charakteristik der Personen aufgereiht und angeknüpft ist.

Also dreht sich auch bei Shakespeare die Composition und das Verständniß nach alter Regel bei den Tragödien um die Fabel, wie Aristoteles es genannt, oder die Verknüpfung der Begebenheit, in der Komödie um die Charakteristik der Personen. Wenn daher Gervinus in seinem großen Buche über Shakespeare Alles dadurch zu erklären bestrebt ist, daß er die Charaktere der Stücke schildert, so erreicht er den Zweck, das Verständniß desselben zu fördern, meist sehr gut bei den Komödien, aber nicht bei den Tragödien.

Machen wir nun die Anwendung von diesen allgemeinen Betrachtungen auf die Dramen von den Königen, in denen ja ohne Zweifel, wenn man sie als Ganzes nimmt, die größte Mischung und Abwechselung von tragischen und komischen Elementen vorliegt, so ist zunächst wohl klar, daß der Dichter dies große Werk seiner Jugend nicht von vornherein nach festen Plänen und Absichten auf einheitliche tragische oder komische Wirkung angelegt, sondern ganz einfach den historischen Stoff, die Geschichte seines Landes kaum mehr als hundert Jahre vor seiner Zeit, auf die Bühne gebracht hat. In dem Stoff oder den historisch-politischen Betrachtungen, die sich etwa aus demselben ergeben, liegt aber trotzdem ohne Zweifel nicht die wahre und bleibende Bedeutung und der Werth des Werkes. Vielmehr darin, daß sich nun unter der Hand seiner eminenten dramatischen Begabung die bloße in Scene gesetzte Historie doch mehr und mehr zu großen und einheitlichen Darstellungen spannender Verwickelungen und origineller Charakterbilder gestaltete, und daß unwillkürlich schon einige rein classische Tragödien und Komödien daraus geworden sind, oder wenigstens Stücke, die zwar nicht ganz der einen oder anderen Art von Kunstwirkung entsprechen, aber doch auch eine Art von regelmäßigem Bau und einheitlicher Wirkung haben.

Wenn wir uns dies nun schnell an den acht Stücken der ganzen Reihe nacheinander klar machen wollen, so wird es zweckmäßig sein, dieselbe nicht in der historischen Folge vorzunehmen, wie sie im Buche stehen und erst recht des historischen Zusammenhanges wegen auf der Bühne aufgeführt werden müssen, um ein Ganzes darzustellen, sondern nach der Zeitfolge, in der sie von Shakespeare geschrieben sind. Das ganze Werk zerfällt in zwei Hälften, von je vier Stücken, von denen die eine das Aufkommen der einen, die andere das der anderen von beiden streitenden und nacheinander regierenden Linien des Königshauses, Lancaster und York, darstellt. Die Geschichte der York's aber, wenn sie die Lancaster's stürzen, und dann selbst wieder gestürzt werden, die York'sche Tetralogie, wie Gervinus sie nennt, ist zuerst entstanden, die Lancaster'sche, das Emporkommen und die glänzende Geschichte der zuerst regierenden Linie, erst später hinzugefügt.

II.

Den größten Theil der zuerst geschriebenen Hälfte, welcher die späteren Begebenheiten behandelt, bildet die Geschichte des unglücklichen Königs Heinrich's VI. aus dem Hause Lancaster, der durch das Haus York gestürzt wird, in drei Theilen oder selbständigen Stücken. Diese gehören zu den ersten Versuchen des Dichters, oder vielmehr sie sind wahrscheinlich gar nicht ganz von ihm verfaßt, sondern nur über- oder umgearbeitet. Besonders der erste Theil ist ein wenig bedeutendes Stück und wurde deshalb auch selbst bei der zusammenhängenden Auf-

führung des ganzen Werkes in Weimar ausgelassen. Er behandelt in ziemlich undramatischer Entwickelung die Geschichte des unglücklichen Krieges, in welchem die Engländer das zuvor von ihnen eroberte Frankreich wieder verlieren, aus welcher Schiller mit nicht allzu viel mehr Glück seine Jungfrau von Orleans gemacht hat, indem er sich umgekehrt auf die Seite der Franzosen stellte, die ihr Land wieder befreien. Das Stück ist trotzdem nicht ohne einzelne Schönheiten, wie denn Schiller den Tod des großen Talbot, des englischen Feldherrn, offenbar angeregt durch dies Stück, zu einer Hauptscene seines Stückes gemacht hat. Gervinus führt überzeugend aus, daß Shakespeare wahrscheinlich vieles einzelne Schöne und Interessante in diesem ersten Theil von Heinrich VI. nur in ein altes Stück von einem anderen Verfasser hineingeflickt hat, um hernach die übrigen, die er hinzufügt, besser daran anknüpfen zu können, namentlich Alles, was sich hier schon auf die hernachfolgende Geschichte des Sturzes Heinrich's VI. bezieht.

Gervinus erklärt aber auch die beiden folgenden Stücke nur für eine dramatisirte Chronik in zehn Acten. Darin kann ich ihm nicht beistimmen. Denn nach meiner Ansicht und Erinnerung von der Aufführung ist das erste dieser beiden Stücke, also der zweite Theil von Heinrich VI., ein Drama von großer einheitlicher Composition und Wirkung, das letzte freilich wieder nicht. Diese Composition und Wirkung beruht durchaus auf dem Gegensatze von zwei Charakteren, um die sich eine Menge Nebenpersonen ergänzend gruppiren, und ebenso auf einer sehr geschlossenen Geschichte, also auf beidem, wovon sonst die Wirkung in Komödien und Tragödien bedingt ist. Die Charaktere sind der schwache letzte König aus dem Hause Lancaster, Heinrich VI., und der energische Vertreter des Hauses York, der ihn in diesem Stücke vom Throne stößt, und das ist die Geschichte.

Heinrich VI., der Sohn des frühverstorbenen kriegerischen Heinrich's V., welcher Frankreich erobert hatte, war, neun Monate alt, in Paris zum König von England und Frankreich gekrönt. „Dieser König der Wiege," sagt Dahlmann, „entwuchs seiner Wiege nie." Ein Schwächling an Körper und Geist, mußte er ein Werkzeug in den Händen seiner Vormünder, seiner Frau, seiner Hofleute und Günstlinge werden. Shakespeare hat es verstanden, ihm bei dieser dürftigen Natur doch auch Anlagen zu geben, die sich damit wohl vertragen und doch geeignet sind, Achtung und Theilnahme zu erwecken, frommen Sinn, feines Gefühl und zuweilen selbst die Erhebung zu sittlichem Ernst, sittlicher Entrüstung und am Ende auch gerechter Entschließung, aber ohne consequente Durchführung und vor Allem immer „zu spät". York dagegen, der Prinz der jüngeren Linie, die aber wegen ihrer Abstammung von einer Tochter einer älteren ein Erbfolgerecht vor dem der regierenden in Anspruch nimmt, der Sohn eines unter dem vorigen Könige hingerichteten Vaters, erst kürzlich von Heinrich zu Gnaden wieder angenommen und in Ehren und Würden wieder eingesetzt, steht ihm trotzdem mit Ueberlegung, Energie und Schlauheit als künftiger Prätendent um die Krone gegenüber. Tapfer im Krieg, heuchlerisch am Hofe, ohne alle zarten Scrupel und Zweifel, kalt berechnend, wartet er seine Zeit ab und muß zuletzt im Trüben fischend obenauf bleiben. Aber auch ihm gibt Shakespeare, so

unedel im Grunde seine Triebe und Gesinnungen sind, Motive und Verdienste, die uns imponiren, patriotische Entrüstung über die Verluste Englands in Frankreich, Verachtung der Günstlingswirthschaft unter dem schwachen König und den Drang, mit diesem Unfug aufzuräumen.

Und, wie nun sonst in Stücken, die sich um Charaktere drehen, also in Komödien, so gruppiren sich auch hier um die beiden Hauptpersonen eine Menge von anderen ebenfalls eigenartig charakterisirten Personen, welche mit ihm in ihrer Art contrastiren, die junge Königin, die ihren Mann von vornherein übersieht, und ihr Günstling Suffolk, der biedere alte Lord Protector Gloster, Oheim des Königs, der mit seiner strengen Rechtlichkeit und durch den Ehrgeiz und die Ränke seiner Frau in eine schiefe Stellung kommt, der hochmüthige und durchtriebene Cardinal, Großoheim des Königs, dazu eine Reihe von intriguanten Höflingen und gewaltigen Rittern, obenan der mächtige stolze Warwick, der in der Folge die Könige abwechselnd einsetzt und wieder stürzt u. s. w. Durch eine solche Zusammensetzung des Hofstaates aus allerlei ehrgeizigen Großen um den schwachen König, die jeder auf seine Art nach Macht und Einfluß streben, ist schon von selbst der Grund zu beständigen Intriguen und Kämpfen gelegt, in dem Alle gegen Alle sich verschwören und am Ende der oben bleiben muß, der es am besten versteht, seine Zeit abzuwarten und die Anderen für sich arbeiten zu lassen. Das ist York. Der König muß am Ende unterliegen, und York muß triumphiren. Und wenn nun so der Ausgang der Geschichte in der Verschiedenheit der Charaktere begründet ist, wie es im wirklichen Leben oft vorkommt, so bedarf es gar keiner sehr verschlungenen Handlung, um zu diesem Ausgange zu führen. Es liegt in der Logik der Dinge, daß sich dies Resultat derselben in einer Reihe von Anlässen oder Gelegenheitsverwicklungen Schritt für Schritt schon im ersten Acte von selbst herausstellt.

Im zweiten Acte beginnt eine frische Gruppirung der Parteien und eine Umgestaltung der Intriguen mit dem Eintritt der neuen jungen Königin, eingeführt durch ihren Günstling Suffolk, der sie aus Frankreich geholt hat. Niemand ist damit zufrieden, und dennoch sind gleich Alle bereit, sich mit diesem verbundenen Paare gegen den Mann, der bisher die Macht als Vertreter des jungen Königs in Händen hatte, den braven Protector Gloster, auch zu verbünden. Sie fassen ihn an seiner schwachen Seite. Das ist seine Frau, die sich bei faulen Zauberkünsten im Bunde mit einer Schwindlerbande erwischen läßt. Im zweiten Acte wird sie verurtheilt. Ihr Mann läßt sie fallen, wird aber doch mit bloßgestellt, und nun zieht sich das Netz der Verschwörer eng um ihn zusammen. York sieht das Alles gern und hetzt auch etwas mit dazu, hält sich aber doch vorsichtig fern und bearbeitet nun in der Stille die tapfersten und mächtigsten Lords, die mit ihm über die Verluste in Frankreich grollen, für seinen Erbanspruch an die Krone. Im dritten Acte kommt die Intrigue zum Ausbruche, die den Protector stürzen soll. Er wird von Suffolk und dem Cardinal im Bunde auf allerlei Unrecht, das er in der Verwaltung begangen haben soll, peinlich verklagt, und der schwache König läßt ihn in die Hände seiner Feinde fallen. Er fühlt nicht nur, daß der Oheim unschuldig ist, auch daß er selbst mit ihm seine letzte Stütze verliert, und läßt ihn doch gefangen abführen, damit

er sich desto sicherer von dem Verdachte, der auf ihm lastet, reinigen soll. Sich selbst vergleicht er sinnig mit der Kuh, die zusieht, wie ihr Kalb zur Schlachtbank geführt wird. Er sieht also gut ein, was bevorsteht, und hat doch nicht den Muth, es zu verbieten. Die Andern machen kurzen Proceß und lassen den Herzog ermorden. Nun ist die Zeit für York und seine Freunde gekommen. Während er sich aus der Affaire gezogen hat, um in Irland Krieg zu führen, tritt sein Freund Warwick auf und entlarvt die Meuchelmörder. Jetzt endlich kommt beim König der gerechte Zorn zum Ausbruch. Er verbannt den Günstling seiner Frau, der dann auf der Reise von Seeräubern erschlagen wird. Der Cardinal stirbt in plötzlicher Reue und gräßlicher Verzweiflung. Aber Alles zu spät für Heinrich. Denn damit fällt er nur in die Hände der Großen, die mit York bereits gegen ihn einig sind.

Im vierten Act wird die Verwirrung des Landes, die Verlegenheit des Königs gesteigert durch den wüsten Volksaufstand eines von York aufgestellten Schwindlers, der sich für York's schon todten Oheim Mortimer ausgibt, welcher auch schon Anspruch an die Krone gehabt hätte. Die Sache ist sehr lächerlich dargestellt und wird schnell in Ordnung gebracht, sowie ein Paar handfeste Leute sie ernstlich anfassen; aber sie genügt doch für York als Vorwand, um mit Heeresmacht aus Irland zurückzukehren und sich zum Herrn der Lage zu machen. Zwar verlangt er im fünften Acte anfangs nur die Beseitigung eines neuen Günstlings der Königin, der im Augenblick den meisten Einfluß hat, und will sich sogar scheinbar dem König nach wie vor unterwerfen, als ihm versichert wird, daß dieser Somerset bereits gefangen abgeführt sein soll. Aber jetzt bricht wieder die Königin eigenmächtig den Vertrag und kehrt mit Somerset zurück; der König kann oder will es nicht hindern, und nun tritt York offen auf, ihn abzusetzen, die Krone für sich zu verlangen, und besiegt ihn.

Man kann sich leicht vorstellen, daß diese klar verständliche zusammenhängende Reihe gewaltiger Handlungen, auf der Bühne als eine Folge großartiger Bilder sich entwickelnd, getragen von tüchtigen Schauspielern, einen einfach großen, packenden Eindruck machen muß, wie dies damals in Weimar in der That geschah, und da auch heute wieder ein neuer Anlauf zur würdigen Darstellung Shakespeare's auf unsern Theatern, z. B. besonders auf der im alten Stile „neu eingerichteten Bühne" in München genommen ist, so würde sich eine Wiederaufnahme gerade dieses historischen Stückes sehr empfehlen. Es bleibt die Frage, ob diese effectvollen Scenen und Bilder auch in rein ästhetischem Sinne zu einer Einheit der Wirkung richtig zusammenwirken. Halten wir an der alten Grundidee fest, daß die dramatische Wirkung entweder eine tragische oder komische sei, d. h. also entweder in dem Mitgefühle bei den Leiden, oder in der Freude an der Beobachtung der Eigenart des Charakters der handelnden Personen bestehen solle, lassen wir aber mit Lessing auch die Mischung dieser beiden Arten von Wirkung unter der Bedingung als zulässig gelten, daß sie sich einander nicht stören, sondern ergänzen, so muß man sagen, daß wir hier ein classisches Beispiel dafür haben, wie Shakespeare es ist, der diese Bedingung vollkommen zu erfüllen verstanden hat. Denn die scharfe Charakteristik und die erschütternde Begebenheit sind hier untrennbar verbunden, da die ganze Handlung

in dem Gegensatze der Charaktere wurzelt. Eben weil Heinrich der ist, der er ist, muß er in so einer Zeit und Umgebung gestürzt werden, und weil York der ist, der er ist, muß er triumphiren. Je mehr wir ihre Eigenthümlichkeiten verstehen, ist uns auch der Ausgang verständlich. Eins bedingt das Andere. Es ist nur die Frage, ob nicht eben das allzu Begreifliche auch unsere Theilnahme bei dem Ausgange wieder abschwächt. Der König dauert uns, wenn er fällt; aber dies Mitleid ist ein ziemlich geringschätziges. Und doch, wenn es nun über ihn hereinbricht, was er wohl, wenn er ein anderer Mann wäre, hätte verhindern können und sollen, was aber nun nicht mehr zu ändern ist, und wenn er sich nun zum Widerstand aufrafft, aber zu spät, sollten wir dann nicht doch mit ihm empfinden? Auf der anderen Seite York, wenn er zur rechten Zeit das Richtige thut, um seinen Zweck zu erreichen, und sein Zweck doch nicht nur persönlicher Ehrgeiz, sondern zum Theil auch patriotischer Eifer über den Niedergang der großen Erfolge Englands in Frankreich ist, so muß uns dies nicht nur imponiren, sondern eine gewisse Befriedigung gewähren, wenn sie auch eine kühle und halbe bleibt gegenüber der sittlichen Rohheit, mit der er ohne moralische Scrupel und Zweifel vorgeht. Am Ende bleibt es Sache des Gefühls oder Geschmacks, wie viel wir von diesen widerstreitenden Eindrücken und Stimmungen abwechselnd mit einander voll in uns aufnehmen und ganz davon ergriffen sein können. Eine so volle, reine Gesammtwirkung wird nicht am Platze bleiben, wie wenn wir von Anfang bis zu Ende ein großes Schicksal mit dem Helden durcherleben, oder uns nur an der Eigenart der Charaktere ergötzen. Aber zu beidem ist hier auf einmal reichliche Gelegenheit.

Der dritte Theil von Heinrich VI. fällt gegen die fest in sich geschlossene Wirkung des zweiten sehr ab. Weder Charaktere noch Handlung verknüpfen sich zu einem kräftigen Zuge des Interesses. Gervinus behauptet zwar, daß beide Stücke durchaus von dem Gegensatze der Charaktere des Königs und York's beherrscht werden. Er vergißt, daß York bereits im ersten Acte des dritten Stückes ermordet wird; König Heinrich zwar erst im letzten Acte, aber er tritt schon von Anfang an so völlig in den Hintergrund, daß Freund und Feind sich kaum noch um ihn kümmern. An seine Stelle tritt seine energische und entsetzlich blutdürstige Frau für ihren Sohn, den Prinzen, an die Stelle York's treten seine Söhne, voran das tapfere Ungeheuer, der nachmalige Richard III. Mit diesen beiden Unmenschen wetteifern die Nebenpersonen in möglichst ebenbürtiger Wuth und Grausamkeit, so daß weder interessante Gegensätze derselben noch eine menschliche Theilnahme für sie aufkommen kann. Und die Handlung des Stückes erregt in ihrem Verlaufe ebenso wenig auch nur eine spannende oder gar befriedigende Gesammtwirkung. Es geschieht freilich ungeheuer viel, es wird gemordet, geheirathet, geschimpft und geflucht bis zur Ermattung. Wenn man das unter tragisch versteht, daß recht viel schreckliche Scenen sich vor den entsetzten Augen abspielen, so wird darin hier mehr geboten, als in irgend einer Tragödie; aber es hat sehr wenig inneren Zusammenhang. Es besteht aus lauter zufälligem Wechsel des Kriegsglückes. Es ist durchaus die in Scene gesetzte Chronik eines der blutigsten und zwecklosesten Bürgerkriege um die Herrschaft. Also das Ergebniß der Betrachtung dieser drei Jugendarbeiten des großen Dramatikers und der Geschichte

Heinrich's VI. ist, daß Shakespeare die Geschichte auf das Theater bringt, wie sie die Chronik gibt, sie im Einzelnen sehr wirksam in aufregende Scenen mit mächtigen Reckengestalten gruppirt, daß aber nur das eine der drei Stücke, der zweite Theil einen einheitlichen und sehr eigenartigen dramatischen, aus tragischer und komischer Wirkung gemischten Gesammteindruck macht.

An diese drei schließt sich nun dem Verlaufe der Geschichte und der Entstehung der Dichtung nach als das vierte und letzte des ganzen fertigen Werkes, oder der zuerst entstandenen zweiten Hälfte, die Tragödie von Richard III., das erste vielbewunderte selbständige Werk des Dichters in dieser Art. Rümelin sagt von demselben, es sei das einzige eigentliche, in sich abgeschlossene Drama der ganzen Reihe, eine wahre und machtvolle Tragödie, wenn er auch nachher im Einzelnen doch Manches daran auszusetzen hat, und diese hohe Meinung von Richard III. ist eine allgemein verbreitete. Ich will als Hauptautorität dafür nur Schiller anführen, der die große Nemesis dieser Tragödie dem Riesengang des Schicksales bei den Alten ganz an die Seite stellt. Wenn ich nun aber gerade hier nicht beistimmen kann, so beruht dies in erster Linie auf dem Eindruck der Vorstellung im Theater, der alles Andere eher war, als der des Mitleids in der Tragödie; zweitens aber, wenn ich doch auch versuchen will, diese rein subjective Wirkung aus der Natur der Dichtung zu begründen, so kann ich mich gegen Schiller's Ansicht nur auf ihn selbst berufen. Er sagt einmal über die Art, wie die Wirkung der Tragödie zu Stande kommt: „die Möglichkeit des Mitleids beruht auf der Wahrnehmung oder Voraussetzung einer Aehnlichkeit zwischen uns und dem leidenden Subject. Ueberall, wo diese Aehnlichkeit sich erkennen läßt, ist das Mitleid nothwendig, wo sie fehlt, unmöglich. Je sichtbarer und größer die Aehnlichkeit, desto größer unser Mitleid; je geringer jene, desto schwächer auch dieses. Es müssen, wenn wir den Affect eines Anderen in ihm nachempfinden sollen, alle inneren Bedingungen zu diesem Affect in uns selbst vorhanden sein, damit die äußere Ursache, die durch ihre Vereinigung mit jenem dem Affect die Entstehung gab, auch auf uns die gleiche Wirkung äußern könne. Wir müssen, ohne uns Zwang anzuthun, die Person mit ihm zu wechseln, unser eigenes Ich seinem Zustande augenblicklich unterzuschieben im Stande sein."

Es liegt auf der Hand, daß diese Voraussetzungen des tragischen Mitleids in Richard III. durchaus nicht zutreffen. Ich will noch nicht einmal in erster Linie das Uebermaß seiner Schandthaten anführen. Nachdem er den Erbfolgestreit der Rosen dadurch zu Ende geführt hat, daß er mit dem Rest des Hauses Lancaster blutig aufräumte, mordet er in seinem Hause und unter seinen Anhängern weiter, um allein als König auf dem Platze zu bleiben und dann, indem er nach einander die Wittwe des letzten Lancaster und die Schwester seines hingemordeten Neffen heirathet oder heirathen will, von Neuem für einen Nachfolger zu sorgen. Er ist daneben ein frommer Heuchler und ehrloser Betrüger bei jeder Gelegenheit. Aber wenn uns dies Alles über das Maß menschenmöglicher Scheußlichkeit hinauszugehen scheint, so waren vielleicht Shakespeare und sein Publicum noch eher in der Lage, sich in diese Methode königlicher Politik hineinzudenken, da die englischen Könige und Königinnen der Reformationszeit, Heinrich VIII. und seine Kinder und Nachfolger, es nicht viel anders machten, ja fast noch durch-

triebener, weil es in der heuchlerischen Form Rechtens geschah. Sie ließen in der eigenen Familie immer nach Bedürfniß hinrichten, wenn der alte Begründer der englischen Reformation eine Frau los sein wollte, um eine andere zu nehmen, oder wenn seine Nichten seinen Töchtern mit dem Anspruche auf die Erbfolge im Wege standen. Aber das, worin Shakespeare's Richard III. alles Dagewesene überbietet, wodurch er aus der menschlichen Natur, in die wir uns hineindenken können, ganz heraustritt, ist seine eigene Erklärung, daß er eben der Mensch ist, der keinem gleicht und deshalb nun gewillt ist, ein unerhörter Bösewicht zu werden. Diese bewußte und vorsätzliche Lossagung von aller gewöhnlichen Menschheit und Menschlichkeit ist jedenfalls eine Leistung menschlicher Willensfreiheit, in die sich ein vernünftiger Mensch niemals wird hineindenken können. Und da Richard jedenfalls die Hauptperson des Stückes ist und bleibt, so kann es höchstens die Wirkung einer extremen Charakteristik, also einer Art von Komödie, aber mit dem Hinderniß der schrecklichen Geschichte darstellen.

Es bleibt auch hier nicht übrig, daß etwa wie im zweiten Theile von Heinrich VI. verschiedene Arten von Eindrücken, tragische und komische, sich mischen und ergänzen, sondern sie schlagen sich ins Gesicht. Auch das Interesse an der starken Charakteristik des Ungeheuers Richard als solches kann nicht aufkommen neben dem Entsetzen über die Folgen seiner Handlungen. Und das Mitleid mit den Opfern seiner Wuth kann ebenso wenig zu einer reinen Wirkung kommen. Die gräßlichen Mordthaten folgen Schlag auf Schlag, ohne daß wir Zeit und Gelegenheit haben, die einzelnen Personen kennen zu lernen und uns für ihre Schicksale zu erwärmen. Schuldige und Unschuldige stürzen über einander, wie bei einem Eisenbahnunglück. Da thut uns freilich auch Jeder leid, der verstümmelt wird, weil er eben ein Mensch ist; aber das ist keine Tragödie mehr. Und wenn uns etwa gar am Ende die göttliche Schadenfreude der Nemesis eine Befriedigung des sittlichen Gefühles gewähren soll, indem der Bösewicht unterliegt, so muß ich sagen, scheint mir diese Satisfaction sehr mäßig. Er fällt in ehrlicher Schlacht, und wenn das dem edelsten Helden zustößt, nennt man es ein schönes Ende. Was er zuvor erst durchzumachen hat, ist, daß ihn natürlich am Ende doch die Angst beschleicht, es könne ihm selbst an den Kragen gehen; ferner, daß ihn vier wüthende Weiber um die Wette verfluchen, was ihn entschieden ganz kalt läßt, und daß ihm in der letzten Nacht ein Dutzend Geister der Ermordeten im Traum erscheinen, was ihn doch auch so wenig rührt, daß er zum Kampf geht mit dem Wort:

„Wohl tausend Herzen schwellen mir im Busen"

und seine Rolle als ruchloser, aber tapferer Kriegsmann und Feind aller seiner Feinde eigentlich bis zu Ende glänzend durchführt.

Ich hätte diese Betrachtungen über die Unmöglichkeit des tragischen Mitleids für so ein Scheusal und seine Opfer und über die nur schwache „poetische Gerechtigkeit" des Ausganges beinahe ebenso aus Lessing's Dramaturgie abschreiben können. Freilich dort beziehen sie sich nicht auf die Tragödie Richard III. von Shakespeare, sondern auf die eines Herrn Weiß über denselben Gegenstand; aber sie passen alle von Wort zu Wort auf jene wie auf diese. Lessing wird sich das wohl auch überlegt haben, aber er hüllt sich in beredtes Schweigen darüber, ob er es

auch so angesehen hat. Er erwähnt auch die Bearbeitung desselben Stoffes durch Shakespeare und stellt sie in unbestimmten Ausdrücken dem seines Zeitgenossen als großes Gegenstück gegenüber; aber er sagt kein Wort darüber, daß sie von den Fehlern, die er an der anderen tadelt, frei sei. Vielleicht paßte es ihm nicht, da er sonst in der Dramaturgie die Tendenz verfolgt, Shakespeare's Kunst zu loben auf Kosten der Franzosen, welche die Regeln der Alten über Tragödie strenger als er beobachteten und den Zweck doch weniger erreichten, und dazu hätte allerdings seine Beurtheilung Richard's III., wenn er sie auch auf den des großen Briten übertragen hätte, nicht gepaßt. Er ließ es also lieber.

III.

Lassen wir dies damit auch auf sich beruhen, so kommen wir zu der anderen Hälfte der Reihe der Königsdramen, die Shakespeare nach der dramatischen Geschichte des eigentlichen Rosenkrieges und des Hauses York hinzugefügt und ihr als erste Hälfte des ganzen Werkes vorangestellt hat. Sie behandelt die ruhmreiche Geschichte der Könige des Hauses Lancaster, fängt aber auch mit der des Sturzes ihres Vorgängers, Richard II., an. Von jener zu dieser Hälfte des Werkes, insbesondere von Richard III. zu Richard II., ist ein ungeheuerer Fortschritt. Die Ueberfülle des Stoffes, der Personen wie der Handlungen ist sehr reducirt; aber die Anordnung ist zu einfach reinen Kunstwirkungen gesteigert, und Richard II., also das erste Stück der ganzen fertigen Reihe, ist nach Bau und Wirkung eine rein classische und ergreifende Tragödie. Daneben bildet es freilich auch eine Art Einleitung zu allen folgenden Stücken; aber das hindert nicht die Einheit seiner Wirkung für sich allein.

Gervinus hebt mit Recht hervor, daß zwischen dem Inhalt dieses Stückes und der Geschichte Heinrich's VI. eine Art Parallelismus besteht, vermöge dessen der Sturz Richard's als ein Vorbild zu dem Heinrich's oder dieser nachher als die Wiederholung und Sühne erscheint; aber wieviel wirksamer ergreift uns nun hier die Tragik der gefallenen Größe. Richard II. und sein Vetter Bolingbroke, der erste König aus dem Hause Lancaster, Heinrich IV., stehen sich allerdings ähnlich gegenüber wie der Enkel des letzten Heinrich VI. und York, der ihn beseitigt, der eine weichlich, feinfühlend, haltlos, der andere praktisch, energisch, consequent; aber dieser Gegensatz ist um so viel feiner gehalten, daß beide weniger auffallend und leichter verständlich werden und daß dadurch die Theilnahme für den Schwächeren, wenn er unterliegt, ebenso wie die Erkenntniß der Berechtigung des Stärkeren gesteigert, mit einem Worte die Handlung und das Schicksal zum durchschlagenden wirksamen Eindruck werden.

Richard II., der Sohn des schwarzen Prinzen, des früh verstorbenen berühmten Helden der Kriege in Frankreich, schön von Gestalt, feurig, geistreich, leicht erregbar, aber auch übermüthig und leichtsinnig, früh zur Regierung gekommen, von Oheimen bevormundet, von Schmeichlern und Günstlingen verzogen und verführt, ist kein tadelfreier Held, aber auch kein verächtlicher Mensch. Durch schlechte Wirthschaft hat er das Wohl des Landes vernachlässigt, in Krieg und Frieden zurück- und heruntergebracht; aber diese seine Verschuldung wird in den Hintergrund gedrängt durch denselben Kunstgriff wie in der Maria Stuart von

Schiller, d. h. dadurch, daß das Alles längst geschehen, nicht mehr zu ändern ist. Was folgt und was weiter sein Unglück zur Folge hat, sind auch noch Mißgriffe, aber solche, an denen seine edlere Natur ebenso viel Theil hat als seine Schwächen. Und eins noch stellt ihn für unser Gefühl hoch über Heinrich VI. Während dieser eine Frau hat, ebenso unweiblich wie er unmännlich, die ihn sofort unter den Pantoffel bringt und am Ende ganz fallen läßt, ist Richard's Gattin ganz das treue, zärtliche Weib in Glück und Unglück, mit ihm und für ihn lebend und leidend, und ein Mann, der so eine Frau hat, ist von vornherein der Theilnahme aller guten Menschen sicher. Heinrich von Hereford, genannt Bolingbroke, später König Heinrich IV., Sohn eines der nächstälteſten Brüder des schwarzen Prinzen, also jedenfalls selbst nächster junger Prinz des Hauses und Agnat des Königs, klug, berechnend, hinterhaltig, geschmeidig, aber im entscheidenden Momente auch tapfer, energisch zugreifend, also weniger interessant, aber viel mehr zum Handeln und Herrschen geschaffen, macht zunächst nur Opposition, indem er Günstlingen des Königs entgegentritt; aber er erschüttert dadurch die Stellung des Königs und tritt, als sie ins Wanken kommt, als Retter der Ordnung und des Vaterlandes auf und als tüchtiger Regent an die Stelle des unfähigen Königs. So kann man sagen, dieser Ausgang der Geschichte ist auch wie bei Heinrich VI. und York in dem Gegensatz ihrer Begabungen begründet. Aber Richard spielt eine weniger erbärmliche Rolle als Heinrich, Bolingbroke eine weniger durchtriebene als York. Richard also erregt doch mehr Theilnahme als Heinrich VI., und Bolingbroke nimmt mehr Anerkennung in Anspruch als York.

Das Stück beginnt nun mit einer Begebenheit, deren Bedeutung für den König anfangs etwas im Dunkel bleibt, ihn aber doch gleich nöthigt, Stellung zu nehmen. Es ist der Streit seines Vetters Heinrich mit seinem Freunde Norfolk, welche beide bereit sind, denselben durch das Gottesurtheil des Zweikampfes zum Austrag zu bringen. Begreiflicherweise; denn, was den Streit veranlaßt, allerlei Vorwürfe, die der Vetter dem Freunde des Königs macht, wegen Mitschuld an der schlechten Lage des Landes und auch der Ermordung eines Onkels des Königs, ist offenbar beiderseits nicht klar und einfach zu beweisen, und da ist dann eben nach mittelalterlicher Sitte der Appell an den Austrag durch Waffengewalt am Platze. Der König zögert, es zuzulassen oder auch entschieden zu verbieten. Man hat den Eindruck, daß er am Ende nicht ganz unbetheiligt bei der Sache ist, und wir ersehen dann durch eine Unterredung der Wittwe des Ermordeten mit dem Vater von Heinrich Bolingbroke, daß diese beiden eigentlich den König selbst als den Urheber des Mordes ansehen, für den Heinrich an Norfolk als Mitschuldigem Vergeltung üben will. Nun begreifen wir die schiefe Lage, in der Richard, nicht unverschuldet, in Verlegenheit ist, offen Partei zu nehmen. Wir begreifen auch, daß er sich endlich mit dem behilft, was, wie die Dinge liegen, jedenfalls noch das Glimpflichste ist, aber für ihn selbst der verhängnißvolle Anfang zur Geschichte seines Sturzes wird. Er verbietet den Zweikampf, in dem der Vetter gegen ihn, der Freund für ihn bereit ist, sein Leben einzusetzen, und schickt beide in die Verbannung. Er läßt den Freund fallen und verletzt auch den Vetter. Er befriedigt also keinen und gibt sein Unrecht halb zu. Heinrich aber reist zwar ab, unterläßt indeß nicht, schon jetzt sich durch den moralischen

Erfolg dieser Entscheidung zu Hause noch in ein gutes Licht zu setzen. Als er fort ist, stirbt sein Vater, nachdem er zuvor noch den König wegen seiner schlechten Regierung sehr hart angelassen hat. Das macht diesem wenig Eindruck; doch jetzt will er sich am Ende zu Thaten aufraffen und zieht in den Krieg nach Irland, nachdem er aber zuvor den Tod des Oheims nur als willkommene Gelegenheit benutzt hat, sich durch seine Erbschaft das nöthige Geld dazu anzuschaffen. Damit hat er den verbannten Vetter auch noch beraubt und sich so ins Unrecht gegen ihn gesetzt, daß dieser nun schnell zurückkehrt, angeblich nur um sein Recht als Erbe seines Vaters in Anspruch zu nehmen; aber die allgemeine Unzufriedenheit der Großen mit der Mißwirthschaft des Königs wirft sich ihm in die Arme. Kaum ans Land getreten, ist er Herr der Situation. Richard aber, der nun auch zurückkehrt, wird schnell von den Seinigen verlassen.

Aus dieser Lage der Dinge hat der Dichter im dritten Acte den einfach großen Wendepunkt des Schicksals gemacht, welches über den König hereinbricht. Als er sein Land wieder betritt und nun sogleich von allen Seiten die Unglücksbotschaften kommen, daß seine Anhänger und Truppen ihn verlassen und Alles seinem Gegner zufällt, sträubt er sich anfangs noch im Vollgefühle seiner königlichen Würde, an der Unantastbarkeit derselben zu zweifeln. Bald aber muß er sich überzeugen, daß es zu spät ist, gut zu machen, was er in seiner Regierung verfehlt hat, und seine Würde wiederherzustellen, und nun verschmäht er es auch, in vergeblichen Compromißversuchen zu retten, was zu retten wäre. Heinrich läßt ihm sagen, er komme nur, um seine Erbschaft als Sohn seines Vaters anzutreten, und werde sich, sobald ihm dies zugestanden worden, als treuer Unterthan auch ferner dem König, seinem Vetter, unterwerfen. Aber er läßt sich von seinen Anhängern bereitwillig weitertreiben, und Richard durchschaut dies sofort und läßt sich nicht täuschen. Von oben herunter fährt er den frechen Unterhändler Northumberland heftig an, bewilligt aber trotzdem widerstrebend Heinrich's Forderungen. Und als nun Northumberland nochmals wiederkehrt, anstatt daß Heinrich selbst sich jetzt hätte unterwerfen sollen, läßt Richard den Boten nicht erst zu Wort kommen, macht sich in einer Art von Monolog seine Lage klar, daß es sich jetzt für ihn selbst um Unterwerfung und Absetzung handelt. Dann erst läßt er sich berichten, was er zu thun hat. Der Vetter läßt ihn auffordern, aus seiner Burg zu ihm „herabzukommen". In diesem Wort ist die Entscheidung zusammengefaßt, das Schicksal des Königs damit entschieden. Nun folgt die Begegnung. Heinrich nimmt noch den Schein der Güte an, indem er vor Richard kniet. Richard aber lehnt mit feiner Ironie diesen falschen Schein der Unterwürfigkeit ab und läßt sich einfach von dem Sieger befehlen, was er weiter zu thun hat, ihm nach London zu folgen. Besiegt, erhebt er sich innerlich erst recht in seiner königlichen Würde über den unedlen Gegner, der den Erfolg auf seiner Seite hat, und wenn dieser dennoch das Knie vor ihm beugt, so kann dies als eine unwillkürliche Huldigung vor der Hoheit des Schicksales in Richard erscheinen.

In London angekommen, muß sich Richard nun noch zu der Komödie einer Art von freiwilliger Abdankung bequemen, weil Alles ihn verläßt, außer einem braven Bischof, der hier gleich alles Unheil prophezeit, das im Laufe der Zeit

aus dieser ungerechten Absetzung des Königs entstehen soll und in allen folgenden Stücken eintrifft. Der gestürzte König entledigt sich seiner Aufgabe, feierlich abzudanken, mit so souveräner Ironie und würdevoller Ueberlegenheit denen gegenüber, die ihn stürzen, daß der Erste unter ihnen, der neugebackene König Heinrich Bolingbroke am Ende genug davon hat und die Anderen abhält, den hohen Unglücklichen noch mehr zu quälen. Nachdem es geschehen ist, wird er ins Gefängniß abgeführt, und hier folgt die ergreifende Scene des Abschieds von seiner Frau, die in die Verbannung geschickt wird und mit der er hier im Stücke zum ersten Male zusammen auftritt. Der letzte Act des Stückes enthält hauptsächlich nur den Anfang der Regierung des neuen Königs, der sich mit wohlerwogenen Beweisen von Strenge und Gnade als tüchtiger Regent bewährt und sich doch in seiner unrechtmäßig angemaßten Herrschaft nicht wohl fühlt. Er bildet damit die Vorbereitung zu dem folgenden Stücke. Richard tritt nur noch auf, um zwar nicht im Auftrage, aber doch auf den Wunsch Heinrich's im Gefängniß ermordet zu werden. Er ist eben dabei, in geistreicher Betrachtung sich selbst und sein Schicksal abschließend zu zergliedern. Dann kommt noch ein alter, treuer Stallknecht und erzählt ihm, wie Bolingbroke sein altes Leibpferd zur Krönung geritten hat. Dann kommt sein Wärter und bietet ihm offenbar Gift an. Da braust er auf und schlägt ihn und verflucht zum Schluß den Räuber seiner Krone. Dann kommen die Mörder, und nun ist er zuletzt noch mannhaft tapfer, entreißt einem sein Schwert und verkauft sein Leben theuer.

Ich kann nicht unterlassen, bevor ich mit diesem Stücke abschließe, die Aehnlichkeit desselben mit einer anderen, uns Allen bekannten classischen Tragödie hervorzuheben, auf die ich vorhin schon hingedeutet habe, Schiller's Maria Stuart. Maria und Richard büßen mit dem Verlust ihrer Krone und ihres Lebens die Schuld einer leichtsinnigen Jugend und Regierung; aber indem sie es thun und diese Folgen des Vergangenen nicht mehr zu ändern sind, reinigen sie sich innerlich von ihrer Schuld und erheben sich nun erst recht in königlicher Würde über ihre Gegner, die durch ihre größere Tüchtigkeit den Erfolg auf ihrer Seite haben, aber mit der erniedrigenden Zugabe, daß sie dazu nicht ohne unedle Thaten haben gelangen können. Ich wüßte kaum irgend ein anderes Werk der tragischen Kunst, in welchem so ausdrücklich das zur Geltung käme, was Schiller meint, wenn er Shakespeare redend einführt von dem

„großen, gigantischen Schicksal,
„Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt."

Und ich muß nun sagen, wenn wir ja gewiß auch, wie Rümelin, gern vermeiden wollen, den Ruhm einer fremden Größe wie Shakespeare auf Kosten des Lobes unserer eigenen großen Dichter zu verherrlichen, daß mir eine solche Vergleichung ebenbürtiger Leistungen auf demselben Gebiete fruchtbarer zu sein scheint, als die Gegenüberstellung so durchaus verschiedenartiger Dichtungen, wie die Dramen Shakespeare's und zarte lyrische Lieder von Goethe, die aber gar keine wirklichen Vergleichungspunkte darbieten. In der Komödie freilich wird es auf alle Fälle dabei bleiben, daß wir dem großen Briten in unserer Literatur nichts an die Seite zu stellen haben, da wir von unseren großen Dichtern in dieser Art nichts besitzen. Es muß ja auch nicht Einem Alles zu leisten beschieden sein.

IV.

Dies führt uns zu dem letzten Abschnitte unserer Betrachtung, über den vielleicht am meisten zu sagen wäre, aber am wenigsten zu sagen nöthig ist, weil alle Welt darin übereinstimmt, daß wir es hier mit der gelungensten Komik Shakespeare's zu thun haben. Von den drei Stücken, die auf Richard II. folgen, nennen sich zwar die zwei ersten noch nach dem regierenden König Heinrich IV., eben jenem Bolingbroke, der Richard abgesetzt hat. Aber die Hauptperson ist schon in ihnen sein Sohn Prinz Heinrich, nachher im letzten als König Heinrich V. Auch Rümelin spricht es aus, daß die Gestalten dieses Prinzen und der ihn umgebenden Personen immer den größten unverwüstlichen Reiz ausüben werden, und wenn er auch zur Erklärung dieser Schilderung mit getheilter Empfindung hervorhebt, daß Shakespeare wohl in solchen Kreisen aristokratischer junger Herren nur allzu gut Bescheid gewußt habe, so thut das unserem Vergnügen an denselben keinen Eintrag. Denn wir haben nun einmal, wie die Engländer, ja noch mehr als sie, die nationale Liebhaberei, nicht nur unseren Fürsten und Herren vom Adel, sondern in der Form der beliebten akademischen Freiheit auch großen Kreisen der Gebildeten eine Jugendentwicklung zu gönnen, in der sie manchmal etwas stark über die Schnur hauen dürfen, und uns doch darauf zu verlassen, wenn nur die Würde des sittlichen Charakters bewahrt bleibt, daß sie hernach im Leben ihren Platz mit Ehre ausfüllen. Und für so eine Art von freier Entwicklung der Jugend ist Prinz Heinrich im ersten Theile von Heinrich IV. ein ideales Prototyp. Rümelin meint zwar in Bezug auf beide Theile von Heinrich IV., ähnlich wie Gervinus über den zweiten und dritten von Heinrich VI., die Handlung dieser Geschichte ziehe sich durch die zehn Acte derselben etwas schleppend und ohne Einschnitte durch. Aber ich muß sagen: sowohl die Gruppirung der Personen als auch dessen, was geschieht, ist im ersten Theile so unvergleichlich knapp und einheitlich zusammengefaßt, daß derselbe eben deshalb seit Menschen Gedenken als eine der ersten Komödien aller Zeiten anerkannt und auch auf unseren großen Bühnen eingebürgert ist, während der zweite allerdings wieder sehr dagegen abfällt.

Die Composition des ersten Theiles dreht sich natürlich ganz um das Bild des frischen, fröhlichen, übermüthigen jungen Prinzen. Er treibt sich in einer Gesellschaft von zum Theil sehr fragwürdiger Respectabilität in Kneipen und auf der Landstraße herum und betheiligt sich, wenn auch immer ein wenig im Hintergrunde, an tollen Streichen gegen die gute Gesellschaft, so daß er z. B. bei einem Raubanfall auf reisende Kaufleute mit einem Freunde ganz in der Nähe ist und hinterdrein wieder die eigenen Cumpane in Verkleidung überfällt und ihnen zum Schabernack die Beute entreißt, die sie den Kaufleuten abgenommen haben und die er diesen nachher ersetzen läßt. Vor Allem aber herrscht in diesem seinem Kreise die Art von Humor, die wir alle in der Form des Bier- und Katerwitzes der Studentenkneipe und Bierzeitung kennen, und für welche die heiteren Geschichten vom Kellner, der „gleich, Herr, gleich!" ruft, und dergleichen immer die classischen Vorbilder bleiben werden. Er muß dann seine Cumpane auch zuweilen mit seiner Prinzlichkeit gegen die Polizei in Schutz nehmen. Daneben verbummelt er seine Pflichten gegen den Vater König und seinen Hof und

macht sich selbst auch über sie mit seinen Spießgesellen ausgelassen lustig, während sein jüngerer Bruder schon an Staatsgeschäften Theil nimmt. Aber als er dann auf einmal in der Kneipe mit der Nachricht aufgestört wird, daß durch den Aufstand der Großen gegen seinen Vater eine ernste Gefahr für Krone und Reich eingetreten ist, und daß es gilt zu fechten, ist er gleich zur Hand, entschuldigt sich bei dem Vater wegen seines bisherigen Leichtsinns und tritt sofort als junger Kriegsheld mit in den Kampf gegen die Rebellen.

Um ihn gruppiren sich nun die verschiedenen Nebenfiguren, die sich zu dieser harmonischen Natur wie einseitige Abbilder der allerlei in ihr vereinigten Neigungen und Fähigkeiten verhalten. Allem voran das Zerrbild des bloßen Aufgehens im gemeinen Rauf- und Saufleben, der dicke Hans Falstaff, der heruntergekommene alte Junker und elende Strohrenommist, bei dem jede Art von ritterlicher Kraft und Würde im Fressen und Saufen, und was noch schlimmer ist, aufgeht, woneben er sich aber doch immer noch einen solchen Rest jovialer Lebenslust bewahrt hat, daß frische, junge Leute, wie der Prinz, ihr Vergnügen daran haben können, Unfug mit ihm zu treiben und sich über ihn lustig zu machen. Außerdem wird er auf Verwenden des Prinzen im Krieg doch auch noch als Landwehrofficier mitgeschleppt. Bei uns jetzt wäre er freilich längst ausrangirt. Auf der anderen Seite nun der größte Gegensatz aller heitern Bummelei, Heinrich Percy, der Heißsporn des Nordens, der stramme, polternde, frühreife, streitbare Ritter, der sich beständig im Felde mit Schotten und Welschen herumschlägt, aber sich auch in seinem ungestümen Muth vor der Zeit in die bösen Händel des Aufstandes gegen den König, den er vorher hat einsetzen helfen, verwickeln läßt. Dazu sein famoses treues Weib Käthe, die ihm droht, den kleinen Finger abzubrechen, wenn er ihr nicht gleich die volle Wahrheit sagt, und sich dann doch beruhigt, wenn sie nur hört, daß er sie mitnimmt. Der König beneidet den Vater, der so einen Sohn hat, und wünscht sich, daß er mit ihm tauschen könne, weil er fürchtet, daß dieser junge Held seinem leichtsinnigen Sohne das Schicksal bereiten könne, wie er selbst zuvor Richard II. Der Prinz in seiner Kneipe spottet ihm nach, wie er ein Paar Dutzend Schotten zum Frühstück umbringt und dann bei seiner Frau über das stille Leben schimpft. Als er ihm dann aber im ernsten Kampf gegenübersteht und ihn schließlich besiegt, da erkennt er seine Verdienste an und rühmt sich, daß er ihn in der Zeit seiner eigenen Unthätigkeit für sich habe arbeiten lassen, um nun die Zier der erworbenen Ehre von seinem Helme zu nehmen und zu gewinnen.

Die Geschichte nun, in welcher diese Personen auftreten, ist die Erfüllung dessen, was der gestürzte König Richard II. seinen Gegnern bereits prophezeit hat, daß sie sich selbst nicht vertragen, weil diejenigen, denen Bolingbroke den Thron verdankt, meinen, er müßte ihnen dies ewig danken, und es also wie ein Unrecht empfinden, wenn er ihnen doch den Herrn zeigt; sie ist zugleich das Vorspiel der nachmaligen Empörung des Hauses York gegen das Haus Lancaster. Denn jener Northumberland und sein Sohn Percy lehnen sich gegen den König auf, und mit ihnen auch schon Mortimer, der Vorgänger des Hauses York im Erbanspruche auf die Krone. Aber in diesem Nachspiele zu Richard II. und Vorspiele zu Heinrich VI. ist eben der Unterschied, daß hier der Versuch, den König

zu stürzen, nicht gelingt, und das mit Recht, können wir wohl im Sinne Shakespeare's sagen. Unter Anderm deshalb, weil hier die Verschworenen nicht darauf ausgehen, an die Stelle des unfähigen Königs einen besseren zu setzen, sondern den, der hart, aber glücklich regiert, zu stürzen und dann das Land mit Hülfe der Feinde, Schotten und Welschen, unter sich zu theilen. Und also, da unser Interesse an der Sache doch offenbar auf Seiten des Prinzen und also auch seines Vaters ist, erscheint der Ausgang des Stückes als ein glücklicher und heiterer, da sie Sieger bleiben, indem sie den Aufstand niederwerfen.

Freilich, wenn wir doch in so ernster Sache nicht umhin können, auch an der Gegenpartei, besonders dem tapfern Percy, menschlichen Antheil zu nehmen, so kommt mit der Verwicklung, in die er sich keck und unüberlegt hineinziehen läßt, und mit dem Ausgange derselben, worin er sein Leben verliert, auch ein tragisches Moment in das Stück, und es ist manchmal nahe daran, daß dieses ernste Interesse der Theilnahme für ihn vorschlägt und uns die Lust zur Heiterkeit über die frohe Jugend des Prinzen oder gar die schlechten Witze seiner Genossen verdirbt. Aber es ist doch immer dafür gesorgt, daß diese Rührung in zweiter Linie stehen bleibt, daß wir theils bei Percy's trotzigem Uebermuth uns doch nicht recht in ihn hineindenken und für ihn und sein Schicksal Partei nehmen, und daß dann auch diese Eindrücke immer wieder schnell durch andere heitere oder gar derb komische bei Seite geschoben werden, und also das komische Element stets überwiegt.

So ist im ersten Theile von Heinrich IV. Komisches und Tragisches, Heiteres und Ernstes freilich auch gemischt; aber doch immer so, daß es sich gegenseitig nicht aufhebt, sondern ergänzt, und daß am Ende das Heitere und Komische die Oberhand des Eindruckes behält. Im zweiten Theile dagegen wird beides ohne inneren Zusammenhang in der That, wie Rümelin sagt, „schleppend" oder ermüdend weitergesponnen. Der König wird alt und lebensmüde. Die Verschwörung gegen ihn zieht sich nach dem Fall des kühnen Percy mühsam in die Länge und wird von den Anhängern des Königs durch eine ziemlich niederträchtige Ueberlistung endlich ganz besiegt. Falstaff und Genossen gehen allmälig in niedriger Gemeinheit ganz unter. Der Prinz aber, die alte Hauptperson, die auch hernach als Phönix aus der Asche wieder hervorgehen soll, tritt in den Hintergrund, und nur zuletzt, beim Tode des Vaters, kommt er, mehr theatralisch als dramatisch, wieder zum Vorschein, um sich mit dem Sterbenden nochmals zu versöhnen und dann den Hinterbliebenen, d. h. seinen Brüdern und den treuen, strengen Beamten seines Vaters, überraschend zu imponiren, indem er keineswegs die Befürchtungen rechtfertigt, die sie an seine leichtfertige Jugend geknüpft haben, sondern plötzlich mit Ernst und Würde seine Regierung antritt. Dabei macht es doch eigentlich schließlich nicht einmal einen schönen Eindruck, wenn er seine früheren Spießgesellen nun ziemlich ungroßmüthig verleugnet und verächtlich behandelt. Also erscheint dies Stück im Ganzen ähnlich wie der dritte Theil von Heinrich VI., nur mit noch weniger Aufwand von Inhalt, als ein Lückenbüßer zur Erhaltung des Zusammenhanges der Geschichte zwischen dem vorigen und folgenden. In diesem letzten aber, in Heinrich V. als König, erhalten wir noch einmal ein heiteres Charakterbild.

Der Inhalt dieses Stückes ist freilich recht einfach. Heinrich leistet nun als König, was Niemand von ihm erwartet hat, wozu aber die Fähigkeit als Kern seines Charakters schon in ihm lag. Er thut es in der einfachsten Form, in der sich ein großer König als solcher vor aller Welt bewährt, im glücklichen Krieg gegen einen auswärtigen Feind. Und er charakterisirt sich nun nicht mehr gegenüber Anderen in seiner Umgebung, sondern als idealer Typus seiner Nation und mit ihr gegenüber den Franzosen. Percy und Falstaff sind todt. Ein Paar Verschwörer werden noch schnell vor dem Ausrücken in den Krieg hingerichtet, darunter der Vater des York, der nachher als Prätendent gegen Heinrich VI. auftritt. Einige schwache Spießgesellen Falstaff's machen sich auch im Feldzuge noch als alberne, aufgeblasene Krakehler bemerklich. Aber im Ganzen herrscht in der Armee ein Geist der Kameradschaft und strammen Disciplin, der sich fast wie ein frühes Vorbild des Gedankens unserer allgemeinen Wehrpflicht ausnimmt, zu der es freilich England bis heute nicht gebracht hat, und dieser Geist verkörpert sich in König Heinrich. Die Franzosen haben, ebenso wie seine Leute zu Hause, wenig von diesem Kneipbruder erwartet und glauben ihn ungestraft reizen zu dürfen. Er überlegt sich ruhig den gerechten Grund zum Kriege, der in seinen Erbansprüchen an Theilen von Frankreich liegt. Er führt den Krieg mit Vorsicht, aber wenn er ins Feuer kommt, auch mit stürmischem Draufgehen. Die Franzosen in ihrem frivolen Uebermuth höhnen ihn fortwährend und glauben ihn schon zu haben. Er aber geht mit ruhigem Ernst und festem Gottvertrauen in den ungleichen Kampf bei Azincourt, und er stärkt die Seinigen, hoch und niedrig, in demselben Sinne der opferfreudigen Todesverachtung. Launig, wie in den Tagen seiner lustigen Jugend, geht er in der Nacht vor der Schlacht im Lager umher und unterhält sich mit Officieren und Gemeinen so gemüthlich und kameradschaftlich und ist so ganz nur Einer von ihnen, die hier heute mit ihm ihre Haut für ihr Land dranwagen, Alle für Einen, Einer für Alle, wie wir, und dann führt er sie schneidig zum Siege. Nachdem die Franzosen zu Kreuze gekrochen sind und Frieden machen, schließt das Stück, wie eine echte und gerechte Komödie oder Lustspiel, damit, daß „sie sich kriegen", nämlich der stramme, soldatische englische König und die zarte, coquette, französische Prinzessin mit der Aussicht auf die Vereinigung beider Reiche unter ihren künftigen Leibeserben.

Ist nun also auch im Ganzen der dramatische Gehalt des Stückes nicht sehr stark geladen, so wird dies durch das Vollgefühl der patriotischen Befriedigung, mit dem es erfüllt ist und abschließt, für den Dichter und seine Landsleute reichlich aufgewogen, und auch wir können wohl diese ihre Freude an dem flotten Prinzen mitempfinden. Haben wir doch vor zwanzig Jahren dasselbe in freudigem Stolz miterlebt, diese ruhige Sammlung unserer Volkskraft gegen den Uebermuth der Franzosen mit ihrem „Spaziergang nach Berlin" und ihre Niederwerfung auch da, wo sie einmal in der Uebermacht waren, wie bei Mars la Tour und Belfort. Und wenn wir ein Jahrhundert weiter zurückblicken, gedenken auch wir eines Königs, von dem die Welt anfangs wenig erwartete, besonders sein alter besorgter Vater, und der dann, groß in Krieg und Frieden, den Grund zu unserer nationalen Größe gelegt hat, als der einfache „erste Diener des Staates", ein leuchtendes Vorbild für seine jetzigen Nachfolger, unsere neuen deutschen Kaiser.

Ich habe bis jetzt absichtlich nicht viel von dem historisch-politischen Inhalt der Königsdramen gesprochen, weil ich der Ansicht bin, daß derselbe bei ihrer künstlerischen Wirkung und Würdigung Nebensache ist; aber zum Schlusse muß ich doch diese Seite auch noch berühren. Shakespeare kann nicht umhin, nach dem fröhlichen Schlusse von Heinrich V. mit gelungener Eroberung und hoffnungsvoller Verlobung in einem Epiloge darauf vorzubereiten, daß dies Vergnügen nicht von langer Dauer sein sollte. Denn die zweite Hälfte der Dramen, in der dies Alles zu Wasser wird, lag ja schon fertig vor ihnen. Aber was war es doch, was ihn und sein England in die Lage versetzte, sich an diesen alten wilden Historien frisch und fröhlich im Theater zu erbauen und zu ergötzen? Es rührte sie gewiß so wenig, daß die Eroberung Frankreichs durch ihren jugendlichen Heldenkönig nicht von Bestand gewesen ist, wie es uns kalt läßt, daß es unseren Hohenstaufen nicht gelungen ist, die Krone Italiens mit Deutschland zu vereinigen, da diese Vereinigung beider Länder den gemeinsamen Schwerpunkt ebenso nach Paris verlegt haben würde, wo sie Heinrich VI. als Kind gekrönt haben, wie die Politik der römischen Kaiser den ihres Reiches nach Rom und Palermo. Shakespeare's Zeit war auch noch eine sehr bewegte und gewaltthätige; aber der nationale Staat war fest gegründet wie nie zuvor, und darum haben der Dichter und sein Publicum jetzt so ihre helle Lust an den alten Raufereien, in denen ihre Vorfahren im vorigen Jahrhundert einander oder den Franzosen die Hälse gebrochen haben.

Auch unser Schiller stellt im Prolog zum Wallenstein das Programm auf, durch historische und besonders vaterländische Stoffe der Kunst höhere und würdige Gegenstände zu geben.

„Denn nur der große Gegenstand vermag
„Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen."

Und so will er seiner Zeit das Bild der Schrecken des dreißigjährigen Krieges im Bilde vorführen, die etwa ebenso lange hinter ihr lagen, wie die Rosenkriege hinter Shakespeare, und deren Ergebniß, die Ordnung der Staaten Europa's nach dem westphälischen Frieden, eben gründlich in die Brüche ging; und darum appellirt er nun an die richtige Stimmung seiner Zuschauer, die zum Genusse des Kunstwerkes gehört, daß sie dies Schreckliche jetzt mit Gelassenheit an sich vorübergehen sehen können.

„Und blicket froher in die Gegenwart
„Und in der Zukunft hoffnungsreiche Ferne."

Freilich eine kühne Hoffnung, so geschrieben im Jahre 1798, aber nach der Geburt Wilhelm's I. Wie ganz anders wären wir heute in der Lage, die Wechsel und Irrungen unserer tausendjährigen Geschichte als ernsten und heiteren Unterhaltungsstoff von der Bühne herab auf uns wirken zu lassen, nachdem auch unser Reich endlich groß und mächtig begründet dasteht. Ich kann deshalb nur mit dem Wunsche schließen, den ich schon vor Jahren einmal, ich weiß nicht mehr wo, gelesen habe: möchte doch, wie damals zu Stratford am Avon, so in einem der grünen Thäler unseres Vaterlandes schon jetzt der lockige Knabe schwärmen, der uns das nationale Drama, das Drama der Zukunft bringen soll!

Ein Jahr bei den Ajaris.

Briefe aus den tunesischen Bergen.

I.

Kef, 30. September 188 . .

Man sagt, wenn das Auge eines Menschen, der etwas heiß wünscht, auf das erste Viertel eines neuen Mondes fällt, so geht ihm der gehegte Wunsch sicher in Erfüllung. Ich weiß nicht, ob ein günstiger Mond am Himmel stand, als ich vor zwei Jahren vor den Thoren von Kairuan mit so verlangenden Blicken nach dem blauen Gebirge sah, das dort den Horizont gegen Westen umschließt. — Unverhofft ist mir aber gewiß das Glück in den Schoß gefallen, daß ich die abgelegene Bergwelt, die der Tunesier die Hamada nennt, nicht nur sehen, nein, sogar für ein ganzes Jahr bewohnen soll. Die erste Etappe der Reise liegt hinter mir, ich bin in Kef, dort wo der Weg ins Gebirge führt. — Gestern, bei Dunkelwerden, war ich in Tunis eingetroffen. In der kleinen Straße, an der das Haus liegt, wo ich die Nacht verbringen sollte, hatte schon alle Welt Feierabend gemacht. Der Nachbar Tischler stand im friedlichen Gespräch an der Thüre des Nachbars Weinhändler, der sentimentale Schuhmachermeister hatte seinen niedrigen Arbeitsschemel auf die Straße geschoben und sang sich zur Guitarre ein lautes „voglio morire", wozu der musikalische Lehrling auf der Mandoline accompagnirte. Vor dem Hause fand ich den arabischen Nachtwächter Schafai, den mageren Alten, der seine Nächte hustend auf einer Steinbank verbringt. Als ich ihm das Geschäft des Weckens auftrug und zugleich das Ziel meiner zu unternehmenden Reise verrieth, glitt ein Freudenstrahl über sein eingefallenes Gesicht. Ich mußte ein langes Lob über die Vorzüge meines neuen Wohnortes anhören, über seinen Reichthum an Grün und frischen Quellen und über seinen Winter mit Schnee und Kälte — alles Jugenderinnerungen, die der einstige Karawanenführer voll Redseligkeit vor mir auskramte.

An der Thürschwelle erwartete mich Adalgisa, die piemontesische Magd, die mich in die Berge begleiten sollte, eine kleine Person in viel zu langem, grünen Kleide und, nach ihrer Haarfrisur zu schließen, dem Kamm und der Bürste systematisch abhold. Ein freundliches Wesen mit hochromantischer Vergangenheit. Wie ich

zu diesem Weltwunder kam, das sich gleich bereit erklärt hatte, mir in die Einsamkeit zu folgen, ist nicht in drei Worten zu sagen. Die Geschichte ist so orientalisch verwickelt, die Mitspielenden sind so zahlreich, und das Ganze gleicht in dem Maße einem Lustspiel, daß, wollte ich es zum Besten geben, man mir vorwerfen könnte, es sei Alles Erfindung oder Zusammenstellung aus allerlei Erlebtem, hier zur Würze meiner Reisebeschreibung benutzt; wie ja auch mancher Maler, um des Effectes willen, auf seinem orientalischen Bilde zum Kameel am Thore noch eine Palme hinzuphantasirt, die in Wirklichkeit einige Meilen davon entfernt wächst. So will ich nur sagen, daß eine unglückliche Liebe Adalgisen zur Weltentsagung in die Abgeschiedenheit treibt, und daß sie mit den besten Vorsätzen gegen künftige Versuchungen zu mir zieht.

Meine kleine Ausrüstung für die dreitägige Reise zu Wagen und zu Pferd war bereit, die Einrichtung für Haus und Küche schon seit Tagen auf zweirädrigen Karren unterwegs. — Ich muß gestehen, daß beim Anblick von Reitkleid und hohen Stiefeln, Sattel und Zaumzeug mir die Gefühle Peter's aus dem bekannten Gedicht verständlich wurden, der da meinte, „daß nur die Fremde Leute macht".

Die Nacht war trotz der schon vorgerückten Jahreszeit drückend schwül. Ungeduld, Erwartung und Moskitos hielten mich lange wach, und als ich eben die Augen zugethan hatte, mußte es dem Schafai einfallen, mich durch lautes Donnern an der Hausthür und den Ruf: „Gib mir, was mir gebührt," an ein versprochenes Trinkgeld zu erinnern. — Endlich schlug die Uhr vier, der malthesische Kutscher knallte unten mit der Peitsche, es war Zeit, sich nach dem französischen Bahnhof aufzumachen. — Schlaftrunkene Reisende in bunter Tracht, den Burnus übers Gesicht gezogen, im Kreise hockend, warteten gleich uns auf den Frühzug, der um fünf nach der algerischen Grenze abgeht. Wir sollten ihn bis zu der Station Souk-el-Arba benutzen, mit der Diligence die Reise nach dem Bergstädtchen Kef fortsetzen, um dann unter männlicher Führung den zweitägigen Ritt in die Hamada zu unternehmen.

Als der Zug aus dem Tunnel dicht hinter Tunis heraustrat, fing die Morgendämmerung an, ihre ersten Strahlen zu werfen. Bei den Gärten von Manuba, dort wo die arabischen Großen ihren Winteraufenthalt nehmen, wurde der Himmel hell, ein röthlicher Schimmer lag über der Ebene und den Bergen und erleuchtete den antiken Aquäduct am Horizont in den zartesten Tönen. Die Luft fing an zu flimmern, die Farben spielten ins Gelbliche, die Sonne stieg klar und majestätisch auf und schien einen glühenden Tag zu versprechen.

Eisenbahnfahrten sind dieselben in der ganzen Welt: Gleichförmigkeit in der banalen Ausstattung der lang angereihten Waggons, in dem störend regelmäßigen Rhythmus des Rädertones, in dem eiligen Vorüberfliegen des Landschaftsbildes. Alle Details in Pflanze und Stein, Formen und Farben des durcheilten Weges verschwimmen vor dem Auge des Reisenden. Ist er nicht geübt in der Kunst, das so hastig Gebotene zu erfassen, so findet er immer nur das wieder, was ihm bekannt erscheint; er sieht die Welt eben durch die Scheibe eines Waggonfensters, und das ist das schwächste aller Gläser.

Die sechsstündige Fahrt durch die weite Ebene der Medjerda und durch die Berge an dem Flusse gleichen Namens hat mir keinen neuen Eindruck hinterlassen. Bilder aus der Provence mit ihren Olivenhainen und weinbebauten Feldern, aus den italienischen Seealpen mit ihren ausgetrockneten Flußbetten voll Sand und Geröll, selbst aus der Haidegegend des nördlichen Deutschlands zogen an mir vorüber. Die arabischen Städte und Dörfer, die der Zug passirt, liegen fast alle von der Bahnstrecke entfernt wie schmale, weiße Streifen in der Ebene. Nur an den Haltestellen erinnerte mich das Treiben der orientalischen Fahrgäste neben dem französischen Zugpersonal daran, daß ich noch in Afrika war. Kaffee in winzigen Tassen und fetttriefende Kuchen, von braunen Gestalten auf blechernen Schüsseln ausgeboten, erfreuten sich bei dem Publicum großer Beliebtheit. Manchen der Reisenden erwartete an dem Stationsgebäude ein Diener, den grünen Sonnenschirm seines Herrn bereit haltend, der, sein Reitthier besteigend, sich auf den Weg nach irgend einem Markte machte, während der dienstbare Geist, die Pantoffeln in der Hand, eiligen Laufes folgte.

Souk-el-Arba, der Mittwochsmarkt inmitten der weiten heißen Ebene der Medjerda gelegen, ist ein europäisch gebautes Nest, von dessen Zukunft als Handelsplatz man sich viel verspricht, das aber jetzt mit seinen ungepflasterten Gassen und unschönen Gebäuden ein wenig verlockender Aufenthalt sein muß. — Als wir nach der Diligence fragten, die die Verbindung mit Kef besorgt, wies man uns ein enges abgenutztes Gefährt, mit Kisten und Gepäckstücken aller Art angefüllt, vor das ein schwarzhaariger Italiener drei magere Pferde spannte. Auf der Bank vor der Schenke das mitgebrachte Frühstück verzehrend, sahen wir ihm bei seiner Arbeit zu, seufzten beim Anblick eines Riesenkäses — unseres einzigen, aber unangenehmen Mitreisenden, und stiegen dann mit etwas gedämpfter Reiselust in den Wagen, der holpernd unter tausend Stößen hinaus in die Ebene rollte.

Bei der glühenden Hitze, dem schlechten Wege, dessen Steine uns oftmals in Gefahr brachten, den Kopf an der niedrigen Wagendecke zu zerschmettern, bedurfte es wohl der freundlichen Aussicht auf Naturschönheiten und Wiedersehen, um sich die Laune zu bewahren. Rings umher blendende, zitternde, blaue Luft und weiße Staubwolken; hie und da in der Ferne ein schwarzes Beduinenzelt, daneben das weidende Kameel, wüthende Hunde, die sich bellend auf den Wagen stürzen, Kinder, barfüßig, in blaue Fetzen gekleidet, die, um ein Kupferstück zu erhaschen, uns einen Kilometer weit verfolgen — das Rasseln der Räder das einzige Geräusch in dieser, unter den senkrechten Strahlen der Mittagssonne schlafenden Einsamkeit.

Nach einstündiger Fahrt hat man den Fluß, den Oued-Mellegue, und die Berge erreicht; einen Hügel bergan und bergab, einen zweiten Hügel bergauf, und die Landschaft ist eine andere. Rechts und links vom Wege erheben sich sanfte Berghöhen, von Pinien und immergrünen Eichen bewachsen. Im Rücken liegt die Ebene im Dunst der Mittagsgluth, vor uns, über dem steinigen Wege, der tiefblaue Himmel. Die Straße steigt höher, der westliche Horizont belebt sich mehr und mehr, die Ebene verschwindet, und ein Panorama von Bergen thut sich vor uns auf. Vom tiefsten Stahlblau zum schönsten Violett, wie die Wellen

eines versteinerten Meeres, liegen die fein geschwungenen Linien über einander, in Schattirungen, wie sie der Pinsel keines Malers nachbilden kann. — Auf dem schmalen Pfade kommen uns Beduinen mit Riesenhüten, hoch zu Kameel, entgegen; der schaukelnde Tritt hat sie in einen leichten Schlummer gewiegt, aus dem sie der laute Ruf des Postillons unsanft weckt.

Nebeur, die einseitige Veste Jugurtha's! Am Abhang einer tiefgrünen Schlucht, in der unter dem Schatten breitästiger Oliven ein Bach rauscht, windet sich die Straße, oberhalb des arabischen Dorfes mit seinen niedrigen, aus Stein gebauten Häusern. In dem kleinen Wirthshaus am Wege wurden die Pferde gewechselt, und ich wäre gern den Bergrücken hinaufgestiegen zu einer großen, schön erhaltenen Mosaik, von der mir der Wirth erzählte, hätte nicht der Postillon wieder zum Aufbruch gemahnt. So bekam ich nur das Bruchstück einer anderen Mosaik zu sehen, welche beim Bau der neuen, noch nicht eröffneten Straße, von den Arbeitern gefunden wurde, leider erst nachdem die Dampfwalze darüber hinweggegangen war: ein Meduſenhaupt von Genien umschwebt, das mir der Wirth zum Geschenk anbot und das ich nur mit schwerem Herzen zurückließ.

Es ging weiter, immer den Felsweg bergan nach Süden zu. Das Fuhrwerk holperte schwer über die Steine, die Pferde keuchten bei der harten Arbeit, und die Sonne brannte heiß auf das Dach des Wagens. Mit Ungeduld sah ich nach rechts und links, ob ich nicht endlich die erwartete Gestalt zu Pferde erspähte. Wie der Weg sich aufs Neue um eine Bergkante wand, zeigte der Kutscher nach oben auf einen Reiter, der langsam den Pfad herunterkam: „Ecco suo marito, ora è contenta.“ — Ich ließ anhalten, sprang vom Wagen und machte ein Stück Wegs zu Fuß neben den Pferden her, um den Ankommenden zu begrüßen und manche Frage zu stellen über den morgenden Reiseplan in die neue Wohnstätte. Aber die Post wartet nicht, es hieß wieder einsteigen und noch Stunden aushalten. — Wir kamen zum „Dir“, der hohen, steilen Felswand, die sich wie ein Riesentisch meilenweit hinzieht. Die Schatten wurden länger, der ganze Westen lag mit seinen Bergen in blauen Duft getaucht. Im Osten breitete sich die weite Ebene von Sers vor uns aus, am Horizont von den Gebirgen begrenzt, die das Ziel unserer Reise sind. Die Straße belebte sich mehr und mehr. Heimziehende Herden, von dem Hirten mit Stab und Schalmei begleitet, zahlreiche Reiter auf Maulthieren und niedrigen Eseln überholte der Wagen. — Die sinkende Sonne überzog mit einem rosigen Schein das graue Gestein des Felsens zu unserer Rechten und die grüne Ebene zur Linken. Als sie oben hinter den Bergen verschwand und den Himmel in ein Feuermeer verwandelte, lag der Kef vor uns, wie ein etrurisches Felsennest an den „Dir“ gehängt und von ihren letzten Strahlen malerisch verklärt. Auf der Balustrade am Außenthor lehnten regungslos weiße Gestalten, um das Schauspiel von Berg und Thal in der Abendröthe zu betrachten; aus der Ebene zog ein Nebel auf, hie und da blinkten die Lichter ferner Beduinenlager, der Rauch ihrer Feuer durchzog die Luft mit dem Dufte von Rosmarin und Haide. Wir sind im Städtchen, wo in den winkligen, steilen Gassen Dämmerungsschatten lagern. Vor den Thüren der Häuser auf den steinernen Bänken sitzen

im bunten Gemisch Araber und Europäer zusammen und genießen die Frische. Kinder spielen in Scharen auf dem offenen Platze vor dem Posthause, wo der Wagen hält. — War es das eigenthümlich rothe Licht des Sonnenunterganges, das mir Alles so freundlich und heiter erscheinen ließ?

Jetzt ist es spät, wir haben bei unseren Gastgebern freundliche Aufnahme gefunden, und ich will schließen, denn morgen reiten wir mit der Sonne aus. — Draußen ist es still geworden, unsere Nachbarn, die in einer einst christlichen Basilica hausen, haben schon ihr Oellicht ausgelöscht. Wäre nicht die Weiterreise auf morgen angesetzt, ich bliebe gern noch hier oben in dem Städtchen, das eine uralte Vergangenheit hat und manchen Rest aus römischer Zeit bewahrt.

II.

1. October. Sers.

Ich könnte, wie Madame de Sévigné sagt, „vous le donner en mille," Ihr würdet nicht errathen, von wo und wie ich Euch schreibe. So einsam liegt das Haus des Kaid Affif, so weit von aller Civilisation, daß Ihr es kaum auf der Karte finden werdet. Ich sitze bei einem mitgebrachten Licht in einem Haremszimmer, durch dessen winziges vergittertes Fenster der Mond scheint. Auf dem Divan mit rothkattunenen Kissen schläft Adalgisa, und ich will Euch in Eile ein paar Worte schreiben, die ein Bote morgen nach Kef zur Post tragen soll. — Rings umher herrscht Todtenstille, dann und wann von dem Gebell der Beduinenhunde unterbrochen. Wäre das Fensterchen nicht so hoch und so eng vergittert, ich würde hinaussehen und Euch von der weiten Ebene und den schwarzen Zelten im Mondschein erzählen. Doch ich sehe nur das lange, schmale Gemach mit Divanen an den Wänden, mir gegenüber einen Bey mit Riesenschnurrbart, in Lebensgröße auf die Wand gemalt, einen blinden Spiegel, hinter dem ein Fächer aus Pfauenwedeln steckt, und ein niedriges Tischchen, auf dem neben abgebrannten Räucherkerzchen ein paar Frauenpantoffeln liegen.

Wir sind heute früh um vier von Kef aufgebrochen. Es war noch stockfinster, und der Mond stand am Himmel, als die Pferde schon gesattelt vor der Hausthür stampften. Ich zog eilend mein Reitkleid an, schlang einen englischen Turban um meine Mütze, und wir stiegen auf, gefolgt von dem bewaffneten Spahi, der uns als Führer dienen sollte. Denkt Euch einen mageren, braunen Gesellen, in blauem Mantel, die Kapuze halb über's Gesicht gezogen, auf einem Sattel von rothem Leder mit hoher Rückenlehne, den Revolver im Halfter, die Füße in schweren ciselirten Steigbügeln, die zugleich als Sporen dienen müssen. — Im Schritt ritten wir durch die noch schlafende Stadt zum Thor hinaus. Adalgisa wurde von dem italienischen Postillon sammt dem Gepäck auf einem zweirädrigen Cabriolet gefahren, das, so lange es der Weg erlaubte, im Trabe uns weit voraus war, doch späterhin bei jedem zu passirenden Flusse im Schlamme stecken blieb. — Die Luft war kühl, und der Thau lag auf dem niedrigen Grase, Morgennebel verbargen die Berge, und wir stiegen langsam von der Höhe hinunter in die Ebene. Ich hätte gern dort unten auf der weiten Fläche einen Trab versucht; doch wie der Schweizerführer den Eifer des Steigenden dämpft, welcher glaubt, den Gipfel im Sturme zu erreichen, so ermahnten mich auch

meine reisegeübten Begleiter, das Pferd zu schonen, damit ich nicht auf halbem Wege liegen bliebe. So verfolgten wir immer in demselben gleichmäßigen Schritt den Weg, der, leicht gewellt, bald sich hob, bald sich senkte. Schon gegen sieben Uhr machte sich die steigende Sonne fühlbar und brannte uns heiß auf den Nacken. Weit und breit kein Baum, kein Strauch, der Kef war verschwunden, andere Berge hatten sich vorgeschoben. Wir ritten durch ausgetrocknete Bäche und rieselnde Flüßchen, an denen unsere Pferde tranken, vor den Augen die sich endlos ausdehnende Fläche mit den Bergen am Horizont. Es mochte gegen elf Uhr sein, sieben Stunden Wegs lagen hinter uns, als wir an eine einsame Saline kamen. Hier, am Ufer eines träge dahinfließenden salzigen Baches standen ein paar elende Lehmhütten, von ihren Bewohnern verlassen, die ihre Heimstätte vielleicht schon lange an einem anderen Orte gesucht hatten, wo der Gewinn leichter zu finden war. Im Schatten einer dieser mit Reisig und Halfa gedeckten Garurbis, wie sie der Sprachgebrauch der Europäer nennt, machten wir Rast. Aus den Satteltaschen wurde das Frühstück geholt und mit dem Spahi getheilt. Der Kutscher brachte unter dem Bock seines Wagens ein thönernes Gefäß mit frischem Wasser hervor — ein Genuß, den nur der verstehen kann, der einmal in diesem Lande reiste.

Wenn wir in Tunis, bei manchem Spaziergang um die Thore der Stadt, im Anblick des Volkes und der Herden am Brunnen an das Neue Testament gemahnt wurden, weil uns plötzlich die Bilder zu jener uns so altbekannten und doch so fremden Welt vor Augen standen, so kamen mir bei dem heutigen Ritt durch das wasserarme Land die Reisen Isaak's und Jakob's in den Sinn. Wie Isaak von dannen zog und sein Gezelt im Grunde Gerar aufschlug und die Wasserbrunnen graben ließ, wie sich die Hirten um das Wasser zankten und Brunnen um Brunnen gruben, bis Wasser für Alle da war, und doch Isaak nach kurzem Aufenthalte einen neuen Wohnort wählte: so ziehen die Beduinen für den Bedarf täglicher Nahrung mit ihrem Zelt von Weideplatz zu Weideplatz und lagern dort, wo sie Wasser finden für sich und ihre Herden, um wieder aufzubrechen, sobald der Acker abgeerntet und die Quellen versiegt sind.

Lange konnten wir nicht die Ruhe genießen, es galt wieder zu Pferde steigen, wollten wir bei Zeiten die Nachtherberge erreichen. Die endlosen Flächen, mit Halfagras und stachlichtem Ginster bewachsen, wollten kein Ende nehmen. Beim Flüßchen Tessâa, das in einem tiefen Bett über Schlamm und Steine fließt, machte uns der steckengebliebene Wagen großen Zeitverlust, die Wege wurden jetzt tiefer, die Ebene zeigte fruchtbares Weideland und das Vorwärtsgehen war beschwerlich. Endlich erschien unter einer Gruppe von grünen Bäumen ein weißer Punkt, das einzige steinerne Haus auf Meilen im Umkreise. Gegen vier Uhr sind wir hier im sogenannten Bordje-el-Affif angelangt. Es liegt unter Maulbeerbäumen, von den großen schwarzen Zelten umgeben, unter denen der Stamm der Bni-Rezek haust. — Der Kaid, oder Stammeshäuptling, kam uns entgegen. Ein großer, magerer Mann, in den Vierzigen, in ein schönes Gewand von pfirsich-blüthener Seide gekleidet, um den Kopf einen gestickten Turban. Wir mußten uns in ein kühles Zimmer am Hofplatz setzen, Kaffee trinken und auf manche Fragen Antwort geben.

Ihr könnt Euch denken, wie müde ich war nach dem ungewohnt langen Ritt. Aber an Ausruhen war nicht zu denken; denn der Araber ist ein anspruchsvoller Gastgeber, zumal wenn er in der Abgeschiedenheit lebt und ihm das Geschick einen arabisch sprechenden „Dif-Allah", d. i. Gast Allah's, zugeführt hat. Der ganze Hofplatz war voll müßiger Zuschauer. Männer und Knaben in Hirtenkleidern, alte, zahnlose Dienerinnen in blauen Gewändern, Alles hockte im Kreise um die Thür. An dem Ausgange des Nachbarzeltes hielten sich neugierig halbverschleierte Frauen, die, sobald man einen Blick auf sie richtete, kichernd verschwanden. In dem Ehrengemach selbst, wo wir unsere müden Glieder ausruhten, hatte nur die Familie Zutritt, doch schien diese ohne Ende nach dem „Dutzend Anverwandter" zu schließen, das, den Rosenkranz in den Händen, die Pantoffeln am Eingange abstreifend, sich zu uns auf die Matte setzte. Der dicke Si-Skander in braunem Mantel, der dünne Si-Taher in silbergrauem Burnus, unzählige Mohammeds und Alis in rothen und grünen Talaren mußten begrüßt und mit Achtung behandelt werden. Bei dem Berg von großen und kleinen, neuen und alten Schuhen an der Thürschwelle gedachte ich an das Märchen von den „Pantoffeln des Abou-Taleb", das uns Kindern einst so viel Mitleid mit dem unglücklichen Schuhverwechsler einflößte.

Als heute die zahlreiche Gesellschaft das Zimmer verließ, uns einen Augenblick Ruhe gönnend, wußte ein Jeder seine Fußbekleidung aus dem Chaos heraus zu finden, wie es denn dem Muselmann ganz unverständlich ist, daß sein Pseudolandsmann in der Hauff'schen Erzählung den Mißgriff begehen konnte, die Pantoffeln seines Nachbars mitzunehmen. (Ich hatte nämlich die Geschichte zum Besten gegeben, aber wenig Verständniß dafür gefunden.)

Nachdem wir mit Mühe etwas Wasser bekommen hatten, um uns vom Staub zu befreien, erschien der Neffe des Gastgebers, Si-Abbou, ein junger Mensch mit den Allüren eines verzogenen Kindes, dessen schönes, blasses Gesicht einen melancholischen und verweichlichten Ausdruck zeigte. Er wollte mich zu den Frauen führen, die darauf brannten, die Christin zu sehen. —

Oben in dem großen Harem, wo ich jetzt schreibe, besuchte ich die Mutter des Kaids, eine alte Beduinin mit classischen Zügen. (Die „Töchter Rezek" sind wegen ihrer Schönheit berühmt.) Ihr weißes Haar ist hochroth gefärbt, sie ist mit Gold und Silberschmuck bedeckt, doch in der blauen Kleidung ihres Stammes. Neben ihr schwatzte und kicherte eine ganze Schar junger Weiber, darunter manch' reizendes Gesicht von schwarzen Locken eingefaßt. — In dem Hause des Kaids sind drei Familien untergebracht. Die drei Stammhäupter haben je zwei Frauen. Der Vater Kaid besitzt neben einer Beduinin eine schmachtende Tunesierin; sein achtzehnjähriger Sohn, der eben genannte Si-Abbou, ist mit deren Mutter verheirathet. Ich überlasse es Euch, diese verwickelte Verwandtschaftsfrage, wie man der Schwiegervater seines Vaters sein kann, zu lösen, und will nur noch hinzufügen, daß Abbou mit der Rollenvertheilung ganz zufrieden ist, da es seinem Vater als Kaid gebührt, die jüngere und schönere Frau zu haben.

Den Abend haben wir im Gespräch auf dem Hofplatz verbracht. Welch' herrliches Gefühl von Stille beschleicht einen in dieser Einsamkeit, wo kein Ge-

räusch den Frieden der Abendstille unterbricht, wo die Hirten ihre Feuer anzünden, wenn der Abendstern an dem rosigen Himmel erscheint. Es ist dieselbe Empfindung, wie sie der Reisende fühlt, vor dessen Augen die Küste verschwunden ist. Rings hohe See und für Tage stille Sicherheit vor all' den Schmerzen, die der Mensch dem Menschen bereitet.

Erst nach eingebrochener Dunkelheit wurde uns nach der Sitte des Landes das Abendessen aufgetragen. Die ceremoniöse arabische Gastfreundschaft verlangte, daß wir erst allein mit dem Hausherrn von der stark gepfefferten Speise essen sollten, einem Kuskus aus Griesmehl mit Huhn in Oel gedämpft. Nachdem wir uns die Hände gewaschen hatten, machten sich die übrigen Familienglieder an die Reste. Adalgisa und der Spahi hatten auch ihr Theil. Jetzt sind wir oben im Harem, der uns zur Verfügung gestellt ist. Ich will gleich die verdiente Ruhe in dem Riesenbett mit den gelbkattunenen Kissen suchen.

Unten auf dem Hofe schläft der Spahi in seinen Mantel gewickelt. Morgen früh um vier geht es weiter.

III.

Hamada, 5. October.

Seit zwei Tagen sind wir nun schon hier oben in der Höhe am Ziel. Wir haben die Kärrner, die unsere wenigen Möbel von Tunis herführten, bei unserer Ankunft vorgefunden, und nach einiger Arbeit sieht es um mich herum schon ganz freundlich aus. Auf dem felsigen Fußboden unserer Hütte liegen arabische Matten und ein paar Schakalfelle; die schmalen Fenster sind mit Gardinen von roth und weißem Turbanstoff verhängt, in einer Ecke des Zimmers steht ein kleiner bunter Divan, davor liegt ein Teppich von Kairuan. Ein paar leichte Pariser Korbstühle vervollständigen diese einfache Saloneinrichtung, deren Heraufschaffung bis hier manche Mühe gekostet hat. Ich sitze an meinem kleinen tunesischen Schreibtisch mit den Blumenranken auf Goldgrund, und will Euch erzählen, wie das Ende der Reise verlief.

Die Nacht beim Kaid verging nur allzu rasch. Um vier Uhr klopfte es an die Haremsthür, es war der Spahi, der zum Aufbruch mahnte. Eilig wurden unsere Sachen zusammengepackt; es gab weder Frühstück noch frisches Wasser für die Morgentoilette, denn die Meute der Wächterhunde tobte noch um das Haus, und Niemand wagte sich in der Dunkelheit zum Brunnen. Während die Pferde gesattelt wurden, saß ich mit Adalgisa auf der Thürschwelle am Hof und sah in die Dämmerung hinaus, wo die Sterne vor den ersten Strahlen der Morgenröthe erblaßten.

Es mag für Europa wahr sein, daß die Welt ein Kerker ist, und Freiheit und Unendlichkeit nur in der Menschenseele zu finden sind. Hier liegt die Welt weit und grenzenlos vor uns, und wir sind es, die die Enge und Convention mit uns umhertragen. —

Wir stiegen zu Pferde, nahmen von unserem Gastgeber Abschied und ritten nun in der frischen Morgenluft fröhlich den Bergen zu. Adalgisa folgte im „Phaeton", der jedoch weit hinter uns zurückblieb und bald unseren Blicken entschwand. Es begegneten uns eine Menge berittener Araber, die zum Dienstags-

markt nach dem Funduk des Kaid zogen und den ihnen wohlbekannten Doctor freundlich begrüßten. Am Fuß des Gebirges, wo die Straße zur Hamada hinaufführt, liegt unter reichbelaubten Oliven das Dorf Elles, „die Oleander", nach den schönen rothblühenden Büschen so genannt, die das Bett des vorbeifließenden Baches einfassen. Die niedrigen Hütten sind aus rohem Stein erbaut, hie und da stützt eine römische Säule den Eingang zu dem höhlenähnlichen Bau. — Die Vegetation des, zu einer schmalen Schlucht sich öffnenden Bergabhanges, an den das Dorf gebaut ist, übertrifft an Frische und Ueppigkeit Alles, was ich bis jetzt in Tunesien sah. In dem vor Winden geschützten Thal haben sich die Oliven und Karubenbäume in schönen Formen entfaltet und werfen tiefe Schatten auf das zarte Grün, das den Boden bedeckt. Am Wege liegen Riesendolmen, Grabkammern aus punischer Vorzeit, die den Dorfkindern zum Tummelplatz ihrer Spiele dienen. Wir eilten vorüber, immer bergan. Mein arabisches Pferdchen, ein Rothfuchs mit weißem Schweif, setzt seine Hufen so sicher wie ein Maulthier auf den felsigen Grund. Je höher man steigt, desto steiler wird der Pfad, die Bergwände heben sich rechts und links in Tafelform. Oben kreisen Adler und Lämmergeier um die Felsspitzen, die in zartem Gelbgrau glänzen. Ueberall herrscht dieselbe Harmonie der Farben: weißlicher Rosmarin mit mattblauen Blüthen, blaugraue Scabiosen und Haide mit rosigen Dolden, seegrünes Halfagras und stachlicher, schwarzgrüner Wachholder bedecken die Abhänge. Die Luft ist würzig und klar, Lerchen steigen singend zum Himmel auf. Links führt ein Pfad zu dem Dörfchen Magroua, von seltsamen antiken Steinen eingefaßt; noch ein Stück Wegs, und die Höhe ist erreicht. Bergwände, nackt und kahl, schließen den Blick nach Norden ab, ein Feld von Steinen liegt vor uns, — im Südosten breitet sich die Hochebene aus, in der man deutlich die Ruinen der antiken Stadt Macter erkennt, rings schließt ein Kreis von Bergen das Bild ein. Wir sind 3500 Fuß hoch.

Es war elf Uhr geworden, die Sonne brannte herab auf das Geröll. Als wir um die letzte Felswand bogen, zeigte man mir eine Gruppe von Oliven und niedrigen Hütten, unseren neuen Wohnort. Die Glieder waren mir steif nach dem zweitägigen Ritt, wir sehnten uns nach Ruhe und Kühle unter einem schützenden Dach. Während wir uns auf einem nothdürftig hergerichteten Lager ausruhten, sollte unsere arme Piemontesin manches Abenteuer bestehen. Unter unsäglichen Mühen war ihr Fuhrwerk nach zwölfstündiger Fahrt in Elles angekommen, dort stürzte der Wagen um, die Pferde versagten den Dienst, und hätten wir nicht einen Reiter hinuntergeschickt, um die Verlorene zu suchen, sie säße noch auf dem Dolmenstein am Weg, ohne Nahrung, nicht aus, nicht ein wissend. Bei Nacht und Nebel kam sie hinter ihrem Beschützer auf dem Pferde reitend an, mich mit den Worten begrüßend: „cospetto, che diavolo d'un paëse!"

IV.

16. October.

Draußen tobt der Wind, Regen und Nebel hüllen uns ein, die Wolken lagern vor den Fenstern. Ich kann nicht ins Freie, denn der Sturm hält die Thüre zu; so will ich meinen Nachmittag benutzen, Euch in unser Leben hier oben einzuführen.

Bis jetzt habe ich wenig von der Außenwelt gesehen — die Einrichtung unserer Hütte nahm mich ganz in Anspruch. Nur ein einziges Mal konnte ich eine kleine Entdeckungsreise in die Felsen unternehmen, bis an den Abhang, der wenige Schritte vom Hause steil in die Tiefe abfällt. Unten fließt ein Bach, der, jetzt nach den Regengüssen, in Cascaden schäumend bis ins Thal stürzt, wo er zwischen Brombeer- und Jelängerjelieber-Ranken ein natürliches Bassin bildet, um dann als friedliche Quelle die Ebene zu bewässern. Aus dem Fenster, an dem ich schreibe, sehe ich ihn an sonnigen Tagen wie einen Silberstreifen am Fuß der Bergkette. Jetzt liegt ein dichter, weißer Wolkenschleier über der ganzen Natur. Die Hühner auf dem Hofe sitzen frierend unter der Dachkante, kein Mensch wagt sich hinaus. — Gestern, während Adalgisa eine „bugata", d. h. große Wäsche machte, räumte ich meine Küche ein, einen winzigen Raum, dessen Thür auf die Felsen mündet, so daß man drinnen fast wie im Freien dem Regen und Sturm ausgesetzt ist. Als ich, um einen aus Latten gefügten Schrank umzustellen, mein Geschirr draußen auf einen Tisch gesetzt hatte, ergriff der Wind die Schüsseln, und hätte ich mich nicht mit ausgebreiteten Armen, um Hülfe rufend, darüber gelegt, so hätten sie alle das Schicksal eines Tellers gehabt, der über eine steinerne Mauer hinweg in den Abgrund flog. Adalgisa wurde fast den Berg hinuntergeweht, wie sie nach Wasser zur Quelle steigen wollte. Ein Hirt rettete sie. Für hier zu Lande ist ein Mädchen dieser Art Goldes werth. Sie kennt die Araber, da sie vier Jahre bei Gabes in der Wüste, als Wäscherin für französische Truppen, lebte, hat die guten Eigenschaften, über nichts in Erstaunen zu gerathen, sich nie allzu sehr zu eilen und als Devise die Worte: „pazienza, pazienza."

Trotz der herbstlich grauen Tage sind wir nicht so allein, als Ihr denken mögt. Alle Augenblicke klopft es an die Thür, und es erscheint eine Gestalt in weißen Gewändern, die uns freundlich begrüßt. Es sind Scheiks und Stammälteste der Umgegend, die, hoch erfreut, arabisch sprechen zu können, und eine kleine Büchersammlung zu finden, sich bei uns die Zeit vertreiben die wohl nirgends in so reichem Maße vorhanden ist, wie hier zu Lande. Meine „Tausend und eine Nacht" in den rothen Lederbänden wandert von Hand zu Hand, der schön geschriebene Koran wird bewundert. Man sitzt im Kreise bei einem Täßchen Kaffee, und die Unterhaltung geht ihren Gang. Kadi und Mufti, zwei alte Brüder mit ehrwürdigen weißen Bärten, goldenen Brillen auf den Hakennasen und gelben Schnabelschuhen an den Füßen, erzählen von Mekka und der Pilgerfahrt, von den Wundern der Kaaba und der bunten Gesellschaft der Wallfahrer, die sich dort versammelt. Bel-Kassem, ein sieben Fuß langer Riese aus dem Dorfe Elles, unterweist uns in Grammatik und Metrik, sein jüngerer Bruder Tajeb liest uns mit glühendem Interesse die „Reisen des Sindbad" vor. Donnerstags erscheint die Esaugestalt Ibrahim's mit einem Hasen im Jagdnetz; er ist „rauh" wie der biblische Jäger, trägt immer seine Steinschloßflinte auf dem Rücken und gäbe statt um ein Linsengericht seine Erstgeburt um ein Pfund Pulver weg. — Neben ihm fehlt selten ein altes Weib mit einem einzigen Zahn, das ich die „Hexe von Endor" getauft habe. Sie weiß mit einem schwarzen Huhn, am Freitag geschlachtet, die Eingeweide auf einen Kreuzweg gestreut, alle Krankheiten zu

heilen, was sie jedoch nicht abhält, für ihre eigenen Leiden den Arzt aufzusuchen. — Morgens früh, wenn ich mein Fenster öffne, sehe ich Scharen von Beduinen mit Weibern und Kindern am Hause hocken, und wenn ich über den Hofplatz gehe, halten sie mich am Kleide und flehen um Arznei. Die Leute kommen stundenweit her, wie die Weisen aus dem Morgenland, weil sie gehört haben, der Doctor sei wieder da. So trug eine uralte Großmutter ihre vierzehnjährige lahme Enkelin auf dem Rücken hier herauf. Ein Hirt brachte sein Töchterchen, das ein Pferd am Kopf verletzt hatte; die Wunde war mit Fett und Honig verklebt, nach arabischer Sitte, und heilt dennoch aufs Beste. Ein Anderer führt seine schöne blasse, mit Schmuck bedeckte Frau auf einem Eselchen her, das Kind auf den Rücken der Mutter gebunden, eine Illustration zu der Flucht aus Aegyptenland.

Freitags ist Markttag. Unter den Oliven im Thal sind kleine Zelte aufgeschlagen, darinnen halten die Beduinen ihre Waaren feil. Gemüse, Obst, Thonwaaren und einige wenige Baumwollenstoffe, messingener Schmuck, Nägel, Zwirn und Kameelwolle liegen sorgfältig ausgebreitet in Reihen da. An einem Ende werden Hammel und Kälber, an einem anderen Hühner ausgeboten. Ein dichter Kreis von gekoppelten Eseln, Maulthieren und Pferden umgibt den Platz. Das Stimmgewirr der feilschenden Menge, das Wiehern der Pferde, das Brüllen des Viehes tönt bis zu uns herauf. Als ich letzten Freitag unten war, erregte es einiges Aufsehen. Mancher mochte nie eine Europäerin gesehen haben; ein junger Bursche entfloh, als ich ihn anredete. Um ein paar Nägel zu erstehen, kam ich an das Zelt eines lustigen Alten, der wie ein Pascha unter seiner Waare saß und schlechtweg „bon sei“ (Vater sechs) genannt wurde, weil er an jeder Hand sechs Finger hat.

Nun habe ich Euch unsere hiesige Gesellschaft gemalt, es fehlt nur noch die Beschreibung der Thiere, die zum Hause gehören, des Schakals an der Kette, des gelben Beduinenhundes, der häßlich ist, aber treu wie der Pudel des Just, der zierlichen Gazelle. — — Doch da klopft es schon wieder an die Thür. Ein Windstoß, Regen und Kälte dringen herein, und mit ihm ein grauer Burnus und Riesencapuze, auf hohen Stiefeln. Es ist unser Freund Muhammed-el-Barni, dessen Geschichte ich für ein andermal aufhebe.

V.

21. October.

Nach Stürmen ohne Ende war heute der erste schöne Tag, und wir konnten endlich unseren Plan ausführen, die Ruinen von Macter zu besuchen. Bei strahlendem Himmel und warmem Sonnenschein brachen wir Nachmittags um zwei Uhr auf und ritten bergab nach der Ebene zu, in der die Feigenbäume und Oliven von Macter mit ihrem Grün wie eine Oase von Weitem erkennbar sind. Hier sind die Abhänge nur mit Heidekraut und Halfa bestanden und jetzt nach den ersten Regen von winzigen lila Crocus wie besäet. — An einem so herrlichen Tage, in frischer Bergluft den Blick in die schöne Ferne gerichtet, in den Sonnenschein hinausreitend, dachte ich an die Worte des Tieck'schen Liedes, daß es „keinen je gereut hat, der ein Roß bestiegen.“ — Bevor man das Dorf Macter erreicht,

muß man dreimal durch einen Bach hindurch, der in vielfachen Windungen über Steine rieselt; dann noch ein Stück Weges bergan, und man sieht schon den großen Triumphbogen sich gegen den Himmel abzeichnen. Unter Feigenbäumen liegen ein paar Zelte und niedrige Hütten aus Trümmersteinen der antiken Stadt gebaut; Hunde stürzten daraus hervor, auf unsere Saada, die unzweifelhaft zerrissen worden wäre, hätte nicht das Gebell ein paar Frauen herbeigelockt, die mit Steinen die Angreifer verscheuchten. — Jenseits eines zweiten Baches, dessen stürmischer Lauf ein tiefes Bett in den Boden gegraben und einen römischen Bogen bis auf halbe Höhe versandet hat, breitet sich die Trümmerstätte aus. Ein so eigenartig malerisches Bild von Größe und Unberührtheit, wie in dem modernen Italien keines mehr zu finden ist. Soweit das Auge reicht, steht Säulenstumpf an Säulenstumpf, dazwischen sind Grabsteine mit Inschriften aufgerichtet, Mauerreste, Quadern von schönstem Ebenmaß erheben sich aus dem mit Steinen übersäeten Boden; ein Tempel, der Diana geweiht, weiterhin ein zweiter Triumphbogen, ein hoher, schön erhaltener Thurm mit Basreliefs zeugen für die einstige Bedeutung der Stadt.

In einem der Bögen hat der französische Controleur-civil sein Bureau eingerichtet. Es war gerade Markttag und die Kades und Chalifs der Umgegend bei ihm versammelt. An den Säulen hielt sich ein Troß von Dienern und Neugierigen in bunter Tracht, die schön gesattelten Maulthiere und Pferde am Zaum führend. Die Straße verfolgend, kommt man an einen massiven, dunkelfarbigen Bau, wohl ein frühchristliches oder gar mittelalterliches Befestigungswerk, dessen Thürme gestürzt und dessen Mauern geborsten sind. In eine Wölbung dieser Räume hat der französische Beamte sein Wohnhaus gebaut. Im Hofe, zwischen Torsen und Inschriften, tummelte sich ein lustiges Völkchen von Federvieh, neben einer Togafigur schlug ein Pfau sein Rad. Am Thor lagerten einige mit Reisig beladene Kameele, mit dem ihnen eigenthümlichen Ausdruck von überlegener Ruhe und Selbstzufriedenheit Cactusblätter kauend, wobei ihre eisernen Amulette gegen den bösen Blick wie Herdenglocken leise läuteten. — Wir streiften lange unter den Steinen auf den Feldern umher, bis die sinkende Sonne an den Heimweg mahnte. Die einst von Römern erbaute Straße führt auf einem Umweg gegen Westen wieder zur Hamada zurück. Noch lange, als Macter schon in der Dämmerung hinter uns versunken war, begegneten uns auf jedem Schritte Spuren der Vergangenheit. Der Eindruck der weiten Fläche im Frieden eines Kirchhofes war groß und nachhaltig. Schweigend ritten wir bei einbrechender Nacht den Bergen zu, manchen Hügel hinauf und steinigen Pfad hinab, wo es galt, fest im Sattel sitzen und sein Pferd halten, denn es scheute vor den Schatten, die über den Felsspalten lagerten. Das Licht der in dem nächtlich blauen Himmel leuchtenden Sterne diente uns als Führer; der röthliche Mars warf so blendende Strahlen, daß mir die Augen flimmerten bei dem grellen Contrast mit der umgebenden Dunkelheit, und der Weg vor ihnen verschwand. Ich dankte Gott, als wir glücklich oben anlangten, wo uns Adalgisa mit der Lampe und einer Schüssel genuesischer „ravioli“ erwartete.

Jetzt ist es Nacht, wir haben unser Oefchen geheizt, denn draußen ist es kalt. Während ich schreibe, fällt ein Schuß, es wird einer der Nachbarn sein, der auf

einen Schakal schießt. Es wimmelt hier von solchen Thieren, zumal am Markttag, wo sie unter den Oliven ihre Nahrung suchen. Manchmal schleichen sie gar bis an die Küchenthür und erschrecken die ahnungslose Piemontesin, die am Herde hantirt.

VI.

30. October.

Wir haben Gäste zum Frühstück gehabt. — Um sie, und vor Allem ihre religiöse Ueberzeugung zu ehren, war Alles auf gut muselmännisch mit Oel zubereitet. Adalgisa meinte allerdings, ich mache zu viel Umstände, die Araber seien alle „cassatesti", würden doch nicht zufrieden sein und die Hälfte stehen lassen; ich aber wollte die europäische Gastfreundschaft zu Ehren bringen und hörte nicht auf ihren Rath. Der Tisch war sauber gedeckt mit weißer Serviette und meinem besten Silberzeug. Um elf erschienen die Geladenen. Bel-Kassem aus Elles mit seinem Bruder Tajeb und Herr Salem-Debbich, ein Häuptling der Ouled-Ajar. Bis es Zeit zum Essen war, wärmte man sich am Ofen, und Bel-Kassem las laut das Märchen von dem „Schneider und dem Buckligen" aus Tausend und eine Nacht vor, was die Anderen mit offenem Munde anhörten. Dann wurde aufgetragen, und man setzte sich zu Tisch. Kaum war das übliche „bismillah" gesprochen, so ergriff schon Tajeb die Wasserflasche, um sie an den Mund zu führen, während die übrigen Gäste es sich angelegen sein ließen, jedes Stück Tischgeräth einer genauen Prüfung zu unterziehen und an einen falschen Platz zu stellen. Mit den Speisen ging es nicht besser; sie wurden berochen und nach rechts und links gewendet, keiner wagte sich daran. Sich verstohlene Winke gebend und leise Gebete murmelnd, griffen sie endlich zu. Der Gabel ungewohnt, mußten die Finger ihre Stelle vertreten. Bald zeigte das Tischtuch allerlei Spuren des Genossenen. Doch unsere Gäste waren durchaus nicht befriedigt, was ihre Blicke deutlich ausdrückten. Als ich gar wagte, ihnen ein Hühnerragout vorzusetzen, und dabei auf dringende Fragen gestehen mußte, daß das Huhn nicht im Namen Allah's geschlachtet war, ließen sie es mit Verachtung stehen. Schließlich hoben sie die Tafel auf, als es ihnen beliebte, winkten durch das Fenster ihre Sippe herbei und tractirten sie mit Kuchen, indem sie einstimmig versicherten, mein Gebäck sei nichts werth und ihr eigenes viel besser.

Ich habe geschworen, daß es das letzte Mal ist, daß ich mir solche Gäste lade.

VII.

30. November.

Früh um acht Uhr sind wir mit Frühstück und Zeichenbuch in der Satteltasche fortgeritten nach der Römerstadt Zenfour, die, fünfundzwanzig Kilometer weit, unten in der Ebene liegt. Es ging durch ein enges Seitenthal, das rechts und links von Felsen eingefaßt ist, langsam über Geröll einen sich windenden Pfad bergauf und endlich den Nordabhang des Gebirges hinunter ins Felsenthal von Elles. Dort hängen wildgeformte Steinblöcke über den schmalen Fußsteig, als wollten sie den Wanderer zerschmettern. Der unten fließende Gebirgsbach hat

tiefe Höhlen ins Gestein gegraben, die von Geiern und Adlern bewohnt sind. Gegenüber, an einem natürlichen Felsenthor, hat ein Hirt seinen Wohnsitz aufgeschlagen und kauerte flöteblasend im Schatten desselben. Der Morgen war herrlich, überall Lerchengesang, rauschende Bäche, Pinien und Eichen im frischen Grün, darunter blühendes Haidekraut in Menge. Nach einer Stunde war Elles erreicht. Wir riefen am Ausgang des Dorfes einen pflügenden Beduinen an, um uns den Weg zu weisen unter den vielen, die die Ebene durchkreuzen und trabten noch zwei gute Stunden, ehe die Ruinen von Zenfour vor uns lagen. An einem Bogen von Riesendimensionen machten wir Halt, banden unsere Pferde an und theilten das Frühstück. Ich kann sagen, daß nirgends in der Welt man so gute und glückliche Stunden verlebt als in dieser afrikanischen Einsamkeit, unter freiem Himmel, an einem klaren Herbsttag. Der Gedanke an den grauen nordischen Himmel, an das Treiben der Großstädte, an die moderne Hast, mit der dort so Mancher sein Leben dahinbringt, hebt nur die Freude an der Ruhe, Stille, Unberührtheit und Größe dieser wahren Natur. — In einem munter herantrabenden Reiter erkannten wir Freund Bel-Kassem. Er mußte sich zu mir setzen, ich machte eine Skizze als Erinnerung an den schönen Tag, und dann gesellten wir uns zu einem Häufchen Araber, die in einiger Entfernung Heuschreckeneier sammelten und aufschichteten, um sie dann zu verbrennen — ein Dienst, den ein Jeder thun muß, um der drohenden Landplage vorzubeugen. Schon früh hieß es wieder aufbrechen, um vor Nacht nach Haus zu gelangen. Wir ritten noch im Kreise um die großartige Trümmerstätte, bewunderten die schön gefügten Steine eines Palastes, dessen Mauern fast gänzlich erhalten sind, und eilten dann mit Bel-Kassem nach Elles zu. Die Sonne sank, als wir an der Mühle des Dorfs hielten und im Kreise der ländlichen Gesellschaft ein Täßchen Kaffee trinken mußten — erst bei dunkler Nacht kamen wir oben an, von unsern Pferden über manchen schmalen Steg sicher getragen.

So vergehen die Tage mit Umherstreifen in Berg und Thal. Heute sind wir wieder weit draußen gewesen und haben inmitten der Hochebene von Macter einen antiken Tempel entdeckt, den die Araber „das steinerne Haus" nennen, und weiterhin an einem malerischen Bach eine cyklopische Burg, von Cactus dicht verwachsen, wie Dornröschens Schloß. — Auf jedem Schritt sind die Römerstraßen erkennbar, die einst die großen Städte Macter, Mididi, Suakar und Zenfour verbanden. Mancher Mosaikrest tritt zu Tage, zumal wenn frischer Regen den Staub hinweggewaschen hat, jede Bodenerhöhung zeigt die Spuren einer einseitigen Befestigung. Im Thal sehe ich von meinem Fenster aus die Ruinen eines Aquäducts. Wir sind zu Fuß bis hinunter gestiegen über Stock und Stein, ein hohler Baumstamm liegt als Brücke über den Bach, der Weg ist weit und beschwerlich.

Ob je eine Menschenseele diese in den Felsen gefügten Bögen besuchte? Es blühen schon Erica, Gänseblümchen und brennende Liebe; die Meerzwiebel bekommt Riesenblätter. Dabei ist es Abends bitter kalt, und wir heizen unsern Ofen mit großen Knorren von Olivenholz, das uns auf Kameelsrücken aus dem Thal gebracht wurde.

VIII. 11. December.

Ich bin dem Bach in unserer Schlucht nachgegangen bis dahin, wo er lauwarm aus dem Felsen quillt. Auf den Bergspitzen liegt Schnee, der erste, den ich seit Jahren sah. — In der Felsschlucht, dort wo sie am breitesten ist, haben Beduinen ihr Zelt aufgeschlagen. Der Vater ist ein weißbärtiger Sechziger, eine Patriarchengestalt, in ein grobes, erdfarbenes Gewand gekleidet, mit einem Riemen gegürtet. Die Frau ist jung, ein Bild überquellender Frische und Gesundheit. Sie trägt ihr kleinstes, acht Monate altes Kind auf dem Rücken in ihrem aufgeschürzten Kleide. Früh, wenn sie auf Arbeit geht in die Berge, um Holz zu suchen, wird die kleine Mahbouba in diese Naturwiege gesetzt. Die Sonne scheint auf das Kind, der Regen durchweicht es, sitzend schläft es, sich mit den Händchen an das Kleid klammernd, und sollte es Abends einmal zu sehr durchfroren sein, so wärmt die Mutter es an einem Kohlenbecken. Der älteste Sohn, ein schöner siebenjähriger Junge mit schwarzem Kraushaar und einem schweren Silberschmuck im rechten Ohr, liegt seit Tagen krank am Fieber. Die Geschwister trinken die Suppe weg, die ich täglich hinschicke, und in Ermangelung von Milch, die hier im Gebirge selten ist, nährt ihn die Mutter abwechselnd mit dem Säugling. — In dem schwarzen Zelt, aus Kameelshaar gewebt, liegt auf der Erde ein Strohsack, darauf schläft Jung und Alt. Heute wurde der zweijährigen Fatma einziges Kleidungsstück, ein rothes Hemdchen, gewaschen, und das kleine braune Ding saß frierend und nackt auf dem Bettsack. Die Mutter kochte die Abendmahlzeit, Pfefferschoten auf Kohlen geröstet, die, mit Hirsebrot gegessen, auch den erstarrtesten Magen wärmen müssen.

IX. 19. December.

Wir haben den Dolmenberg von Hammam-Suakra besucht. In den Abhang über einem Bach, den eine römische Brücke mit dem jenseitigen Ufer verbindet, sind wie Bienenzellen Dolme an Dolme in die Erde gegraben. Von oben mit Riesenfelsplatten gedeckt, an den Seiten von eben solchen gestützt, bilden sie tiefe höhlenartige Gewölbe, die wohl einst als Grabkammern dienten. Manche darunter sind so wohl erhalten, ihre Mauern so sorgfältig behauen, daß sich vermuthen läßt, die Römer hätten sie angelegt, die Bauform der Urbewohner des Gebirgs nachahmend und vervollständigend. — Ein Beduine gesellte sich zu uns und bot uns in einer hölzernen Schale saure Ziegenmilch an. Er zeigte uns auch eine in den Bach gestürzte Inschrift und meinte, Allah's Fluch läge über den „Gläleb" (Dolmen), und eine Pest habe die einstigen Bewohner hinweggerafft. — Von der Römerstadt am andern Bachufer stehen noch Wartthurm und Brückenpfeiler, im schön erhaltenen Triumphbogen wohnt eine Araberfamilie, in den Gewölben der unterirdischen Wasserleitung ist das Vieh untergebracht. — Der Tag war grau, und drohende Wolken sammelten sich um die Bergspitzen. Auf dem Rückweg zur Höhe kamen wir bei unsern Beduinen vorbei und sahen ein malerisches Bild. In dem dunklen Zelt brannte ein Oellämpchen, bei dem flackernden Schein kämmte die Mutter ihr langes schwarzes Haar und sang dazu. Die Kinder lagen in tiefem Schlafe auf dem Strohsack, der Vater kauerte, regungslos den Rosenkranz abbetend, in einer Ecke. Abd-es-Selam, der kleine Patient, ist in der Besserung, die Mutter hat ihm vom Markt messingene Ohr-

ringe mit bunten Glasperlen und ein Hirtentäschchen mitgebracht, auch ein paar Schnürstiefel, die liegen neben ihm, und er sieht sie mit strahlenden Augen an.

Das Lied der Frau habe ich aufgeschrieben, es ist schön im arabischen Text — hier die Uebersetzung:

Arubi.

In der Sabbathnacht
Währte die Seligkeit,
In der Sonntagsnacht
Mußten wir scheiden.
War je eine Nacht
Süßer denn sie?
Anmuthsvoll barg sich
Die Sonne im Dunkel,
Eilete nicht
Dem Aufgang zu.
Ich aber gramvoll,
Tags nach der Trennung
Schnitt mir die Hand.
Doch wie der Arzt
Prüfend sie faßt:
„Was fühlst Du die Hand?
Schmerzt's doch im Herzen."
Und der Arzt:
„So trinke,
Wasser von Rosen."
Und ich: „Was helfen
Holz mir und Dornen?"
Er wiederum: „Schlürfe
Saft von der Rebe."
Und ich: „Was kommt mir
Von Weinstock und Traube?"
„Nun denn, so nimm
Honig, den süßen."
„Kam Heilung je
Von Bienenwaben?"
Da sprach der Arzt:
„Dich dürstet nach
Wasser der Liebe."
Und ich als Erwid'rung:
„Wahrlich, o Herr,
Von ihr allein,
Von ihren Lippen
Trink' ich Genesung!"
Thränen, fluthenweis,
Dunkeln darob
Dem Weisen das Aug'.
Weinend spricht er:
„Allah, fürwahr!
Trennung schaffend,
Ewig, allmächtig.
Allah einzig
Heilet allein!"

(Schluß im nächsten Heft.)

Neue Briefe von Gentz.

Mitgetheilt
von
Eugen Guglia.

In dem Nachlaß des 1889 zu Venedig verstorbenen k. k. Generalconsuls Alexander Freiherrn v. Warsberg fand sich eine Anzahl noch ungedruckter Briefe Friedrich's v. Gentz. Warsberg, der sich der Freundschaft des greisen Prokesch-Osten erfreut hatte, war wie dieser ein enthusiastischer Verehrer des großen deutschen Publicisten, er sah in ihm einen Lehrmeister auch für die politischen Schriftsteller der Gegenwart. Unablässig ging er darum den Spuren seines Lebens und Wirkens nach, und als er im Ministerium des Auswärtigen zu Wien dreiundzwanzig ungedruckte Schreiben desselben an Pilat fand, nahm er sorgfältige Abschriften davon. Ein ganz außergewöhnliches Glück aber sah er darin — so äußerte er sich noch kurz vor seinem Tode gegen den Schreiber dieser Zeilen — daß er im Februar 1889 durch eine Schenkung in den Besitz von mehr als dreihundert Originalbriefen von Gentz gelangte, von denen bis dahin kein einziger veröffentlicht worden war. Einige wenige von diesen sind gleichfalls an Pilat gerichtet, die meisten an die Gräfin Eleonore Fuchs.

Was die letzteren betrifft, so sind sie von ziemlich geringem Interesse für ein größeres Publicum: es sind beinahe nur Verabredungen für den Tag oder Abend zu einem Diner, einer Spielpartie, einer Ausfahrt, selten nur fällt ein Wort über Tagesereignisse, Bücher, Begegnungen. Eine kleine Auswahl haben wir übrigens bereits in der Wiener „Neuen Freien Presse" (Nr. 9651 und 52, vom 10. und 11. Juli v. J.) veröffentlicht. Dagegen dürfen die Briefe an Pilat auf Theilnahme in weiteren Kreisen rechnen: wir wollen von den sechsundzwanzig Briefen (ein Original, die übrigen Abschriften) hier einige vorlegen.

Die Beziehungen von Gentz zu Josef Anton Pilat sind längst bekannt. Aus Pilat's Nachlaß hat schon 1868 der früh verstorbene Heidelberger Professor Karl Mendelssohn-Bartholdy zwei Bände höchst interessanter Briefe an Gentz veröffentlicht. Erinnern wir hier daran, daß Pilat, geboren 1782 zu Augsburg, schon 1804 zu Berlin als Privatsecretär in Dienste des Grafen Metternich getreten war, diesen zwei Jahre später auf seinen Pariser Botschafterposten begleitete und 1811 die Redaction des „Oesterreichischen Beobachters", die bis dahin Friedrich Schlegel geführt hatte, übernahm. Gentz nun schrieb sehr viel für den „Beobachter". Diese Zeitung war das Organ, durch welches das österreichische Cabinet — nach dem Ausspruch des Fürsten Metternich — auf die Stimmung in Deutschland und in Europa zu wirken gedachte. So verband die beiden Männer zuerst ein geschäftliches Verhältniß; bald

aber wurde daraus ein sehr persönliches: Gentz lernte den jungen Pilat kennen und lieben, er nahm an allen seinen Bestrebungen Antheil, hörte gerne seine Meinung, wies ihn zurecht, wo er ihn auf Irrwegen glaubte, war ihm ein eifriger und milder Lehrer auf dem Gebiete der Politik. Dabei konnte es nicht fehlen, daß er manchen charakteristischen Zug im Wesen des Freundes berührte — wie Pilat war, erfahren wir vor Allem aus den Briefen von Gentz an ihn: „Sie leben und weben in einem bestimmten politischen System," schrieb er ihm 1813; „Sie nähren noch den jugendlichen Wahn, daß die Dinge sich nach unserem Willen fügen müssen, und daß man mit einigen allgemeinen Principien die Welt regieren kann." Häufig macht ihm Gentz auch Vorwürfe über die Art, wie er seine Auffassung zur Geltung zu bringen sucht: „Ihr oft bis zur Verletzung aller äußeren Formen getriebener Ungestüm", lesen wir in einem Brief von 1821, „der allerdings befremdende Ton, worin Sie mir Tag für Tag Ihre Unzufriedenheit mit Allem, Ihre bitteren Klagen, Ihre finsteren Besorgnisse und hauptsächlich Ihre Belehrungen adressirten, hat mich mehr als einmal geärgert; ich glaubte aber durch beharrliche Mäßigung und Ruhe Sie nach und nach von diesem falschen Wege zurückzuführen. Dies ist mir so wenig gelungen, daß Sie den Contrast zwischen Ihren Briefen und den meinigen nicht einmal bemerkt zu haben scheinen." Aber Gentz vergißt nicht, am Ende sowohl dieser wie anderer ähnlicher Briefe hinzuzusetzen, daß ungeachtet aller strengen Aeußerungen seine freundschaftlichen Gesinnungen und seine herzliche Zuneigung für Pilat nicht die geringste Aenderung erleiden können.

Die Ergänzungen des Gentz-Pilat'schen Briefwechsels, die wir heute dem Publicum vorlegen, lassen weder das Verhältniß der beiden Männer in einem neuen Lichte erscheinen noch erfahren wir aus ihnen bis jetzt unbekannte Thatsachen ihres Lebens oder ihrer Zeit. Aber sie liefern neue Züge zu ihrer Charakteristik und werden Vielen darum willkommen sein; insbesondere haben, was Gentz betrifft, gerade die reichen Publicationen der letzten Jahre um diese Persönlichkeit aufs Neue so sehr den Reiz des Geheimnißvollen gebreitet[1]), daß jedes Wort von ihm, und wäre es auch über den gleichgültigsten Gegenstand, als ein werthvolles Document seines Wesens angesehen und festgehalten werden muß.

Der erste von den Briefen, die wir hier vorlegen, stammt aus dem Jahre 1819. Denn der Artikel von Görres, der darin erwähnt wird, erschien nach der Blutthat Sand's unter dem Titel „Kotzebue und was ihn gemordet". Darin nennt Görres jene That des „Himmels Zeichen" und einen „warnenden Boten"; er prophezeit, das Blut Kotzebue's werde über diejenigen kommen, „die dem Volk den Preis seiner Anstrengung geraubt." Börne's „Wage" erschien von 1818 bis 1821.

I.[2])

Ich wünsche zu hören, wie Sie sich die schändliche Wetter-Revolution erklären, die sich seit vorgestern Abend zugetragen hat. Mich hat nie eine Erscheinung dieser Art mehr deconcertirt.

Weit wichtiger und betrübender ist freilich die fortschreitende Verkehrtheit und Verruchtheit der Menschen, wovon jedes neue Blatt neue Beweise liefert. Ich schicke Ihnen hier die zwei letzten Hefte der Wage. Sie finden darin den Aufsatz von Görres, der Sie gewiß nicht erbauen wird. Er enthält nicht einmal eine einzige neue Ansicht, nichts als den zweischneidigen Bombast, den uns die Rheinischen Blätter, die Mainzer Zeitung und andere solche Kirchenlichter schon bis zum Ueberdruß vorgesetzt hatten, dabei die hohle, dumpfe, drohende Prophetensprache, die immer Unglück verkündigt, ohne je anzudeuten, wie man ihm denn eigentlich entgehen soll. — Eine gewisse Neutralität zwischen Ultras und Liberalen, aber mit unverkennbarer

[1]) Hauptsächlich durch die Veröffentlichungen aus dem Nachlaß des Fürsten Metternich.
[2]) Abschrift.

Neigung, sich an die Spitze der Letzteren zu stellen, wenn sie ihn nur anerkennen wollen. Viele Stellen sind so dunkel, daß ich Sie nicht verstanden habe.

Weit mehr wird Sie der Artikel von Börne über seine Censur-Streitigkeiten unterhalten. Er ist voll Witz und enthält viel treffende Wahrheiten, auch sehr lustige Anekdoten, die Ihnen besonders Spaß machen werden. Seine Aeußerungen über das österreichische System sind sehr merkwürdig und verdienen ernsthaft erwogen zu werden.

G.

Hieran reihen wir ein undatirtes Schreiben aus dem Jahre 1827: die Stelle über Lord Liverpool verräth uns das Datum: denn dieser war im Juni 1770 geboren, stand also zwischen 1826 und 1827 in seinem siebenundfünfzigsten Jahr. Im Februar 1827 ist er einem Schlaganfall erlegen, und dies gab eben dem „Beobachter" Anlaß, ausführlich von seiner Person zu sprechen; in der Nummer vom 4. März (wohl am 3. Abends bereits ausgegeben) findet sich die von Gentz gerügte Angabe, der Lord stehe im 76. Jahr (nicht im 57).

II. [1])

Wie Sie mit dem Fürsten über meine dumme Gutmüthigkeit lachen mögen! „Er klagt und tobt, zuletzt aber schreibt er, wenn man nur nicht losläßt." N'importe! Ich liefere hier ab, was ich einmal versprochen hatte. Viel Ehre werde ich nicht damit einlegen. Die rechten Liebhaber werden diesen Eingang kalt, der Fürst vielleicht pedantisch, excusatio non petita u. s. w. finden. Aber — si populus me sibilat, ego mihi plaudo — auch lateinische Verse zu citiren höre ich nie auf, obgleich Canning es thut — mihi plaudo (beinahe werde ich ein Fürst Dietrichstein) über die Geschicklichkeit, mit welcher ich Cobett's Schwert über dem Haupte des Verbrechers aufhänge, ohne es jedoch fallen zu lassen. Zuletzt kommen wir doch noch bis zur Höhe des Cobett.

Daß Lord Liverpool 76 Jahre alt sei, ist ein grober Fehler im heutigen Beobachter. Er ist in seinem 57. Jahre.

Ich wünsche, daß Sie sich von der lächerlichen Rubrik der sogenannten Axiome baldigst losmachen mögen. Die Auswahl scheint mir überdies nicht glücklich zu sein. Und wer fragt nach Herrn von Rongé und von Curzay [2]). Gentz.

Ich habe gestern Abend, da der Fürst bei mir war, auf das Wort Axiom zu sticheln begonnen, mochte aber nicht zu weit gehen, weil zufällig auch Müller dabei saß. Da ich es ihm indeß nicht gern schenken möchte, so sehen Sie zu, ob Sie ihm bono modo die beiliegende Note applicíren können, wohl zu verstehen, als ob ich Sie gestern gleich nach der Lectüre des Beobachter geschrieben hätte. (NB. Beilage zu dem vorstehenden Brief.)

Sonnabend 3. März.

Das Wort Axiom ist bei Ihren Auszügen aus den französischen Blättern übel angebracht.

Axiome sind (im System des Euklides, als woher das Wort stammt) Sätze, die ihre Wahrheit in sich selbst tragen und keines Beweises bedürfen, zum Unterschied von Theoremen, welche demonstrirt werden müssen. Der Satz: „daß die gerade Linie der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten sei", ist ein Axiom; der, daß in jedem rechtwinkeligen Dreieck das Quadrat der Hypothenuse dem der beiden Katheten gleich sei, ist ebenso unumstößlich gewiß, und doch kein Axiom.

Im Felde der moralischen Wissenschaften muß man mit dem Worte Axiom sehr behutsam umgehen. Daß es kein besseres Mittel zur Beschränkung der Preßlicenz gibt als Censur, hat gewiß in meinen Augen den Werth einer evangelischen Wahrheit; ein Axiom ist es aber durchaus nicht.

---

[1]) Abschrift.

[2]) In der Abschrift steht Curpayl; es ist ein Fehler des Copisten.

Noch unschicklicher ist es, das Wort auf lange declamatorische Stellen anwenden zu wollen, wie Sie heute mit einer Rede des Herrn Peyronnet gethan haben, die übrigens im Munde des Erfinders der neuen Preßgesetzgebung seltsam genug klingt.

Gentz.

In einer Rede von Frénilly kommt die einfache, aber vortreffliche Bemerkung vor, daß es sich eigentlich bei diesen Debatten nicht um die Freiheit der Presse, sondern um die Herrschaft der Presse handle.

Das nenne ich allenfalls eine Sentenz, welches Sie durch das übel angebrachte Wort Axiom vermuthlich ausdrücken wollten.

Dieser Brief bedarf einer Erklärung. Eben damals, im Februar 1827, tobte in der französischen Kammer der Streit um das Preßgesetz. In den Berichten, die der „Beobachter" hierüber brachte, waren vornehmlich die Reden der royalistischen Deputirten berücksichtigt, einzelne Stellen, die der Redaction die politischen Grundsätze der Partei, und also auch ihre eigenen, schlagend auszusprechen schienen, unter einer besonderen Rubrik mitgetheilt: so finden wir in der Nummer vom 4. März aus der Rede des Herrn Curzay den Satz: „Sobald irgend etwas eine gewisse Faction verletzt, so präludirt sie mit Petitionen, welche sie bestellt, und endigt mit Insurrectionen, welche sie besoldet," oder: „Auch das Volk hat seine Höflinge und Schmeichler."

„Axiome" kann man dergleichen freilich nicht nennen, aber wir finden nicht, daß der „Beobachter" diese Bezeichnung gebraucht; vielleicht hat sie Pilat in einem gleichzeitigen Brief verwendet?

Die Auszüge schließen bereits mit der Nummer vom 7. März.

Von einem Schreiben, dessen genaue Datirung uns nicht gelungen ist, das aber jedenfalls aus den letzten zwanziger Jahren stammt, theilen wir nur den Eingang mit, weil er einige interessante Personalnotizen enthält. Wir bemerken gleich hier, daß Josef Acerbi von Castel Goffredo in Alexandria, Peter Questiaux in Smyrna und Friedrich Leopold von Hauenschild auf Corfu österreichische Generalconsuln waren. Ihren Namen begegnen wir häufig auch in anderen Gentz'schen Briefen der Zeit.

III.[1])

Hierbei die Berichte aus Constantinopel. Bei Weitem das Interessanteste sind die Berichte von Acerbi und Questiaux, von welchen Sie gestern — ich weiß nicht warum — sehr despectirlich sprachen. Acerbi's[2]) Bericht ist eben kein Meisterwerk von Schreibart, doch sein Empfang in Alexandria recht pittoresk. An Questiaux haben wir einen trefflichen praktischen Geschäftsmann gewonnen; dieser einzige, kurze Bericht hat in meinen Augen mehr Werth als ein ganzer Jahrgang Hauenschild'scher Poesie.

Der folgende Brief, wohl der interessanteste unserer Sammlung, führt uns in die religiösen Controversen, die Gentz sowohl mit Pilat wie mit Adam Müller gerne pflegte. Beide Freunde waren katholisch, der Eine von Haus aus, der Andere als Convertit; beide bemühten sich wiederholt, den Protestanten Gentz zu bekehren. Dieser aber hat ihre Versuche immer zurückgewiesen: ihm fehlte, so wendete er ein, der Glaube![3]). Nun hören wir ihn nicht nur wieder auf das Entschiedenste sich in eben diesem Sinne aussprechen: er greift sogar die Anwälte des orthodoxen katholischen Christenthums, zu denen Pilat und Müller ebenso wie der Geistliche Anton Passy ge-

[1]) Abschrift.

[2]) In unserer Abschrift steht „Accurti's"; dies dürfte aber wieder ein Versehen des Copisten sein.

[3]) S. hierüber meinen Artikel in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", München, 5. Juni 1891, „Religiöses Leben in Wien 1815—1830", I.

hörten, beinahe erbittert an; der Schüler Kant's, der Sohn des achtzehnten Jahrhunderts, empört sich in ihm gegen die Zumuthungen, die jene an die Vernunft des Menschen stellten. Die Rede Passy's, die Anlaß zu dieser Auseinandersetzung gab, war entweder die 1831 unter dem Titel „Glaube, Hoffnung, Liebe" erschienene, oder, was noch wahrscheinlicher ist, die über das „Reich des Lichtes", die das Jahr darauf gedruckt ward [1]). In eines dieser beiden Jahre fällt danach unser Brief ganz gewiß.

IV. [2])

24. April (1831).

Wenn die Bekehrung des Herrn von Meysenbug das Werk seiner eigenen, reinen Ueberzeugung war, so wünsche ich ihm Glück dazu.

Den Verfasser der Rede halte ich keineswegs für einen „dummen Ignoranten", wohl aber für einen in den Kirchenglauben so ausschließend Versunkenen, daß er für Alles, was außerhalb liegt, stockblind geworden ist. Ich mache ihm nicht zum Vorwurf, daß er das Reich dieses Kirchenglaubens das Reich des Lichtes nennt; ihm erscheint es so, und ich selbst gebe zu, daß Christus durch die Richtung auf das Geistige und Ewige, die er den Menschen zu geben suchte, ein neues Licht angezündet hat, so sehr dasselbe auch seit den ersten Jahrhunderten der Kirche durch abgeschmackte und unwürdige Menschensatzungen verdunkelt und denaturirt worden ist. Was ich aber Herrn Passy nicht verzeihe, ist, daß er jede andere Thätigkeit des menschlichen Geistes ins Reich der Finsterniß verweiset und die natürliche Entwicklung der Fähigkeiten als einen immer tieferen Fall in dies Reich der Finsterniß bezeichnet!

Ueberhaupt ist mir bei dieser Rede die unübersteigliche Kluft, welche heute einen Theil der christlichen Gesellschaft von dem anderen scheidet, wieder recht anschaulich geworden. Ich gehöre gewiß nicht zu den positiven Feinden der Kirche und habe noch nie Jemanden von seinem Glauben abwendig gemacht. Wenn ich aber einen Menschen sagen höre: „Die heilige Kirche stehe auf der Stärke der Siebenhügelstadt gegründet (!) — einer blühenden Jungfrau ähnlich!! — ewig jung und schön!!!" so begreife ich nicht, wie selbst ein Neophyt, der doch einigermaßen weiß, wie es in der Welt steht, dies gläubig aufnehmen könnte. — Und wenn ich folgende Worte lese: „Bedürfen Sie eines Stachels, der Sie anspornе, sich in Reinheit des Gewissens zu erhalten, so hält sie Ihnen die ewige Verdammniß vor Augen" — so wird mir wie beim Anblick einer gräßlichen Mumie, die man nach zwei- oder dreitausend Jahren aus einem ägyptischen Grabmal zieht.

Das Wort ewige Verdammniß sollte aus allen Sprachen verbannt werden. Außer einigen alten Weibern glaubt ohnehin Niemand mehr daran, und es ist eine zu unsinnige, zu empörende, zu frevelhafte Lehre, daß ein Mensch, weil er in diesem kurzen Leben gesündigt und zufällig keine Priesterabsolution erhalten hat, dafür ewig gestraft werden soll. Dies war weder Juden noch Heiden eingefallen; der Gott der Christen war der erste, den man mit diesem tyrannischen Gesetze bekleidete.

Gentz.

Die folgenden zwei Billets verrathen schon durch die Angabe des Ortes, wo sie geschrieben wurden, das fehlende Jahresdatum. In Schönbrunn hat Gentz nur einmal gewohnt, im Jahre 1831, da in Wien die Cholera ausgebrochen war. Am 11. August desselben Jahres berichtete er darüber entsetzt seinem jungen Freunde Prokesch: „Es ist . . . beschlossen, daß, wenn die Cholera den leider schon ziemlich nahen Cordon, der uns von dem angesteckten Ungarn trennt, überschreiten sollte, der Kaiser, der Fürst Metternich, das nöthige Geschäftspersonal und sogar ein Theil des diplomatischen Corps sich in Schönbrunn einquartieren, und dort, von aller Welt abgesperrt, so lange

[1]) Nach Wurzbach's Angaben im Biographischen Lexikon des Kaiserthums Oesterreich.
[2]) Original.

bis die Gefahr vorüber ist, wohnen sollen." Die Uebersiedlung erfolgte dann in der That, am 3. November befand sich Gentz noch dorten. — Prokesch stand in Beziehungen zur „Allgemeinen Zeitung" in Augsburg, die im Besitz der Cotta'schen Buchhandlung war: er sandte ihr bisweilen Correspondenzen aus dem Orient oder aus Italien.

V.[1])

Schönbrunn, am 16. October (1831).

Der Artikel Griechenland, den ich Ihnen hierbei übersende, ist so pikant und so ergötzlich, daß es jammerschade wäre, wenn er nicht erscheinen sollte. Ich habe ihn gestern dem Fürsten vorgelesen, der ihn ebenfalls sehr goutirt hat. Er wünscht jedoch, daß die Mittheilung dieses Artikels nicht auf Rechnung des hiesigen Cabinets gesetzt werden möchte. Den Grund dieses Scrupels werden Sie auf der fünften Seite leicht entdecken. Ihnen, liebster Freund, wird es nicht schwer werden, eine Form der Mittheilung auszudenken, bei welcher dieser Besorgniß ausgewichen würde. Prokesch ist allenfalls bereit, sein Opus selbst an Cotta zu spediren, wenn Ihnen dies gerathen scheinen sollte. Denken Sie über die Sache nach und geben Sie mir morgen mündlichen Bescheid.

Ich werde heute nicht in die Stadt kommen, ich bin beim französischen Botschafter zum Essen eingeladen und habe viel zu lesen und zu schreiben.

Die gleichzeitigen Debatten in England und Frankreich, bei welchen in beiden Ländern Alles auf dem Spiele zu stehen scheint, müssen wohl die entschlossensten Journalleser erdrücken. Die menschliche Zeit ist zu kurz, um, neben hundert currenten und nahen Geschäften und Zerstreuungen, noch dieser ungeheuren Bewegung regelmäßig zu folgen; und doch darf man nicht zurückbleiben.

Ich erhalte soeben Ihr Schreiben von heute früh. Graf S. ist schon wieder hier. Die polnischen Verwicklungen veranlassen Conferenzen über Conferenzen. Ich frage kaum danach, weil ich gewiß bin, daß ich nichts als Aergerliches hören würde.

Neben anderen Lectüren habe ich seit vorgestern — ex officio und um großen Debatten ein Ende zu machen und fatalen Zumuthungen auszuweichen — zwei Bände eines historischen Romans von Janin, betitelt: Barnave[2]), verschlucken müssen, der mich in der vorigen Nacht wie ein Cauchemar oder wie ein Höllengespenst gequält hat.

Wenn mich der gütige Gott nur bald von diesem lästigen Aufenthalt befreien wollte! Ihr Besuch wird mir jeden Tag willkommen sein und je eher je lieber. Sie finden mich um 8 Uhr sicher auf den Beinen. Gentz.

VI.[3])

Schönbrunn, 26. October (1831).

Es ist hier Alles beim Alten. Und so lange das gute Wetter anhält, wird auch keine Veränderung statt haben. Graf Sedlnitzky hat dem Fürsten durch Gervay Himmel und Hölle vormalen lassen, um jeden Gedanken einer früheren Rückkehr in die Stadt in ihm zu ersticken. Dabei hat er sich in den heftigsten Ausdrücken über das Schreckbild des Einflusses des Grafen K.[4]) ausgesprochen, ein Capitel, welches der Fürst soeben mit Hohn und Bitterkeit abgehandelt hat: wie ich Ihnen Solches nächstens mündlich berichten werde. Gentz.

Ein Citat aus einem Brief von Prokesch, der bereits gedruckt ist, macht uns die Datirung auch des folgenden Briefes möglich: er ist aus dem Jahre 1832, nur zwei Monate also vor Gentz' Hinscheiden geschrieben.

[1]) Abschrift.

[2]) Der bekannte Revolutionsmann, der in der Nationalversammlung von 1789—1791 saß und 1793 der Guillotine zum Opfer fiel. Janin's Roman erschien 1831.

[3]) Abschrift.

[4]) Wohl Kollowrat.

VII. [1])

Seit sechs Wochen sind alle Briefe und Berichte aus Italien voll von dem Einfluß, welchen die unter den Auspicien des Herzogs von Modena erscheinenden Dialoghetti auf die zahlreiche Classe der absoluten Gegner aller Reformen ausüben. Prokesch spricht ohne Unterlaß davon. Ich habe Ihnen auf sein Geheiß ein Exemplar dieser Publication übergeben; Sie haben mir aber nie ein Wort darüber gesagt, vielleicht auch gar keine Notiz davon genommen. Ich bitte Sie daher, mir das Büchlein zu schicken, damit ich mir wenigstens eine allgemeine Ansicht vom Charakter und der Tendenz desselben verschaffe. Prokesch schreibt mir noch in seinem letzten, gestern erhaltenen Briefe: Die herrschende Partei am römischen Hofe kennt keinen andern politischen Codex als die Dialoghetti.

14. April. Gentz.

Der Brief von Prokesch, wo beiläufig diese Worte gebraucht werden, ist Rom den 5. April 1832 datirt „Les deux partis (sc. du collège des cardinaux) nous sont également ennemis. L'un . . . ne connaît d'autre code politique que les Dialoghetti." (Aus dem Nachlaß des Grafen Prokesch-Osten. 1881. II. S. 103.)

Der folgende Brief enthält einen Beitrag zur Charakteristik von Pilat. Gentz vergleicht ihn darin mit Joseph Fievée, dem Redacteur der „Quotidienne" und später des „Conservateur", zweier royalistischer Journale: er meint wenigstens, so hätte Pilat werden können. Fievée (geb. 1767) war ursprünglich der revolutionären Partei zugethan, kehrte sich jedoch frühzeitig von ihr ab. Aber nicht alle Ideen von Freiheit und Selbstbestimmung der Völker gab er damit auf: insbesondere für die Selbstverwaltung der Communen und Provinzen — von der die Revolution freilich nichts hatte wissen wollen — trat er in der Folge ein. Pilat nun hegte ähnliche Gedanken: während des Congresses von Verona klagte er Gentz, daß in Oesterreich nichts zur Wiederherstellung des alten ständischen Wesens, nichts zu einer Entwicklung der Gemeinden geschehe; hierin sah er die Grundfesten einer conservativen Staatsordnung. Gentz mochte spotten: solche Dinge lägen so fern, wie eine durchgreifende Reform der katholischen Kirche; aber wahr ist es doch, daß Pilat das Interesse der conservativen Sache besser erkannt hat als Gentz.

Anhaltspunkte zu einer bestimmten Datirung fehlen auch in diesem Briefe nicht ganz. Doch war es uns nicht möglich, letztere zu finden, da uns hierzu die nothwendigen Hülfsmittel mangelten.

VIII. [2])

Ich will Ihnen den Verdruß, den Sie mir heute gemacht haben, gern verzeihen, wenn Sie mich nur ein für allemal jeder Art von *censorischer* Berührung mit dem Beobachter überheben. Man kann kein halber Censor sein; wenigstens nicht für Jemanden, der ohne Unterlaß bald mit den *Ansichten*, bald mit der Competenz des Censors im Kriege liegt. Sie haben einen bestimmten Haß gegen alle Censur; Sie sind überhaupt kein Freund von Autoritäten und würden, wie ich Ihnen heute gesagt habe, wenn nicht zu Ihrem Glück die der Kirche Sie gebunden hätte, ein zügelloser Vernünftler i. e. ein Revolutionär, oder gelegentlich ein Anti-Revolutionär im Frieden sein. Da ich dies nun in Ihnen (wenigstens vor der Hand) nicht ändern kann, mir aber in anderen Rücksichten viel daran gelegen ist, mit Ihnen kein unangenehmes Verhältniß zu haben, so wäre es unsinnig, wenn ich ohne absolute Nothwendigkeit mir dieses Verhältniß mit Ihnen aufbürden wollte. Ich protestire

[1]) Abschrift.
[2]) Abschrift.

daher feierlich gegen Ihren Antrag, von dem ich nie Gebrauch machen werde. Ich habe dem Fürsten ohne Bitterkeit, ohne Unmuth, mit äußerster Delicatesse erklärt, daß, wenn ihm etwa eines oder das andere im Beobachter nicht gerade recht sein sollte, ich ihn bitten müßte, mich sowohl pro praeterito als pro futuro von aller Verantwortlichkeit loszusprechen, weil es mir unmöglich wäre, mit Ihnen über Dinge zu streiten, worin Sie nun einmal Ihren eigenen Gang hätten und vielleicht seine Meinung manchmal sogar besser treffen möchten als ich. Diese Erklärung mußte ich abgeben, jetzt ist aber auch mein Gewissen rein; und wenn Sie morgen die Stelle aus dem Conservateur übersetzen, worin die Minister Dummköpfe, Verräther, Jacobiner ꝛc. gescholten werden, so haben Sie von mir keinen Widerspruch mehr zu erwarten. Vor dem Unglück, Ihr wirklicher Censor zu werden, wird mich der Himmel wohl bewahren. Würde dies aber jemals über mich verhängt, so könnte ich dann nur nach meiner Ueberzeugung verfahren, sollten Sie mich auch noch so schwach und noch so lächerlich finden. Gentz.

Wir schließen diese Reihe mit einem Billet aus den letzten zwanziger Jahren: es enthält mannigfache Anklänge an die Debatten in der französischen Kammer. Unser Interesse erregt es hauptsächlich deshalb, weil es die Verehrung bezeugt, die Gentz auch im Alter noch für Burke, den politischen Lehrmeister seiner Jugendzeit, hegte.

IX. [1])

Ich schicke Ihnen hier den Artikel aus dem Morning Advertiser. Es ist eigentlich das Beste von allen über die Rede [2]) erschienenen.

Wenn es nach meinem Geschmack ginge, setzte ich bei den Worten „als ihre Stifter" en note:

Der Verfasser scheint Edmund Burke zu vergessen, welchen kurz nach seinem Tode Mr. Cuming in einer vortrefflichen poetischen Epistel (new morality) in folgenden Worten apostrophirt:

> O thou, lamented sage! Whose prescient scan
> Pierced through foul anarchy's gigantic plan;
> Thou, on whose name each distant age shall gaze,
> The mighty son, mark of these troubled days etc.

Doch da nicht Jedermann die classischen Citationen so liebt wie ich, so lasse ich mir gefallen, daß diese Note wegbleibe, dagegen flehe ich um Gnade für die über Brougham.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Von dem Fürsten habe ich die Rede des Châteaubriand erhalten und bitte Sie, ihm zu sagen, daß ich bereit bin, sie zu übersetzen, wenn ich sie bis übermorgen behalten kann. Die von Beaumont habe ich noch nicht Zeit gefunden zu lesen.

G.

[1]) Abschrift.
[2]) Wahrscheinlich Châteaubriand's.

Ubaldino Peruzzi.

Von

Otto Hartwig.

Mit Ubaldino Peruzzi (geb. am 2. April 1822, gest. am 9. September 1891) ist der letzte der Staatsmänner dahingegangen, die sich in den Jahren der Erhebung der italienischen Nation und der Ausbildung ihres einheitlichen Staatswesens die größten Verdienste um ihr Vaterland erworben haben. Aber fast noch Größeres hat er für seine geliebte Vaterstadt, das schöne Florenz, geleistet. In der „Nuova Antologia" vom 16. September schließt ein ausgezeichneter Staatsmann und Schriftsteller den Nachruf auf den edlen Todten mit der Weissagung, Florenz werde sich stets Peruzzi's mit derselben Liebe und Dankbarkeit erinnern wie Athen des Perikles. Das mag übertrieben klingen. Aber wahr ist doch, daß seit Jahrhunderten kein Mann auf die Umgestaltung und Verschönerung der unvergleichlichen Stadt einen so eingreifenden Einfluß ausgeübt hat, wie Peruzzi. Die Geschicke Italiens hatten es mit sich gebracht, daß sie mit denen von Florenz in ganz besonderer Weise verschlungen wurden und die Interessen der Nation mit denen der Arnostadt vorübergehend in Conflict geriethen. Wie hätte es da nicht geschehen sollen, daß auch der Mann von ihm ergriffen wurde, der, wie kaum ein anderer, ein guter Italiener und ein guter Florentiner war. Dieser Conflict ist es denn auch gewesen, der im Leben Peruzzi's den tragischen Knoten geschürzt hat, und unter dem der treffliche Mann gar manches Jahr seines arbeitsfrohen Lebens hat leiden müssen. Aber schließlich ist ihm doch noch im Leben und dann auch im Tode von seinem Könige und allem Volke die Anerkennung im vollsten Maße zu Theil geworden, die sein treues und uneigennütziges Schaffen verdient hat.

Ubaldino Peruzzi gehörte einem alten, echt florentinischen Geschlechte an, das im dreizehnten Jahrhundert gleichzeitig mit dem großen politischen und commerciellen Aufschwung der Stadt in Blüthe kam. Schon zu Dante's Zeit saß die Familie, die dem Feudaladel nicht angehörte, in dem Hause, das sie in die Umfassungsmauern des alten römischen Amphitheaters (Parlagio) eingebaut hatte. Von der benachbarten Porta della pera hat sie sich wohl genannt und in ihr Wappen die Birnen genommen. Sehr rasch ist sie in dieser Zeit der „subiti guadagni" reich geworden. In Frankreich und England bis nach Cypern hatte sie vierzehn Comptoire. Sie war es, die mit ihrem Gelde den König Philipp den Schönen von Frankreich unterstützte, als er den gewaltigen Papst Bonifacius VIII. in Anagni durch seine Scharen überfallen ließ. Im Jahre 1310 wohnte König Robert von Neapel bei seinem Aufenthalte in Florenz in dem Palaste der reichen Handelsherren. Man hat noch in dem Hauptbuche der Compagnia Peruzzi, das uns zum Theil erhalten ist, die Rechnung darüber, welche Ausgaben den Gastgebern bei Gelegenheit dieses hohen Besuches erwachsen sind. Bald kamen aber schwere Zeiten über die Florentiner Geldfürsten. König Eduard III. von England

weigerte sich, den Bardi und den Peruzzi, die sich beide kurz zuvor durch Meister Giotto in Santa Croce ihre Grabkapellen hatten ausmalen lassen, ihre Guthaben zu zahlen. Und sie betrugen doch rund zwölf Millionen Mark in damaliger Goldmünze! Andere Könige folgten, wenn auch mit geringeren Summen, diesem Beispiele, und die großen Handelshäuser der Bardi und Peruzzi mußten 1346 falliren. Ubaldino Peruzzi hat mir erzählt, daß er in den Häusern vornehmer Engländer besonders freundlich aufgenommen worden sei, als hätten sie das Unrecht, das die englische Krone an seinen Vorfahren begangen, wieder gut zu machen. Noch härter als dieser furchtbare Schlag traf die Familie die Rückkehr Cosimo's de Medici aus der Verbannung (1434). Sie hatte mit den Albizzi, den Corsi, Frescobaldi, Ricasoli und Anderen zu den Oligarchen gehört, und dafür erlitt sie nun bei der Gründung des neuen demokratischen Regiments, aus dem die Herrschaft der Medici hervorging, den Verlust aller politischen Rechte und die Verbannung. Die Familie zerstreute sich in Italien [1]) und Frankreich. Auch nach Deutschland, nach Augsburg, soll eine Linie verschlagen worden sein. Der einzige Peruzzi, der aber hier sicher nachweisbar, ist der kaiserliche Feldoberst Peruzzi, der 1631 Greifswald gegen Banner vertheidigte und hier bei einem Ausfalle erschossen wurde. Ich kann nicht sagen, wann sich der Familie Peruzzi die Pforten von Florenz wieder geöffnet haben, und sie in ihren Palazzo „al Parlagio", in dem kurz nach ihrer Vertreibung, während des berühmten Concils von Florenz, der griechische Kaiser (1439) einlogirt war, zurückgekehrt sind. Thatsächlich standen die Peruzzi in Florenz bei Seite, so lange hier die Midici herrschten. Erst in diesem Jahrhundert sind sie wieder in den Vordergrund der Geschicke ihrer Heimath getreten. Man wird es verstehen, daß in Geschlechtern, deren Geschichte so aufs Unzertrennlichste mit der großen Vergangenheit ihrer Vaterstadt verflochten ist, die Liebe zu dieser angeboren wird. Es gibt allerdings in Italien auch genug entartete Söhne ruhmvoller Familien, die ihr gesammtes Erbe an geistigen und materiellen Gütern schamlos durchbringen, und die Zeit hat ihr trauriges Geschäft auch an zahlreichen edlen Familien von Florenz beendet. Wer die lange, noch nicht einmal vollständige Liste der Familien nachsehen will, deren Geschicke mit dem Wohl und Wehe ihrer Heimath aufs Engste verknüpft waren, und die seit dem Aussterben der Medici gleichfalls erloschen sind, der mag sie bei Reumont [2]) nachlesen. Wo aber in einer noch blühenden Familie der Geist der Väter fortlebt, da wird man bei deren Mitgliedern auf eine Innigkeit und eine Treue des Heimathsgefühles stoßen, von der man sich doch bei uns nur schwer eine Vorstellung macht. Natürlich! Wo gibt es denn bei uns Familien, die in derselben Stadt, man möchte fast sagen in denselben Häusern, seit mehr als sechs Jahrhunderten nachweislich gesessen haben, welche auf die Geschicke ihrer Heimath fortdauernd vom größten Einfluß gewesen sind, der römischen Kirche zahllose Häupter geliefert und in ihren Palästen Päpste, Kaiser, Könige, große Gelehrte und Künstler fürstlich bewirthet haben? Unsere städtischen Geschlechter sind jünger als diese italienischen Patricierfamilien und nicht viele von ihnen dauernd in Fühlung mit dem municipalen Leben ihrer Vaterstadt geblieben. Aus einer florentinischen Kaufmannsfamilie sind souveräne Herrscher, französische Königinnen und Dynastengeschlechter in Griechenland hervorgegangen, von Fürsten, Marchesen u. s. w. zu schweigen. Nicht alle haben sich so hoch verstiegen und versteigen wollen. Alle aber wissen, was sie der Vergangenheit ihrer Familie schulden, ohne dabei hochmüthig und insolent zu werden. Sind sie doch auch die Träger einer alten, hohen Cultur.

Ein echter Repräsentant dieser bürgerlichen Vornehmheit war Ubaldino Peruzzi. Zu Pistoja, in einem trefflichen Privatinstitute, zu dessen Lehrern der gelehrte Historiker Atto Vannucci gehörte, vorgebildet, bezog er die Universität Siena. Dann hält er sich längere Zeit in Paris zu seiner Ausbildung auf. Sein Onkel, Simone Peruzzi,

[1]) Der Erbauer der Farnesina, Baldassare Peruzzi, stammt aus dem sienesischen Zweig der Familie.

[2]) Geschichte Toscanas, Bd. II, S. 654.

war Vertreter des Großherzogthums Toscana am Hofe des Königs Louis Philipp. Da der junge Mann sich in technischen Studien ausbilden wollte, besuchte er die Bergakademie in Freiberg in Sachsen und machte dann größere Reisen durch Europa. Auf die Richtung seiner moralischen und intellectuellen Ausbildung scheint sein rechter Vetter, der berühmte Baron Bettino Ricasoli, nicht ohne Einfluß gewesen zu sein. In einem Briefe an ihn dankt der Zwanzigjährige seinem Vetter von Paris aus herzlich für alle ihm erwiesene Theilnahme und Förderung[1]).

Nach Florenz zurückgekehrt, trat Peruzzi bald in engste Verbindung mit den politisch-literarisch und volkswirthschaftlich angeregten Elementen seiner Vaterstadt. Der nationale Gedanke fand damals in Toscana seine Vertretung nur in den vornehmsten Kreisen von Florenz. Gino Capponi, Cosimo Ridolfi, Bettino Ricasoli, und wie sie alle heißen mögen, vereinigten sich zur Pflege patriotischer Gesinnung und zur Hebung des Landeswohlstandes in allerlei mehr oder weniger unverfänglichen Gesellschaften. Sie wollten das durch das mediceische Principat und die Herrschaft der an sich wohlgesinnten und milden lothringischen Großherzoge in einen tiefen Schlaf eingelullte Bürgerthum wieder zur Thatkraft erwecken. „Hier ist Gähnen der tägliche Hymnus", hatte Giusti seinen Freunden mit stacheligem Humor zugerufen und ihnen Leopold II. vorgeführt:

„Dort kommt Toscanas Morpheus, sachte, sachte,
Den Kranz von Mohn und Lattich um den Scheitel,
Der, um sich zu verew'gen, Sumpf und Beutel
Ins Trockne brachte."

Die Bestrebungen der jungen vornehmen Herren, die sich in politisch gemäßigter, aber durchaus nationaler Richtung bewegten, blieben nicht ohne Wirkung auf das Großherzogthum. Im Jahre 1847 entschloß sich die Regierung, der Stadt Florenz wenigstens den Schein größerer municipaler Freiheit zu geben. Ubaldino Peruzzi's Vater wurde mit der seit der mediceischen Herrschaft abgeschafften Würde eines Gonfaloniere der Stadt bekleidet. Die stürmischen Zeiten folgten rasch. Als das demokratische Ministerium Montanelli an das Ruder gekommen war, ernannte dieses den sechsundzwanzigjährigen Ubaldino Peruzzi zum Bannerherrn der Stadt. Hatte es wohl gemeint, den jungen Mann gängeln zu könnern, so irrte es sich. Er bewies Festigkeit gegen die Ausschreitungen einer fantastischen Demokratie, wie dann aber auch sofort darauf gegen eine kopflose Reaction. Von dem Municipio von Florenz, Peruzzi an der Spitze, ging die Einladung an den Großherzog von Toscana, der sich nach Gaeta zurückgezogen hatte, aus, in seine Hauptstadt zurückzukehren. Als aber nun die Oesterreicher das Land auf Jahre besetzten und der Großherzog gegen sein Versprechen die Verfassung des Landes aufhob, da formulirte der junge Gonfaloniere einen in der Form höflichen, in der Sache aber festen Protest gegen diese Revolution von oben und ließ diesen vom Municipio von Florenz annehmen. Die Antwort des Großherzogs war die Absetzung Peruzzi's, der sich zum Director der Verwaltung der Eisenbahn Florenz-Livorno ernennen ließ. (September 1850.)

Die gemäßigte Partei Toscanas hatte einen politischen Fehler begangen, als sie sich mit den unbedingten Anhängern des lothringischen Herrscherhauses zur Zurückberufung desselben, ohne genügende Garantien zu erhalten, verbunden hatte. Der Uebermuth der österreichischen Reaction hob diese Allianz dann rasch wieder auf und trieb die Männer, die bisher geglaubt hatten, gute Bürger Toscanas, aber auch gute Italiener bleiben zu können, in das Lager der monarchischen Unitarier. Der Gedanke, ein einheitliches, starkes Italien unter Führung des Hauses Savoyen herzustellen, ergriff jetzt die Köpfe dieser gemäßigten, in ihrer Mehrzahl bis dahin toscanisch gesinnten Localpatrioten. Als man sich in der entscheidenden Stunde an den „eisernen Baron" Bettino Ricasoli wendete, erwiderte er: „Wenn es sich um das übliche Toscanina handelt, dann besorgt Ihr das; ich mische mich nicht darein; wenn es aber

[1]) Ricasoli, Lettere, I, p. 73.

gilt, ein großes Italien zu schaffen, dann bin ich zur Stelle, und Ihr könnt auf mich rechnen." Das Geschick der „Nuvuloni" — so hatten die Florentiner die lothringischen Herrscher getauft, da das Besitzergreifungsdecret des ersten von ihnen mit „Nous voulons" anhebt — war entschieden. Der Großherzog verließ am 27. April 1859 Florenz in einem Reisewagen, und „Abends sechs Uhr ging die Revolution ruhig zu Tische", ohne daß ein Blutstropfen vergossen war.

Ubaldino Peruzzi stand an der Spitze der sich bildenden provisorischen Regierung. Seine Herrschaft dauerte aber nur wenige Tage. Die provisorische Regierung bot dem König Victor Emanuel die Dictatur in Toscana an, und dieser ernannte seinen bisherigen Gesandten in Florenz, Buoncompagni, zum außerordentlichen Commissar. Die Seele der Regierung wurde aber jetzt der eiserne Baron Ricasoli, der sich etwas von der Fortezza seiner langobardischen Ahnen bewahrt hatte. Peruzzi ging als Gesandter Toscanas an den Hof Louis Napoleon's III. nach Paris.

Es war eine überaus schwierige, dornenvolle Aufgabe, die der diplomatische Neuling auf diesem gefährlichen Boden zu lösen hatte. Verlockungen und Drohungen hatte er zu überwinden. Der Kaiser hatte erklärt, er wolle die Unabhängigkeit, aber nicht die Einheit Italiens; ein widerspruchsvolles Programm, mit dem er gescheitert ist. Es scheitern zu machen in Betreff Toscanas, das war die Aufgabe Peruzzi's. Darüber, daß, wenn die Einheitsbewegung den Apennin überstiegen und Piemont sich Toscana angegliedert hätte, die Einheit Italiens unaufhaltsam sei, bestand weder hüben noch drüben ein Zweifel. Peruzzi hat mit seiner fast sprichwörtlich gewordenen scaltrezza, soweit an ihm lag, dazu beigetragen, die Schwierigkeiten zu lösen, die sich der Erfüllung der sehnsüchtigen Wünsche der italienischen Patrioten entgegenstellten. Mit seiner jungen, patriotischen, überaus lebendigen Frau, Emilia Toscanelli, mit der er bis zum Tode in der innigsten Geistes- und Herzensgemeinschaft eine musterhafte Ehe geführt hat, erwarb er in seinem Salon neue Freunde für Italien; die Italien feindliche Politik des Grafen Walewski wußte er zu paralysiren. Nachdem die italienische Politik in Paris des Ausganges sicher war, ging Peruzzi nach der Heimath zurück, und Cavour berief ihn als Minister für öffentliche Arbeiten sofort in sein drittes Ministerium. Er behielt diese Stellung bei, als sein Vetter Ricasoli nach dem Tode des großen Staatsmannes am 12. Juni 1861 dessen schwere Erbschaft antrat. Unter dessen Nachfolger, M. Minghetti, war er Minister des Innern, als 1864 die unglückliche Pariser Convention abgeschlossen wurde, in Folge welcher Florenz zur Hauptstadt des Königreichs Italien erhoben wurde. Dafür hatte Napoleon III. versprochen, Rom zu räumen.

Mit dem Abschlusse dieses Vertrages begannen schwere Wolken die bis dahin heitere, glückliche Lebensbahn Peruzzi's zu umlagern. Daß sie ihn nicht erdrückt haben, verhinderte seine auch in dieser Beziehung echt florentinische, elastische Natur. Er hatte klar erkannt, daß die Verlegung der Hauptstadt nach Florenz seiner geliebten Heimath nur Schaden und Unheil bringen werde, und darum in der entscheidenden Ministerialsitzung nicht für Florenz, sondern für Neapel gestimmt. Als nun aber die Würfel gefallen waren, und die Vorbereitungen zur Uebersiedlung des Königssitzes in den Palazzo Pitti getroffen werden mußten, da glaubte er sich der Aufgabe nicht entziehen zu dürfen, seine Vaterstadt für die Aufnahme der Regierung in den nöthigen Stand setzen zu helfen. Das Ministerium Minghetti war bekanntlich mit dem Bekanntwerden des Pariser Vertrages sofort gefallen[1]), und Peruzzi nach Florenz, dessen Vertreter im Parlamente er von 1860—1890 ununterbrochen gewesen ist, zurückgekehrt. Er war frei geworden, und hat sich von da an geweigert, je wieder eine Ministerstelle zu bekleiden. Dagegen widmete er sich ganz dem Dienste seiner Vaterstadt. Schon 1865 war er nach dem neuen Communalgesetze zum Stadtrath wieder gewählt worden, und 1868 wurde er zum Sindaco (Bürgermeister) der Stadt erkoren. Es gehörte in

[1]) Das Ministerium überraschte bekanntlich der Aufstand der Turiner Bevölkerung. Das Geheimniß des Vertrages war durch den Marchese Pepoli verrathen worden, wie mir von durchaus unterrichteter Seite erzählt worden ist.

der That viel Liebe zu ihr und eine große Schaffensfreudigkeit dazu, dieses Amt damals anzunehmen.

War Florenz auch mit Mailand und Turin die modernste und fortgeschrittenste unter den italienischen Großstädten, so fehlte doch noch sehr viel daran, um sie zur Hauptstadt eines großen Königreichs geeignet erscheinen zu lassen. Ruhte sie doch noch in dem Mauerring, der am Ausgange des dreizehnten und im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts um sie gelegt war, und verhinderten die von gewaltigen Palästen eingefaßten engen Straßen im Inneren doch den großstädtischen Verkehr. Regierung und Bevölkerung drängten auf Beschleunigung der zu langsam sich entwickelnden Neubauten und Stadterweiterungsarbeiten. Da griff Peruzzi mit Energie und Arbeitslust ein. Unterstützt von einem ausgezeichneten Ingenieur, Poggi, wurden jetzt Neubauten und Umbauten mit größtmöglicher Schonung des historischen Charakters der Stadt in Angriff genommen. Paläste, die in besonders verkehrsreichen Straßen zu weit vorsprangen, z. B. in der Via Tornabuoni und Via Martelli, wurden sorgfältig niedergelegt, die Seitenwände verkürzt und die Façade wieder vorgesetzt, wie sie gestanden hatte. Der Lung'arno wurde bis an die Caseinen verlängert, die alte Stadtmauer auf dem rechten Arnoufer niedergelegt, ohne daß die alten historischen Thore verletzt wurden, rings um diesen Stadttheil breite Ringstraßen gezogen und mit Bäumen bepflanzt. Und welch' eine Straße von der Porta Romana nach der herrlichen, auf mächtigen Substructionen ruhenden Piazza Michel Angelo, bis wieder hinunter zur Porta S. Niccolò, wurde hier im Viale dei Colli geschaffen! Nach meinem Geschmack ist es die schönste Promenade Italiens.

Alle diese Anlagen verschlangen große Geldsummen. Die Voranschläge wurden weit überschritten, in den Bauverträgen war nicht überall mit der nöthigen Vorsicht vorgegangen. Aber Alles hätte noch ein gutes Ende nehmen können, wenn nicht die Verlegung des Königsitzes nach Rom (1870) Florenz wieder zu einer Provinzialstadt gemacht hätte. Peruzzi und das stets mit ihm einmüthige Municipio mußten sich die Frage vorlegen, ob man die angefangenen Bauten in Trümmern und Bruchstücken liegen lassen oder das Geplante in der begonnenen Weise zu Ende führen solle. Hätte man das Erste gewählt, so würde die schöne Stadt auf immer entstellt worden sein, von den unzähligen Rechtsstreitigkeiten wegen der Bauverträge ganz abgesehen. Man entschloß sich, den kühneren Weg zu gehen und das Begonnene zu Ende zu führen. Florenz, da es nicht mehr Hauptstadt von Italien bleiben konnte, sollte zu einem Centrum für die Pflege der Künste und Wissenschaften, zu einem vornehmen Sammelplatze der gebildeten Welt Italiens, Europa's erhoben werden. Diese Idee hat sich nur theilweise verwirklichen lassen, während die unerbittliche Finanznoth unaufhaltsam ihren Einzug in die Stadt hielt. Peruzzi selbst hat sich später des Fehlers geziehen, daß er nicht sofort nach der Verlegung der Hauptstadt nach Rom den Staat um Hülfe für Florenz angegangen habe, wie ja auch Turin entschädigt worden war. Vielleicht befürchtete er, von der Regierung in seinen Plänen gestört zu werden und Florenz durch die Kärglichkeit der Entschädigung benachtheiligt zu sehen. Er beschloß, die Verantwortlichkeit auf seine Schultern zu nehmen.

Aber bald wurde sie ihm zu schwer. Alle dem Municipio zur Verfügung stehenden Kassen, die Sparkasse der Stadt und die milden Stiftungen mußten in Mitleidenschaft gezogen werden; Geld war kaum noch zu dem höchsten Zinsfuße zu haben. Da trat ein Umschwung in der politischen Constellation des ganzen Landes ein.

Im Frühjahre 1876 hatte das Ministerium Minghetti einen Gesetzentwurf zur Verstaatlichung der italienischen Eisenbahnen eingebracht. Peruzzi, der ein Jahrzehnt an der Spitze der Verwaltung einer Bahn gestanden und dann als Bautenminister das zukünftige Eisenbahnnetz der Halbinsel entworfen hatte, war ein Gegner dieser Maßregel. Er bestimmte deshalb eine Anzahl von Abgeordneten der Rechten, namentlich toscanische Landsleute, in dieser Frage mit der Linken gegen das Ministerium zu stimmen. Dadurch kam das Ministerium der Rechten am 26. März zu Falle, und die Führer der Linken besetzten unter Depretis zum ersten Male die Ministersessel, die sie dann

bis auf das gegenwärtige Coalitionsministerium Rudini in wechselnder Folge behauptet haben. Ein Umschwung in der ganzen Verwaltung des Landes trat damit ein, herbeigeführt durch ein Mitglied der Rechten selbst[1]). Das hat diese Peruzzi lange nicht verzeihen können, und die Linke ihm natürlich nicht gedankt. Man hat geglaubt, Peruzzi habe bei der verzweifelten Lage seines Gemeinwesens Versprechungen von der Linken für dieses erhalten. Die Ereignisse haben diese Auffassung Lügen gestraft. Das Ministerium der Linken kam Florenz nicht zur Hülfe. Am 17. März 1878 mußte sich die Commune Florenz für insolvent erklären, und Peruzzi sein Amt als Sindaco niederlegen. Eine interimistische Regierungsverwaltung und eine Untersuchungscommission wurden eingesetzt. Anklagen und Verleumdungen regnete es jetzt hageldicht auf den unglücklichen Sindaco, der seinen Namen, seine Arbeitskraft und einen großen Theil seines Vermögens seiner Vaterstadt geopfert hatte. Er blieb in bewunderungswürdiger Weise ruhigen und gefaßten Sinnes. Die Untersuchungscommission konnte ihm wohl Fehlgriffe und Irrthümer, aber keine irgendwie ehrenrührige Handlung nachweisen. Als er am 15. Juni 1879 am Schlusse seiner Vertheidigungsrede dem Parlamente zugerufen hatte: „Macht mit mir, was Ihr wollt, nur helft der Stadt Florenz," da verwilligte das Parlament nach zehntägiger Berathung der Stadt eine Entschädigungssumme von 49 Millionen Francs und würde eine noch weitere Summe gutgeheißen haben, wenn nicht das Ministerium sich dagegen erklärt hätte. Selbst der sparsame Q. Sella sprach sich für die Gerechtigkeit dieser Forderung aus.

Von da ab hat Peruzzi, welcher, so lange er Sindaco war, in seinem Hause in gastfreier Weise die Honneurs für die Stadt gemacht hatte, sich auf sein Familiengut nach Antella, wenige Miglien von Florenz entfernt, zurückgezogen. Er lehnte die ihm wiederholt angebotene Stelle eines Municipalmitgliedes ab. Aber er blieb doch der Vertrauensmann in dem Palazzo vecchio, mochte der Sindaco nun Torrigani oder Guicciardini heißen. Alle humanen Bestrebungen in Florenz fanden in ihm ihren eifrigsten Führer und Förderer. Zum letzten Male trat er öffentlich hervor, als das Reiterstandbild des ersten Königs von Italien am 20. September 1890 auf dem ganz neugestalteten Mercato vecchio von ihm mit einer Ansprache an den zweiten Herrscher der Halbinsel enthüllt wurde. Er war schon damals ein gebrochener Mann; das sonst so freundliche und kluge Auge war verschleiert und matt. Ein ganzes Jahr lang siechte er dem Tode entgegen. Als er ihn am 9. September 1891 sanft hinweggenommen hatte, und die Kunde davon aus Antella nach Florenz gekommen war, schlug sofort die alte Gemeindeglocke vom Palazzo vecchio in Trauerintervallen an und das sonst so heiter auf der Zinne des schlanken Thurmes flatternde Stadtbanner wurde, in Trauerflor gehüllt, auf Halbmast gehißt, um allem Volke, das zwischen Bello Sguardo und Fiesole wohnt, zu verkünden, daß sein bester Bürger und treuester Freund dahingegangen sei. Allgemein war auch der Schmerz um den Todten, in dem jeder Florentiner eine echte Verkörperung seines eigensten Wesens wieder erkannte. Würdig und großartig feierlich verlief die auf öffentliche Kosten am 9. October in Santa Croce veranstaltete Leichenfeier. Alle Städte Toscana's hatten Deputationen entsendet, Regierung und Volk Italiens waren glänzend vertreten. Als die Klänge des Requiems die hohen Hallen von Santa Croce durchtönten, war das Betpult, das man für die Wittwe des Todten hingestellt hatte, leer. In der kleinen Capelle zu Antella hielt Donna Emilia, die fast vollkommen Erblindete, die Leichenwacht an dem Sarge des geliebten Todten. Wird aber doch nicht einst der San Giovanni Giotto's in der Capelle Peruzzi auf den Sarg Ubaldino's herabblicken, wie auf den seines Vaters Vincenzo?

Jäh und heiß entbrennen die Herzen der Italiener in Liebe und Haß. Aber vor der Majestät des Todes erlischt der Haß, und es bleiben nur Liebe und Dankbarkeit. Wehe dem, der dem Andenken eines verehrten Todten zu nahe tritt. Es verlohnt sich noch in Italien für sein Vaterland und seine Heimath zu wirken.

[1]) An der entscheidenden Sitzung hat Peruzzi selbst nicht Theil genommen, da in diesen Tagen seine hochbetagte Mutter, eine geborne Gräfin Torrigiani, starb.

Die Berliner Theater.

Berlin, 9. December 1891.

Es ist eine alte Klage gegen die Theaterkritik in den Tageszeitungen, daß sie wegen der Schnelligkeit und Flüchtigkeit ihrer Berichterstattung gar nicht in der Lage sei, ein dramatisches Werk nach einer Aufführung wahrhaft würdigen zu können, und daß diese Weise des Recensirens gleichsam über Nacht auch den Kritiker, der die besten Absichten habe, der Dichtung gerecht zu werden, nur allzu leicht verführe, vor Allem seinen Geist und seinen Witz leuchten zu lassen und die Sache mit geistreichen Einfällen oder schlechten Späßen abzuthun. Niemand kann die Hast und Ueberstürzung der Kritik, zu der die hauptstädtischen Zeitungen durch die Concurrenz gezwungen worden sind, mehr bedauern als Einer, der wie ich, nun Jahre lang in dieser Tretmühle mitarbeiten muß, Niemand mehr als ich den Kritiker verurtheilen, der in einem Theaterstück nur die willkommene Zielscheibe für die Pfeile seines Spottes sieht — vorausgesetzt, daß es sich in der That um eine Dichtung, wenn nicht um ein Kunstwerk, doch um eine ernsthafte künstlerische Arbeit handelt. Und hier eben macht die Wirklichkeit in den meisten Fällen die Anklage gegen die Kritiker zu Schanden. Neun Zehntel der aufgeführten dramatischen Neuigkeiten sind bescheidenes Mittelgut, mit denen eine Lessing'sche oder auch nur eine akademische schulgemäße Kritik gar nichts anzufangen wüßte, in denen sich oft genug, von der technisch theatralischen Routine abgesehen, nicht ein Hauch von dem Gefühl des Schönen, nicht ein Korn Kunstverstand findet. Wie soll man ernsthaft von den Gesetzen der dramatischen Kunst, von Schrecken und Mitleid im Trauer-, von dem Wesen des komischen Charakters im Lustspiele reden, Theaterstücken gegenüber, die von all' diesen schönen Dingen keine Ahnung haben oder sich dieselbe wenigstens nicht anmerken lassen! Der modernen Theaterkritik treten im Durchschnitt keine Schöpfungen entgegen, die den Anspruch einer ästhetischen Würdigung erheben könnten, denn dazu müßten sie sich zuerst doch selber stilistischen Gesetzen unterordnen; es sind Eintagsfliegen, die eine Spielzeit lang schillern und leben wollen und das bischen Schmelz auf ihren Flügeln im Augenblick verlieren würden, wo sie ein Lessing anfaßte. Die Theaterkritik in den politischen Zeitungen mordet keine Kunstwerke, höchstens läßt sie einmal eine Fehlgeburt schneller sterben, als es ohne sie nach dem natürlichen Verlaufe geschehen wäre, mit größerem Rechte könnte man ihr den Vorwurf einer unzeitigen Nachsicht gegen das Thörichte und die Modekrankheit des Pessimismus machen. Aber auch hier rückt der gesunde Menschenverstand und der Geschmack des Publicums, der immer nur eine Weile verblendet und in die Irre geführt werden kann, die Dinge bald wieder in Ordnung. In der Zeit des Telegraphen und des elektrischen Lichtes ist die Herrschaft des Unverständigen und Unnatürlichen auf eine kurze Dauer eingeschränkt. Was endlich den witzboldigen und satirischen Kritiker betrifft, der noch mehr an dem Verfasser als an seinem Werke den Muthwillen übt, so pflege ich ihm ebenso häufig in Wochen- und Monatsschriften zu begegnen wie in den Tageszeitungen; ja, die größere Muße, die er hier hat, seine Pfeile zu schärfen,

machen ihn an jener Stelle noch gefährlicher; er verspritzt ein sorgfältig nach der Regel der Kunst verfertigtes Gift, während der Reporter, der unmittelbar nach dem Schlusse der Vorstellung berichtet, an die Gebelaune des Augenblicks gebunden ist.

Wenn man die Neuigkeiten, welche die Berliner Theater seit dem Monat August bis zum ersten Drittel des Decembers zur Aufführung gebracht haben, noch einmal an sich vorüberziehen läßt, erkennt man, wie wenig im Allgemeinen die Vorwürfe gerechtfertigt sind, die man an die Tageskritik richtet, wie unmöglich es für sie ist, Theaterstücke, die schon von dem Publicum der ersten Vorstellungen mit seltener Einstimmigkeit abgelehnt wurden, nach den Ansprüchen einer echten Kunstkritik zu beurtheilen. Wo keine Kunst ist, kann sie auch nicht gefördert, wo kein tieferer Inhalt vorhanden ist, er auch nicht gewürdigt werden. Treffen nun alle Theaterdirectoren aus der Ueberfülle der ihnen eingereichten dramatischen Schöpfungen mit einer verhängnißvollen Sicherheit stets die schlechteste Wahl? Gibt es bessere Stücke, sei es dem literarischen Werthe oder dem größeren Erfolge nach, als diejenigen, die sie aufführen? Haben sie eine unglückliche Hand oder keine Fühlung mit dem Geschmack des Publicums? Daß in der dramatischen Lese eines Jahres hier und dort durch ein besonderes Mißgeschick eine bessere Traube sich der Aufmerksamkeit entzieht, soll nicht bestritten werden, aber im Durchschnitt sind die, welche uns vorgesetzt werden, noch immer die genießbarsten. Unter den vielen Theaterstücken, die mir zugehen, wüßte ich diesmal nicht eins zu nennen, das ich, wie man so sagt, mit gutem Gewissen einer Theaterleitung empfehlen könnte, denn mit der einzigen Ausnahme des Schauspielhauses sind alle übrigen Bühnen der Stadt auf den Erwerb angewiesen und gegenwärtig, bei den mißlichen ökonomischen Verhältnissen gerade der Wohlhabenderen, in einer schwierigen Lage, in einem harten Concurrenzkampf, der schon wiederholt das Bedenken erweckt hat, ob nicht sechs hervorragende Luxustheater, die sich einzig der Pflege des Schauspiels und des Lustspiels widmen, für unsere Stadt des Guten zu viel sind — wie könnte man einer von ihnen Mühen und Kosten für ein Werk zumuthen, dem man selbst kein rechtes Vertrauen auf seine Zugkraft entgegenbringt! Ueberall, in Deutschland wie in Frankreich, liegt die dramatische Production darnieder, zum Theil wegen des Uebermaßes schlechter und mittelmäßiger Waare, mit der die Bühnen überschwemmt werden. Was der Norden erzeugt, ist wesentlich nur für den Liebhaber bestimmt; alle Versuche, für die letzten Schauspiele Ibsen's und Strindberg's ein zahlreicheres Publicum zu gewinnen, sind kläglich gescheitert; mit den russischen Sachen Turgenjew's und Tolstoi's hat man ebenfalls keine bedeutenderen Erfolge erzielt, höchstens, daß mit Hülfe einer beliebten Schauspielerin, eines geistreichen Schauspielers das eine oder andere dieser Stücke ein Weilchen über Wasser gehalten wird. Die einzig hervorragende jüngere dichterische Kraft auf dem Gebiete des Drama's, die wir besitzen, ist trotz all' ihrer Mängel die Wildenbruch's; in ihr ist Schwung, Feuer, zuweilen eine geniale Erfassung der Dinge, immer ein außerordentliches theatralisches Geschick. Im Vergleich zu ihr hat das Talent Richard Vossens, das an sich sinnreicher und tiefgründiger ist, einen Ausdruck des Kränklichen und Uebereizten, der mehr zurückschreckt als anzieht. Gesellt man ihnen noch die liebenswürdige und künstlerisch anmuthige Begabung Fulda's hinzu, so hat man die Blüthe der modernen Production zusammen, denn die einzige Schwalbe Sudermann's, „Die Ehre", macht auch für ihn noch keinen Sommer. Immer noch müssen, um nur den Tagesbedarf der Theater bereit zu stellen, die älteren Schriftsteller Paul Heyse, Paul Lindau, Oskar Blumenthal herangezogen werden. Die Jüngsten, die im Winter von 1889 auf 1890 auf der Freien Bühne einen solchen Lärm erhoben, sind verstummt; der Mißerfolg, den die Arbeit des talentvollsten unter ihnen, Gerhart Hauptmann's „Einsame Menschen", auf dem Deutschen Theater erfahren hat, ist in der gegenwärtigen Spielzeit für diese ganze Richtung, die Geschichten des Hinterhauses und des grauen Elends zu dramatisiren, ein verhängnißvolles Omen geworden. Schneller als es die Schriftsteller und Directoren erwartet, hat sich der Geschmack von diesen Stoffen und der naturalistischen Kleinmalerei des Dürftigen und Widerwärtigen abgewandt. Das

Eintönige in diesen Schilderungen der Armuth und der Rohheit, die einseitige Hervorkehrung des Häßlichen und Peinlichen, das Gezwungene und Gemachte in dieser angeblich nur auf die Natur und die Wahrheit gerichteten neuen Kunst hat die Zuschauer nach wenigen Proben ermüdet und verstimmt. Die Kühnheit und Wunderlichkeit Ibsen's, Zola's und der Goncourts ist in der deutschen Nachahmung bald genug zu einer argen Trivialität entartet, denn nicht nur der vielgescholtene Optimismus, sondern auch der Pessimismus kann zu dem ödesten Gassenhauer werden, wenn jeder Narr seine Melodie pfeift. Unter diesem Stern der „breiten Bettelsuppen" stand bisher die Saison. Trotz der Verschiedenheit der Vorwürfe, der Figuren und Grundgedanken waren alle Neuigkeiten, so weit sie überhaupt eine literarische Kritik verdienen, auf den Grundton des Weltelends gestimmt, auf einen düsteren, schwarzen oder grauen Hintergrund gemalt. Ueberall waren die Spuren der „Nora", der „Ehre" und „Raskolnikow's" zu erkennen. Dem Bestreben, auch einmal in der naturalistischen Weise ihr Probestück abzulegen, hatten die Verfasser ihre Eigenart zum Opfer gebracht; alle wollten zu Miniatur-Ibsen mit der gedrehten Löwentolle werden, sogar der gute Lubliner verirrte sich in die Brunnenstraße. Daher kein historisches Trauerspiel, keine romantische Komödie, kein zierliches Salon-Lustspiel, nichts als bürgerliche Schauspiele mit zwei oder drei Leichen auf und hinter der Scene, Ehescheidungen, Mädchenverführungen, Kindermord, Verwundungen im Duell, Daumenbrüche, weil man unvorsichtig der Maschine zu nahe gekommen; nicht einmal Paul Lindau fand sein altes, keckes und ironisches Lachen wieder. Diese Dürftigkeit der Production, dies Gebanntsein in dem engen Kreise der pessimistisch-socialistischen Anschauungen offenbart sich noch schärfer, wenn man von den gespielten Stücken einen Blick auf den Haufen der Buchdramen wirft. Auch hier überwiegen die modernen Stoffe und Schilderungen im bedenklichen Grade; sich im hohen dramatischen Stil zu versuchen, hat Niemand mehr Muth noch Neigung. Die Vorliebe für das Alltägliche und Niedrige, in dem man allein noch die Natur zu finden glaubt, erniedrigt auch die Kunstform. Immer mehr löst sich die Geschlossenheit des Drama's in die dramatisirte Kriminalgeschichte, mit langen, oft Jahre umfassenden Pausen zwischen den einzelnen Acten auf. Die Geringschätzung der Fabel gegenüber der Charakteristik der einzelnen Figuren, die genaue Ausmalung des Zuständlichen, diese künstlerischen Principien des Naturalismus, haben die dramatische Spannung und Bewegung zu Gunsten einer endlosen Geschwätzigkeit über die „These", die das Stück entwickeln soll, getödtet. Um dem dürftigen Stoff seine ganze Natürlichkeit zu bewahren, bedient man sich des Dialekts und der Plattheit der Arbeiter- und Dienstbotensprache. Woher den Ausdruck für das Erhabene und das Schöne nehmen, wenn man in der beständigen Betrachtung des Erbärmlichen und des Schmutzigen sie auch nur zu ahnen verlernt hat? Die Niederlagen, die das Publicum diesen Stücken bereitet hat, sind vielleicht den Schriftstellern für das neue Jahr eine Lehre, das Hinterhaus wieder einmal zu verlassen und in das Vorderhaus zurückzukehren.

Zunächst aber muß sich die Kritik leider noch mit diesen Schöpfungen einer traurig verstimmten Weltanschauung, die sich weder in das Tragische noch in das Komische kräftig zu erheben weiß, und unzureichenden Talentes beschäftigen. Der Zug der Zeit oder der Wunsch, sich der neuesten Literatur gefällig zu erzeigen, hat auch das Schauspielhaus bewogen, ihnen seine Pforten zu öffnen. Zum Schaden seines künstlerischen Ansehens, wie man es sich hätte vorhersagen können. Da es nicht möglich ist, in einem königlichen Hause, Strindberg's „Vater" und „Fräulein Julie", Zola's „Therese Raquin" oder Hauptmann's „Vor Sonnenaufgang" aufzuführen, weil ihnen, auch wenn sich die Leitung über Schicklichkeit und Vorurtheil hinwegsetzen wollte, der Resonanzboden im Publicum fehlen würde, muß es sich mit dem verschämten Naturalismus begnügen, der moralisch wie künstlerisch verwerflicher als der echte ist. Zu dieser verkümmerten Gattung gehören das Drama in vier Aufzügen von Hans Olden, „Der Glücksstifter", das am Dienstag den 6. October, und das Schauspiel in vier Aufzügen, „Der kommende Tag" von Hugo Lubliner, das am Montag den 16. November zur ersten Vorstellung gelangte.

Beide, um nach wenigen Abenden wieder von den Brettern zu verschwinden, auf denen sie nie hätten erscheinen sollen. Hans Olden ist ein verständiger und geschickter Schauspieler-Schriftsteller; sein Schauspiel „Ilse", das im Berliner Theater, das Lustspiel „Die Geigenfee", das im Lessing-Theater dargestellt wurde, haben seine Findigkeit in der Neubearbeitung bekannter theatralischer Effecte, und sein Bemühen, Vorfälle und Richtungen, Fragen und Probleme des modernen Lebens dramatisch zu gestalten, wenn nicht erfolgreich, doch anerkennenswerth bewiesen. Er ist kein Pfadfinder, sondern ein Anempfinder. Schade, daß man in dem Schauspiele „Der Glücksstifter" die Vorlagen zu deutlich erkennt und an der Kraft der Originale die Schwäche der Nachahmung ermißt. In Zola's Drama „Therese Raquin" fand Olden einen psychologisch anziehenden Vorwurf: zwei Liebende, die in Haß und Wuth gegen einander entbrennen, nachdem sie den Dritten, der ihrem Glück und ihrer Vereinigung entgegenstand, Thereſens Gatten, gewaltsam aus ihrem Wege entfernt haben; in Dostojewski's Roman „Verbrechen und Strafe" zog ihn die scharfsinnige und geistreiche Weise an, in der Porphyrius der Richter in dem von unbestimmter Furcht und dunkler Reue gefolterten Raskolnikow das Gewissen und damit das Geständniß des Mordes erweckt. Er versuchte, beide Momente mit einander zu verflechten und dem Verbrechen eine Art Entschuldigung zu geben, indem er den Helden den Mord aus dem einzigen Grunde begehen läßt, dadurch das Glück eines schwärmerisch geliebten Bruders zu gründen. Nach siebenjähriger Abwesenheit ist Walter Soltau aus Südafrika als berühmter Mann, Reisender, Forscher, Goldminenentdecker heimgekehrt. Schlechter Streiche wegen hat er Europa verlassen müssen, sein älterer Bruder hat ihn damals beschützt und gerettet. Jetzt trifft er ihn tief unglücklich in den Banden der Liebesleidenschaft; Anna ist die Gattin eines gewissenlosen Börsenspeculanten Lindenberg, und Hermann vermag sich in seiner Schwäche zu keinem Entschlusse, weder die Geliebte aufzugeben noch zu erobern, aufzuschwingen. Auch Walter weiß mit all' seiner Rücksichtslosigkeit und Verwegenheit keinen Ausweg aus dem Labyrinth, als ihm zu seinem Unglück Lindenberg begegnet. Der Schuft macht ihm einen nichtswürdigen Vorschlag: Walter soll die Expedition, die er in das Innere Afrika's führen will, absichtlich dem Verderben aussetzen, damit die Actien der Gesellschaft fallen. Dies erregt dem Afrikaner die Ehre und die Galle, und ich würde es begreiflich finden, wenn er im Jähzorn den Lumpen niederschösse. Daß er ihn heil aus dem Hause gehen läßt, ihn begleitet und hinterrücks im Thiergarten an der Löwenbrücke tödtet, leuchtet mir weniger ein; diese That macht aus einem jähzornigen Menschen einen vorbedachten Mörder. Unangefochten entkommt Walter nach Bremen, auf das Schiff und entschwindet im dunklen Erdtheil. Drei Jahre später kehrt er, von Gewissensbissen gepeinigt, nach Berlin zurück. Hermann und Anna sind verheirathet; ein Strolch, der Lindenberg's Leiche beraubt hat, ist als der muthmaßliche Mörder zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt worden. Aber ein gewisser Franzius, ein Staatsanwalt außer Diensten, ein Verwandter Anna's, der sich am heftigsten ihrer zweiten Ehe widersetzt hat, ahnt längst, man weiß weder woher noch warum, den wahren Schuldigen und stellt bei einem Feste sein armes Opfer. Denn Walter, der im ersten Acte als der richtige Abenteurer und Afrikaner seine Geringschätzung des Menschenlebens erklärte, ist im dritten der gebrochene Sünder; statt die aufdringlichen Fragen des alten Schleichers kurzweg abzuweisen, verräth er sich durch seine Unsicherheit, sein aufbrausendes Wesen, seine schlotternden Kniee, und als er nun erfährt, daß die beiden Menschen, die er in thörichter Vermessenheit durch eine Gewaltthat glücklich zu machen versuchte, durch sie tief unglücklich, ja einander verhaßt geworden sind, erschießt er sich selbst: er büßt mit seinem Tode die Anmaßung, der Vorsehung ins Handwerk pfuschen zu wollen. Daß wir es nicht mit einem geschlossenen Drama, sondern mit einer dramatisirten Kriminalgeschichte zu thun haben, gibt der Verfasser selbst zu, indem er schon auf dem Theaterzettel verkündigt: zwischen dem zweiten und dritten Aufzug liegt ein Zeitraum von drei Jahren. Hinter der Scene läßt er alle Umwandlungen der Charaktere sich vollziehen, die er zu der Lösung seines Problems braucht: der Gewissenswurm muß Walter in der Mitte Afrika's

ergreifen, der Schatten des ermordeten Gatten die Liebenden trennen. Die Vorbilder, auf die Olden beständig den Blick gerichtet hat, verwirren ihm den Weg; er vergißt, daß in Zola's Drama das ehebrecherische Paar den ahnungslosen gutmüthigen Gatten ermordet hat, während Anna und Hermann an der Ermordung Lindenberg's unschuldig sind und ihr romantisches Seelenbündniß die Ehre dieses Biedermannes nie gekränkt hat; er übersieht, daß Raskolnikow die alte Kupplerin und Wucherin tödtet, um sie zu berauben, während Walter aus Liebe zu seinem Bruder ein Verbrechen begeht; daß Prophyrius, wenn er dem Mörder nachspürt, seine Pflicht als Untersuchungsrichter erfüllt, während Franzins aus seiner eigenen Mißgunst und Verdrießlichkeit heraus die Handlungen der Anderen erspäht und erlauert. Der Unklarheit der Charakteristik und der aus ihr sich entwickelnden Uebertreibung der Empfindungen entspricht die geschraubte Sprache und das verstiegene Pathos. Das Ganze ein echtes Schauspielerstück mit entliehenen Scenen als Kern der Fabel, mit Marionetten als Figuren.

Immerhin kann man ihm nachrühmen, daß es wenigstens die Grundbegriffe des Drama's, Schuld und Sühne und den Zwang zu der That, aus dem Willen des Helden heraus bestehen läßt; was Hugo Lubliner uns in seinem Werke „Der kommende Tag" als Schauspiel in vier Aufzügen vorführte, war nichts als ein gutgemeinter Vortrag über die Nothwendigkeit der Fachschulen für die Lehrlinge, über das Elend der kranken Arbeiter und über die Morgenröthe des „kommenden Tages", den die arbeiterfreundlichen Erlasse und Denkschriften der Regierung ankündigen, in Dialogform. Das Grau der Langenweile und der geistigen Dürftigkeit lastet auf dem traurigen Stück. Welche Verirrung des Verfassers, sich in eine Arbeiterwohnung zu wagen und den Berliner Dialekt zu radebrechen! Daß der Schriftsteller seinen Stoff- und Gestaltenkreis durch die unabläßige Beobachtung des Lebens zu erweitern sich bemüht, verdient die Anerkennung der Kritik, aber diese Erweiterung muß sich doch der Eigenart des Talents anschmiegen; wenn man, wie Lubliner, fünfzehn Jahre lang zierliche Püppchen aus Biscuitmasse geformt hat, kann man nicht plötzlich Steinmetz werden und den Granit bearbeiten wollen. Aber die unselige Sucht, die jetzt Alle ergriffen hat, in die sociale Frage und die naturalistische Kunst hineinzupfuschen, ließ auch Lubliner nicht ruhen; er mußte uns seine Meinung über die Lösung des socialen Problems sagen und, während er im vergangenen Jahre in dem Schauspiel „Im Spiegel", das im Lessing-Theater aufgeführt wurde, die Dichter des Naturalismus hart angegriffen hatte, nun selber in dem Jammer und der Armuth der Brunnenstraße arbeiten. Wenn die Arbeiterkinder nur Fachschulen hätten, ruft er aus, dann wäre Alles besser, dann wäre vielleicht auch Franz Faller Zeichner, Former oder gar Erfinder geworden! Jetzt ist er eben nichts als ein Arbeiter wie viele, aber glücklich ist er meiner Ansicht nach doch, obgleich er keine Fachschule besucht hat. Denn er hat eine allerliebste kleine Frau, Lise Jehnsch, die Tochter eines Meisters in einer Maschinenfabrik, einen kräftigen Stammhalter und sein reichliches Auskommen. Nicht von innen heraus, äußerlich tritt das Unglück an ihn heran. Er erleidet durch Unachtsamkeit einen Daumenbruch und wird zu seiner Arbeit untauglich. Zwei Acte lang sehen wir ihn nun Arbeit suchen und aller Wahrscheinlichkeit nach suchte er sie noch, da kein rechter Nerv in ihm ist, wenn ihm nicht sein Schwiegervater hinter der Scene irgendwo eine Stellung verschaffte. Das Stück besteht in einer breiten und stellenweise behaglichen Schilderung kleinbürgerlicher Verhältnisse; die Wirklichkeit wird durch einen Schleier, den Sentimentalität und Berliner Humor im Stil des seligen Glaßbrenners gewoben haben, betrachtet; die Figuren, der Meister und seine Frau, Franz und Lise, der ewig durstige Vater Franzens, der alte Faller, der hochnasige, Alles besser wissende, auf bürgerliche Reputation haltende Buchhalter Hagemann und seine putzsüchtige Gattin, heben sich gut von einander ab und verderben uns nur durch ihre Geschwätzigkeit und die Wunderlichkeit ihrer Sprache das Vergnügen an dem Genrebilde, das sie uns bieten. Ein Schauspiel aber sind diese Reden, die Fachschulen, die Denkschrift der preußischen Regierung, Lise's Kind und Franzens Daumenbruch hinter der Scene nicht; hier fehlt jede Bewegung, jede Handlung, jede Spannung, es ist die richtige

„Familie Selike" in das Lubliner'sche übersetzt. Lohnte es sich, unter die Naturalisten zu gehen und die aufsteigende Gnadensonne huldigend zu begrüßen, um an dieses Ziel zu kommen?

Ein wenig besser als diese beiden verunglückten Versuche gefiel dem Publicum des Schauspielhauses ein Familienbild in einem Aufzug „Die Augen des Herzens", das Julius Stinde geschickt und gefällig aus dem Italienischen des Giacinto Gallina übertragen hat und das am Freitag, den 2. October zum ersten Male aufgeführt wurde. Das Stück würde, wenn es kürzer wäre, durch seine anmuthige, sentimentalische Handlung eine noch lebhaftere Wirkung hervorbringen: eine durch Unglücksfälle in ihrem Vermögensstande zurückgekommene Familie, Sohn, Schwester, Enkelin, suchen der blinden Alten durch allerlei Listen ihre Lage zu verheimlichen und gerathen bald durch die vorlaute Zunge eines Dienstmädchens, bald durch die eigene Traurigkeit und Sorge in die Gefahr, sich selbst zu verrathen. Denn die Großmutter Terese sieht mit den Augen des Herzens und erräth allmälig das Schicksal, das die Ihrigen betroffen hat. Ihre Klugheit und die Güte und die Bravheit einer reichen Frau, deren Mann an der Familie unehrenhaft gehandelt hat, rücken schließlich Alles wieder ins Gleiche. Das heitere Lustspiel in vier Aufzügen von Adolph L'Arronge „Wohlthätige Frauen", das vor Jahren im Wallner-Theater eine lange Reihe von Vorstellungen erlebte, feierte am Sonnabend, den 24. October im Schauspielhaus seine fröhliche Auferstehung. Die Satire, die sich gegen die falsche Wohlthätigkeit richtet, ist noch immer an der Zeit, und sie ist dabei so harmlos, daß sich die echte nicht von ihr verletzt fühlen kann. Im Grunde müßte es unsere jungen Schriftsteller, welche sich so oft rühmen, das Alltagsleben in seiner Wirklichkeit auf die Bühne geführt zu haben, beschämen, daß ihnen ein Alter in ihrer eigensten Kunst überlegen ist; der ganze Reiz der „Wohlthätigen Frauen" liegt in der lebenswahren Schilderung kleiner Leute, kleinster und alltäglichster Vorgänge. Als der eigentliche Boden, auf dem das Schauspielhaus steht, hat sich auch in dieser Spielzeit das classische Drama und das historische Schauspiel erwiesen. Wildenbruch's vaterländische Genrebilder „Die Quitzows" und „Der neue Herr" üben noch immer ihre Herrschaft und ihre Anziehungskraft aus. Durch die Wiederaufnahme des Trauerspiels „Zriny" zur Feier des Geburtstages Theodor Körner's am Mittwoch, den 23. September, und der romantischen Tragödie Schiller's „Die Jungfrau von Orleans" am 10. November hat der Spielplan eine dankenswerthe Erweiterung erfahren. Die Meininger hatten bekanntlich durch ihre bewunderungswürdige Einrichtung der Dichtung, eins der Meisterstücke ihrer Regiekunst, während ihres Gastspiels im Victoria-Theater in den Monaten Februar und März 1887, dem Stücke eine Volksbeliebtheit ohne Gleichen verschafft, aber freilich durch den malerischen Glanz ihrer Decorationen und Gruppenbilder auch jede andere Vorstellung der „Jungfrau von Orleans" unmöglich gemacht. Das Schauspielhaus hat nun nicht allein die Meiningen'sche Einrichtung erworben, sondern auch die damalige Darstellerin der Jungfrau, Frl. Lindner, der die Wiedergabe des Mädchenhaften und Mystischen, des Naiven und Verzückten besonders glücklich gelingt, in seinen Verband aufgenommen und einen nachhaltigen Erfolg mit der Aufführung errungen.

Neben dem Schauspielhause hat sich das Lessing-Theater durch ein musterhaftes und fein abgestimmtes Ensemble in der Darstellung moderner Schauspiele einen Platz erobert und in dieser Hinsicht das Deutsche Theater, dem die bedeutenderen künstlerischen Kräfte merklich zu fehlen beginnen, überflügelt. Es ist das richtige Luxus-Theater der Berliner Gesellschaft geworden, eine Mischung aus dem Vaudeville- und Gymnase-Theater in Paris. Die Lebensfrage des Lessing-Theaters ist die Beschaffung guter und erfolgreicher Neuigkeiten. Als die Bühne für die unmittelbare, gegenwärtige dramatische Production ist es ausschließlich auf die Ernte jedes Jahres angewiesen und kann nicht wie das Schauspielhaus, das Deutsche und das Berliner Theater in den Glückstopf des classischen Drama's greifen, aus dem sich noch immer nach den modernen Nieten ein alter Treffer hervorziehen läßt. Auch zu den früheren

Schöpfungen der lebenden Autoren vermag der Director, Oscar Blumenthal, nur in seltenen Fällen seine Zuflucht zu nehmen; entweder gehören die Werke schon einem Theater oder haben durch vielfache Aufführungen das Beste ihrer Anziehungskraft eingebüßt. In dieser Saison hat sich diese Schwierigkeit noch verdoppelt, indem das Lessing-Theater schon im August seine Pforte wieder öffnete und jetzt auf eine viermonatliche Spielzeit zurückblickt. Man muß dem Eifer der Leitung, dem Fleiß der Künstler volle Anerkennung zu Theil werden lassen, unentmuthigt durch manchen Fehlschlag, manchen halben Erfolg, setzen sie ihre Bemühungen fort, dem Publicum alle vierzehn Tage eine Neuigkeit vorzuführen. An dem Beispiel dieses Theaters tritt die Schwäche der dramatischen Production in das grellste Licht. Die Richtung in das Problematische und Trostlose, die sie seit der Verherrlichung Ibsen's eingeschlagen hat, schränkt sie auf einen engen Kreis ein und erlaubt ihr weder in der Auswahl der Stoffe noch in der Behandlung einen gefälligen Wechsel. Aber gerade danach verlangt das Publicum des Lessing-Theaters. Schon aus Neigung zum Gegensatze hört es bei der eigenen Sattheit einmal zwischen Mitleid und Schauer von dem Hunger der Armen und macht einen Besuch im Hinterhause, nur darf man nicht darauf rechnen, daß ihm diese Regung zur Gewohnheit wird. Schnell genug sehnt es sich aus der Finsterniß in die Helle, aus dem Trübsinn in die Freude zurück. Das Stück, das am Sonnabend, den 1. August die Spielzeit im Lessing-Theater eröffnete, war kein glückverheißendes Zeichen für die Folge. Karl Rosegger's Volksschauspiel in vier Aufzügen „Am Tage des Gerichts" ist eine steirische Dorfgeschichte in dramatischer Form. Ein Wilddieb erschießt halbwegs in der Nothwehr den Förster. Er wird verhaftet und vor das Gericht der Geschworenen geführt. Aber es hält schwer, ihn zu überführen, weil außer allgemeinen Verdachtsgründen und der ihn anklagenden Volksstimme kein zwingender Beweis gegen ihn vorliegt. Da gesteht er selbst sein Verbrechen ein, gerührt von der Güte und Bravheit der Försterin, die sich seines Weibes und seines Kindes in ihrer Verlassenheit angenommen hat. Die dramatische Bewegung wird von der breiten Schilderung des Zuständlichen bedenklich aufgehalten; ein ganzer Act, an sich der interessanteste des Schauspiels, beschäftigt sich mit der humoristischen Charakteristik der verschiedenen, in einer Zelle sitzenden Gefangenen. So trefflich und typisch die Schilderung dieser Strolche ist, die sich behaglich in Gesprächen ausgeben, so wenig hat sie mit der eigentlichen Handlung zu thun. Die Hauptfiguren, der Straßl-Toni, sein Weib und die Försterin, leiden an einer bald weichmüthigen, bald pessimistisch verzweifelnden Geschwätzigkeit, die durch den österreichischen Gebirgsdialekt noch ermüdender wirkt, wenigstens für uns Norddeutsche, denen er fremdartig und ungewohnt klingt. Die Gerichtsscene ist nicht ohne Würde und ergreifende Wirkung, aber sie kann eben nur den Schluß, nicht das Stück als solches retten. Noch düsterer berührt das Schauspiel in vier Aufzügen von Karl Emil Franzos, das am Sonnabend, den 26. September zum ersten Male gespielt wurde. Franzos hat es nach einer seiner Erzählungen gearbeitet. Der Conflict zwischen der Pflicht des Richters und der väterlichen Liebe bildet den Angelpunkt des Drama's, der Kampf in der Seele des alten Brutus, als er nach der römischen Sage seine Söhne wegen ihrer Verrätherei zum Tode verurtheilte, wird aus der politischen in die sociale Sphäre versetzt. Ein österreichischer Gerichtspräsident erkennt in einer Kindesmörderin seine natürliche Tochter. Verführt von einem jungen Adeligen, dem es durch die Familienverhältnisse unmöglich wird, sie zu heirathen, hat sie in halber Unbewußtheit die That begangen. Welch' furchtbare Anklage richtet sich damit gegen den Präsidenten auf! Gerade so ehrlos wie der Verführer gegen seine Tochter, hat er gegen deren Mutter gehandelt. Von seinem Vater gezwungen, die Geliebte aufzugeben, hat er sie verlassen und nie wieder von ihr gehört. Jetzt läßt er die Tochter aus dem Gefängniß entfliehen und klagt sich dann selbst in einem Briefe an den Minister dieses Vergehens an. Das Schauspiel leidet an der Wiederholung desselben Vorwurfs, der Mädchenverführung, und der Umständlichkeit der Ausführung; es besteht nur aus drei Scenen: der Wiedererkennung zwischen Vater und

Tochter, des Kampfes zwischen dem Vater und dem Richter, des Sieges des Vaters und der Rettung der Tochter; und die Verwässerung dieser Auftritte durch Einschiebsel, Erzählungen und Episoden nimmt der ursprünglichen Spannung und Originalität in ihnen Kraft und Würze. Noch trübseliger und undramatischer erwies sich am Sonnabend, den 10. October ein Schauspiel in drei Aufzügen von Gustav Schwarzkopf und C. Karlweis „Eine Geldheirath". Franzos wußte seiner Handlung wenigstens in ihrem Kern eine feste Geschlossenheit zu geben, die Verfasser der „Geldheirath" sind in der Erzählung stecken geblieben. Jeder ihrer drei Acte ist ein Stück für sich, zwischen dem ersten und zweiten Acte liegen zwei Jahre, zwischen dem zweiten und dritten Monate. Innerhalb dieser Zwischenräume wandeln sich nicht nur die Charaktere der Figuren und ihre wirthschaftlichen Verhältnisse zum Schlimmeren, sondern erben arme Schlucker Millionen und heirathen Backfische herabgekommene Grafen. Ein junger Advocat, der durch einige glücklich geführte Processe bekannt geworden ist, läßt durch einen Vermittler um die Tochter eines reichen Fabrikanten und Geldmannes anhalten: er hofft durch eine Geldheirath sich eine Kanzlei einrichten und Ruf und Ansehen im Fluge erwerben zu können. Die Eltern und das Mädchen gehen ohne Zögern auf den Vorschlag ein. Camilla will in der Gesellschaft glänzen, ein großes Haus machen, sich als reiche Dame aufspielen; zu spät erkennt der thörichte Wardegg ihre schlechten Eigenschaften. Oder besser, die Autoren malen Camilla's Charakter, weil sie es so brauchen, immer mehr ins Schwarze und machen aus der verschwenderischen und leichtsinnigen Frau eine herzlose Kokette, eine freche Ehebrecherin. Der Mann, der nicht klug und tapfer genug war, sie zu einer ernsteren Lebensführung zu bestimmen oder sich bei Zeiten von ihr zu trennen, geräth in Schulden und Mißachtung, da die Welt annimmt, daß er um das Verhältniß seiner Frau zu einem reichen Gecken, der früher in dem Hause ihres Vaters als Buchhalter beschäftigt war und dann hinter der Scene eine unermeßliche Erbschaft gemacht hat, wisse: bei der moralischen Schwäche Wardegg's wäre es das Natürlichste, daß er sich durch einen Revolverschuß aus der Unerträglichkeit seiner Lage befreite, aber er besinnt sich noch zur rechten Zeit, daß er für sein Kind leben müsse, und ein humoristischer Freund, ein Arzt, der sich nach Hangen und Bangen endlich mit seiner Geliebten, einer lustigen Stickerin, verheirathet hat, gibt ihm den guten Rath, sich von seiner Gattin scheiden zu lassen: ein Ausweg, der sich freilich nach dem Ehestandsjammer, dem Bankrutt und den Verzweiflungsscenen philisterhaft genug ausnimmt. Der Nichtigkeit der Fabel entspricht die Flachheit der Charakteristik, dem unbedeutenden Inhalt die Dürftigkeit der Sprache. Das Tragische des Problems, wenn sie einmal in einer Geldheirath den Keim einer Tragödie zu finden glaubten, haben die Verfasser nicht einmal gestreift. Denn dies würde doch darin zu suchen sein, daß die Ehe in ihrem Wesen durch die schnöde Habsucht des Mannes und durch die Gefühllosigkeit des Weibes, das sich hingibt, obgleich sie nicht um ihrer Persönlichkeit, sondern um ihrer Mitgift willen geheirathet wird, von vornherein vergiftet ist und dies Gift beständig weiter frißt; die Verschwendungssucht und der Ehebruch Camilla's sind ebensowenig wie die Schwachköpfigkeit Wardegg's nothwendige Folgen einer Geldheirath.

Mit einem stärkeren dramatischen Talent, so weit es sich um das Handwerksmäßige der Kunst, den Aufbau, die Führung und die Steigerung der Scenen handelt, machte uns die Aufführung eines Schauspiels in vier Aufzügen „Satisfaction" am Mittwoch den 18. November bekannt. Alexander Baron von Roberts, der Verfasser, ist durch einige wohlgelungene Erzählungen, in denen glückliche Erfindung, malerische Schilderung der Umgebung und lebenswahre Entwicklung der Charaktere sich vereinigen, zu Ruf und Ansehen in unserer Literatur gekommen. „Satisfaction" ist sein erster dramatischer Versuch, und man merkt in den beiden ersten trefflich geführten Acten dem Stücke nicht an, daß es aus einer Erzählung des Autors erwachsen ist. Leider fehlt dem Inhalt die Klarheit und die Originalität, um die Theilnahme der Zuschauer zu fesseln. Die leidige Duellfrage wird wieder einmal zu einem tragischen Motiv gestempelt. Damit rückt das Schauspiel schon im

Beginn in das Altmodische und Unerquickliche. Daß ein berühmter Maler, Professor Werner Voltz, nicht auf die ungezogene Forderung eines Corpsstudenten wegen einer nächtlichen Rempelei auf der Straße eingehen wird, ist für den gesunden Menschenverstand einleuchtend, und wenn man auch dem Verfasser zugestehen mag, daß die adeligen Verwandten des Malers — er hat ein adeliges Fräulein, Tochter eines Generallieutenants, vor Jahren entführt und geheirathet — diese Ablehnung in der Bornirtheit ihrer Standesanschauungen mit nicht geringem Verdruß, wie einen Makel auf ihrer Ehre betrachten, so versteht man den „berühmten" Professor um so weniger, der sich über diese Forderung zum Zweikampf auf Pistolen mit einem dummen Jungen ernsthaft den Kopf zerbricht und das Herz vergrämt. Hält er einen Zweikampf überhaupt noch für statthaft und berechtigt, brennt der Graf Friedrich Witterstedt, ein Vetter Elly's, der Gattin des Professors, so sehr darauf, Rache an dem glücklichen Nebenbuhler zu nehmen, warum haben sich denn die Herren nicht bei der Entführung des Dämchens die Hälse gebrochen? Das hätte allenfalls auch ein plebejisches Gemüth begriffen und gebilligt. Um das Unbehagliche des Vorwurfs noch zu steigern, weckt der Verfasser nun noch gar in Elly das Standesbewußtsein derer von Witterstedt auf, das bis dahin geschlafen haben muß, hat sie sich doch ohne Gewissensbisse von ihrem Verehrer aus dem väterlichen Hause entführen lassen und den bürgerlichen Maler geheirathet. Kaum aber athmet sie wieder Witterstedt'sche Luft, so theilt sie auch alle Vorurtheile ihrer Verwandten und ist herzlos genug, ihren Gatten zur Annahme der Forderung zu reizen. Hier, in der ungleichen Ehe, wäre der tragische Conflict zu suchen gewesen; Elly, die ihren Mann aus Leichtsinn und sinnlicher Verliebtheit geheirathet hat, theilt weder seine Anschauungen noch seine Empfindungen, überall fühlt sie sich von seinem Wesen, seinem Plebejerthum verletzt. Daraus ließe sich ein Drama entwickeln. Der Duellfrage gegenüber zuckt das Publicum die Achseln; der Baron von Roberts und sein Held mögen darüber getheilten Herzens sein, wir sind es nicht, sondern glauben uns in dem dritten und vierten Acte in einem Irrenhause zu befinden. Man erzählt mir, daß der traurige Held in der Novelle sich selbst erschießt — ein Ausgang, der ungleich folgerichtiger und darum befriedigender ist, als die schwächliche Versöhnung zwischen den Gatten, die das Stück auf der Bühne beschließt, nachdem der Maler endlich den Schuß in den Arm weg hat — eine Wunde, in der seine Frau offenbar etwas wie einen Orden sieht. Trotz der Frische, mit der die beiden ersten Aufzüge einsetzen, und der geistreichen, satirisch gefärbten Schilderung des adeligen und militärischen Kreises, erfuhr das Schauspiel eine Niederlage; es stellte eben die Duellschwärmer so wenig wie die Duellgegner zufrieden, es gab weder der Leidenschaft noch dem Verstande recht.

Diesen wiederholten Mißerfolgen hatte das Lessing-Theater nur einen halben und einen vollen Erfolg entgegenzusetzen; an beiden war der Director zugleich als geschickter und witziger Theaterschriftsteller betheiligt. Am Sonnabend den 29. August brachte er ein Lustspiel in vier Aufzügen „Falsche Heilige" nach einem englischen Original von A. W. Pinero und am Freitag den 23. October einen in Gemeinschaft mit Gustav Kadelburg verfaßten vieractigen Schwank „Die Großstadtluft" auf die Bretter. Das Lustspiel „Falsche Heilige" hält die richtige Mitte zwischen einem französischen Stück aus der Halbwelt und einer englischen Gouvernantennovelle. Oscar Blumenthal hat seiner Eigenart nach den französischen Charakter der Fabel und den „Esprit" des Dialogs verstärkt; er läßt die Handlung in Paris, Florenz und wieder in Paris spielen. Willkürlich wie mit dem Ort ist er mit der Zeit umgegangen; zwischen den einzelnen Acten haben wir uns längere Zeiträume zu denken. Ein junges Mädchen, Marguerite Barthet, in der wir uns wohl eine falsche Heilige vorstellen sollen, obwohl sie aus ihrer Vergangenheit kein Hehl macht, bildet den Mittelpunkt der Handlung. Als Vorleserin und Gesellschafterin einer adeligen Dame ist sie mit Gaston von Trisouil bekannt geworden. Er hat ihr schriftlich die Ehe versprochen, und ein kurzer Liebesroman hat zwischen ihnen gespielt. Gerade um eine Stunde kommt sie zu spät nach Paris, um die Ehe des Ungetreuen mit einem reichen

Fräulein von Lussac zu hindern. Aber das Schicksal hat ihr schon das Mittel zur Rache in die Hand gegeben. Der junge Mann, mit dem sie in demselben Eisenbahnwagen nach Paris gefahren, der sie an seinen Freund den Advocaten Paul Benoit gewiesen hat, ist der Bruder der eben verheiratheten Jeanne. Ahnungslos schmuggelt er sie in das Haus ihrer Schwester, die ihre Flitterwochen in einer Villa bei Florenz verlebt. Da Herr von Trisenil in Geschäften auf eine Weile verreist ist, steht Margueritens Eintritt kein Hinderniß entgegen. Aber die Galanterien und Freiheiten, die sich ein Hausfreund gegen die neue Gesellschafterin erlaubt, entzünden die Leidenschaft und Eifersucht des jungen Lussac; er beschließt sie zu heirathen und wird durch ihre Geschichte, die sie ihm erzählt, nur noch mehr in seinem Entschlusse bestärkt. Seine Schwester hält ihn von dem thörichten Streich ab und beschleunigt dadurch Margueritens Rache. Denn inzwischen ist Trisenil zurückgekehrt, und Marguerite bezeichnet ihn vor allen Andern als ihren Verführer und treulosen Liebhaber. Bis zu diesem Schluß des dritten Actes hat das Stück, wenn auch von zu vielen Episoden durchsetzt und um seinen raschen Verlauf gebracht, doch eine feste und folgenrichtige Geschlossenheit; der vierte Act dagegen nimmt sich wie ein Nothbehelf aus: Marguerite heirathet hinter der Scene einen uns unbekannt bleibenden englischen Lord, Roger tröstet sich mit einem Backfisch, und das Ehepaar Lussac, das in Scheidungsklage miteinander liegt, fällt sich, durch die List Paul Benoit's, der den Brackenburg als Advocat spielt, geschickt zusammengebracht, gerührt und versöhnt in die Arme. In der Erfindung und Führung der Handlung, in der Charakteristik der Figuren muthet das Ganze trotz der Glanzlichter, die Oscar Blumenthal dem Dialog aufgesetzt hat, indem er einen über das Durchschnittsmaß hinaus geistreichen und witzboldigen Grafen Chavigny zum Chorführer des Stückes macht, ein wenig altmodisch an, wie ein letzter Nachklang Dumas'scher Komödien. Der unbefriedigende Schluß, der die Erwartungen des Publicums täuschte, und das Tragische des Vorwurfs in die Alltagskomik umzukehren suchte, wurde dem Lustspiel verhängnißvoll. Ungleich frischer, natürlicher, harmloser und unmittelbarer gab sich der Schwank „Die Großstadtluft". Ein Berliner, den eine Ehe aus Liebe nach einem unmöglichen, aber desto drolligen als Schilda und Krähwinkel geschilderten Städtchen in der Provinz verschlagen hat, vergeht vor Heimweh nach der Berliner Atmosphäre. Allerlei spaßige und possirliche Begebenheiten, die nach der Meinung der Honoratioren und der Damen des Lesekränzchens gegen Sitte und Anstand verstoßen, machen ihm das längere Verweilen in Ludwigswalde unmöglich; er rettet sich nach Berlin und zieht seine kleine Frau und den Schwiegervater nach sich. Weder in der Fabel noch in den Figuren offenbart sich eine größere oder feinere Originalität; die Theatererinnerung und die Theaterschablone herrschen vor, aber das Handwerkszeug wird von zwei Meistern der Technik geübt, und wenn dem Schauspieler Kadelburg einmal nichts besonders Gescheidtes einfallen will, die Handlung weiter zu führen, verstreut der Satiriker Blumenthal umsomehr Witzworte, Sticheleien und ironische Scherze, daß in dem Vergnügen an diesem blitzenden, farbigen und prasselnden Feuerwerk jede kritische Einwendung verloren geht. Wir waren zwei Monate lang von der Bühne her so verängstigt und vergrämt worden, daß diese Naivetät und Harmlosigkeit, die bei alledem ihren modernen Chic bewahrte, wie eine Erlösung aus wüsten Träumen wirkte. Das Lachen an sich kam hier wieder zu Ehren. Dabei soll das Geschick in der Zusammenstellung und Steigerung der komischen Scenen, das Anmuthige, immer das schickliche Maß Haltende des flotten Dialogs als künstlerisches Verdienst der beiden Autoren nicht unerwähnt bleiben.

Einen eigenen Reiz gewährte die Aufführung der sizilianischen Volksscene „Cavalleria rusticana" von Giovanni Verga am Freitag den 4. December. Die stürmisch leidenschaftliche Kraft, die den Inhalt eines dreiactigen Trauerspiels in wenige Auftritte verständlich, überzeugend, ergreifend zusammengedrängt hat, erwies sich in dem Drama noch mächtiger, noch siegreicher, als in der Oper Mascagni's. Die Treulosigkeit und das Stutzerthum Turiddu's, die düstere eifersüchtige Wuth Alfio's, der Schmerz und die Rache der verlassenen Santuzza, die Koketterie und der Leichtsinn

der hübschen Lola erscheinen in der einfachen schlichten Handlung und Sprache beinahe wie Dinge und Aeußerungen der Natur, der künstlerische Schmuck, den ihnen die Musik verleiht, ist abgestreift, und sie wirken einzig durch ihre lebensvolle unmittelbare Wahrheit. Die vortreffliche Darstellung durch die Mitglieder des Lessing-Theaters, die Damen Reisenhofer und Groß und die Herren Schönfeld und Molenar, trug das Ihrige dazu bei, der Dichtung ihren Platz neben der Oper zu sichern.

In dem Deutschen Theater macht sich seit etwa einem Jahre ein bedenklicher Rückgang in den schauspielerischen Leistungen und in der Inscenirungskunst, eine Ermüdung der Leitung, eine unglückliche Hand in der Auswahl der Neuigkeiten geltend. Die hervorragenden Kräfte, Ludwig Barnay, Friedrich Haase, Siegwart Friedmann, August Förster, Joseph Kainz, Hedwig Niemann und Agnes Sorma, die über seine Anfänge Glanz und Hoffnung verbreiteten, sind allmälig davongegangen, älter geworden, verdorben und gestorben. Auf dem Einzigen, der von den Gründern zurückgeblieben, Adolph L'Arronge, lasten zu viele und zu verschiedenartige Pflichten, als daß er ihnen allen mit gleicher Kraft, Neigung und Gewandtheit genügen könnte. Am empfindlichsten macht sich der Mangel interessanter schauspielerischer Persönlichkeiten bei der Vorführung des classischen Repertoire's geltend, und nothwendig hat sich darüber der Schwerpunkt des Deutschen Theaters mehr nach der Seite der modernen Komödie hin verschoben. Versuche, wie sie früher dieser Bühne mit überraschendem Erfolge und in künstlerischer Bedeutung mit der Darstellung des Calderonischen Drama's „Der Richter von Zalamea", der beiden Grillparzer'schen Dichtungen „Wehe dem, der lügt!" und „Die Jüdin von Toledo" gelangen, wurden in dieser Spielzeit nicht unternommen; man hat sich mit der Vorführung eines Goethe-Cyclus begnügt, in dem nacheinander: Stella und die Mitschuldigen, Clavigo und die Geschwister, Götz von Berlichingen, Egmont, Torquato Tasso, Iphigenie und Faust an zwei Abenden erschienen: Durchschnittsvorstellungen ohne höheren Werth, die bei einem mäßigen Abonnementspreise ihr Publicum fanden. Mit seinen Neuigkeiten dagegen hat das Deutsche Theater gerade wie die andern Bühnen kein Glück gehabt.

Ein Lustspiel von Rudolf Straß „Der blaue Brief" am Donnerstag, den 17. September zum ersten Male aufgeführt, eine militärische Humoreske im Stil Winterfeldt's, gehörte mehr in die Sphäre des Wallner-Theater's, als in die einer vornehmeren Bühne, und blieb doch in literarischer Hinsicht weit hinter dem tollen Schwank „Krieg im Frieden" zurück. Paul Lindau's Schauspiel in drei Aufzügen, „Die Sonne" folgte ihm am Dienstag, den 29. September. Das Stück hat durch die Kritik eine ungleich herbere Zurückweisung erfahren, als es verdiente. Man nahm es Paul Lindau übel, daß er in seinem Schauspiel sich über die pessimistische Literatur, über Ibsen und Zola, Tolstoi und Dostojewski, bald launig, bald herbe äußerte; man fand es seltsamerweise ungehörig, daß er als die schwächere dichterische Kraft sich über diese Großen wegwerfend auszusprechen wage. An das Wort Lessing's über Corneille dachte man dabei ebensowenig, wie an die eigene Bedürftigkeit. Mit welchem Recht fielen diese schneidigen Kritiker, denen noch nie im Leben ein Lied, eine Komödie, eine Novelle geglückt ist, deren ganzes Talent in der Rücksichtslosigkeit der persönlichen Satire besteht, über das harmlose Schauspiel Paul Lindau's her, wenn sie ihm das Recht bestritten, das Langweilige langweilig und das Verschrobene verschroben zu nennen? Es rächt sich eben Alles im Leben; Paul Lindau, der Vater der „literarischen Rücksichtslosigkeiten", büßt es nun am eigenen Fleische, daß er die schmale Grenze im jugendlichen Uebermuth zu oft überschritten hat, welche die Kritik des Kunstwerkes von dem Angriff auf den Verfasser trennt. Den letzten Schauspielen Paul Lindau's fehlt der Nerv, das Flotte, Unbedachte und Satirische seiner ersten; sein Blut ist zahmer geworden, er traut sich nicht mehr, die Laune überschäumen zu lassen. Aus der Luft der Zeit ist auch ihm die grüblerische Verdrießlichkeit angeflogen; auch auf dem Grunde seines Bechers findet sich der Bodensatz des Unerquicklichen. Das hat seinem Schauspiel „Der Schatten" in dem Herbste 1889 und seinem diesmaligen „Die Sonne" mehr als jede Kritik die nachhaltige Wirkung geraubt.

Sein Ausfall gegen Ibsen und Tolstoi entbehrt wie die Fabel seines Stückes der Kühnheit und der Schärfe. Ein junges Mädchen Sabine Berg bringt in eine durch die moderne Gesellschaftssucht und die pessimistisch angekränkelte Empfindung Etwas wie den Sonnenschein des Frühling's, des lauteren, wärmeren Gefühls und bildet dadurch den Gegensatz zu der Sonne Oswald's aus den „Gespenstern", die ein geckenhafter, überspannter Maler Victor Holle malt. Taktlos macht er sie zur Unterhändlerin zwischen ihm und der Frau von Hohenrade, in deren Hause sie als Erzieherin lebt: sie soll ihrer Herrin den Fächer bringen, auf den der Maler eine Liebeserklärung geschrieben hat. Aber eine andere Frau, der Holle ebenfalls den Hof macht, öffnet den Fächer und überhäuft die ahnungslose Sabine mit kränkenden Vorwürfen, weil sie die Verse auf dem Fächer für eine Botschaft an das Mädchen hält. Diese Frau Dora Alexis, eine Weltdame niedrigster Art, ist die Mutter Sabinen's, die ihren Gatten und ihr Kind schmählich verlassen und nach mancherlei Irrfahrten zum zweiten Male geheirathet hat: Sabine, die ihr Vater mit sich nach Amerika genommen hat, ist dort herangewachsen und erzogen worden und hält ihre Mutter für längst gestorben. Es kommt auch zu keiner rechten Aussprache zwischen der Mutter und der Tochter; Frau Dora verläßt eilig, mit einem sentimentalischen Rückblick auf ihr Leben, die Hauptstadt, und Sabine verlobt sich mit dem Rechtsanwalt Eggstädt, dem der Dichter das Wort gegen die Verzweiflungskrankheit der Zeit gegeben. Für die schwierigen Fragen, die das Schauspiel unwillkürlich anregt, ist das Gespinnst der Fabel zu dünn und die Charaktere nicht tiefgründig genug; Paul Lindau hat mit einem heiklen Stoffe, statt ihn zu erschöpfen, nur gespielt und fährt vor dem Abgrund, den er sich selbst gegraben, dem traurigen und schwer auszugleichenden Gegensatz zwischen Mutter und Tochter, rasch zurück, als er einen Blick in seine Tiefe wirft. Aber auf der Bühne hat das Halbe niemals einen Erfolg, dem Stücke bleibt trotz gefälliger Einzelheiten die Anziehungskraft versagt, weil es vor den Consequenzen seiner Voraussetzungen zurückschreckt. Aber es wirkt in all' seiner Schwächlichkeit doch natürlicher und frischer auf mich als das Schauspiel in drei Aufzügen von Franz von Schönthan „Das goldene Buch", das am Sonnabend, den 17. October aufgeführt wurde. Diese hohle Verstiegenheit beweist das Unheil, das die modernen philosophischen und literarischen Lehren auch in witzigen Köpfen anzurichten vermögen. Eine tragische Geschwollenheit und Verbohrtheit, um die Ibsen den Schöpfer Striese's beneiden könnte! Ein polnischer Abenteurer Stanislaus Lasansky sammelt in einem „goldenen Buche" alle Großthaten adeliger Familien und lebt inzwischen auf Kosten der Gefeierten. Dabei ist er auch auf die Familie der Grafen Bretelles gekommen, und als er von dem jungen Grafen, der „in der Jetztzeit in einer deutschen Residenz" einen Ministerposten einnimmt, schnöde zurückgewiesen wird, enthüllt er dem adelsstolzen, hochfahrenden und unangenehmen Herrn, daß sein Vater gar kein Graf Bretelles, sondern nur der Kammerdiener des letzten in Genf verschollenen und verstorbenen Grafen ist. Und das ist keine Flunkerei. Hinter der Scene stirbt der Kammerdiener-Graf, der es in „einem deutschen Königreich" bis zum Landjägermeister gebracht hat, aus Angst vor der Entdeckung und dem Zuchthaus. Seine Tochter, die wegen der Mißheirath mit einem Professor aus der adeligen Familie gestoßen wurde, hat sich indessen als eine Fanatikerin der Wahrheit von dem Sterbenden sein Schuldbekenntniß unterzeichnen und verbriefen lassen. Als die Leiche des Kammerdieners mit allem Pomp bestattet werden und im Auftrage des Monarchen eine königliche Hoheit an der Feierlichkeit theilnehmen soll, treibt die Tochter ihren Fanatismus so weit, den verstorbenen Vater mit dem Papier in der Hand vor allen Anwesenden des Betruges anzuklagen. Ihrem Bruder, der sich anfänglich gegen die Tücke des Schicksals wehren und in seiner Stellung behaupten wollte, bleibt nun nichts Anderes übrig, als auf Titel, Rang und Würden zu verzichten. Da ihn der Verfasser nicht mit Anstand weiter leben lassen kann, wird er in einem Duell von einem Premier-Lieutenant, von dem wir nur den Namen erfahren, tödtlich verwundet und stirbt auf der Bühne in den Armen seiner Frau und seiner Schwester als unfreiwilliger Märtyrer der Wahrheit. Wie man aus diesem Umriß des Stoffes sieht, ist

das Schauspiel eine romantische Kriminalgeschichte, dem Ibsen'sche Gedanken und Grillen als Pfropfreiser sehr zu ihrem Schaden eingeimpft sind.

Mehr aus der modernen Bewegung heraus hat Ludwig Fulda sein Schauspiel in vier Aufzügen „Die Sklavin", das am Sonnabend den 31. October zum ersten Male zu einem kurzen Leben auf den Brettern erschien, ergriffen und gestaltet. Anknüpfend an eine Schrift John Stuart Mill's „Die Hörigkeit der Frau", die im Ausgang der sechziger Jahre Aufsehen machte, sucht er das Sklaventhum einer zartbesaiteten Frau an der Seite eines rohen Gatten, ihre Rechtlosigkeit vor dem Gesetz ihm gegenüber, den gegen die Sitte verstoßenden Entschluß, zu dem sie durch ihre hoffnungslose Lage gezwungen wird, zu entwickeln. Der Stoff hat zweifellos einen dramatischen Kern, aber er bleibt in Fulda's Stück in der Schale stecken. Eugenie ist die Gattin des Weinhändlers Waldeck, eines Haustyrannen und Knoten. Wenn er die Frau gut nährt und kleidet und zuweilen reich beschenkt, glaubt er als Entgelt dafür die schlimmsten Magddienste von ihr fordern zu dürfen. Eine resolute Frau würde den Grobian bald durch noch größere Grobheit gezähmt haben; die sensitive Eugenie hat, besonders nach dem Tode ihres Kindes, jeden Muth zum Widerstande verloren. Zu ihrer übergroßen Empfindlichkeit gesellt sich zuletzt noch der physische Widerwille gegen die Zärtlichkeit ihres weintrunkenen Mannes, und sie flüchtet aus seinem Hause zu ihren Eltern. Der Advocat, an den sie sich wendet, die Scheidungsklage einzureichen, räth ihr ab, da kein gesetzlicher Grund zur Trennung vorläge, und ihr Mann erklärt ihr, daß er nie in die Scheidung einwilligen würde. Verzweifelnd, da sie keine Rettung aus ihrer Sklaverei sieht, will sich Eugenie in den Fluß stürzen. Ein langjähriger Freund, den sie heimlich liebt, der Baumeister Lukas, erscheint als der Retter und erklärt ihr seine Liebe. Beide werden in freier Neigung der Welt trotzen, sich genügen und das Töchterchen aus Lukas' erster Ehe zu einem besseren Loose, als zu der Hörigkeit der Frau erziehen. Das Unerquickliche der Ehestandsscenen zwischen Waldeck und Eugenien, das Unfeine in der Liebeserklärung des braven, aber täppischen Lukas, das Uebertriebene und künstlich Aufgebauschte des Schlusses thun der Wirkung und der Wahrscheinlichkeit empfindlichen Eintrag. Der Verfasser hoffte mit der freien Liebe einen besonderen Trumpf auszuspielen, aber das Publicum traute seiner schwächlichen, zum Tode gequälten und gehetzten Heldin weder einen solchen Schritt zu noch hielt es denselben für nöthig. Wenn Frau Eugenie mit ihrem zukünftigen Stieftöchterchen den Winter an der Riviera verbringt, wird der bärbeißige Weinhändler schon aus eigenem Interesse in die Scheidung willigen; er kann ohne Hausklavin nicht bestehen. Durch die breite Ausmalung des Nebensächlichen, der Rohheit des Mannes und der Zimperlichkeit der Frau auf der einen, dem weinerlichen Gebahren und der grauen Dürftigkeit der Eltern Eugeniens, die an die alten Volkart's in Hauptmann's „Einsame Menschen" erinnern, auf der anderen Seite, wird der an sich dünne Faden der Handlung noch mehr in die Länge gezogen. Statt die Scenen zu verdichten und zu steigern, wiederholen sie sich in demselben trüben Farbenton. Von den vier Acten war einer überflüssig. Wie in dem Stück des vergangenen Herbstes „Das verlorene Paradies", hat Fulda auch in der vorliegenden Arbeit einen modernen anziehenden Vorwurf aufgenommen, ihm auch eine dramatische Kunstform in geschlossener Handlung, aber leider keine geistvolle, keine befriedigende Lösung zu geben gewußt. Einen Theil der Schuld des halben Erfolges trägt in beiden Fällen der Mangel einer durch Spiel und Vortrag fesselnden Schauspielerin; Eugenie ist auf der Bühne nur lebensfähig, wenn sie von einer Künstlerin dargestellt wird, die das Einerlei und die Pein einer unglücklichen Ehe durch die mannigfaltigsten Schattirungen und Feinheiten individuell und seelenvoll gestaltet; die bloße Umrißzeichnung erweckt unsere Theilnahme nicht.

Das Berliner Theater hat sich unter Ludwig Barnay's rühriger Leitung trotz der kurzen Zeit seines Bestehens ein festes Publicum erworben, das ihm auch in der schlechten Zeit treu bleibt und nicht nach Abwechselung und Neuigkeiten verlangt. Nicht ohne Einfluß darauf mag die Gunst des Hofes sein, die von allen

Privattheatern Berlins diesem am reichsten zu Theil wird. Ein Stamm von Künstlern, um Ludwig Barnay Ruscha Butze und Antonie Baumeister, Ludwig Stahl und Arthur Kraußneck, dem sich jetzt Agnes Sorma zugesellt hat, hält dabei die Theilnahme der Zuschauer stets in einer gewissen Erregung. Am stärksten ist sie in dieser Spielzeit durch die Darstellung der Molière'schen Komödie „Der Geizige" in Dingelstedt's trefflicher Bearbeitung und des Grillparzer'schen Fragments „Esther" beschäftigt worden. Daneben sind die Aufführungen des „Hamlet" und des „Julius Cäsar", der „Jungfrau von Orleans" und von modernen Schauspielen die des Ohnet'schen „Hüttenmeisters" und der Lindner'schen „Bluthochzeit" die Magnete dieses Theaters. Von erfolgreichen Neuheiten ist nichts zu berichten. Das einzige Stück, das hier eine Erwähnung verdient, ist eine nachgelassene Arbeit Michael Klapp's, die Adolf Gerstmann zu Ende geführt hat, ein Lustspiel in vier Aufzügen „Die Komödie Sr. Durchlaucht", das am Donnerstag den 19. November zur Aufführung kam. Michael Klapp war ein findiger Kopf, dem beständig eine Fülle von Einfällen, Erfindungen, Grillen und Ideen durch den Kopf schwirrten, in einer merkwürdigen Mischung von genauer Beobachtung und Kenntniß des modernen Gesellschaftslebens und romantischer Empfindung. Aber er gelangte niemals ohne fremde Hülfe über den ersten Ansatz und Anstoß hinaus; es lag nicht in seiner Art, seine Stoffe zu bebrüten oder zu vertiefen: eine Schwäche seines Talentes, die mit seinem Mangel an gründlicherer Bildung zusammenhing. Seinem Lustspiel liegt ein witziger Gedanke zu Grunde: ein deutscher Fürst, der nichts zu regieren hat, beschäftigt sich eifrig mit seinem Theater und empfindet den Ehrgeiz, unter die Dramatiker zu gehen. Er will ein Lustspiel schreiben und wird durch den Zufall und den Rath eines Freundes dahin geführt, seine Umgebung, sein eigenes Leben zum Stoff dieser Komödie zu machen. Dabei ist er auf der Suche nach seiner natürlichen Tochter, die er bald nach ihrer Geburt, da er die Geliebte auf den Befehl seines Vaters verlassen mußte, aus den Augen verloren hat, und seine Mutter auf der Suche nach einer standesgemäßen Gemahlin für ihn. Man merkt die Anregungen, die Hackländer's Lustspiel „Der geheime Agent" und Wichert's „Freund des Fürsten" ihm gewährten. Michael Klapp's Plan wurzelte in der Gegenwart; Adolf Gerstmann, der die Arbeit zu Ende geführt hat, verpflanzte sie in die Zopfzeit, um sie durch allerlei lustige Züge aus dem Theaterleben des vorigen Jahrhunderts zu bereichern. Die Tochter des Fürsten ist nämlich eine Schauspielerin geworden, und die Fürstin-Mutter schmuggelt die dem Sohne bestimmte Prinzessin als ihre Hofdame in das Schloß. Aber die Rebe hat durch diese Umpflanzung an Würze und Duft verloren. Aus dem witzigen und satirischen Einfall entpuppt sich eine Verwechselungs- und Schauspielerkomödie, der die Originalität beinahe ganz fehlt und die sich ein wenig mühsam in den alten Geleisen und Späßen bewegt. An drolligen Einzelheiten und spaßigen Ueberraschungen ist kein Mangel, allein das Zwiespältige der Behandlung, die zwischen der Hackländer'schen Ironie und der grotesken Uebertreibung in der Schilderung der Hofschranzen und der Komödiantenmutter unentschlossen hin und herschwankt, bald sich im Rahmen des Möglichen zu halten sucht, bald sich in die Phantastik verliert, läßt einen stärkeren, die Theilnahme des Publicums mit sich fortreißenden Zug nicht aufkommen. Der Stoff hätte die Wendung in den burlesken Fastnachtsschwank ebenso gut erlaubt wie in die humoristische Salonkomödie, nur mußte man sich für einen Stil entscheiden und an ihm festhalten.

Ganz in den Hintergrund sind durch die Wandlung der Zeiten und die Gründung des Lessing-Theaters zwei Bühnen gedrängt worden, die früher im Mittelpunkte des theatralischen Interesses standen und sich in die Gunst des Publicums theilten: das Wallner-Theater und das Residenz-Theater. Die Posse ist nach dem Adolf Ernst- und dem Thomas-Theater ausgewandert, zwei Bühnen, denen die Besitzer, die zugleich die Directoren, Schauspieler, Regisseure und Hauptfabrikanten ihrer dramatischen Waaren sind, den Namen gegeben haben. Auf der Wanderung und in dem neuen Heim hat die Posse jeden literarischen Flitter und Schmuck abgestreift; ihr hauptsächlichster Reiz

beruht jetzt in den Couplets und den Gruppirungen, die elektrisch oder bengalisch beleuchtet werden; sie ist eine theatralische Belustigung niedrigster Art. Dem Wallner-Theater fehlt gegenwärtig nicht nur die literarische Grundlage, sondern auch das Publicum. Halbwegs ist es wie der Lazarus der Legende auf die Brosamen angewiesen, die von dem Tisch der Anderen fallen. Im raschen Wechsel hat es französische Gesangsposſen wie „Telephonamt VII“ und „Miß Helyett“ und deutsche Scherzspiele wie Francis Stahl's „Gewagte Mittel“ aufgeführt; seit der Mitte des Novembers spielt es die alte französische Posse „Immer zerstreut“, deren Mittelstück und Haupteffect die Treppendecoration des zweiten Actes bildet. Die dramatische Mißernte ist eben auf allen Feldern gleich groß, und vielleicht hat das komische noch empfindlicher unter der Dürre des Naturalismus gelitten als das tragische. Den Dichtern ist bei der Suche nach der Wahrheit das Lachen vergangen. Früher stand der französische Markt ausschließlich dem Residenz-Theater zur Auswahl frei. Jetzt treten die anderen Theater auch hier als Käufer und Mitbewerber auf, und, was das Schlimmste ist, der Markt selbst wird schlechter und spärlicher beschickt als vordem. Zwei ernste und zwei übermüthige Schöpfungen der französischen Muse hat uns das Residenz-Theater beschert; keine von durchschlagendem Erfolge. Die Schwänke „Von Dreien der Glücklichste“ von Eugène Labiche und Edmond Gondinet und „Madame Mongodin“ von Ernest Blum und Raoul Toché ertragen in der auf die Spitze getriebenen Tollheit ihrer Irrungen und Wirrungen, Verwechselungen und scenischen Spiele keine ernsthafte Kritik; es ist immer die alte Geschichte mit dem betrogenen Ehemann, mit ganzen oder halben Ehebrüchen und dem lächerlichen Darum und Daran, an denen im Grunde Niemand Anstoß, aber auch Niemand ein lebhafteres Interesse nehmen kann, da die Unwirklichkeit der Vorgänge und der Caricaturzuschnitt der Figuren das Ganze in die Sphäre des Phantastischen, des mit dem Verstand ausgeklügelten Blödsinns rückt. Ohne das sinnliche Element, das die Darstellung in diese Marionettenwelt bringt, fiele sie platt und flach auf den Boden. Von den ernsteren Stücken ist das eine, die Komödie in einem Acte „Besuch nach der Hochzeit“ von Alexander Dumas, gerade zwanzig Jahre alt, eine geistreiche, scharfsinnige Analyse des Lebemannes, aber mehr ein philosophischer Dialog als ein Theaterstück, in dem die Bewegung, die Spannung, die Steigerung das Entscheidende ist. Ein Herr von Cignerol besucht mit seiner jungen Frau eine ehemalige Geliebte, eine Dame aus der großen Welt. Anderthalb Jahre haben sie sich nicht gesehen, Frau von Morance hat unmittelbar nach seiner Heirath Paris verlassen. Ein gemeinschaftlicher Freund, den Cignerol im Salon der Frau von Morance findet, tischt ihm allerlei Abenteuer auf, welche die Dame gehabt haben soll; Cignerol wäre weder ihr erster noch ihr letzter Freund gewesen. Daran fängt erst die Eigenliebe, dann die Verderbtheit Cignerol's Feuer; die verlassene Geliebte erscheint vor ihm in der Aureole des Lasters, und Frau von Morance spielt ihm eine Scene zwischen Koketterie und Leidenschaft vor, die ihn völlig überwältigt. Auf der Stelle will er mit ihr nach Italien reisen, seine Frau und sein Kind verlassen, ein Leben des Genusses führen: auf diesen Punkt wollte ihn die kluge Frau führen, um den letzten Funken der alten Liebe in ihrem Herzen zu ersticken und sich mit Ekel von ihm abzuwenden. Der feinste Duft dieser Satire wird nur bei der Lectüre empfunden, auf der Bühne geht gleichsam durch die Körperlichkeit der Schauspieler zu viel davon verloren. Alphonse Daudet's Drama „Das Hinderniß“, das am Sonnabend den 31. October zur Aufführung gelangte, ist ein wunderlicher Versuch, die Vererbungstheorie zu widerlegen, die dem Dichter als Fatum der Lebendigen in Ibsen's Schauspiel „Die Gespenster“ entgegentrat. Ich weiß nicht, ob Daudet sein Werk ernsthaft nahm: möglicher Weise wollte er nur ohne jede polemische Absicht ein heiteres Bild des Lebens jenem düsteren gegenüberstellen. Ein junger Mann wirbt um ein junges Mädchen, beide aus dem Kreise der glücklichen oberen Zehntausend, verliebt, reich, schön, in idyllisch romantischer Stimmung, im hellsten Sonnenschein. Da verweigert der Vormund des Mädchens plötzlich seine Zustimmung: er hat erfahren, daß der

Vater des Bräutigams im Wahnsinn gestorben ist. Nun gibt es eine Weile Unruhe, Verwirrung und die abenteuerlichsten Auskunftsmittel hinüber und herüber, bis sich herausstellt, daß Didier nach der Aussage der Aerzte völlig gesund ist und daß auch von erblicher Belastung nicht die Rede sein könne, da sich erst zwei oder drei Jahre nach seiner Geburt bei seinem Vater das Gehirnleiden als Folge eines Sonnenstiches entwickelt habe, und der Heirath des Verliebten kein Hinderniß mehr im Wege steht. Dies thörichte Spielen mit einer schwierigen wissenschaftlichen Frage lähmt jede tiefere Theilnahme und wirkt schädigend auch auf die anmuthige Idylle der ersten Acte zurück; man glaubt von dem Dichter absichtlich genarrt worden zu sein. Das verstimmt nicht nur die Ibsen'sche Gemeinde. So leichten Kaufes, wie es hier Alphonse Daudet versucht hat, wird man die bösen Geister nicht los, wenn man sie unvorsichtiger Weise heraufbeschworen hat; nicht durch ein Taschenspielerkunststück, nur durch die idealistische Betrachtung des Lebens überwindet man sie in der Kunst.

Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte December.

Die Handelsverträge Deutschlands mit Oesterreich-Ungarn, Italien und Belgien sind dem deutschen Reichstage zugegangen. In einer Zeit, in der trotz aller friedlichen Aussichten die Rüstungen zu Lande und zur See in den europäischen Ländern eine bedeutsame Rolle spielen, darf es mit großer Genugthuung begrüßt werden, daß auf dem Gebiete des Handelsverkehrs ein Werk gelungen ist, durch welches mannigfache Gegensätze gemildert werden, während für die nächsten zwölf Jahre ein Zustand relativer Sicherheit in den commerciellen Beziehungen der betheiligten Staaten geschaffen werden wird. In der ausführlichen Denkschrift, welche den Handelsverträgen zur Begründung beigegeben worden ist, hat die deutsche Reichsregierung in durchaus sachgemäßer Weise die Erwägungen hervorgehoben, durch die sie sich bei den Verhandlungen mit einer Anzahl Staaten leiten ließ, Erwägungen, aus denen die Nothwendigkeit der gesammten handelspolitischen Action hervorgeht. Mit Recht wird darauf hingewiesen, daß Frankreich durch die Kündigung seiner sämmtlichen Handelsverträge und die geplante Einführung hoher Tarife gewissermaßen den entscheidenden Anstoß zu Abwehrmaßregeln gegeben hat. So drängte sich die Annahme auf, daß, sobald es gelungen wäre, einen Tarifvertrag mit Oesterreich-Ungarn zu Stande zu bringen, mit einer gewissen Nothwendigkeit andere umfassende Tarifverträge sich anschließen würden. Diese Erwartung ist denn auch nicht getäuscht worden, wie denn zugleich gehofft werden darf, daß die Zahl der Staaten, die an dieser friedlichen Verständigung gegenüber dem Prohibitivsystem Frankreichs und Rußlands theilnehmen, noch weiteren Zuwachs erfahren wird.

Bezeichnend ist, daß die gemäßigt freihändlerischen Organe in Frankreich, die mit der in ihren parlamentarischen Körperschaften durchdringenden ausgeprägten Schutzzollpolitik wenig einverstanden sind, nicht ohne ernste Besorgnisse von einem mitteleuropäischen Zollverein sprechen, obgleich die Zollschranken zwischen den vertragschließenden Staaten fortbestehen, überdies aber Frankreich auf Grund der bezüglichen Klausel des Frankfurter Friedens auf die Meistbegünstigung Anspruch erheben darf. Die Erleichterungen und Zollherabsetzungen, welche die vertragschließenden Staaten miteinander vereinbart haben, beziehen sich allerdings zumeist auf Positionen, die gerade für Frankreich weniger in Betracht kommen. Daß das innige Einvernehmen, welches durch das europäische Friedensbündniß zwischen Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien herbeigeführt worden ist, durch die Handelsverträge eine wesentliche Verstärkung erfährt, leuchtet ohne Weiteres ein. Das officiöse Wiener „Fremdenblatt" betonte denn auch mit Fug, daß Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien, indem sie in das neue Verhältniß in einer ihren wirthschaftlichen Anlagen und Hauptbestrebungen entsprechenden Weise eintreten, wie in der Politik auch in der Volkswirthschaft einander ergänzen und gemeinsam die Gefahren des Abschließungssystems bekämpfen wollen, das von Frankreich, Rußland und den Vereinigten Staaten von Amerika in so scharfer Weise ausgebildet worden ist. Umfassen doch die drei Reiche und die Staaten, die sich ihnen

angeschlossen haben und noch anschließen werden, ein Gebiet, das jedem anderen handelspolitisch geeinigten zum mindesten an Volkszahl weit überlegen ist. Obgleich dieses Gebiet nun selbst wieder von Zollschranken durchzogen ist, so gewinnt es doch dadurch, daß es von inneren Zollkämpfen verschont bleibt und sich zunächst für die Dauer von zwölf Jahren einer wohlthätigen Stabilität erfreuen darf, ein natürliches Uebergewicht, durch welches die Abwehr der von außen kommenden Uebel wesentlich erleichtert wird. So darf denn in der That die Erwartung gehegt werden, daß die industriellen Erzeugnisse Deutschlands, Oesterreich-Ungarns Reichthum an Urproducten und dessen entwickelte Kunstindustrie, sowie dasjenige, was Italien seinem südlichen Klima verdankt, in Zukunft im Wechselverkehre der drei Staaten besser zur Verwerthung kommen werden.

Wenn in der Denkschrift, die dem deutschen Reichstage zugleich mit den Handelsverträgen zugegangen ist, hervorgehoben werden konnte, es stände zu erwarten, daß die in den letzteren gemachten Zugeständnisse auch noch anderen Staaten gegenüber geeignete Verwerthung finden werden, so ist dies in gewissem Maße sogar für die Vereinigten Staaten von Amerika eingetroffen. Am 9. December ist dem Reichstage Mittheilung von dem Austausche zweier Noten zwischen dem deutschen Geschäftsträger bei der Union und dem Specialbevollmächtigten der Vereinigten Staaten gemacht worden, wodurch den letzteren die ermäßigten deutschen Zollsätze für landwirthschaftliche Erzeugnisse, dem Deutschen Reiche dagegen die freie Zuckereinfuhr in der Union zugesichert werden. Dieser Vorgang ist um so beachtenswerther, als gerade die Union neben Rußland und Frankreich das wirthschaftliche Abschließungssystem am entschiedensten durchführt. Es kann daher nicht überraschen, daß besonnene französische Organe, wie der „Temps", mit Rücksicht auf die weitgehenden schutzzöllnerischen Beschlüsse der Deputirtenkammer und des Senats düstere Wolken am wirthschaftlichen Horizonte der Republik aufsteigen sehen. „Während unsere Kammern," führte der „Temps" am 9. December aus, „nach besten Kräften an der wirthschaftlichen Isolirung Frankreichs arbeiten, werden rings um uns auf allen Seiten Handelsverträge abgeschlossen, die bestimmt sind, falls es dessen überhaupt noch bedurfte, das Werk unserer Schutzzöllner zu vollenden. Schlag auf Schlag erfahren wir, daß Deutschland, Italien, Oesterreich-Ungarn, Belgien, die Schweiz Vereinbarungen geschlossen haben oder zu schließen im Begriffe stehen, durch welche für eine lange Periode die Bedingungen ihrer Beziehungen und des Austausches ihrer Producte geregelt werden. Zu gleicher Zeit sind in Berlin, in Rom, in Wien und in Pest den Parlamenten Verträge übermittelt worden, welche den Handel und die Schiffahrt zwischen den Staaten der Tripelallianz betreffen. Für Belgien und die Schweiz wäre eine eben solche Unterbreitung nur eine Frage von Tagen. Spanien würde ohne Zweifel folgen. Ja, die Bewegung würde sich sogar außerhalb Europa's ausdehnen, da uns die Abschließung einer Handelsconvention zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten angekündigt wird." Obgleich diese „convention commerciale" nur die bereits hervorgehobene Bedeutung hat, so spiegelt doch der Artikel des Pariser „Temps" die ernsten Besorgnisse wider, die in wirthschaftlicher Hinsicht vielfach in Frankreich gehegt werden, noch ehe der neue Zolltarif in Kraft getreten ist. Allerdings sind die französischen Schutzzöllner mit einer Sorglosigkeit vorgegangen, die an das „cœur léger" erinnert, mit dem Emile Ollivier beim Ausbruche des deutsch-französischen Krieges die Verantwortlichkeit übernehmen zu wollen erklärte. Ein freihändlerisches französisches Organ kündigte denn auch bereits ein wirthschaftliches Sedan an.

In der bedeutsamen Rede, mit welcher der deutsche Reichskanzler in der Reichstagssitzung vom 10. December die erste Lesung der Handelsverträge mit Oesterreich-Ungarn, Italien und Belgien eingeleitet hat, konnte er zunächst constatiren, daß die Zahl dieser Verträge inzwischen durch den mit der Schweiz abgeschlossenen einen Zuwachs erfahren habe. Obgleich General von Caprivi die Reichsregierung ausdrücklich dagegen verwahrte, daß sie von den neuen Handelsverträgen auch in politischer Hinsicht etwas erwarte, konnte er doch selbst nicht umhin, seine bezüglichen Ausführungen in

gewissem Maße einzuschränken. Nachdem er in Bezug auf Belgien und die Schweiz mit Fug hervorgehoben hatte, daß beide Staaten seien, deren Neutralität durch europäische Verträge gewährleistet sei, so daß lediglich die Pflege freundschaftlicher Beziehungen angestrebt werden könne, wies er auf das Verhältniß Deutschlands zu Oesterreich-Ungarn und Italien in durchaus zutreffender Weise hin. Seine Argumentation bewies aber gerade, daß auch die politischen Consequenzen der Handelsverträge keineswegs unterschätzt werden dürfen. Nachdem er von Neuem betont hatte, daß das europäische Friedensbündniß lediglich zur Abwehr geschlossen ist und nicht die geringste kriegerische Bedeutung hat, lieh er der Meinung Ausdruck, daß, wenn man mit anderen Staaten Bündnisse schließe, deren Zweck es sei, auf lange Zeit den Frieden zu erhalten, es doch nicht möglich wäre, mit diesen Staaten einen wirthschaftlichen Krieg zu führen, durch den sie geschwächt werden müßten, während es im Gegentheile darauf ankomme, sie für alle Eventualitäten zu stärken.

Im Hinblick auf Italien durfte insbesondere mit der Herabsetzung des Weinzolles exemplificirt werden. Gerade hier zeigt sich aber, daß neben den wirthschaftlichen auch segensreiche politische Consequenzen von den Handelsverträgen erwartet werden dürfen. Es braucht nur daran erinnert zu werden, wie die französischen Blätter, die vor der Erneuerung der Tripelallianz ihre Lockrufe an die Italiener vernehmen ließen, regelmäßig versicherten, daß die handelspolitische Lage derselben unverzüglich eine wesentliche Besserung erfahren würde, sobald sie auf das Verbleiben im Dreibunde verzichteten. Die Franzosen waren es also, die hohe Politik und wirthschaftliche Beziehungen in den engsten Zusammenhang gebracht wissen wollten, indem sie insbesondere der italienischen Weinausfuhr nach Frankreich das günstigste Horoskop stellten, falls Italien sich eben bereit erklärte, auf seine selbständige Position im europäischen Friedensbündnisse zu verzichten und der französischen Republik Heeresfolge zu leisten. In Wirklichkeit wäre es für Italien sehr verhängnißvoll geworden, falls es sich durch die französischen Werbungen hätte bethören lassen, die gewissermaßen an diejenigen in der Ballade vom „Erlkönig" erinnerten. Das rücksichtslose Verhalten, welches Frankreich gegenüber dem befreundeten, keineswegs der Tripelallianz sich anschließenden Spanien in der Weinzollfrage an den Tag gelegt hat, bekundet am deutlichsten, von welchen Gesinnungen die extrem schutzzöllnerische Mehrheit der französischen Kammern beseelt ist. Ohne der Thatsache Rechnung zu tragen, daß die Weinausfuhr für Spanien eine wirthschaftliche Lebensfrage ist, haben Deputirtenkammer und Senat in Frankreich durch ihre Tarifbestimmungen diesen Export nach Frankreich, falls nicht noch in letzter Stunde Wandel geschaffen werden sollte, unmöglich gemacht. In Spanien herrscht denn auch der benachbarten Republik gegenüber eine so tiefe Mißstimmung, daß leidenschaftliche Ausbrüche des Volksunwillens durchaus nicht ausgeschlossen erscheinen. Hier zeigt sich also in unwiderlegbarer Weise, daß hohe Politik und Handelspolitik nicht unbedingt von einander getrennt werden können, so daß auch von diesem Gesichtspunkte aus die Handelsverträge, welche Deutschland mit den verbündeten Mächten abgeschlossen hat, mit Genugthuung begrüßt werden dürfen, weil sie eine weitere Bürgschaft für die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens darstellen. Auch Diejenigen, welche zunächst in den Festsetzungen dieser Verträge eine Beeinträchtigung der Interessen einzelner Sphären erblicken, werden gerade das Gewicht dieses Argumentes anerkennen.

Die eminent friedliche Rede, die der deutsche Reichskanzler General von Caprivi in der Reichstagssitzung vom 27. November 1891 gehalten hat, war bereits eine willkommene Ergänzung der jüngsten Kundgebungen der leitenden Persönlichkeiten in Oesterreich-Ungarn, Italien und England. Der Nachfolger des Fürsten Bismarck beschränkte sich jedoch nicht darauf, gegen gewisse pessimistische Anwandlungen entschieden Front zu machen, sondern er entrollte zugleich in allgemeinen Zügen ein Gesammtbild der politischen Lage, das insbesondere auch insofern das höchste Interesse erregen mußte, als die vielerörterte Flottenzusammenkunft in Kronstadt und dasjenige, was sich daran knüpfte, in den Kreis der Betrachtungen gezogen wurde. Ohne sich einem allzu weit gehenden Optimismus hinzugeben, muß man doch den Leiter der

auswärtigen Politik Deutschlands als competenten Beurtheiler anerkennen, wenn er betonte, daß durch diese Zusammenkunft nur für weitere Kreise ein Zustand erkennbar geworden sei, der thatsächlich schon geraume Zeit hindurch existirte. Daher glaubt der deutsche Reichskanzler auch nicht, daß jenes Ereigniß zu größerer Beunruhigung Anlaß geben könnte als bisher, wie er denn zugleich „felsenfest davon überzeugt" ist, daß die persönlichen Absichten des Kaisers von Rußland die friedfertigsten sind.

Diese Rede des Generals von Caprivi war um so bedeutsamer, als der Hinweis des Kaisers von Oesterreich bei der Eröffnung der Delegationssession, es wäre sein Wunsch, daß die Sorgen und Lasten, die im Hinblick auf kriegerische Verwicklungen ertragen werden müßten, ihr Ende erreichten, von politischen Schwarzsehern in einem weniger friedlichen Sinne gedeutet worden waren. Der Kaiser von Oesterreich war jedoch so weit davon entfernt, auf drohende Kriegsgefahren hinzuweisen, daß er vielmehr der zuversichtlichen Erwartung Ausdruck lieh, es werde dem allgemeinen Friedensbedürfnisse gelingen, die Gefahren der politischen Lage zu beseitigen. Dagegen kam es darauf an, Forderungen, die jetzt und in Zukunft behufs Verstärkung der österreichisch-ungarischen Wehrkraft in den Delegationen gestellt werden, durch die Gestaltung der allgemeinen Weltlage zu begründen. Es zeigt sich aber stets von Neuem, wie geschäftig die Widersacher der durch das europäische Friedensbündniß geschaffenen Constellation aller Orten sind, in jede vermeintliche Lücke einen Keil zu schieben; eine Thatsache, die in diesen Tagen erst wieder zur Erscheinung gelangte, als Graf Kalnoky gegenüber den ultramontanen Anwandlungen eines Abgeordneten in der österreichischen Delegation einige allgemeine Betrachtungen darüber anstellte, daß es besser wäre, wenn die italienische Regierung einen modus vivendi mit dem Papstthume fände. Diese durchaus selbstverständliche Auffassung des Leiters der auswärtigen Politik in einem katholischen Lande wie Oesterreich wurde dann sofort von den italienischen Radicalen zu einer Haupt- und Staatsaction aufgebauscht, die darauf abzielen sollte, die „römische Frage" zur Erörterung zu stellen.

Den Irredentisten vom Schlage Imbriani's, Cavallotti's und Bovio's, die sich nicht scheuen, bei jeder Gelegenheit in der italienischen Deputirtenkammer von Triest und dem Trentino als italienischem Gebiete zu sprechen, während sie in ihrer Sucht, sich den Franzosen gefällig zu erweisen, Nizza und Savoyen, die Geburtsstadt Garibaldi's und das Stammland des italienischen Königshauses, ganz vergessen zu haben scheinen, verfolgten mit ihren Angriffen aus Anlaß der Rede des Grafen Kalnoky lediglich den Zweck, einen neuen Ansturm gegen die Tripelallianz in Scene zu setzen. Dieser Versuch ist jedoch durch die Geschicklichkeit des leitenden italienischen Ministers Rudini vereitelt worden. Noch bedeutsamer erscheint, daß die italienische Deputirtenkammer in diesem Zusammenhange dann dem Ministerium mit der überwältigenden Mehrheit von 248 gegen 92 Stimmen ein Vertrauensvotum ertheilt hat, das sich nicht bloß auf die Kirchenpolitik der Regierung, sondern auf die gesammte innere Politik bezog, nachdem Rudini überdies erklärt hatte, das Cabinet wäre zugleich bereit, stets, auch sofort in eine Erörterung über die auswärtige Politik einzutreten. Nach dem bedeutsamen Erfolge, den der italienische Schatzminister Luzzatti unlängst mit seinem ebenso sorgfältig wie gewissenhaft ausgearbeiteten Finanzexposé erzielt hat, in dem er nicht nur die Wiederherstellung des Gleichgewichtes im italienischen Staatshaushalte, sondern auch Ueberschüsse ankündigen konnte, darf der parlamentarische Sieg, den das Cabinet Rudini am 7. December 1891 in der Deputirtenkammer davongetragen hat, als eine Befestigung der gegenwärtigen Regierung angesehen werden, die zugleich im Interesse der Friedenspolitik mit Genugthuung zu begrüßen ist.

Bei diesem Anlasse gelangte die ganze Zweideutigkeit der von den Radicalen befolgten Taktik zur deutlichen Erscheinung. Hatten sie, an die Ausführungen des Grafen Kalnoky in der österreichischen Delegation anknüpfend, ohne Weiteres behauptet, daß der österreichische Minister des Auswärtigen die „römische Frage" von Neuem aufzuwerfen versucht habe, so entkräftete der italienische Conseilpräsident diesen Vorwurf einfach durch die Versicherung, daß die österreichisch-ungarische

Armee Schulter an Schulter mit den Streitkräften Italiens kämpfen werde, sobald dessen Einheit gefährdet sei. Daß Roma capitale eine wesentliche Voraussetzung dieser Einheit ist, konnten die Radicalen nicht bestreiten; sie veränderten daher sogleich ihre Taktik, indem sie der gegenwärtigen Regierung den Vorwurf machten, daß eine Art Abhängigkeitsverhältniß von Oesterreich geschaffen wäre, wenn dessen Armee mitberufen sein sollte, die Einheit Italiens zu vertheidigen. Rudini vermochte auch diesen Vorwurf leicht zu widerlegen, indem er erklärte, daß das Land selbst seine Einheit zu wahren wissen werde. Den Radicalen ist überdies sehr wohl bekannt, was der Conseilpräsident mit seinem Hinweise auf die Waffenbrüderschaft Oesterreich-Ungarns andeuten wollte: daß nämlich im Falle eines großen Krieges, durch den Italiens Großmachtstellung gefährdet, die Tripelallianz nach dieser Seite in Wirksamkeit treten würde. Imbriani, Cavallotti und Genossen sind eben gerade bei ihrem jüngsten parlamentarischen Feldzuge ad absurdum geführt worden, da eine drastischere Abfertigung gar nicht möglich war als durch den Hinweis auf den Dreibund, nachdem sie selbst das angebliche Verhalten der österreichischen Regierung gegenüber der „römischen Frage" urgirt hatten. Daß eine solche „Frage" heute überhaupt nicht mehr existirt, kann nur noch von den Ultramontanen bestritten werden; jedenfalls sind die leitenden Staatsmänner Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und Italiens in dieser Beziehung vollständig einig.

Das von den italienischen Kammern seiner Zeit beschlossene Garantiegesetz hat mit dem am 20. September 1870 endgültig gelösten Problem nicht das Geringste gemeinsam; vielmehr sollten durch dieses Gesetz nur die Beziehungen des Königreichs Italien zum Papste geregelt werden, dem gewisse Rechte gewährleistet wurden. Bei der Beurtheilung der parlamentarischen Verhältnisse in Italien darf nicht außer Betracht bleiben, daß die Parteigänger des früheren Conseilpräsidenten Crispi die gegenwärtige Regierung aus anderen Rücksichten befehden, als es von Seiten der Radicalen geschieht. Obgleich der Gegensatz zwischen den Letzteren und der von dem Vertrauensmanne Crispi's, Zanardelli, geführten Linken seine Schärfe keineswegs eingebüßt hatte, fanden sich beide Gruppen diesmal doch zusammen, um den Ansturm gegen das Cabinet Rudini zu versuchen. Nun wäre es aber Crispi und seinen Anhängern, die stets mit Entschiedenheit für die Tripelallianz eingetreten sind, schwer gefallen, sich an einem Angriffe auf den Grafen Kalnoky, als einen Vertreter des europäischen Friedensbündnisses, zu betheiligen. Daher war es der Linken willkommen, daß ein anderes Kampfterrain ihnen zur Verfügung stand: die Kirchenpolitik der Regierung und deren innere Politik im Allgemeinen. Das Garantiegesetz erschien den Parteigängern Crispi's um so mehr als der schwache Punkt der Gegner, als unlängst erst die Radicalen lebhafte Beschwerde darüber führten, daß eine ihrer Volksversammlungen, in der gegen das Garantiegesetz zu Felde gezogen werden sollte, von der Behörde verboten war. Obgleich aber die Linke auf die Unterstützung der Radicalen zählen konnte, überschätzte sie doch, wie die Abstimmung vom 7. December gezeigt hat, die eigenen Machtmittel.

Die Stellung des Ministeriums Rudini ist jedenfalls durch den Ausgang dieses parlamentarischen Feldzuges wesentlich befestigt worden. Auch darf nicht in Abrede gestellt werden, daß der italienische Conseilpräsident, der bereits bei verschiedenen Gelegenheiten staatsmännischen Blick bekundet hat, nunmehr gerade hinsichtlich der Beziehungen Italiens zum Papstthume, die für jenes durch das Garantiegesetz geregelt sind, eine durchaus correcte Stellung eingenommen hat. Während Crispi bei den jüngsten parlamentarischen Verhandlungen darauf hinwies, daß er, falls er die Regierungsgewalt länger behauptet hätte, eine Abänderung des Garantiegesetzes angestrebt haben würde, erklärte Rudini, wie bereits vor mehreren Wochen in seiner zu Mailand gehaltenen Programmrede, auch bei Gelegenheit der Interpellation über die Kirchenpolitik, daß er keineswegs eine derartige Abänderung beabsichtige. Dieses maßvolle Verhalten ist um so bemerkenswerther, als nach den Zwischenfällen, die sich bei den letzten französischen Pilgerfahrten in Rom abspielten, die öffentliche Meinung jenseits der Alpen vielfach eine leicht begreifliche Erregtheit gegen den Vatican und dessen Anhänger aufwies.

Hätte nun aber die italienische Regierung auf besonnenes Vorgehen verzichtet, indem sie den extremen Beschlüssen der Radicalen Vorschub leistete, so wären die Ultramontanen ohne Zweifel unverzüglich auf dem Plane erschienen, um aller Welt zu verkünden, daß der Papst in der That nicht frei sei. Es braucht nur auf das Verhalten eines Theils der französischen Bischöfe hingewiesen zu werden, um zu zeigen, welche Ausdehnung die ultramontane Bewegung hätte gewinnen können, falls Rudini die Ausschreitungen französischer Pilger im Pantheon zum Anlasse genommen hätte, um die dem Papste durch das Garantiegesetz gewährleisteten Vorrechte abzuschwächen. Durch sein Maßhalten hat der italienische Conseilpräsident dagegen erzielt, daß die französische Regierung, weit entfernt, die Rolle der Sachwalterin des Papstes spielen zu können, zunächst in die Nothwendigkeit versetzt war, gegen die Bischöfe ihres Landes, die sich allzu weit vorgewagt hatten, Front zu machen. Der Erzbischof von Aix, der nicht bloß gegen die italienische Regierung wegen des Mißgeschicks der französischen Pilger heftige Angriffe richtete, sondern auch den Cultusminister der Republik, Fallières, beleidigte, ist vom Pariser Appellhofe zu dreitausend Francs Geldbuße verurtheilt worden. Die Ovationen, die dem streitlustigen Kirchenfürsten bereitet wurden, beweisen jedoch ebenso wie die zustimmenden Erklärungen, die ihm von zahlreichen anderen Bischöfen zu Theil geworden sind, daß die ultramontane Strömung in Frankreich gewachsen ist. Diese Strömung hat jedoch zunächst in Folge des besonnenen Vorgehens Rudini's in der Kirchenpolitik eine Ablenkung in der Richtung erfahren, daß die französische Regierung genöthigt war, sich gegen die Uebergriffe ihres Episkopates zu wenden. Hieraus ergab sich als weitere Folge, daß das gute Einvernehmen zwischen der französischen Republik und dem Papste, welches von dem Cardinal Lavigerie angebahnt wurde und seine Spitze gegen Italien richten sollte, zum mindesten verzögert worden ist. Ließ sich doch schwer absehen, wie diese entente cordiale verwirklicht werden sollte, wenn in Frankreich die Gruppe derjenigen Bischöfe täglich Zuwachs erfährt, die mit dem Erzbischofe von Aix gemeinschaftliche Sache machen.

Der Verlauf der Verhandlungen über die Kirchenpolitik, die in beiden parlamentarischen Körperschaften Frankreichs aus Anlaß der daselbst eingebrachten Interpellationen stattgefunden haben, sollte vollgültiges Zeugniß dafür ablegen, daß die republikanische Mehrheit nicht länger gewillt ist, Uebergriffe der Ultramontanen zu dulden. Die Radicalen hatten bereits die Losung ausgegeben: „Trennung der Kirche vom Staate". Obgleich die Regierung sich zunächst gegen dieses Verlangen sträubte, erklärte der Conseilpräsident de Freycinet doch im Senate, daß die Ultramontanen es sich selbst zuschreiben müßten, falls schließlich kein anderer Ausweg übrig bliebe. Daß die Trennung der Kirche vom Staate, wie sie von den französischen Radicalen ins Auge gefaßt wird, nicht mit der libera Chiesa in libero Stato, der „freien Kirche im freien Staate" Cavour's identisch ist, kann im Hinblick auf die gegen das Papstthum gerichteten Bestrebungen der äußersten Linken in Frankreich keinem Zweifel unterliegen.

Andererseits würde man bei der Annahme fehlgehen, daß der Papst selber das schroffe Vorgehen einiger Kirchenfürsten gegen die französische Regierung gebilligt hätte. Vielmehr erhellt aus der am 14. December an die Cardinäle gerichteten Allocution, daß Leo XIII. sich nicht etwa durch die gerichtliche Verfolgung und Verurtheilung des Erzbischofs von Aix beschwert fühlt, sondern durch die italienische Kirchenpolitik, als ob der Conseilpräsident Rudini nicht gerade unlängst das größte Entgegenkommen bewiesen hätte. So müssen denn besondere Erwägungen maßgebend sein, wenn die römische Curie trotz dem Anwachsen der ultramontanen Strömung in Frankreich mit der Republik Frieden halten will. Ein ernsthafter „Culturkampf" in Frankreich erscheint jedenfalls zunächst ausgeschlossen, wie ungestüm auch die Radicalen sich geberden mögen.

Kunst- und Literaturgeschichte.

1. Jahrbuch der königlich preußischen Kunstsammlungen. Zwölfter Band. Berlin, G. Grote'sche Verlagshandlung. 1891.

Wir erinnern uns der Tage noch wohl, wo aus den Besprechungen eifriger Kunstfreunde diese schöne Unternehmung hervorging, und es darf gesagt werden, daß vom ersten bis zum zwölften Bande eine ruhmvolle Straße vom Jahrbuche zurückgelegt worden sei. Es enthält werthvolles Material an Aufsätzen wie Abbildungen. Der Fortschritt der Reproduction von Kunstwerken läßt sich an ihm verfolgen. Die Sorgfalt der Auswahl ist stets dieselbe geblieben. Auch daß dem, was man im weiteren Sinne Kunsthistorie nennt: der Betrachtung von Kunstwerken als Documenten der allgemeinen Menschheitsentwicklung, hier eine Stelle versagt blieb, läßt sich aus respectablen Gründen vertheidigen. Allerdings wäre eine Unternehmung wie diese bei weiter gesteckten Grenzen denkbar: innerhalb derer aber, in deren Kreise sich das Jahrbuch nun einmal hielt, hat es voll geleistet, was zu erwarten stand. Möge sich, wenn der vierundzwanzigste Band erscheint, eine Feder finden, die mit gleicher Befriedigung darüber berichten darf.

Die Mitte des ersten Heftes des zwölften Bandes bildet ein Aufsatz über drei Werke, die Dürer's Jugendjahren hier zum ersten Male zugeschrieben werden. Es hat sich gezeigt, daß, wenn die allgemeine Aufmerksamkeit sich großen Künstlern zuwendet, nach einiger Zeit ihre Nebenarbeiten, besonders die Werke ihrer Jugend, in den Vordergrund treten. Dieser Verlauf hat etwas Natürliches. Wir beobachten ihn bei Raphael, Holbein, Goethe und Schiller, neuerdings auch Rembrandt, Michelangelo und Dürer.

Bei den Untersuchungen der Anfänge großer Künstler fällt für ihre Väter und frühesten Lehrer nun ein bedeutender Theil ab. Raphael's Vater, Holbein der Aeltere (Holbein des Jüngeren vermeintlicher Vater und Lehrer), Goethe's und Schiller's Väter haben sich zu Persönlichkeiten erhoben, die in den Biographien, in den Kunst- und Literaturgeschichten mit abzuhandeln sind. Und so auch kommt Dürer's Lehrer Wolgemut endlich an die Reihe und theilt mit Perugino, Giovanni Santi und dem älteren Holbein das Schicksal, entweder unter- oder überschätzt zu werden. Historische Betrachtungen dieser Art entspringen oft zufälliger persönlicher Stellung und werden deshalb mit einer gewissen Begeisterung und, wo es sich um Einsprache oder Zurückweisungen entgegengesetzter Meinung handelt, nicht ohne Schärfe kundgegeben.

Nicht aber aus diesem Grunde allein spricht man sich hier zuweilen mit einer gewissen Gereiztheit aus, sondern auch weil Untersuchungen dieser Art gegenüber bereits gefühlt wird, daß man zu weit gegangen sei. Allgemein wird zugegeben, es handle sich bei den Lehrern und Vätern um ziemlich gleichgültige Leute und es seien Raphael's und Holbein's jugendlicher Thätigkeit zahlreichere Werke zugeschrieben worden, als aus ihrer Hand hervorgehen konnten. Zudem weisen auch interessante Stücke der frühesten Zeit großer Meister immer doch so viel Abhängigkeit von vorhandenen

Mustern auf, daß sie als volle Zeugnisse für geistige Eigenthümlichkeit nicht gelten dürfen. Dies wohl der vornehmste Grund, weshalb Nachweisungen unbekannter Jugendwerke meist kein rechtes Echo mehr finden.

Wenn wir bei dieser Lage der Dinge uns gegen den hier gemachten Versuch aussprechen, drei bisher von Dürer ferngehaltene Gemälde nun ihm zuzuschreiben, so geschieht es im Bewußtsein, etwas Nützliches zu thun. Dürer ist ein nicht bloß für den Kunstkenner, sondern für alle Welt in Deutschland wichtiger Meister, und Berlin durch die in Paris erworbenen, einst Pokorny in Wien zugehörigen Handzeichnungen, sowie durch Ankauf hervorragender Gemälde von Dürer's Hand neben München und Wien in Deutschland zu einem bedeutenden Repräsentationspunkte für Dürer's Thätigkeit geworden. Und wenn wir sehen, mit welcher Unumwundenheit in Lippmann's Publication der Dürer'schen Handzeichnungen bei jedem Blatte der Anspruch, als ein Werk des Meisters zu gelten, geprüft und jedes Bedenken rückhaltslos behandelt wird, so meine ich, müßte dieselbe Objectivität auch für die Gemälde Dürer's maßgebend sein. Ich erinnere daran, wie bei dem räthselhaften, in England unsererseits erstandenen Porträt das pro und contra gewissenhaft zur Sprache gebracht worden ist und nur der hier waltenden Objectivität die allgemeine Anerkennung, die dem Werke als einer unabweisbaren Schöpfung Dürer's schließlich zu Theil geworden ist, zu verdanken war.

Von den drei Dürer jetzt also zugesprochenen Gemälden muß die Bestimmung von Nr. 3, das seltsame Idealporträt des Städel'schen Institutes zu Frankfurt a. M. am meisten Bedenken erwecken. Viele werden, vor dem Gemälde stehend, seinen Meister vergebens zu ersinnen gesucht haben. Neuerdings ist von Lermolieff in den Bemerkungen über die Galerien von München und Dresden (Kunstkritische Studien, Leipzig 1891, S. 222), ein neuer Vorschlag gemacht worden. Lermolieff theilt ein Porträt eines als Bartolamio de Venecia von ihm eingeführten Meisters mit, dessen enge Verwandtschaft mit dem Frankfurter Kopfe Jedem auffallen muß, wie sie denn auch von ihm hervorgehoben wird. Hiermit scheint diese Frage erledigt zu sein.

Die beiden anderen Stücke sind das berühmte namenlose Meissener Altargemälde und ein von Anderen bereits Dürer zugeschobenes Porträt der Gothaer Galerie. Der Verfasser unseres Aufsatzes appellirt gleichsam an das Herz des Beschauers und scheint aufzufordern, berechtigten Familienmitgliedern die Zugehörigkeit nicht abzuerkennen. Auch lassen sich die Gründe, mit denen er uns zu überreden sucht, wohl hören. Allein es muß trotzdem darauf hingewiesen werden, daß der Umfang der Merkmale Dürer'scher Kunst, welche hier zu erörtern waren, zu gering bemessen wurde.

Zur Beurtheilung der schaffenden Art Albrecht Dürer's von früh auf ist zahlreiches Material erhalten. Als eins der wichtigsten Stücke darunter (und zugleich das älteste) das eigene Bildniß, das Dürer selbst als Kind von sich zeichnete. Hier fällt uns ein Doppeltes auf: die Kühnheit, wie er mit Schatten kräftigster Art seinen Kopf modellirt und vom Hintergrunde loslöst, und der Umstand, daß er Arm und Hand mitzeichnete, also nicht bloß die Aehnlichkeit der Züge, sondern die Bewegung des Oberkörpers herzustellen suchte. Was wir auf dieser ältesten Probe sehen, gilt für Dürer's ganze Thätigkeit: das Bestreben, mit Schatten die Figuren zu runden und sie vom Hintergrunde abzuheben, sowie der Wunsch, die Bewegung der Arme und Hände sichtbar werden zu lassen. Auf allen Zeichnungen, Stichen, Holzschnitten und Gemälden tritt uns das entgegen. Immer die Arme möglichst frei, vom Körper los und in eigener Bewegung. Nie bei Hauptfiguren die Hände (oder eine der beiden Hände) ganz oder auch nur halb verdeckt (es müßten besondere Ursachen es denn *gebieten*), sondern in eigenthümlicher, Dürer allein zugehöriger Auffassung voll sichtbar. Man vergleiche die Hand des ebenerwähnten Berliner Porträts oder die des eigenen Bildnisses auf der Münchner Galerie: wie höchst individuell die Auffassung ist. Auf dem Meissener Altar und dem Gothaer Gemälde suchen wir vergebens nach Beweisen dieser Art für Dürer's Urheberschaft. Der Meissener Altar erscheint, wie übrigens auch allgemein geurtheilt wird, als das Werk eines feinen,

reisen, meisterhaft ausführenden Niederländers; das Gothaer Porträt dagegen verräth aus sich allein den Maler nicht, dem es zu verdanken wäre. Auf dem Meissener Altargemälde fehlen die Schatten nicht, aber sie umfassen nie die gesammten Figuren, sondern nur einzelne Theile. Nirgends auch schließen die Figuren sich bei gemeinsamer Schattengebung zu Gruppen zusammen, die ein vorausbedachtes Ganzes bilden, sondern jede steht neben der anderen und wirkt für sich allein: die Art, wie die Niederländer arbeiteten. Man kann sagen, daß ein gewisses bildhauerisches Element überall in Dürer's Gemälden vortrete: weder auf dem Meissener Altar noch auf dem Gothaer Bildniß macht es sich geltend. Wären wir durch Inschrift oder feste Nachrichten gezwungen, beide Gemälde in der That als Dürer's Arbeiten anzusehen, so würde unser Urtheil dahin lauten, daß gewisse, sonst nie fehlende künstlerische Eigenschaften der Auffassung und Behandlung Dürer's gerade in ihnen nicht zur Erscheinung kämen.

Unseres Erachtens hätte die Redaction des Jahrbuches bei dieser Hypothese ihren Standpunkt erklären müssen.

Auch die anderen Hefte des zwölften Bandes enthalten manche die Jugendwerke der großen Meister besprechende Beiträge, die zu Erörterungen Anlaß geboten hätten.

2. Zeitschrift für bildende Kunst. Neue Folge, Zweiter Band. Ein Denkmal venezianischer Bildnißplastik im fernen Westen. Von C. Justi.

Von einer bronzenen Tafel ausgehend, die ihm in der Kathedrale von Badajoz auffiel und deren Inschrift und äußere Form auf besondere Schicksale und besondere Herkunft des Werkes wie des Mannes deuteten, den es darstellt, gelangt Carl Justi auf verschlungenen Wegen zur Erzählung der Lebensereignisse und zur Schilderung des Charakters eines spanischen Adeligen, der als Gesandter in Venedig seinem Könige und seinem Vaterlande wichtige Dienste geleistet hat und dort gestorben ist. In der Art, wie die dem Verfasser auf dem Gange seiner Untersuchung allmälig zuwachsende Kenntniß dieser Dinge vorgetragen wird, erkennen wir den Historiker, der etwas scheinbar Unbedeutendes, abseits am Wege Liegendes mit der Eleganz zu behandeln weiß, die nur dem Meister ansteht. Wir haben den Eindruck, den diese kleine Arbeit uns machte, Anderen mitgetheilt und ihn zu verificiren gebeten: was wir zurückempfingen, war die volle Bestätigung unseres Urtheils. Die Grabschrift lautet: „Grabstätte des Lorenzo Suarez von Figueroa und Mendoza mit Dona Isabel von Aguilar, seiner Frau. In jüngeren Jahren that er wie man in der Jugend zu thun pflegt, und in den Waffen leistete er, was ihm zukam. Er hat theilgenommen am Rathe Ihrer Hoheiten und wurde mehrmals als Gesandter verschickt. So brachte er seine Thätigkeit mit den Jahren in Einklang und hinterläßt dies zur Erinnerung. Was weiter geschah, möge sein Erbe sagen." Jedes Wort dieser wenigen Zeilen ist von Justi mit Nachrichten über die Wirksamkeit und die Art des Lorenzo Suarez belebt worden. Im Februar 1504 wünschte er von Venedig nach Spanien zurückzukehren: er habe zu Hause eine junge Frau und keine Kinder; zwei Jahre später starb er in Venedig: er hatte sich einen schönen Bronzesarg dort machen lassen und vorausgesandt. Von diesem stammt die Platte zu Badajoz her, die ganz neuerdings von ihrer alten Stelle vor dem Altare an eine Wand versetzt worden ist. Ein beigegebener Holzschnitt gibt sie vortrefflich wieder.

Wir verstehen recht, wie dieses Werk venezianischen Ursprungs innerhalb einer spanischen Kirche Justi's Blick auf sich ziehen mußte. Der Mann steht wacker und adelig da, aber ohne den Anflug von Steifheit, der spanischen Werken eigen ist. Wunderbar, bis zu welcher Feinheit dieser nationale Schimmer sich bei den Kunstschöpfungen der spanischen großen Meister verflüchtigt, aber wie er doch niemals völlig davonfliegt. Auch Venedig war so recht ein Nest stolzen hohen Adels und doch, welche Freiheit des Auftretens dort im Vergleich zu den Spaniern! In Venedig waltete die Aristokratie aus eigener Gewalt, sie bewegte sich im Gefühl unbegrenzter Macht in geschmeidigen Formen, in Spanien verlieh die Uebermacht der monarchischen Etiquette

ihr in der äußeren Erscheinung eine leichte Kruste wie von Eis. Man vergleiche Tizian's und Velasquez' Porträts. Man meint Velasquez habe der Natur in voller Wärme der Empfindung unbefangen gegenübergestanden: neben italienischen Bildnissen ersten Ranges aber empfangen die seinigen den Zusatz steifer spanischer Haltung, der denen, die er zu malen hatte und ihm selber im Blute lag. Wie die Soldaten in Reih und Glied fühlen diese Herren und Damen immer die Verpflichtung, das Auge nach dem Höchstkommandirenden zu richten. Auch in Calderon's, Lope's und Cervantes' leidenschaftlichen Scenen fehlt dieses Mitsprechen nationaler Etiquette nicht, während es dem Italiener, dessen innerstes Wesen im Gefühl städtischer Unabhängigkeit sich gebildet hatte, durchaus abgeht. Die Blüthe des Quattrocento und Cinquecento entsprang in Italien einem Gleichheitsgefühl rein menschlicher Art, dem selbst die Mächtigsten nachgaben, weil sie, um der Höhe, auf der sie standen, froh zu werden, seiner bedurften.

3. Die Malereien des Huldigungssaales im Rathhause zu Goslar. Inaugural-Dissertation von Gustav Müller-Grote. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1890.

Wir zeigen die kleine Schrift des Dr. Müller-Grote hier an, weil die Malereien, die Wolgemut im Rathhause zu Goslar ausgeführt haben und um derentwillen er in die Brauergilde der Stadt aufgenommen sein sollte, in den letzten Jahren öfter erwähnt worden sind. Der Verfasser macht sehr wahrscheinlich, daß der in den Goslarer Kämmereirechnungen angeführte Nickel oder Michel Wolgemut mit dem Nürnberger Meister nichts zu thun habe und daß, wie R. Vischer bereits vermuthete, Raphon der Urheber der Gemälde im Huldigungszimmer des Rathhauses zu Goslar sei. Dürfen wir dem mit dieser Schrift sich einführenden Verfasser einen guten Rath geben, so ist es der, sich dem Studium Wolgemut's und Dürer's in weiterem Umfange zu widmen und der diese Gebiete beherrschenden etwas unklaren Behandlung die ruhige Feststellung des Materiales entgegenzusetzen. Wir glauben nicht, daß ohne begeisterte Anschauung der Werke Kunstgeschichte fruchtbar geschrieben werden könne, aber wir hegen den Wunsch, daß diese Begeisterung stets von nüchterner Kritik des Thatsächlichen getragen werde. Die Art und Weise, wie man jenen Nickel oder Michel Wolgemut auf eine unsichere Notiz hin, die jeder Nachprüfung entbehrte, mit Dürer's Lehrer identificirte, was als Thatsache in die Bücher überging, zeigt, wie es in dieser Richtung bei uns bestellt sei.

Das Huldigungszimmer des Rathhauses in Goslar enthält Propheten, Sibyllen und Kaiser. Die Gestalten in der unschuldigen Art hingestellt, die sie den Bürgern als Ihresgleichen erscheinen ließ. Diese Anschauung, Alles was die verschiedensten Zeiten menschlicher Geschichte beherbergen, als unter den Bedingungen der Gegenwart und innerhalb des eigenen Volkes vorgefallen anzusehen, verleiht den Tagen, die der Deutschen Reformation vorausgingen, das heitere Dasein. Wie durch und durch anders gingen wir hundertfünfzig Jahre später aus dem dreißigjährigen Kriege hervor! Und doch, wenn wir die Literatur auch dieser jammervollen Tage mit der unserer eigenen Zeit vergleichen: wie einheitlich, unbefangen national und selbstbewußt erscheint sie uns auch damals noch! Wie tragen Bauten und Bildwerke und die Formen des Kunstgewerbes immer noch einheitliches Gepräge.

Die geistige Zersetzung des Deutschen Lebens war erst ein Product der zweiten Hälfte unseres eigenen Jahrhunderts, wo unter der Maske gelehrter kritischer Untersuchung der theilnahmslos die Erscheinungen zerpflückende Geist mächtig wurde, dessen Tyrannei wir uns mit soviel Mühe nun wieder zu entledigen suchen. Es ist, als fange man heute an, des Verlorenen inne zu werden, und der Eifer, mit dem die Nation an der Reorganisation des Schulwesens sich betheiligt, entspringt diesem Gefühle. Damals, als die Goslarer Sibyllen, Kaiser und Propheten gemalt wurden, existirte historisches Bewußtsein im heutigen Sinne überhaupt nicht. Was die Menschheit bis zur eigenen Zeit gethan hatte, war in Bausch und Bogen eine einheitliche große Masse von

Thatsachen, um deren Ursachen und Bedingungen Niemand sich kümmerte. In diesem Sinne sind Dürer's Werke noch alle entstanden. Der Erste, der anders dachte und darstellte, ist Holbein der Jüngere gewesen.

4. Italien. Schilderungen alter und neuer Dichter. Zusammengestellt von Franz Eyssenhardt. Hamburg, Lucas Gräfe. 1890.

Das Buch beginnt mit Goethe's Mignon und schließt mit der Elegie Platen's aus dem Theater von Taormina. Platen, Martial und Lord Byron sind mit den meisten Nummern vertreten. Besonders bei Martial und Juvenal war die den lateinischen Stücken zugefügte Uebersetzung erwünscht, denn wer nicht gerade zünftiger Lateiner ist, wird diese geistreichen Verse nicht so ohne Weiteres mit glattem Verständnisse herunterlesen.

Eyssenhardt's Italien ist nicht mehr das der heutigen Zeit. Wer als junger Philologe sich heute dahin aufmacht, löst sich auf die zwei oder drei Jahre, die er im Süden zubringt, nicht mehr so völlig vom Vaterlande los, daß das Italienische von nun an wie zur zweiten Muttersprache für ihn wird. Wie ein ungeheures Lorbeern-überwachsenes Schlachtfeld lag die Halbinsel südlich der Alpen einst vor uns. Heilige Erinnerungen wurden da eingesammelt und in späteren Jahren gern die gleichklingenden Gedanken Derer aufgesucht, die Aehnliches erlebten.

Italien ist aufgewacht und fängt an, die Ruinen abzuschütteln, von denen es überdeckt ist. Rom und Neapel und Florenz haben sich völlig verändert, und die Canäle von Venedig warten auf die Hände, die sie zuschütten und mit Tramways belegen werden. Daran ist nun nichts mehr zu ändern. Die alten Zeiten sind durch ein gewaltiges politisches Erdbeben vernichtet, und Vieles ist nachgestürzt, ohne das Italien früher nicht denkbar war. Wenn Byron im Childe Harold singt:

> Oh Rome! my country! city of the soul!
> The orphans of the heart must turn to thee,
> Lone mother of dead empires! —

oder wenn es in der nächsten Stanze heißt:

> The Niobe of nations! there she stands
> Childless and crownless, in her voiceless woes,

so versteht man das in Rom nicht mehr. Nur für Byron's eigene Person sind diese Schmerzensschreie zu einem melodischen Denkmale geworden, das der Erklärung bedarf. Dem heutigen Ausgrabungsingenieur tönen solche Klagelaute aus dem „Grabe der Welt" nicht mehr entgegen.

Wie anders Italien aber auch geworden ist, aufgehört hat es nicht, nordische Besucher über die Alpen zu locken, für die, was von Goethe bis Platen empfunden und ausgesprochen wurde, nun zu einem Theile der Vergangenheit geworden ist, an der sie sich begeistern. Eyssenhardt's Buch codificirt den poetischen Niederschlag einer nun vergangenen Epoche. Diese Verse schließen sich als letzter Nachklang denen der Renaissance und des Alterthums an, mit denen sie eine freundliche Gemeinschaft bilden. In diesem Sinne bringt das Buch Vieles, das nicht jedem Leser bekannt sein wird. Erfreulich ist der Hinweis auf Rückert's italienische Eindrücke. Rückert ersteht in seinem eignen Vaterlande eben aus einer Periode der Verdunklung. Er kommt als ganzer Dichter erst ans Licht gleichsam, und der Reichthum seiner Gedanken und die persönliche Art seiner Verse überraschen uns. Ebenso anmuthig wirken die aufgenommenen Stücke von Kopisch. Schiller, Schlegel und Platen stehen würdig und würdevoll neben einander. Platen ist ja immer der officielle Vertreter italienisch

heroischen Erinnerungsdaseins geblieben, seine Distichen haben niemals hell zu tönen aufgehört; Schlegel gehört zu Denen, die eine literarische Auferstehung zu erleben beginnen. Es war Zeit. Als einer der kunstvollsten Meister, die in deutscher Sprache dichteten, schließt August Wilhelm Schlegel sich an Goethe und an die Poeten des Alterthums an.

5. Si muore. Vivere per amare. Racconto di Salvatore Farina. Milano, Alfredo Brigola & Co. Editori. s. a.

Der Titel hat etwas von einer Sentenz: „Lebe um zu lieben, denn das Leben ist kurz." Lieben ist in dieser Novelle die einfache, bürgerliche, heftige Zuneigung zweier jungen Leute, die sich sehen, lieben, heirathen und glücklich werden. Das kleine Stück hat keine Intrigue, keine Spannung, es ist eine sonnige, kleine Sonate, wie Mozart sie schreibt, mit gerade so viel Leidenschaft als die einfache Kunstform verträgt. Sie spielt am Ufer des Mittelländischen Meeres, des Dichters Vaterlande, und in Alles, was an der Küste geschieht, tönt der Gesang der Wellen hinein. Und zwar als keine seltsame, sondern als die natürlichste Melodie.

Salvatore hat zwei Eigenschaften, die seinen Werken Reiz geben. Erstens, er operirt mit rein menschlichen, Jedem verständlichen Gefühlen, die er in ungebrochenen Farbentönen darstellt. Kein trübendes Element fließt hinein. Auch wo die Dinge unglücklich, böse, schrecklich verlaufen, wird das Traurige nie mit trüben Tönen gemalt. Er blickt den Menschen und Ereignissen klar ins Auge. Dies erfüllt den Leser mit Vertrauen. Er weiß, daß, wenn er sein Herz öffnet, der Dichter dieses Zutrauen nicht mißbraucht. Zweitens aber, Farina schildert die Dinge nicht direct, sondern läßt sie irgendwo sich spiegeln, so daß der Leser selber erst sie zum ersten Male zu erleben glaubt. Der Dichter gibt ihm nicht einen Blumenstrauß in die Hand, sondern deutet dahin und dorthin: da stehen Blumen, scheint er zu sagen, pflücke sie.

Uebrigens sind die beiden weiblichen Hauptpersonen der Novelle Berlinerinnen. Wohl das erste Paar dieser Herkunft, das in der erzählenden italienischen Literatur zum Vorschein kommt. Ein reizendes junges Mädchen und eine in die Jahre gerathene, tiefempfindende Erzieherin.

6. Heath's Modern Language Series. Goethe's Hermann und Dorothea. Edited with an Introduction and Notes. By Watermann T. Hewett, Ph. D. Professor of the German Language and Literature in Cornell University. Boston, Mass. U. S. A. D. C. Heath & Co., Publishers. 1891.

Hermann und Dorothea ist das einzige Gedicht, das Goethe als beabsichtigtes Kunstwerk gleich fertig hervorbringen wollte. Die Arbeit eines, wenn das Wort erlaubt ist, gelernten Dichters. Keine seiner Seele sich abringende Confession, nichts, dessen Ende ihm selbst noch unbekannt war, als er begann, sondern das abgerundete, fertige Product eines dichtenden Mannes, der das Höchste zu leisten sich fähig fühlte und leistete. Durch gleichmäßigen, ruhigen, milden Tonfall zeichnet es sich vor seinen übrigen Gedichten aus. Als würdiger Schüler Homer's hat Goethe hier Etwas geschaffen, das sich an seines Meisters Schöpfungen anschließt. Wir hören von ferne neben diesen Hexametern her die sanften Verse der Odyssee rollen, beide Epen Verherrlichungen des häuslichen Glückes, der einfachen, zarten und zugleich unerschütterlich festen Gefühle und Gedanken, aus denen die ewige Grundlage glücklichen Volkslebens besteht. Dieses Werk muß deutlicher als sogar Faust vielleicht fremden Nationen zeigen, was Goethe zu leisten im Stande war. Versuche, ihn zu übertragen, werden mit Hermann und Dorothea am liebsten gemacht.

Professor Hewett hat in der vorliegenden Ausgabe eine sehr brauchbare Arbeit geliefert. Er gibt, was zu verlangen war, praktisch, genügend aber kurz, und aus vollkommener Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur. Das Buch ist ein neuer Beweis für den Fortschritt des Studiums, das Goethe in Amerika gewidmet wird, und zwar mehr von dem englisch redenden Theile der Bevölkerung als von den vielen Millionen Deren, deren Muttersprache deutsch ist. Es scheint, daß diese Letzteren an der großen, Goethe sich zuwendenden geistigen Bewegung nicht den gleichen Antheil nehmen. Vielleicht aber ist unsere Unwissenheit an diesem Urtheil schuld, und es sollte uns freuen, wenn uns eine Berichtigung zu Theil würde.

7. Das Genie. Vortrag, gehalten im Saale des Ingenieur- und Architektenvereins in Wien von Franz Brentano. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1892.

Genie war vor hundert Jahren das große Wort in Deutschland. Nur auserwählten Geistern war das Genie eigen. Von ihnen wurde Alles erwartet, ihnen war Alles erlaubt. Heute muß man dem Publikum schon zu Hülfe kommen, wenn es sich unter Genie etwas denken soll. Und so sehen wir den vornehmsten Vertreter der Philosophie an der Wiener Universität dem Wiener Publicum gegenüber das Amt eines Erklärers übernehmen.

Franz Brentano will das Genie nicht als Etwas gelten lassen, das nicht jedem Menschen eigen sein könnte. Er erklärt es nicht als eine specifische Kraft an sich, sondern als im höchsten Grade gesteigerte ästhetische Empfindlichkeit. Wir stimmen hierin mit ihm überein: Genies bleiben immer Menschen, und jeder Mensch könnte unter Umständen leisten was sie leisten, ohne daß er genöthigt wäre, seine Menschheit abzulegen. Dies also nehmen wir an und fühlen uns auch darin mit Brentano einverstanden, daß wir dieses Verhältniß nicht als ein unsere Verehrung vor dem Genie beeinträchtigendes ansehen. Im Gegentheil: je mehr wir fühlen, was der Genius als Unsereiner leistet, um so deutlicher empfinden wir, wie weit er uns über und wir ihm unter seien.

Eins aber erklärt Brentano's Erklärung doch nicht: wie bei genialischer Production aus den verschiedensten Eindrücken etwas Neues, absolut Eigenthümliches, mit gleichsam selbständigem Leben Begabtes entstehe, das, unabhängig von seinem Producenten, ein eigenes Dasein beginnt. Mögen wir Hamlet's Person z. B. in allen Einzelnheiten auf Eindrücke zurückführen, welche Shakespeare empfing und verarbeitete, so daß sie nur ein Collectivbegriff mannigfaltiger chemisch nachweisbarer Gedanken und Gefühle wäre, die jeder andere Mensch auch hätte empfangen können und die nur bei Shakespeare's außerordentlicher ästhetischer Empfindlichkeit gerade ihm in so großer Fülle und Lebhaftigkeit zuströmten, daß er allein die Tragödie zu produciren im Stande war: wie geschah es, daß Hamlet sich so weit von Shakespeare ablöste, daß er gleichsam als Wesen für sich weiter existirt? Diese Eigenschaft, ein lebendes Dasein für sich zu führen, theilt Hamlet mit anderen Gestalten, welche von Dichtern, Malern und Bildhauern ersten Ranges, und zwar nur von diesen hervorgebracht worden sind, und sie wird immer etwas behalten, das der Erklärungsversuche spottet. Wollte Franz Brentano diese Eigenschaft überhaupt in Abrede stellen und Hamlet's Person für Etwas nehmen, das nur scheinbar eine derartige eigene Existenz führe, in Wahrheit aber ein bloßes Conglomerat von Worten sei, das zusammenzubringen bei gehöriger ästhetischer Empfindlichkeit jedem Menschen gelingen müsse, so könnten wir ihm zwar nicht das Gegentheil beweisen, würden aber auf gut Glück behaupten, daß viele Menschen unsere Meinung theilen, und in der schöpferischen Kraft Shakespeare's, Goethe's und anderer Genies eine positive Gabe bewundern und verehren werden, die nur wenigen Sterblichen verliehen wird.

8. Raphael's Wandgemälde „Die Philosophie", genannt die Schule von Athen. Von Franz Bole. Mit einer Abbildung. Brixen, Druck und Verlag von A. Weger's Buchhandlung. 1891.

Neue Abhandlungen über den Inhalt des großen Werkes der Malerei gehören zu dem, was immer wieder zu erwarten steht. Ihre Verfasser werden nichts Neues bringen, aber dem Drange gehorchen, das Bekannte in frischer Beredsamkeit zu wiederholen. Im gleichen Sinne haben sich neuerdings Moritz Carriere in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung" und Kraus in der „Nuova Antologia" ausgesprochen. Es hat für diese Freunde und Kenner der antiken Philosophie etwas Beruhigendes, Raphael, den Maler der himmlischen Schönheit, auch als den der himmlischen Wissenschaft, im Sinne unserer Zeit, verehren zu dürfen. Franz Bole legt in gefeilter, ruhiger Diction dar, wie das System der antiken Philosophie in ihren namentlich zu benennenden Vertretern hier sich ausbreite. Schon Plato versetzte die Philosophen in einen Tempel, Raphael gab ihnen den gleichen Wohnsitz. Jeder für sich geht seinen Gedanken nach, sämmtlich aber zugleich verbinden sie sich zu deren Austausch.

Stände fest, daß Raphael die antiken Philosophen so im modernen Sinne habe verherrlichen wollen, in der Art also etwa, in welcher Delaroche im Hemicycle der Ecole des Beaux-Arts zu Paris die bildenden Künstler sich zusammenfinden ließ, als säßen und ständen alle großen Maler und Bildhauer, jeder in der Tracht seines Jahrhunderts, in endlos fortzuführender „Conversazione" beieinander, um sich in fortwährendem Verkehre über das zu verständigen, was sie gethan und gewollt haben, so ließe sich gegen eine ähnliche Deutung der Schule von Athen nichts einwenden. Anders aber ist die Frage zu beantworten, wenn wir den in Raphael's gesammter Thätigkeit hervortretenden, mit den Jahren wachsenden Drang in Betracht ziehen, seinen Compositionen dramatischen Inhalt zu geben, Scenen in ihnen zu bilden, welche einen Umschwung enthalten, Momente, in denen eine Handlung ihren Höhepunkt erreicht. Sobald wir diese Entwicklung Raphael's anerkennen, genügen die bisherigen Erklärungen der Gemälde in der Camera della Segnatura nicht mehr. Wir müssen in ihnen den Punkt suchen, welcher die Darstellung eines Umschwunges enthält. Bei Bole's und seiner Genossen Deutung der Schule von Athen fehlt er, und wir sind gezwungen, uns umzusehen, ob nicht noch andere Erklärungen des Gemäldes überliefert seien, und wenn wir finden, daß gleichzeitig mit Vasari's Buche ein ebenfalls 1550 in Rom erschienener Kupferstich die Schule von Athen als das Erscheinen des Paulus auf dem Areopage in Athen auffaßt, so haben wir weiter zu fragen, was sich zu Gunsten dieser Deutung sagen lasse. Und da findet sich, daß die als Aristoteles geltende Gestalt, welche auf dem Stiche von 1550 Paulus genannt wird, in die Reihe der Darstellungen des Apostel Paulus gehört, den in immer anderer, dem allgemeinen Typus nach aber sich gleichbleibender Gestaltung zu wiederholen, für Raphael, wie es scheint, eine Lieblingsaufgabe war.

Wir fahren nicht fort, sondern sind auf die Sache nur deshalb eingegangen, um daran zu erinnern, von wie verschiedenen Punkten aus die Werke großer Meister sich betrachten lassen, und wie man, wo die gleichzeitigen Deutungen sich widersprechen, sich erst dann dabei beruhigen dürfe, die eine oder andere Anschauung für die wahrscheinlichere zu halten, wenn alle Möglichkeiten erwogen worden sind.

Wir würden unserer Aufgabe als Berichterstatter jedoch nur unvollkommen genügen, wenn wir trotz entgegenstehender Ueberzeugung über den Inhalt des Gemäldes nicht noch mittheilen wollten, welchem besonderen Ziele der Verfasser unserer Schrift zustrebt. Bole möchte beweisen, daß Raphael nicht bloß den Bestand der griechischen Philosophie, sondern ihr Emporkommen und ihren Niedergang in der Anordnung ihrer Repräsentanten klar machen wollte. Raphael, meint Bole, habe erkannt, wie die gesammte Bewegung im Scepticismus sich verflüchtigte. Nachdem das energische Zusammenstreben der großen Geister das gewaltige Phänomen der griechischen Philosophie geschaffen, löste die Vereinzelung der Denker den Verband endlich wieder auf. Bole weist dies in einzelnen Figuren nach, deren besondere Stellung ihm von dieser endlichen allgemeinen „Lockerung" zu zeugen scheint.

Aber noch mehr. „Wir erkennen," sagt der Verfasser, „bei Beschauung des Gemäldes allerdings, wie vortrefflich Raphael berathen war von Seiten philosophisch gebildeter Männer, sehen aber auch, in welch genialer Weise er das ihm zur Verfügung stehende Material bewältigte, es künstlerisch gestaltend.

„Hätte Raphael als Abschluß seiner Studien über die griechische Philosophie einen Aufsatz geschrieben, um jene historischen Kenntnisse und Anschauungen zusammenzustellen, über welchen sein Geist bei der Componirung des Gemäldes wirksam schwebte, und wären wir im Besitze solcher Aufschreibungen, dann hätten wir einen überaus werthvollen Beitrag zur Erklärung seines Bildes und zugleich den urkundlichen Beleg wirklichen Besitzes der in Rede stehenden Kenntnisse.

„Wir haben jedoch einen anderen, diesem wenigstens ebenbürtigen Beweis. Der noch nicht dreißigjährige Künstler beantwortet die Frage endgültig durch sein Gemälde. Denn wer es versteht, Pythagoras, Sokrates, Plato und Aristoteles mit so treffender Charakterisirung ihrer Philosophie zu zeichnen, wie Raphael gethan, besitzt die erforderliche Kenntniß, gleichviel ob wir die Personen und Bücher nennen können oder nicht nennen können, die er in seinen Vorstudien zu Rathe gezogen. Haben wir die Wirklichkeit vor Augen, so fällt der Zweifel an der Möglichkeit von selbst weg."

Diesen Aufsatz aber hat Raphael nicht geschrieben! Und was die Wirklichkeit anlangt, so beruht sie doch nur auf den Namen, welche von einer Anzahl von Leuten, die wie Bole denken, den Gestalten der Schule von Athen erst verliehen worden sind. Man kann daran glauben, man braucht es aber nicht.

Bole geht noch weiter. Er glaubt einen gewissen Zusammenhang der Anschauungen Raphael's mit der in unserer Gegenwart herrschenden Auffassung der Entwicklung der griechischen Philosophie annehmen zu dürfen.

Diese Betrachtungsweise hat etwas historisch Schönes, Anziehendes, Fruchtbares, etwas mit persönlicher Theilnahme Erfüllendes, das man gern gelten läßt. Wer möchte dagegen sein, daß die Dinge sich so verhielten? Den Kunstwerken großer Meister gegenüber ist Jeder in seinem Rechte, der die Verkörperung des Bedeutendsten in ihnen erblickt. Und schließlich, Vasari ist für Bole's und seiner Genossen Deutung der Figuren eingetreten. Wenn wir unserestheils für die des gleichzeitigen Kupferstiches sind, so stände gutes Recht gegen gutes Recht.

Dies jedoch will Bole nicht anerkennen. In einer Anmerkung zu Seite 2 weist er den Gedanken, „der im Areopag Christum verkündende Paulus" könne hier dargestellt worden sein, zurück, weil die über dem Gemälde thronende Figur der „Philosophie" dies nicht erlaube. Paulus' Rede im Areopag hat das Eigenthümliche aber, daß der Apostel den Athenern klar machen will, seine Lehre sei nichts Andres, als was ihre eigenen Dichter längst gesagt hätten. Einen schöneren Abschluß der griechischen Philosophie aber, als daß sie zu einem Theile der christlichen Lehre gemacht wurde, gab es nicht, und dies gerade war die Ansicht der Jahrhunderte von Dante bis Raphael.

---

9. Bayerische Bibliothek. Begründet und herausgegeben von Karl von Reinhardstoettner und Karl Trautmann. Dritter Band.
Franz Graf Pocci, ein Dichter- und Künstlerleben, von Hyacinth Holland. Mit sechsundzwanzig Bildern von Franz Graf Pocci und dessen Bildniß. Bamberg, Buchner'sche Verlagsbuchhandlung. 1890.

Der Schluß des Buches lautet:

„Sehr wahr und schön sind die Zeilen der „Herbstblätter", welche wir vollständig auf Franz Pocci in Anwendung bringen können, ein tröstendes Motto für alles edle Streben und Wollen:

Und hast Du eins nur auf der Welt gelassen,
Für das ein einz'ger Mensch Dir bleibend dankt,
So fürchte nicht, daß Du umsonst gelebt."

Damit wird freilich anerkannt, daß es bei Pocci beim Streben und Wollen geblieben sei. Ueber die Herbstblätter sagt Holland (S. 72): „Die Herbstblätter sind demnach das Resultat eines langen Gedankenganges und Läuterungsprocesses, welcher beim Erscheinen des Buches der Hauptsache nach schon zielbewußt abgeschlossen, aber noch nicht vollendet war", und ferner: „So können denn die Herbstblätter als das poetische Testament Pocci's gelten".

Pocci gilt dem Verfasser dieser von wohlthuender Anerkennung dictirten kleinen Biographie zu sehr als Dichter. Pocci war in seinen Versen weder originell, was die Sprache und die Form anlangt, noch gedankenreich. Umsonst aber hat er gewiß nicht gelebt. In seinen Zeichnungen sprach er sich aus. Im großen Zuge der romantischen Ritter des Süddeutschen Daseins reitet er mit. Die Heiterkeit und Wahrheit seines Wesens haben Viele erfreut. Wie er die Dinge sah und zeichnete, sah er sie allein. Aus seiner bescheidenen Ecke heraus suchte er so viel Frohsinn in die Tage hineinzubringen, in denen er lebte, als ihm irgend möglich war. Hier liegt das Zeichen seiner Eigenthümlichkeit und seines Berufes. Ihm haben viele Menschen gedankt.

Denn an nichts erinnert man sich lieber als an Augenblicke reinen Frohsinns. Die hat Pocci geschaffen. Die Soldatenlieder haben ihn zuerst berühmt gemacht, mit denen er die Auffassung der Deutschen Vergangenheit eröffnete, die wir heute als „Künstlerfestauffassung" fast schon zum Abgethanen rechnen. Ihr zufolge wäre das ganze siebzehnte Jahrhundert bei Hörnerklang und lustigem Winde, der in breitkrämpigen Federhüten wühlte und Banner in wunderliche Falten warf, verstrichen, und der dreißigjährige Krieg beinahe nur ein Ballet gewesen, zu dem der Simplicissimus den Text schrieb. Vergnügte Einsiedler und Betteljungen mit reichlichen Brotstücken in den Händen hatten da gute Tage, und Landsknechte waren reinliche und freundliche Genossen, bei deren Eintritt ins Haus die Familie froh zusammenlief, jedes einen vollen Humpen in der Hand. Wer Pocci's unzählige Blätter betrachtet, begegnet darin unendlichen Wiederholungen dieser Stimmung. Jedes aber besteht für sich. Eine wunderliche dichterische Kraft wohnt seinen Strichen inne, welche dieser Gesellschaft einen Anschein von Wirklichkeit verleiht. Hier kommt ihm Keiner nach. Wie Viele haben das nicht versucht: die Formen findet man bis zur Täuschung wieder, die innige Fidelität aber, die sie umweht, konnte nur Pocci ihnen verleihen. Holland theilt eine Anzahl dieser Illustrationen mit, den vollen Eindruck ihrer Wirkung aber empfängt man erst, wenn man sie in größeren Reihen vor sich hat. Eine nie verletzende, unbeschreiblich gutmüthige Sorte von Carricaturen gehört dazu, in denen Pocci typische Figuren durch lange seltsame Lebensläufe verfolgte. Maßmann und Förster hat er so verewigt. Den Staatshämorrhoidarius hat er geschaffen. Wie viele Leute sind darüber in stilles herzliches Lächeln versetzt worden. Phantasie und Wahrhaftigkeit vereinigten sich hier zu einem unnachahmbaren Effecte.

Pocci war der Illustrator der süddeutschen Gemüthlichkeit, deren Heimath München ist. Cöln und München sind die Centren besonderer Lebensauffassung. Unbekümmerter Fröhlichkeit. Carnevalsstimmung. In Berlin hat sie nie gedeihen wollen. Dies einer der Gründe des nachhaltigen Mißtrauens, das man am Rhein und an der Isar gegen den Berliner Geist hegt. Rheinische, Süd- und Norddeutsche Art, mit sich und mit Andern vergnügt zu sein, sind grundverschieden. Es scheint in der Münchener Luft zu liegen, denn auch der Norddeutsche wird zum Münchener, wenn er in München heimisch geworden ist. Die Berliner Luft scheint zu Zeiten beinahe zu fordern, daß man sich über etwas ärgere: das Münchener Klima, daß man es niemals thue. Die Mahnung „Mensch, ärgere dich nicht", würde in München gar nicht verstanden werden. Keiner traut sich und Anderen dergleichen zu.

1861 erschien Pocci's „Landsknecht", eine Sammlung von Liedern: Marsch- und Trinklieder, Ständchen, Landsknechtsklagen, mit der Widmung:

Allen treuen deutschen Herzen,
Die noch aus verklung'ner Fern'

Bei der trüben Zeiten Schmerzen
Ihren Trost sich holen gern,
Die noch fromm im Buchenwalde
Auf der Burgen Trümmern steh'n,
Und dort von der grünen Halde
Ueber alt' Gemäuer seh'n —
Allen, die noch etwas haben,
Was die And'ren nicht versteh'n,
All' den alten deutschen Knaben
Mög's aus diesen Blättern weh'n!

Das war sein Credo.

Franz Graf Pocci wurde am 7. März 1807 zu München geboren, „Sohn des Herrn Fabricius Grafen Pocci, welcher 1781 aus Viterbo als Edelknabe an den Kurfürstlichen Hof kam". In Landshut studirte er die Rechte, arbeitete dann als Accessist an der Regierung zu München, wurde mit der Zeit Ceremonienmeister unter König Ludwig I. und starb den 7. Mai 1876. Er zeichnete, dichtete, componirte und musicirte, lebte in glücklicher Ehe und hinterließ Nachkommenschaft, war Allem, was gut und schön ist, zugänglich und hörte niemals auf, in den vielen künstlerischen Richtungen, in denen sein Talent sich aussprach, üppig und erfolgreich zu produciren. Er war liebenswürdig und hatte keine Feinde, und es sprechen die, die ihn gekannt haben, mit der herzlichen Anerkennung von ihm, die nur Denen zu Theil wird, die sie verdient haben.

10. Karl Simrock. Die Nibelungen. 50. Auflage. Jubiläums-Ausgabe. Stuttgart 1890. Cotta'sche Buchhandlung.

Am 28. August 1890 wurde in Simrock's kleinem Hause, das er sich inmitten der Weinberge und Gartengelände von Menzenberg gebaut hatte, das Erscheinen der fünfzigsten Auflage seiner Uebertragung des Nibelungenliedes gefeiert. Seine Kinder und Enkel und Freunde, persönlich oder in herzlicher Theilnahme aus der Ferne dort vereinigt, erfreuten sich der Erinnerung an den Mann, der dem Rheine soviel verdankte und dem der Rhein soviel verdankt. Eine große Fahne mit der Umschrift „Haus Parcifal" flog über dem Hause in den Lüften. Er selbst hatte es so genannt. All' der frühere Baumwuchs, der es umgibt, grünt weiter. Möge Haus Parcifal lange noch dastehen und von dem Dichter erzählen, der seinem Vaterlande theuer ist.

Auch Simrock's Rheinsagen erleben in diesem Jahre eine neue Auflage. Eine neue nach vielen vorhergegangenen. Bücher, die zu Lieblingsbüchern der Nation geworden sind, gewinnen zuletzt ihr eignes Dasein. Das Buch, das nur eine Zusammenstellung fremder und eigner Dichtungen zu sein scheint, ist ein tiefdurchdachter Aufbau, aufgeführt aus den kostbarsten eigenen und fremden Werkstücken. Es verherrlicht den deutschen Strom zu seiner und seines Dichters Ehre. Simrock's echt rheinische Natur zeigt sich in den Stücken, die er selbst dichtete, ebenso rein wie in denen, die er von Anderen nahm. Innigkeit des Gefühles, gepaart zuweilen mit unschuldiger Derbheit des Ausdrucks verbinden sich, um einen ganz eigenthümlichen Eindruck hervorzubringen, der als Simrock's eigenthümliches Zeichen überall verstanden wird. Spätere Zeiten noch werden in dieser Mischung scheinbar sich widersprechender Stimmungen die gute deutsche Art erkennen, die aus deutschem Boden immer wieder frisch hervorbricht.

Simrock's lebendigste Schöpfung ist doch seine Beschreibung des Rheines; von den Quellen bis zur Mündung verfolgt er den Fluß und die Städte und Burgen, die sich in ihm spiegeln. Von allen Versuchen, deutsche Landschaft zu schildern, scheint mir dieser der gelungenste zu sein. All' die Elemente, deren es zum Gelingen dieser Aufgabe bedurfte, trafen in Karl Simrock zusammen. Er war durch lange schriftstellerische Arbeit vorbereitet, den rechten Ton zu treffen. Er wußte genau, wie man für die schreiben müsse, denen das Buch in die Hand kommen sollte.

Simrock war, das werden die, die sich seiner erinnern, zuerst sagen, ein liebenswürdiger Mann. Er war ein Gelehrter. Eine bürgerliche Natur. Man war gut bei ihm aufgenommen. Sein Haus, wie wir es nur in Deutschland verstehen, war ein gastliches Haus. Aber es saß Karl Simrock auch der Schalk im Nacken, ein sehr unschuldiger Schalk, aber immerhin einer. Wie wußte er zu necken und zu scherzen! Er liebte, wie jeder gute Deutsche, sein Vaterland, zugleich aber mit ganz besonderer Liebe die Stelle, wo er zu Hause war. Bonn war der Gegenstand seiner Verehrung. Jeder Zoll rheinischen Landes stand, seinen Gedanken nach, unter seiner speciellen Vormundschaft. Aus diesem Gefühle dichtete er und vollbrachte er seine gelehrte Arbeit: das rheinische Dasein war wie eine große Inschrift im Buche der Natur, an deren Entzifferung er arbeitete. In diesem Geiste beschrieb er endlich das Thal, durch das der Rhein seinen glorreichen Lauf vollbringt. Simrock's Rheinland ist eines der schönsten Bücher, das zur Verherrlichung Deutschlands geschrieben ist.

Die fünfzig Auflagen der Nibelungen wollen etwas besagen. Ihrerzeit ist die herrliche Dichtung sicherlich nicht von so Vielen gelesen worden als in unserem Jahrhundert. Simrock hat den besten Ton für ihre Strophen gefunden, wie Voß den für die Gedichte Homer's. Es mußten viele Elemente für die Lösung dieser Aufgabe zusammenkommen. Simrock kannte die Accente der Volkssprache. Er zuerst bildete aus den verschiedenen Redactionen des Gedichtes eine Einheit. Er hat sich immer gegen die die Einheit der Nibelungen zerstörenden Theorien gesträubt, wie auch Wilhelm Grimm gethan. Das Wichtigste war ihm nicht, heraus zu bekommen, wie das Gedicht etwa entstanden sei, sondern die Sorge, daß es neu ins Volk dringe. Die Nibelungen werden von unseren Zeiten ab die Schicksale Deutschlands miterleben wie Homer's Ilias und Odyssee die Griechenlands. Viele unserer besten Dichtungen gewinnen heute erst die Verbreitung, die ihnen die eigenen Entstehungstage nicht geben konnten. Walther von der Vogelweide hat heute erst sein Denkmal erhalten. Auch dessen Gesänge hat Simrock übersetzt. Parcifal und Iwein und Tristan hat er unserer Sprache übertragen.

Walther von der Vogelweide ist in Bozen eine Statue errichtet worden. Wie freudig und klar ragt der alte Sänger in ewiger Jugend nun dort in den klaren Himmel hinein. Am Rhein aber ist ein Denkmal noch zu errichten übrig, an dessen Sockel zu lesen stände:

Dem rheinischen Dichter
Das rheinische Volk.

H. G.

Aus Scheffel's Nachlaß.

Joseph Victor von Scheffel. Gedichte aus dem Nachlaß. 1889. Aus Heimath und Fremde. 1892. Josephine Scheffel. Gedichte. Stuttgart, Bonz. 1892.

Unter welchem Gesichtspunkte die Veröffentlichungen aus dem Nachlasse Scheffel's betrachtet sein wollen, hat der Herausgeber, Freiherr Victor von Scheffel in München, in einer überaus sympathischen Vorrede zu der zweiten Sammlung ausgesprochen. An sich hat es ja seine Bedenken, poetische Versuche, die der Verfasser selbst vom Drucke ausschloß, dennoch dem Publicum zugänglich zu machen. Auf der anderen Seite aber hat bei dem lebendigen Interesse, das ein außerordentlich großer Kreis der Verehrer an Scheffel's Entwicklungsgang nimmt, dieser poetische Nachlaß auf ein tiefes biographisches Interesse zu rechnen. Dann aber erhalten wir doch auch eine ganze Reihe wirklich poetisch ergreifender Stücke, die Scheffel aus zufälligen oder persönlichen Gründen ausschied. Einige schöne Trompeterlieder und Aventiuregesänge sind vielleicht

nur darum ungedruckt geblieben, weil der Verfasser ein Gleichgewicht zwischen epischen und lyrischen Elementen in jenen Werken anstrebte, und zwei seelenvolle Gedichte an die früh geschiedene Schwester blieben sicher nur ungedruckt, weil er seine tiefste Wunde der Welt nicht zeigen mochte. Auch das aber, wovon Scheffel selbst geurtheilt haben mag, es habe als Improvisation, Gelegenheitsgedicht oder Festspiel seine Bestimmung erfüllt, interessirt uns als Probe, wie in seinem durchaus originalen Gemüthe die Wirklichkeit sich spiegelte, und echt Scheffel'sche Wendungen sind immer willkommen, weil auch die minder gelungenen uns an die bekannten unsterblichen erinnern, die seit lange uns erfreut haben. Den Mitlebenden und Gleichalterigen aber wird es eine Freude sein, hier ein poetisches Tagebuch zu erhalten, in dem der Dichter in frischer und kecker Weise seine Eindrücke von den Ereignissen ausspricht, die wir alle erlebten. Die Gedichte „Aus Heimath und Fremde" beginnen mit einem Sonette aus dem Jahre 1844, in dem der aus Heidelberg zum Feste nach Hause gekommene Student das altbekannte Glockengeläute des ersten Christtages begrüßt und dabei schwermüthig seines Kinderglaubens gedenkt und sich gemahnt fühlt an das verklungene Glück. Welchen Eindruck die in Berlin noch herrschende Hegel'sche Philosophie im Wintersemester 1845—46 auf ihn machte, berichten dann die Gedichte aus dem Nachlaß. Süddeutschland ist ihm die Sinnenwelt, die Heimath, und Berlin die Hauptstadt des Begriffes, wo er als fechtender Handwerksbursche von Kategorie zu Kategorie geschickt wird, bis ihn furchtbar Heimweh nach dem primitiven Einzelleben ergreift „und er eines Morgens den Ranzen schnürt, und er brennt aus des Begriffes Hauptstadt durch und prügelt noch zum Abschied mehrere Kategorien, die ihm auf dem Weg begegnen." Das ist die Stimmung, aus der das Guanolied geboren wurde. Aus der juristischen Practicantenzeit haben wir ungern das Lied vom Sekretary vermißt, dagegen fließt die poetische Tradition aus Italien um so reicher. Unter den Trompeterliedern ist das Lied Margarethe's wohl das schönste: „Er sah mich an so fragend, so treu, so stumm, so still, er sah mich an — ich weiß nicht, was er nur von mir will." Aehnliche Perlen zur Aventiure wird man gleichfalls finden, und vor Allem gehört ein „Maimorgengang" vom Jahre 1869 zu dem Schönsten, was Scheffel gesungen. „Mit weichem, träumerischem Schläfern strömt rings ein lauer Frühlingsduft, und mit den Faltern und den Käfern durchfliegt ein Blüthenschnee die Luft; die Halden blühen, die jüngst noch dorrten, sieh' es ist Alles neu geworden." Die Herausgabe der Gedichte von Scheffel's Mutter motivirt der Enkel damit, daß aus den zahlreichen Biographien und Plaudereien über ihren Sohn hie und da ein unvollständiges oder unrichtiges Bild der Mutter entstanden sein möchte. Man darf dem Herausgeber diesen Act der Pietät danken, denn das Buch macht den allerbesten Eindruck. Nicht nur daß Josephine Scheffel eine ungewöhnliche poetische Begabung besitzt und mühelos wohlklingende Verse zu schreiben weiß, vor Allem machen wir die Bekanntschaft einer Frau, die das Herz auf dem rechten Flecke hat und das Leben bei tiefer Frömmigkeit mit durchaus gesundem, praktischem Auge betrachtet. Gar manches fromme Lied richtet sich direct an ihren Sohn, so wenn sie ihm zum zehnten Geburtstage eine Schwarzwälderuhr für seine Stube beschert: „Nimm sie hin zum Angebinde! Und blickst Du nach ihr zur Wand, denke, lieber Sohn, der Zeiger, er sei Gottes eigene Hand. Gottes Hand — hinweisend stille auf die Stunde, die sie schenkt. Niemals wird die Zeit mißbrauchen, wer mit Ernst dies Wort bedenkt."

Ganz in Hebel's Sinne, an dem sie vornehmlich sich bildete, sind diese Verse gedichtet, und man legt das Buch mit der Empfindung aus der Hand, daß in der Enge und Beschränktheit einer kleinen Stadt sich vor vierzig Jahren ein Gemüthsleben entfalten konnte, so rein und so reich, wie man es in der großstädtischen Gesellschaft von heute, trotz ihrer Bildungswuth und ihrer vehementen Menschenliebe, vergeblich suchen würde.

A. H.

oß. **Angela Borgia.** Novelle von Conrad Ferdinand Meyer. Leipzig, H. Haessel. 1891.

Den Lesern der „Deutschen Rundschau" ist die vorliegende Novelle aus unserem letzten October- und Novemberheft gut genug bekannt. Und nicht nur diese Erzählung, auch die gesammte Erscheinung des Dichters kennen sie seit einer Reihe von Jahren genau und gut: seine in stolzer Besonderheit, stark und bedächtig und mit der Sicherheit des Meisters bewußt schaffende Kunstübung, die geschliffene Feinheit und blitzende Sauberkeit seines Vortrags, die zum Großen strebende, in den Großen der Vergangenheit nur lebende, kraftvolle Phantasie. Wer so fest und so unbeirrt seinen Weg geht, wer die Eigenart seiner poetischen Natur so klar und so rund ausprägt, dem gegenüber ist ein Kritisiren des Einzelnen, ein Verzeichnen von Lob und Tadel für vermeintlich mehr und minder Gelungenes kaum am Platze — wie man denn überhaupt bei vorschreitender Einsicht von dem Moralisiren des Recensententhums immer mehr abkommen wird, der bedeutenden Persönlichkeit gegenüber, und wie man den lauten Merkerstab Beckmesser's vertauschen wird mit den anspruchsloseren Werkzeugen eines bedächtig forschenden Psychologen. Je größer die Freiheit ist, mit welcher der künstlerisch Empfangende dem souveränen Schalten eines Meisters zusieht, desto größer auch und reiner wird sein Genuß sein; und deshalb bedrängt uns im Falle C. F. Meyer's die Frage gar nicht, welche manchem Leser wohl aufsteigen mag: ob diese Figuren der Erzählung, diese Lucrezia Borgia voran, vor der Wahrheit der Ueberlieferung denn bestehen können? Die Dichtung ist philosophischer als die Geschichte, hat schon Aristoteles gesagt; und noch stets haben neben der gelehrten Erkenntniß der Historiker die lebendig geschauten Gestalten der Poeten sich behauptet. Schiller's „Maria Stuart" lebt, und sie steht nicht freier der Ueberlieferung gegenüber, als Meyer's Lucrezia Borgia, dieses anmuthig-unheimliche Wesen aus Sünde und Reue gemischt, aus Schönheit und Ruchlosigkeit und heidnischer Unschuld. Wirklichkeit und Märchenzauber, Beobachtungen des Lebens, ins Große hinaufstilisirt, und die Phantasiewelt eines Poeten — sie verbinden sich in feinen Linien, kunstvoll, untrennbar: und weil der Erzähler selber an diese historischen Visionen glaubt, die er so plastisch, so zwingend vor sich sieht, so bannt er auch uns in das Reich dichterischer Träume hinein, wir sind gefesselt und glauben.

oß. **Unwiederbringlich.** Roman von Theodor Fontane. Berlin, Wilhelm Hertz. 1892.

Wir haben Fontane's Roman nur wenige Worte zum Geleit mitzugeben; unseren Lesern ist die nachdenkliche Geschichte, von dem lebensfrohen Grafen Holk und der melancholischen Gräfin Christine, von der Kopenhagener alten Prinzessin und der jungen schwedischen Hofdame, aus der „Rundschau" her noch in Erinnerung, und sie werden ihr auch in der Buchausgabe gern wieder begegnen. Unter den Alten unserer Literatur nimmt Fontane eine besondere und bevorzugte Stellung ein: während eine rücksichtslos vordringende neue Generation manches bejahrte Renommee verjährt genannt, während sie Manchen, der schon den Nachruhm verbrieft zu haben meinte, gewogen hat und zu leicht befunden, vereinigen sich, Fontane zu ehren, alle sogenannten Parteien, und seinen Werken ergeht es, wie gutem Wein: je älter sie wurden, desto besser nur mundeten sie. In der vorliegenden Erzählung hat Fontane gezeigt, wie sich auch gewagte Dinge so sagen lassen, daß ein Jeder sie hören mag: frei von Prüderie, aber auch frei von jedem überflüssigen Ausbreiten heikler Situationen, mit voller dichterischer Unbefangenheit erzählt er von den Abenteuern der schönen Frau Hansen und der unternehmungslustigen Ebba Rosenberg, Linie Rosenberg von Filehne: er erzählt die Geschichten vom märchenhaften Kaiser von Siam, welcher Kapitänsfrauen mit Perlenbändern beschenkt, und die etwas weniger märchenhaften Erlebnisse der klugen Ebba, recte Eva, — er erzählt sie mit der feinen Ironie eines Weltmannes und der Arglosigkeit eines guten Kindes zugleich: und er setzt zu dieser Kopenhagener Gesellschaft von naiver Frivolität die schwere protestantische Welt im Schloß an der Ostsee in Contrast, diese zwischen Prediger und Seminardirector und ältlicher Gesellschaftsdame fromm und brav thronende Hausehre des armen Holk. Mit voller Objectivität stellt er das Hüben und das Drüben anschaulich gegeneinander und läßt gerade aus dieser schlichten Sachlichkeit die beste Wirkung der Erzählung hervorgehen: ein halbes Glück zerbricht, im Widerstreit von männlicher Schwäche und weiblicher Herbheit, Zerstörtes versöhnlich wieder herzustellen, mißlingt, und zwei Menschenleben sind verwüstet und verweht — unwiederbringlich.

ϑ. **Argenis.** Politischer Roman vom Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. Aus dem Lateinischen des Johann Barclay, übersetzt von Dr. Gustav Waltz. Bassermann, München. 1891.

Der Verfasser der „Argenis" war Johann Barclay, ein in Frankreich geborener Schotte, dessen Vater als Anhänger der Maria Stuart seine Heimath hatte verlassen müssen, und der dann bei Jacob I. Geheimsecretär und Gesandter an verschiedenen Höfen wurde. Gemäß dieser Lebensführung betrachtet er die politischen Kämpfe der Hugenottenzeit mit den Augen eines katholischen Politikers, der die Ausschreitung der Guisen mißbilligt, aber die Hugenotten haßt und verachtet. Sein Roman „Argenis", Ludwig XIII. gewidmet, hat in griechischem Gewande die Kämpfe der drei Heinriche, Valois, Navara und Guise, zum Thema genommen, und eine Reihe von Charakterschilderungen, wie die des Cardinals Barberinus (= Ibburanes), des späteren Urban VIII., des Philippus II. (Liphippus), des Königs Heinrich III. (Meleander) sind von bleibendem geschichtlichen Werthe. Das griechische Kostüm streift sich leicht ab, und es bleibt dann die poetische Darstellung der Hugenottenkriege, deren einzelne Scenen mit großer Lebendigkeit geschildert sind und zuweilen den Charakter des Selbsterlebten tragen. An poetischer Kraft bleibt diese Darstellung der französischen Religionskriege allerdings hinter

unserem Simplicissimus zurück: dafür ist aber der Standpunkt ein ungleich höherer. Barclay ist ein gewiegter Politiker, und man wird durch seine Urtheile über Usinulca, d. h. Calvinus, und die Hyperephanier, die Hugenotten, eingeführt in die Anschauungen, die am Hofe Jacob's I. die herrschenden gewesen sein werden. Unmittelbare Unterhaltung wird in einem allegorischen Romane des siebzehnten Jahrhunderts Niemand suchen; den historisch Gebildeten aber werden die Räthsel, die das Buch aufgibt, geistig beschäftigen und die eingestreuten politischen Betrachtungen, denen Staatsmänner wie Richelieu, Hugo Grotius und Leibnitz Beachtung schenkten, verdienen auch heute noch gelesen zu werden. Die Uebersetzung ist trefflich gerathen, was namentlich von den zahlreichen poetischen Stellen gilt. Der Herr Uebersetzer hat durch sein Werk sich den Dank Aller verdient, die sich für Geschichte interessiren und denen ohne ihn dieses merkwürdige Werk schwerlich je zur Hand gekommen wäre.

γε. **Max Lenz.** Briefwechsel Landgraf Philipp's des Großmüthigen von Hessen mit Bucer. Dritter Theil. Leipzig, S. Hirzel. 1891.

Wir haben im Februarheft der „Deutschen Rundschau" vom Jahre 1890 die beiden ersten Bände dieses wichtigen Quellenwerkes angezeigt und die Bedeutung der darin aufgespeicherten historischen Schätze dargelegt. Der dritte und letzte Band schließt sich den Vorgängern würdig an. Er enthält freilich keine vollkommen neuen Aufschlüsse über die Jahre 1541—1546; was wir hier lesen, davon hatten wir in den Hauptzügen bisher schon einige Kunde. Aber wohl verstanden: auch nur in den Hauptzügen. Ueber die Einzelheiten ergießt sich eine geradezu verschwenderische Fülle von neuem Licht, so daß wir diese verhängnißvolle Zeit nunmehr doch ganz anders und viel besser erkennen, als dies vorher der Fall war. Briefe von Bucer enthält dieser dritte Band nicht mehr: dafür bietet er eine Menge von Briefen und Acten, welche der früher mitgetheilten Correspondenz des Landgrafen mit dem Straßburger Theologen zur Seite gehen und dieselbe nach allen Beziehungen ergänzen. Wir erhalten u. A. die Urschrift des von Lenz schon im zweiten Band ganz neu beleuchteten sog. „Regensburger Buches", auf Grund dessen die bekannten Ausgleichsverhandlungen zwischen Alt- und Neugläubigen auf dem Regensburger Reichstag des Jahres 1541 stattgefunden haben, und ebenso das Original des Geheimvertrags vom 13. Juni 1541, durch welchen Karl V. dem Landgrafen von Hessen die Hände band und für sich selbst die Möglichkeit gewann, den Herzog von Cleve niederzuwerfen und die Franzosen in ihrem eigenen Lande zu überziehen. Den Hauptraum nehmen aber die umfassenden Berichte des Augsburger Arztes Dr. Gereon Sailer ein, welche sich von 1541—1547 erstrecken und in welchen eine lange Reihe der interessantesten Augenblicksaufnahmen der jeweiligen politischen Lage enthalten sind, von denen Lenz mit Recht sagt, daß wir etwas Ähnliches bisher nicht besessen haben. Sailer verfocht namentlich den Gedanken eines politischen Bündnisses zwischen Sachsen, Hessen und Bayern gegen den Kaiser und dessen Bruder, König Ferdinand, und fand dabei in München viel Entgegenkommen: Herzog Wilhelm und sein Kanzler Leonhard von Eck erkannten die Gefahr sehr wohl, welche „der deutschen Libertät" vom Haus Habsburg drohte, das die Reichsfürsten „elender denn die Waschen (Paschas) unter den Türken" machen wollte; aber die Verhandlungen führten zu keinem Ziel weil Bayern sich nicht schriftlich zur Preisgabe Heinrich's von Braunschweig verpflichten wollte, sondern darauf drang, daß die Religionsfrage vom Bündniß ausgeschieden und die Erhaltung der katholischen Kirche da, wo sie noch bestand, gewährleistet werde. Philipp aber nahm Anstand, sich in einen „Partikularvertrag" mit Bayern einzulassen, durch welchen er leicht vom Bunde mit seinen Glaubensgenossen abgedrängt werden konnte. Schließlich erhob Herzog Wilhelm noch die Forderung, daß ihm bei seinem Versuche, die wittelsbachische Kurstimme für Bayern zu gewinnen, gegen die Pfalzgrafen Friedrich und Otto Heinrich Hülfe geleistet werde. Als sich die Protestanten diesen Wunsch versagten, schloß er im Juni 1546 mit dem Kaiser ab, ohne daß er aber deshalb den Faden seiner Beziehungen zu den Schmalkaldenern ganz abgerissen hätte. Den Schluß der Mittheilungen bildet der interessante Briefwechsel des Landgrafen mit dem Augsburger Stadtschreiber Georg Frölich 1539 bis 1554.

α. **Les élections épiscopales dans l'église de France** du IX. au XII. siècle (814 bis 1150). Par P. Imbart de la Tour. Paris, Hachette. 1891.

Ein Schüler Monod's, Fustel's de Coulanges und L. Gautier's versucht hier eine im großen Stil gehaltene Darlegung, wie das Wahlprincip in der französischen Kirche innerhalb dreier Jahrhunderte sich gestaltete. Ursprünglich wurden in der christlichen Kirche alle Bischöfe von der gesammten Gemeinde gewählt, so daß das Haupt der ecclesia auch ihr Vertrauensmann war. Im vierten Jahrhundert vollzieht sich unter dem Einfluß der Vereinigung der Kirche mit der Stadt und des gallisch-römischen Municipalwesens eine bedeutsame Veränderung: die Wählerschaft beschränkt sich auf die Geistlichen, auf die Mitglieder der senatorialen Aristokratie, die einflußreichen Männer der mittleren Klassen. Doch wurde die alte Regel einstimmiger Wahl festgehalten, und die Canones oder Kapitularien betrachten die Wahl immer noch als Werk der ganzen Kirche, deren gesammte Mitglieder persönlich zugegen oder doch vertreten sind. Im 13. Jahrhundert aber steht es nicht mehr so, Volk, Laien, Landgeistliche, Mönche — alles ist vom Wahlrecht ausgeschlossen, und dieses kommt allein den Domkapiteln zu, was das Lateranconcil von 1215 dann indirect bestätigt hat. Wenn nun die Domkapitel selbst aus Wahlen hervorgegangen wären, so hätten sie immer noch den Anspruch erheben können, die Kirche zu vertreten; allein da sie entweder vom Bischof ernannt wurden oder sich selbst ergänzten, so ist mit ihrer alleinigen Berechtigung der alte Grundsatz total aufgehoben: „Wer allen befehlen will, der muß von allen gewählt sein." Der Ver-

fasser setzt sich nun die Aufgabe, nachzuweisen, wie zwischen 814 und 1100 sich dieser tiefgreifende Wechsel vollzogen hat: in lichtvoller, gediegener, wissenschaftlich gereifter Darstellung folgt er den Umgestaltungen, welche das Wahlrecht unter dem Einfluß des Feudalismus erlitten hat (wo der Satz gilt: nulle église sans seigneur), und entwickelt die gregorianische Reaction, welche das Wahlrecht herstellt, aber auch den überraschenden Ausgang, vermöge dessen die Domkapitel, in deren Kirche die Wahl sich vollzieht, diese zuletzt vorbereiten, dann allein an sich bringen. Dieser Zustand währte bis zum Concordat von 1516: damals trat die königliche Ernennung an Stelle der Kapitelwahl, die päpstliche Einsetzung an Stelle der Bestätigung durch den Metropoliten, und so steht die Sache trotz aller Gegenströmungen heute noch). Es scheint uns, als ob Herr Imbart de la Tour eine wichtige und folgenreiche historische Entwicklung in vorzüglicher Weise gelöst habe. Manche falsche Vorstellung, so die, als ob die Kirche ursprünglich demokratisch organisirt gewesen sei (was man 1791 annahm), weist er mit glücklicher Polemik ab: die Kirche ruht auf dem Glauben an Gott und seine Autorität; sie ist nicht individualistisch; sie kennt kein Abstimmen nach Köpfen, sondern nach Gruppen von Mönchen, Geistlichen und Laien; die Wahl bezeichnet stets nur die Person, überträgt niemals Rechte, die von vornherein fortbestehen.

57. **Recueil des actes du Comité de Salut public avec la correspondance officielle des représentants en mission.** — Publié par F. A. Aulart (Tome 3ième, 1. Avr. 1793—5. Mai 1793). Paris, Imprimerie nationale MDCCCXC.

Die Geschichte des Wohlfahrtsausschusses (comité de salut public) wird gewöhnlich mit einem der zahlreichen Kapitel identificirt, in welche sie zerfällt. In Wahrheit hat dieser Ausschuß vor und nach der Schreckenszeit, durch welche er berühmt oder berüchtigt geworden, bestanden und vier durchaus verschiedene Phasen durchlaufen.

Die erste und unbedeutendste derselben begreift die Tage vom 25. März bis zum 6. April 1793, während welcher das „comité“ fünfundzwanzig Mitglieder umfaßte und zwei gleich einflußreiche Körperschaften, das comité de défense générale und den conseil exécutif provisoire zur Seite hatte. Die zweite Phase beginnt am 6. April 1793, wo der Ausschuß zur obersten Bewachungs- und Regierungsbehörde des Staats gemacht, mit fast unbeschränkten Vollmachten ausgestattet und rücksichtlich seiner Zusammensetzung auf die Zahl neun (monatlich zu wählende) Mitglieder beschränkt wurde. Die diesem umgestalteten Ausschusse zugedachte Aufgabe hat in den vorstehenden, am Tage der Einsetzung von Marat gesprochenen Worten die charakteristische Formel erhalten: „Zeitweilig muß der Despotismus der Freiheit eingerichtet werden, um den Despotismus der Könige zu vernichten.“ Zur vollen Wahrheit wurde dieses entsetzliche Wort erst seit dem 27. Juli (1793), an welchem Robespierre in den Ausschuß trat und dessen dritte, bluttriefende Periode eröffnete. Diese Periode umfaßt genau ein Jahr: am ersten Jahrestage seiner Erwählung (dem 9. Thermidor des J. II) wurde Robespierre gestürzt und fast unmittelbar darauf eine Neubesetzung der furchtbaren Körperschaft vorgenommen, bei welcher die Sieger vom 27. Juli (die sog. Thermidorianer) den Löwenantheil erhielten. Die vierte, gleichfalls ein Jahr andauernde Periode war diejenige beständiger Machtverminderung und Zersetzung des weiland allmächtigen Ausschusses und der in ihm concentrirten revolutionären Energie (August 1794 bis August 1795).

Die vorliegende, außerordentlich interessante und mit minutiöser Sorgfalt hergestellte Publication (648 Folioseiten) hat es mit den fünf letzten Tagen der ersten und den vier ersten Wochen der zweiten Periode zu thun. Die Ausschußprotokolle sind ihrem Wortlaute nach, die Berichte der von dem Convent entsendeten Commissarien zum einen Theil wörtlich, zum andern Theile (d. h. wo es sich um Angelegenheiten von untergeordneter Bedeutung handelt) auszüglich wiedergegeben und, wo erforderlich, durch zweckmäßige Anmerkungen erläutert.

Mit dem Vorstehenden ist zugleich gesagt, daß der Leser nicht in die eigentliche Schreckenszeit, sondern — so zu sagen — in die Vorhöfe derselben eingeführt wird. Die „terreur“ im engeren Sinne des Wortes beginnt mit dem Sturz der Gironde und der Proscription ihrer Mitglieder (31. Mai und 2. Juni) und gelangt zu vollem Ausdruck erst, nachdem Saint-Just und Robespierre dem Ausschuß beigetreten und als Bekämpfer girondistischer Erhebungsversuche zu Herren der Situation gemacht worden waren, d. h. jenseit des Zeitabschnitts, welchem der vorliegende Theil des wichtigen Quellenwerks gewidmet ist. Die zunehmende Erhitzung und Verbitterung der Gemüther läßt sich übrigens schon auf den Blättern des dritten Bandes verfolgen, der durch die (vielfach zum ersten Male publicirten) Berichte der in die Departements entsendeten Commissarien die charakteristische Bedeutung erhält. Unter den während der Monate April und Mai dem Wohlfahrts-Ausschusse angehörigen Conventsmitgliedern waren Barère und Robert Lindet die Einzigen, welche in die Periode der Vorherrschaft Robespierre's und Saint-Just's hinübergenommen wurden. Die beiden hervorragendsten Männer unter den übrigen Genossen unseres Zeitabschnitts waren Danton, in der Folge das vornehmste Opfer des von dem Ausschuß geübten furchtbaren Despotismus, und der als Organisator des französischen Staatsschuldbuchs bekannt gewordene Finanzmann Cambon, seit dem Frühjahr 1794 Robespierre's Todfeind und einer der Urheber seines jähen Sturzes.

58. **La France pendant la révolution.** Par le vicomte de Broc. Paris, Plon et Nourrit. 1891.

Die literarische Bewegung, welche durch die Jahrhundertfeier der Revolution in Frankreich hervorgerufen worden ist, hat ihr Ende noch nicht erreicht, und den Verherrlichungen der Revolution setzt sich eine Anzahl von Schriften conservativer Männer entgegen, unter denen

Taine ohne Frage den ersten Platz einnimmt, welche aber überhaupt, wie uns scheinen will, ihren demokratischen Gegnern an Wissen und Urtheil erheblich überlegen sind. Die Auffassung, welche durch das epochemachende Werk Heinrich von Sybel's bei uns begründet worden ist, hat auch jenseits der Vogesen sehr viele Anhänger, und zwar durchaus nicht bloß in den klerikalen und legitimistischen Kreisen. Wenn nun die gemäßigten Anhänger der Revolution zwar deren Greuel nicht leugnen und nicht verkleinern, aber um so mehr die Nothwendigkeit der Revolution verfechten, so ist auch diese Auffassung hart bestritten. Unter Diejenigen, welche das thun, gehört der Vicomte de Broc. Er hat ein Buch über das Ancien régime geschrieben, in welchem er eine unparteiische Würdigung desselben gibt und zu dem Schluß gelangt: Reformen waren nothwendig; sie wurden fast allgemein gefordert, und das Königthum hatte Pflicht und Recht, sie durchzuführen. In den vorliegenden zwei Bänden setzt nun de Broc seine Aufgabe fort. Er will keine eigentliche Geschichte der Revolution entwerfen: er beabsichtigt nur, aus den fast zahllosen Aufzeichnungen der revolutionären Periode ein deutliches Bild davon zu entwerfen, wie Frankreich unter dem revolutionären Joche lebte und sich wand. Diese Aufgabe hat der Vicomte in vortrefflicher Weise gelöst; seine Sprache ist knapp, treffend, oft erschütternd; die Auswahl der Einzelheiten ist mit großer Umsicht und Kenntniß getroffen; das Urtheil ist verständig und patriotisch. Es wird sich auch dem widerstrebenden Leser die Empfindung mittheilen, daß in der That die Revolution sehr wenig Recht hat, sich zu rühmen, daß sie „die Grundsätze von 1789" verfochten habe. Diese waren vielmehr schon vor ihr da, niedergelegt in den Cahiers der Wählerschaften, und die Revolution, welche sich gar nicht auf diese Reformen, sondern gegen die Grundverfassung des Staates richtete, hat lediglich die liberale und reformatorische Bewegung aufgehalten und den wahren Grundsätzen von 1789 die Gewaltsamkeit substituirt: sie hat Frankreich in zwei feindliche Nationen gespalten, die Räuber und die Beraubten, „die Henker und die Opfer", und an ihren Folgen krankt, wie de Broc mit Nachdruck und Bekümmerniß sagt, das Land noch heute.

cf. **Choses d'Amérique.** Les crises économique et religieuse aux Etats-Unis en 1890. Par Max Leclerc. Paris, Librairie Plon. 1891.

Der Verfasser hat in der Zeit vom Juli bis October 1890 eine Reise durch die Vereinigten Staaten von Amerika gemacht und seine Beobachtungen und Studien im „Journal des Débats" und in der „Revue bleue" veröffentlicht. In der vorliegenden Sammlung sind diese Aufsätze vereinigt. Er gibt sieben selbständige Abhandlungen. In der ersten und letzten schildert er Reiseabenteuer — einen Besuch in der neu gegründeten, eine große Zukunft versprechenden Stadt Middlesborough in Kentucky, eine durch die ausständischen Arbeiter der New-York-Central- und Hudson-River-Eisenbahn frevelhaft herbeigeführte Zugsentgleisung. Seine Beobachtungen über die Entstehung, die Entwicklung und die nächsten politischen Folgen der neuen Zollgesetzgebung — des Mac Kinley-Gesetzes — werden in der zweiten, vierten und fünften Abhandlung ausführlich dargestellt. Die sechste Abhandlung beschäftigt sich mit dem Katholicismus in den Vereinigten Staaten, wobei der Verfasser seine Besuche bei dem Erzbischof Ireland in St. Paul und dem Cardinal Gibbons in Baltimore erzählt. Die dritte Abhandlung führt die Ueberschrift: „Charakter und Sitten. Einige Züge". Sie ist die schwächste. Es ist etwas gewagt die Sitten und den Charakter einer Bevölkerung, wie der der Vereinigten Staaten, auf Grund einiger Reisebekanntschaften, die in der Eisenbahn gemacht sind, und flüchtiger Besuche in amerikanischen Familien schildern zu wollen; und so ist denn auch dieses Capitel voll von schiefen und voreiligen Urtheilen, insbesondere über die Stellung der Frau und die Kindererziehung in den Vereinigten Staaten. In den übrigen Abschnitten finden sich manche frische Erzählungen und anziehende Schilderungen. Der Verfasser ist ein gewandter Stilist und wird gewiß viele Leser der Zeitungen, für welche er ursprünglich geschrieben hat, angenehm unterhalten haben. Von einem Buche verlangt man aber mehr; und wenn Jemand so ausführlich über die amerikanische Zollgesetzgebung, ihren Einfluß auf das Wirthschaftsleben der übrigen Länder, die Mittel, schädliche Einflüsse zu beseitigen u. dgl. schreibt, so erwartet man eine gründlichere volkswirthschaftliche Bildung, als sie der Verfasser besitzt. Auch sucht der Leser vergeblich die Spuren eingehenderer Studien über die in vielen Beziehungen so schwer verständlichen politischen und wirthschaftlichen Zustände der Union. Die Bemerkungen, welche der Verfasser z. B. hie und da über die Eisenbahnen der Vereinigten Staaten einstreut, beweisen, daß es ihm auf diesem Gebiete an jeglicher Kenntniß der thatsächlichen Verhältnisse und deren Entwicklung fehlt. Neben richtigen und zutreffenden, von guter Beobachtungsgabe zeugenden Urtheilen finden sich daher Uebertreibungen und Irrthümer. Der Verfasser will nur ein Augenblicksbild bieten: aber auch ein Augenblicksbild soll ähnlich sein. Es ist ein leider viel verbreiteter Irrthum, daß sich wirthschaftliche Zustände eines Landes wie eine Straßenscene abphotographiren ließen, und daß jeder Reisende, der ein offenes Auge hat, auch befähigt sei zur Aufnahme solcher Bilder.

p. **Sicilianische und andere Streifzüge.** Von Siegfried Samosch. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag. 1892.

„Sie sehen Alles durch Ihre italienische Brille," sagte scherzend der berühmte Maler, dem das vorliegende Bändchen gewidmet ist, als der Verfasser in einem Berliner Thiergartenbild Etwas von dem Widerschein des palermitanischen Himmels zu finden meinte. Denn freilich, der Zauber dieses Landes ist so stark, daß, wer ihn einmal wirklich empfunden, sich nie wieder ganz von ihm losmachen kann, sondern ihn innerlich festhält, gleich eingefogenem Licht, das in der Dämmerung ausstrahlt. Wenn

dies auch von unserem Verfasser gilt, so müssen wir doch hinzufügen, daß er alles Italienische mit hellen, klaren, deutschen Augen angeschaut hat, mit tiefer Sympathie zwar — und wer würde sie nicht theilen? — ebenso aber mit dem Verständniß, das jeglichen Ueberschwang ausschließt. Einfach, natürlich erzählt oder beschreibt er, mit jener Munterkeit, jenem Frohsinn des Reisenden, der sich von den Geschäften des Alltags frei weiß. Wer in Italien *gewesen*, könne sich nie mehr ganz unglücklich fühlen, heißt es; er dagegen scheint zu sagen: seht, wie man sich glücklich fühlt, wenn man in Italien *ist*! Diese Unmittelbarkeit der Stimmung überträgt sich auf uns, die Leser. Der Glanzpunkt seines Buches, wie sie den eigentlichen Mittelpunkt desselben ausmachen, sind die Schilderungen Siciliens, seiner Landschaften, seiner Städte, seiner Alterthümer; der Verfasser zeigt sich als ein guter Kenner der Vergangenheit und ihrer Literatur, aber er liebt vor Allem das blühende Leben der Gegenwart, das er uns in zahlreichen Beispielen vorführt, in allerlei persönlichen Bekanntschaften mit den Landeskindern und manchen kleinen Abenteuern unterwegs, immer mit Rücksicht auf die Sitten und Gewohnheiten des Volkes, auf die zeitgenössische Literatur. Die großen und zuweilen überwältigenden Anblicke, die sich ihm bieten, verdecken ihm nicht das Elend, das sich gerade hier vielfach darunter verbirgt, und in beredten Worten ruft er der italienischen Regierung zu, daß durch Arbeiterschutz und Unterricht geholfen werden müsse. Doch siegreich über Allem ist die Schönheit der Insel, wo dem Wanderer noch am 1. November die Sonne sommerlich schien: wie in jenem Thiergartenbild ist sie auch in diesem Buche.

ρ. **Deutsche National-Literatur.** Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Dr. Arnold, Dr. G. Balke ꝛc. ꝛc. Herausgegeben von *Joseph Kürschner*. Union deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Dieses, schon seinem bloßen Umfange nach erstaunliche Werk nähert sich seiner Vollendung: 701 Lieferungen liegen uns vor. Sie enthalten in der That so ziemlich das, was der Titel sagt: Die deutsche National-Literatur, von ihren frühesten Anfängen, die mittelalterliche Dichtung, Volksepos und Kunstepos, Heldengesang und Minnegesang, die Literatur des Reformationszeitalters in Vers und Prosa, geistliches und Volkslied, Thierfabeln, Schwänke, Dramen und Romane, die Dichterschulen des siebzehnten, die Classiker des achtzehnten Jahrhunderts, Stürmer und Dränger, Hainbund, romantische Schule — kurz, eine ganze, systematisch geordnete Bibliothek, und zumeist in vortrefflichen Ausgaben, der wir in dieser Art und Vollständigkeit nichts an die Seite zu setzen wüßten. Mit gutem Verständniß sind die Gruppen vereinigt, die Führer der einzelnen Richtungen, die Repräsentanten der Uebergangsperioden in geschickter Auswahl charakterisirt, die vermittelnden und verbindenden Glieder, wenn man so sagen darf, in dem Massiv unserer nationalen Literatur, welche sich hier in wahrhaft imposanter Mächtigkeit vor uns erhebt. An einer solchen encyklopädischen Leistung gemessen, kann man den Unternehmungsgeist des Herausgebers, seine Thatkraft und seinen unermüdlichen Eifer nicht genug bewundern; dem großen Publicum, an das er sich wendet und auf dessen Theilnahme er rechnen darf, wird hier eine Sammlung geboten, deren fast zweihundert Bände nicht nur den Entwicklungsgang der deutschen National-Literatur, sondern ihrem wesentlichen Inhalte nach diese selbst geben.

χγβ. **Classiques populaires** édités par Lecène, Oudin et Cie. Paris. 1890—1891. — *Dante* par E. Rod. — *Ronsard* par G. Bizos. — *Saint-Simon* par S. de Crozals. — *Goethe* par Firmery.

Die Sammlung, von der uns vier kleine Bände vorliegen (erschienen sind deren vierundzwanzig) will Leben und Werke der berühmtesten Schriftsteller einem großen Publicum nahebringen. Die ästhetisch-analysirende Seite ist ausführlicher, als das Biographische. — Unter den jüngsten Arbeiten ist *Rod's* „Dante" wohl mit der größten Gelehrsamkeit geschrieben, sehr kritisch und sorgsam; durch *Bizos* lernen wir die literarischen Strömungen im Frankreich des 16. Jahrhunderts, durch *Crozals* das Hofleben unter Ludwig XIV. und dem Regenten in angenehmer Weise kennen; immer stehen dort der Klassicist *Ronsard*, hier *Saint-Simon*, der geistreiche Muster-Höfling, im Mittelpunkt der Betrachtung. — Ueber *Goethe* hören wir Deutschen von *Firmery* naturgemäß nichts Neues; Hauptquelle für das Biographische bleibt dem Verfasser „Wahrheit und Dichtung", von Briefen und Tagebüchern dagegen scheint er wenig zu kennen. Uebrigens verständiges Urtheil und flüssige Schreibart.

μλ. **Kaufleute und Schiffer.** Erzählungen und Bilder aus dem Handels- und Seeleben. Von *Philipp Kniest*. Zwei Bände. Oldenburg, Gerhard Stalling. 1892.

Die drei Hansestädte und die zu ihnen gehörige „Wasserkante", das seefahrende und handeltreibende Volk friesischen oder sächsischen Stammes: zäh, knorrig, wetterfest, weniger auf schönes Reden und feine Bildung als auf thatkräftiges Handeln gestellt, unter seiner rauhen und schwerfälligen Außenseite mit unverbrüchlicher Treue, unversieglichem Humor und festem Gottvertrauen begabt: das ist das Gebiet, welches der Verfasser kennt und beherrscht wie kein Anderer. Von seinen früheren Werken: „Von der Wasserkante" und „Wind und Wellen" liegt das erste nach wenig Jahren schon in vierter Auflage vor: ein in der Hochfluth unserer stets wachsenden Erzählungs-Literatur seltener Fall, der sich dadurch erklärt, daß die Kniest'schen Erzählungen wegen ihrer ungemeinen Lebenswahrheit, ihrer sittlichen Reinheit und hübschen Darstellung für Jung und Alt anziehend sind, recht eigentlich ein Lesestoff fürs deutsche Haus, in welchem der Binnenländer erfährt, wie man an den Küsten der Nord- und Ostsee lebt, und der hanseatische Reichsbürger mit Vergnügen sein Spiegelbild beschaut.

χσλ. **Moderner Todtentanz.** Kohlen Skizzen von *Karl Pröll*. Vierte Sammlung, Berlin, Lüstenöder. 1891.

Der Verfasser ist ein ernster, den tiefsten Daseinsproblemen zugewandter Mann, selbst

auch in den Novelleten, in denen sein oft grotesk-derber Humor die Grundstimmung bildet. Besonders liebt er es, aus dem modernen Leben gegriffene social-philosophische Fragen zu behandeln und ihnen eine auf den Resultaten der exacten Naturwissenschaften beruhende Pointe zu geben. Er schreibt nur für reife Leser und diese werden an seinen Arbeiten vollstes Genüge finden. Sein letztes Buch ist wiederum voll Farben, Stimmungen und Gedanken und bietet eine Fülle verschiedenartigster Anregung. Von den novellistischen Skizzen dieses Bandes heben wir besonders hervor: „Don José's Mignon" und „Wer hatt's ihm g'schafft?" Das erstere eine sehr originelle Ballgeschichte, das andere eine sarkastische Darstellung gewisser nationaler Schwächen. An dieser Stelle sei noch erwähnt, daß von Karl Pröll's „Deutsch-Nationalem Jahrbuch" (bei Lüstenöder in Berlin) der zweite Jahrgang erschienen ist. Der mannhafte und opfermuthige Verfechter des Deutschthums in Oesterreich wird auch mit dieser neuesten Gabe sicherlich fruchtbare Wirkungen ausüben.

χσλ. **Maienzeit.** Mit Beiträgen von Bodenstedt, Bluthgen, Dahn, Greif, Lingg, Sturm, Trojan u. A. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union deutsche Verlags-Anstalt.

Eine in festliches Gewand gekleidete, dem weiblichen Publicum gewidmete Anthologie. In bunter Reihe ziehen an dem Leser spannende Novelletten, stimmungsvolle Gedichte, Weisheitssprüche und andere anmuthige literarische Gaben vorüber; diese Mannigfaltigkeit wird noch erhöht durch die Fülle des künstlerisch hervorragenden Bilderschmuckes, mit dem die Verlagshandlung das Werk ausgestattet hat. Außer zahlreichen Textillustrationen finden wir nicht weniger als zwei Dutzend gelungener Kunstbeilagen, die dem ganzen Buche ein eigenartiges Gepräge geben.

χσλ. **Im Zauber der Dichtung.** Ausgewählte Liederblüthen, herausgegeben von Dietrich Theden. Mit Illustrationen erster deutscher Meister. Dresden und Wien. Verlag des Universum. Alfred Hauschild.

Diese stattliche Anthologie, deren Aeußeres ein geradezu prunkvolles genannt werden muß, enthält eine große Zahl stimmungsvoll gruppirter Gedichte vieler unserer hervorragenden Dichter, unter denen wir allerdings manche vermissen, die Herr Theden nicht hätte übergehen dürfen; wogegen aber auch rühmend hervorgehoben werden muß, daß nichts Unbedeutendes sich in das Buch eingeschlichen hat, was bei derartigen Zusammenstellungen nur allzuoft geschieht. Die dem Buche beigegebenen Bilder sind von tadelloser Schönheit. Lichtdrucke nach Gemälden von Lenbach, J. A. Kaulbach, M. Schmidt, Woldemar Friedrich; nicht minder wirksam sind die zahlreichen Text-Illustrationen.

χσλ. **Allerlei aus A. Hendschel's Skizzenmappen.** Lichtdruck von Martin Rommel & Co. in Stuttgart. Verlag von M. Hendschel, Frankfurt a. M.

Das Werk trägt an der Spitze als Motto einen Rückert'schen Spruch: „Mach' immer nur Entwürfe, ob Du sie nicht ausführest — Doch hast Du den Genuß, daß Du Dich „Schöpfer" spürest." Ein solcher Hauch weht aus diesen vierzig, weit über hundert Zeichnungen enthaltenden Blättern des zu früh verstorbenen Künstlers, der nicht nur ein humorvoller Poet mit dem Stift, sondern auch ein Menschenkenner ersten Ranges und offenbar ein herzensguter Mensch war. Denn nur ein solcher kann so naturgetreu und liebevoll das Leben und Treiben der Kinder wiedergeben: einzelne Köpfe, kleine Gruppenbilder und Scenen, Momentaufnahmen aus der Alltäglichkeit, Typen aus bürgerlichen und militärischen Kreisen, überhaucht von einer gemüthlichen Behaglichkeit und einer anmuthenden Heiterkeit. Die Lichtdrucke sind so vorzüglich gelungen, daß man glaubt, die Originale vor sich zu haben; und das ganze Werkchen, in seinem einfachen Einband, gehört zu den seltenen hervorragenden künstlerischen Erscheinungen, die auf Groß und Klein gleich erfreulich wirken.

χσλ. **Alpenlandschaften.** Ansichten aus der deutschen, österreichischen und schweizer Gebirgswelt. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

Die „Leipziger Illustrirte Zeitung" nimmt unter den deutschen illustrirten Zeitschriften einen ebenso eigenartigen wie einflußreichen Rang ein. Sie ist das actuellste Journal, man möchte sie beinahe als die Tages-Zeitung unter den Zeitschriften bezeichnen, und bringt in jeder Nummer eine Anzahl von so ausgezeichneten Bildern, daß sie sich hierin mit den besten englischen und französischen Zeitschriften messen darf. Seit Jahren ist sie bestrebt, ihren Lesern die schönsten Punkte der Alpen vor Augen zu führen, und nun hat sie den vortrefflichen Einfall gehabt, alle diese Alpenlandschaften, zu einem stattlichen Bande vereinigt, dem deutschen Publicum darzubieten. Wir begrüßen dieses Unternehmen mit besonderer Freude, wie überhaupt jedes Werk, das den Zweck hat, den Naturssinn, den viel weniger Menschen besitzen, als man ahnt, zu wecken und zu pflegen. Die Plastik der Stiche, die sich vor Allem in der Klarheit und Schärfe der mannigfaltigen Gebirgsformationen äußert, wird jeden Kenner erfreuen. Für diejenigen, welche diese Alpenlandschaften selbst gesehen und viele der Berge bestiegen haben, wird das Werk ein unerschöpflicher Born schönster Reise-Erinnerungen sein. Wir werden vom Bodensee über Arlberg nach Innsbruck geführt; dann machen wir eine andere Partie nach Innsbruck vom Walchensee aus. Wir betrachten die Bergschönheiten in Oetzthal und Stubei. Dann geht es von Bayern über den Brenner nach Meran und zum Gardasee. In den Ortleralpen, zumal aber im „Zauberland der Dolomiten" erleben wir Eindrücke, welche durch die wundervollen Naturscenerien in Kärnthen und Krain keineswegs abgeschwächt werden. Wir lernen Salzburg und das Salzkammergut kennen, machen uns in der Schweizer Hochgebirgswelt heimisch und wandern zuletzt vom Genfersee zum Mont-Blanc. Den Bildern ist ein sachlich und lebendig gehaltener kurzer Text beigegeben, der den unmittelbaren Werth des ausgezeichneten Werkes nicht unwesentlich erhöht.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 14. Dezember zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adelmann. — Novellen und Skizzen von Alfred Graf Adelmann. (Gesammelte Werke. Dritter Band.) Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt. 1890.

Albrecht. — Die Wohnungsnoth in den Grossstädten und die Mittel zu ihrer Abhülfe. Von Dr. Heinrich Albrecht. München. Druck und Verlag von R. Oldenbourg. 1891.

Allerlei aus A. Hendschel's Skizzenmappen. Verlag von M. Hendschel, Frankfurt a. M.

Aveling. — Die Darwin'sche Theorie. Von Dr. Edward Aveling. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart. Verlag von J. H. W. Dietz. 1891.

Behrens. — Deutsches Ehr- und Nationalgefühl in seiner Entwicklung durch Philosophen und Dichter. (1600 bis 1815.) Von Dr. F. W. Behrens. Leipzig, Gustav Fock. 1891.

Bellermann. — Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnis von Dr. Ludwig Bellermann, Direktor des Königstädtischen Gymnasiums in Berlin. Zweiter Theil. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1891.

Bendel. — Allerlei Weisen und Märlein von Josef Bendel. Illustrirt von Ernst Juch. Verlag von R. von Waldheim. Wien.

Bessels. — Aniligta. Eine poetische Erzählung aus dem hohen Norden von Emil Bessels. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Otto Baisch. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1891.

Binger. — Du Niger au Golfe de Guinée par les Pays de Kong et le Mossi. Par le Capitaine Binger (1887—1889). Ouvrage contenant une Carte d'Ensemble, de nombreux Croquis de Détail et cent soixante-seize Gravures sur Bois d'après les Dessins de Riou. Tome I. II. Paris. Librairie Hachette & Cie.

Brahm. — Schiller. Von Otto Brahm. Zweiter Band, erste Hälfte Berlin 1892. Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung).

Briefwechsel zwischen Felix Mendelssohn Bartholdy und Julius Schubring, zugleich ein Beitrag zur Geschichte und Theorie des Oratoriums. Herausgegeben von Prof. Dr. Jul. Schubring, Direktor des Matharineums zu Lübeck. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1892.

Bromberger. — Quat! Quat! Ein lustiges Bilderbuch von O. Bromberger. Braun & Schneider, München.

Bürger's Gedichte. Herausgegeben von Arnold E. Berger. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.

Capuana. — Profumo. Romanzo del Luigi Capuana. 1° migliaio. Palermo, Gius. Pedone Lauriel Editore. 1892.

Carneri. — Der moderne Mensch. Versuche über Lebensführung. Von B. Carneri. Zweite Auflage. Bonn. Verlag von Emil Strauß. 1891.

Cervantes de Saavedra. — Der sinnreiche Junker Don Quixote von La Mancha. Von Miguel Cervantes de Saavedra. Aus dem Spanischen übersetzt mit dem Leben von Miguel Cervantes nach Viardot und einer Einleitung von Heinrich Heine. Vierte durchgesehene Auflage. Mit 102 Illustrationen nach Tony Johannot gezeichnet von E. Ossterdinger. Lieferung 10—15. Stuttgart. Rieger'sche Verlagsbuchhandlung. 1892.

China. Von einem früheren Instructeur in der chinesischen Armee. Leipzig, Verlag von Otto Wigand. 1892.

Conard. — Aus dem Schooße der Zeit. Dichtung in Bildern von Julius Conard. Mit dem Bildniß des Verfassers. Berlin 1892. Verlag von Struppe und Winckler.

Das Universitätsgebäude zu Marburg. Zur Einweihung der neuen Aula am 19. Juni 1891. Marburg. N. G. Elwert'sche Universitätsbuchhandlung. 1891.

Der Anti-Rembrandt. Bismarck als Erzieher Borussien gewidmet, In principiis Principi! Nobiscum Deus! Gotha. Verlag von Karl Schwalbe. 1891.

Der gebildete Mann. Ein Welt-Lexikon der Literatur. Ein Bildungshandbuch für Jedermann. Die Theaterstücke der Weltliteratur ihrem Inhalte nach wieder gegeben. Mit einem Brief Max Nordau's als Einleitung. Berlin, Leipzig, Budapest 1892. Alfred H. Fried & Cie.

Der gute Kamerad. Spemann's Illustrirtes Knaben-Jahrbuch. V. Jahrgang. Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union deutsche Verlagsgesellschaft.

Der Jugendgarten. Eine Festgabe für Knaben und Mädchen. Begründet von Ottilie Wildermuth. Fortgeführt von ihren Töchtern Agnes Willms und Adelheid Wildermuth. Sechzehnter Band. Mit 8 farbigen und 12 Tondruckbildern, sowie zahlreichen Text-Illustrationen. Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union deutsche Verlagsgesellschaft.

Deutsche Schriften für Literatur und Kunst. Herausgegeben von Eugen Wolff. 1. Reihe. Heft 4: Der Naturalismus und seine Stellung in der Kunstentwicklung. Von Veit Valentin. — Heft 5: Fritz Reuter, Heinrich Seidel und der Humor in der neueren deutschen Dichtung. Von Alfred Biese. Nebst Selbstbiographie von Heinrich Seidel. — Heft 6: Zola und die Grenzen von Poesie und Wissenschaft. Von Eugen Wolff. Kiel und Leipzig. Verlag von Lipsius & Tischer. 1891.

Deutsche Schriften für nationales Leben. Herausgegeben von Eugen Wolff. 1. Reihe. Heft 5: Die Ideale der Socialdemokratie und die Aufgabe des Zeitalters. Von Gustav Glogau. — Heft 6: Die Stellung der Frau im Leben. Von Lina Morgenstern, Luise Otto-Peters, Gräfin Bülow v. Dennewitz u. a. Kiel und Leipzig. Verlag von Lipsius & Tischer. 1891.

Deutsche Zeit- und Streitfragen. Begründet von Franz von Holtzendorff. Neue Folge. — Sechster Jahrgang. Heft 91: Frauenwünsche und Frauenbestrebungen. Von Hedwig Bender in Eisenach. Hamburg 1891. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Die Kunst unserer Zeit auf der Internationalen Kunstausstellung zu Berlin 1891. Text von Cornelius Gurlitt. Heft I—IV. Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G., München.

Dittmar. — Geschichte des deutschen Volkes, dargestellt von G. Dittmar, Königl. Gymnasial-Direktor. In drei Bänden. Zweiter Band. Mit dem Bildniß Dr. Martin Luthers. Heidelberg. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1891.

Ebers. — Per Aspera. Historischer Roman von Georg Ebers. 2 Bände. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 1892.

Ebner-Eschenbach. — Margarete. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Stuttgart 1891. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Falkenhorst. — Aus der Zeit der Entdeckung Amerikas. Der reiferen Jugend erzählt von C. Falkenhorst. Mit einem farbigen Titelbild und 16 Tondruckbildern. Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union deutsche Verlagsgesellschaft.

Faustbuch. — Das Faustbuch des christlich Meynenden. Nach dem Druck von 1725 herausgegeben von Siegfried Szamatolski. Mit drei Faustporträts nach Rembrandt. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, begründet von B. Seuffert, fortgeführt von A. Sauer etc. No. 39.) Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1891.

Fontane. — Kriegsgefangen. Erlebtes 1870 von Theodor Fontane. Mit einem Porträt des Dichters. Zweite Auflage. Berlin. F. Fontane & Co. 1892.

Fontane. — Unwiederbringlich. Roman von Theodor Fontane. Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1892.

Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte. Neue Folge der „Märkischen Forschungen" des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg. In Verbindung mit Fr. Holtze, G. Schmoller, R. Stölzel, A. v. Tansen und H. v. Treitschke herausgegeben von Reinhold Koser. Vierter Band, zweite Hälfte. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1891.

Freund. — Frauengestalten aus deutschen Fürstenhäusern. Von Anna Freund. München. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) 1891.

Friedrich der Grosse. — Politische Correspondenz Friedrich's des Grossen. Achtzehnter Band. II. Hälfte. (Juli bis December 1759.) Berlin. Verlag von Alexander Duncker, königlichem Hofbuchhändler. 1891.

Fürst. — Christen und Juden. Licht- und Schattenbilder aus Kirche und Synagoge. Von A. Fürst, Doctor der Theologie. Straßburg, Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt, vorm. R. Schultz & Co. 1892.

Ganghofer. — Der Jäger von Fall. Eine Hochlandsgeschichte von Ludwig Ganghofer. Zweite Auflage. Illustrirt von Hugo Engl. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1892.

Ganghofer. — Die Falle. Lustspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Ganghofer. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1891.

Ganghofer. — Es war einmal . . . Moderne Märchen

von Ludwig Ganghofer. Mit 85 Illustrationen von R. Bacher, J. Bodenstein, Hugo Engl u. a. Zweite Auflage. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1892.

Geißler. — Paoli. Ein Drama aus der Zeit der französischen Revolution in fünf Aufzügen von Kurt Geißler. Berlin, Verlag von Carl Ulrich & Co. 1891.

Genthe. — Deutsches Slang. Eine Sammlung familiärer Ausdrücke und Redensarten. Zusammengestellt von Arnold Genthe. Straßburg, Verlag von Karl J. Trübner. 1892.

Goedeke. — Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen von Karl Goedeke. Zweite ganz neu bearbeitete Auflage. Nach dem Tode des Verfassers in Verbindung mit D. Jacoby, Karl Justi, Max Koch u. a. fortgeführt von Edmund Goetze. Vierter Band: Vom siebenjährigen bis zum Weltkriege. Erste Abtheilung. Dresden, Verlag von L. Ehlermann. MDCCCXCI.

Goldfüchse. Skizzen aus dem Stillleben. St. Petersburg 1891. H. Schmitzdorff, Kaiserl. Hofbuchhandlung.

Gregorovius. — Gedichte von Ferdinand Gregorovius. Herausgegeben von A. F. Graf von Schack. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1892.

Greif. — Francesca da Rimini. Tragödie in fünf Akten von Martin Greif. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 1892.

Groos. — Einleitung in die Aesthetik. Von Karl Groos, Privatdocent der Philosophie an der Universität Giessen. Giessen, J. Ricker'sche Buchhandlung. 1892.

Grunert-Hoppe. — Archiv der Mathematik und Physik, mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse der Lehrer an höheren Unterrichtsanstalten. Gegründet von J. A. Grunert, fortgesetzt von R. Hoppe. Dr. ph., Prof. an d. Univ. Berlin. Zweite Reihe. Zehnter Teil. Leipzig. C. A. Koch's Verlagsbuchhandlung (J. Sengbusch). 1891.

Halt — mehr rechts! Ein Wort zur Abwehr unwürdiger Fremdherrschaft. Von einem niederdeutschen Bauern. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Hansjakob. — Schneeballen. Von Heinrich Hansjakob. Heidelberg. Georg Weiß, Verlag. 1892.

Harrison. — The new Calendar of great Men. Biographies of the 558 Worthies of all Ages and Nations in the positivist Calendar of Auguste Comte. Edited by Frederic Harrison. London. Macmillan and Co. And New York. 1892.

W. Hauff's Werke. Herausgegeben von Max Wendheim. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.

Haugwitz. — Eines Kaisers Traum. Dichtung in fünf Gesängen von Cathinta Gräfin von Haugwitz. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1892.

Hegler. — Die Psychologie in Kant's Ethik von Dr. phil. Alfred Hegler, Repetent am Ev.-Theol. Seminar in Tübingen. Freiburg i. B. 1891. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Herrmann. — Religion und Socialdemokratie. Von W. Herrmann, Professor an der Universität Marburg. Freiburg i. B. 1891. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Heyse. — Regenbogen. Sieben heitere Geschichten von Ludwig Heyse. Mit Illustrationen von Wilhelm Schulz. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1892.

Hillebrand. — Zeiten, Völker und Menschen von Carl Hillebrand. Zweiter Band: Wälsches und Deutsches. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Straßburg. Verlag von Carl J. Trübner. 1892.

Hoffmann's von Fallersleben Gesammelte Werke. — Herausgegeben von Dr. Heinrich Gerstenberg (Hamburg). Fünfter Band: Zeitgedichte. Kleinere Ausgaben der Zeitgedichte. Nachgelassenes. Streiflichter. Berlin. F. Fontane & Co 1891.

Hörmann. — Volksthümliche Sprichwörter und Redensarten aus den Alpenlanden. Gesammelt und herausgegeben von Ludwig Hörmann. Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind. 1891.

Hubrich. — Das Recht der Ehescheidung in Deutschland. Von Dr. jur. Eduard Hubrich. Mit einem Vorwort von Dr. Philipp Zorn, Professor der Rechte an der Universität zu Königsberg. Berlin 1891. Verlag von Otto Liebmann, Buchhandlung für Rechts- und Staatswissenschaften.

Hughes. — Principles of natural and supernatural Morals. By the Rev. Henry Hughes, M.-A., Formerly Junior Student of Christ Church, Oxford; and sometime one of H. M Inspectors of Schools. Vol. I: Natural Morals. — Vol. II: Supernatural Morals. London: Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. 1890/91.

Im Zauber der Dichtung. — Ausgewählte Liederblüthen herausgegeben von Dietrich Theden. Mit Illustrationen erster deutscher Meister. Dresden und Wien. Verlag des Universum. Alfred Hauschild.

Jugendblätter für Unterhaltung und Belehrung. — Gegründet von Isabella Braun. Unter Mitwirkung vieler Jugendfreunde herausgegeben von Isabella Hummel. Mit sechs Bildern in Farbendruck und vielen Illustrationen in Holzschnitt. Jahrgang 1891 (37. Jahrgang). München. Braun & Schneider.

Jullien. — Musiciens d'Aujourd'hui. Ouvrage orné de douze Portraits en frontispice et de trente-deux Autographes de Compositeurs célèbres. Par Adolphe Jullien. Paris. Librairie de l'Art.

Kambli. — Die Stellung der Frau im öffentlichen Leben. Zwei Vorträge, gehalten von E. W. Kambli, Pfarrer in St. Gallen. Verlag von M. Kreutzmann. St. Gallen, Zürich und Leipzig. 1890.

Kern. — Goethes Tasso und Kuno Fischer nebst einem Anhange: Goethes Tasso und Goldonis Tasso. Von Franz Kern. Berlin 1892. Nicolaische Verlags-Buchhandlung (R. Stricker).

Kirejew. — Zur Unfehlbarkeit des Papstes. Aus dem Briefwechsel eines katholischen Gelehrten mit einem russischen General. Von A. A. Kirejew. Leipzig. Slawische Buchhandlung (H. Roskoschny). 1891.

Kries. — Ueber die Beziehungen der Physik und der Physiologie. Rede, gehalten bei der Einweihung des physikalischen und physiologischen Instituts der Universität Freiburg i. B. am 14. Mai 1891. Von J. von Kries, Director des physiologischen Instituts. Freiburg i. B. 1891. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Kruse. — Gedichte von Heinrich Kruse. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1891.

Küchler. — Nordische Heldensagen. Aus dem Altisländischen übersetzt und bearbeitet von Carl Küchler. Bremen. Verlag und Druck von M. Heinsius Nachfolger. 1892.

La Mara. — Classisches und Romantisches aus der Tonwelt. Von La Mara. Breitkopf & Härtel. Leipzig. 1892.

Langguth. — Prinz Heinrich von Preußen. Ein seemännisches Lebensbild von Adolf Langguth. Mit einem Facsimile. Halle. Max Niemeyer. 1892.

Lemaitre. — Les Contemporains Études et Portraits Littéraires. Cinquième Série. Par Jules Lemaitre. (Nouvelle Bibliothèque Variée. Littérature). Paris. Lecène, Oudin & Cie., Éditeurs. 1892.

Lindenberg. — Das Hohenzollern-Museum in Berlin. Von Paul Lindenberg. Berlin 1892. Verlag von Dr. E. Mertens & Cie.

Lorenz. — Genealogischer Hand- und Schul-Atlas von Dr. Ottokar Lorenz, Professor an der Universität Jena. Berlin. Wilhelm Hertz. (Besser'sche Buchhandlung.) 1892.

Lubbock. — Die Freuden des Lebens von Sir John Lubbock. Dritte Auflage. Berlin. Verlag von Friedrich Pfeilstücker. 1891.

Lustiger Sport. — Unentbehrliches Hand- und Nachschlage-Buch für alle Sportreibenden und Nichtsporttreibenden, darin vom Turnen, Reiten, Fischen, Jagen, Rad- und Wagen-Fahren, Kegeln, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Luftschiffen, Rudern, Bergsteigen, Scheibenschießen u. s. w. allerlei Kurzweiliges vorkommt zur Ergötzung und Erheiterung für Jung und Alt, Hoch und Nieder, Gesunde und Kranke. Herausgegeben vom Sport-Club der „Fliegenden Blätter". Mit einem Vorwort von v. Mirus. München. Braun & Schneider.

Maienzeit. — Album der Mädchenwelt. Mit Beiträgen von Friedrich von Bodenstedt, Victor Blüthgen, Felix Dahn u. a. Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union deutsche Verlagsgesellschaft.

Meschtscherskij. — Tag für Tag. Aufzeichnungen eines Landgeistlichen. Von Fürst W. W. Meschtscherskij. Aus dem Russischen. Leipzig, Slavische Buchhandlung (H. Roskoschny). 1891.

Meyer. — Angela Borgia. Novelle von Conrad Ferdinand Meyer. Fünfte Auflage. Leipzig. Verlag von H. Haessel. 1891.

Miaskowski. — Die Anfänge der Nationalökonomie.

Vortrag gehalten beim Antritt des akademischen Lehramts an der Universität Leipzig am 23. Oktober 1891 von August von Miaskowski. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1891.

Moltke. — Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke. Vierter Band: Briefe; erste Sammlung: Briefe an die Mutter und an die Brüder Adolf und Ludwig. Berlin 1891. Ernst Siegfried Mittler & Sohn. Königliche Hofbuchhandlung.

Müller-Frauenstein. — Von Heinrich von Kleist bis zur Gräfin Marie Ebner-Eschenbach. Zehn gemeinverständliche Vorträge über die neueste deutsche Literatur von Georg Müller-Frauenstein. Mit zehn Holzschnitten. Hannover. Verlag von Leopold Ost. 1891.

Muret. — Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Von Muret. Grosse Ausgabe. Lieferung 3. Berlin 1891. Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt).

Philalethes. — Dante Alighieri's Göttliche Comödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. Vierter unveränderter Abdruck der berichtigten Ausgabe von 1865—66. Erster Theil: Die Hölle. Mit einem Portrait Dante's, einer Karte und zwei Grundrissen der Hölle. — Zweiter Theil: Das Fegfeuer. Mit Titelbild: Philalethes (1872), sowie einer Karte und einem Grundrisse des Fegfeuers. — Dritter Theil: Das Paradies. Mit Titelbild: Philalethes auf dem Todtenbett (1873), sowie einem Grundriss von Florenz, einer Darstellung des Sitzes der Seligen und einer Karte. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1891.

Ploss. — Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien von Dr. H. Ploss. Dritte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Bartels. Mit 10 lithographischen Tafeln, dem Portrait des Dr. H. Ploss in Lichtdruck und 203 Abbildungen im Text. Zwei Bände. Leipzig. Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). 1891.

Popper. — Märchen und Geschichten für große und kleine Kinder von W. Popper. Mit einem Farbendruckbild aus der Kindergartenlaube und 7 Initial-Illustrationen in Holzschnitt nach Originalen von Fritz Bergen. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe).

Reichard. — Deutsch-Ostafrika. Das Land und seine Bewohner, seine politische und wirthschaftliche Entwickelung dargestellt von Paul Reichard. Mit 36 Vollbildern nach Originalphotographien. Leipzig. Verlag und Druck von Otto Spamer. 1892.

Ruge. — Christoph Columbus. Von Sophus Ruge. (Führende Geister. Herausgegeben von Dr. Anton Bettelheim. Band 4.) Dresden. Verlag von L. Ehlermann. 1892.

Saar. — Frauenbilder. Zwei neue Novellen von Ferdinand von Saar. (Der Novellen Vierte Sammlung.) Heidelberg. Georg Weiß, Verlag. 1892.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. Neue Folge. Sechste Serie. Heft 136: Der Zeus-Typus in seiner Ausgestaltung durch Phidias. Von Rektor a. D. Ballhorn in Görlitz. — Heft 137: Die Szekler und Ungarn in Siebenbürgen. Von Dr. Heinrich von Wlislocki in Jegenye. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1891.

Scheffel. — Gedichte von Josephine Scheffel. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1892.

Scheffel. — Aus Heimath und Fremde. Lieder und Gedichte von Joseph Victor von Scheffel. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1892.

Scherer. — Technik und Geschichte der Intarsia. Von Dr. Christian Scherer. Mit Titelbild und 25 Abbildungen im Text. Leipzig, T. O. Weigel Nachfolger (Chr. Herm. Tauchnitz). 1891.

Schilf. — Faust. Tragödie in fünf Acten von Hans Schilf. Leipzig, K. F. Koehler. 1891.

Schilling von Canstatt. — Durch des Gartens kleine Wunderwelt. Naturfreundliche Streifzüge von Heinrich Freiherr Schilling von Canstatt. Mit 418 Originalzeichnungen des Verfassers in ca. 1000 Einzeldarstellungen. Frankfurt a. d. O. Druck und Verlag der Königlichen Hofbuchdruckerei Trowitzsch & Sohn.

Schmidkunz. — Psychologie der Suggestion. Von Dr. phil. Hans Schmidkunz, Privatdocent der Philosophie an der Universität München. Mit ärztlich-psychologischen Ergänzungen von Dr. phil. et med. Franz Carl Gerster, praktischer Arzt in München. Stuttgart. Verlag von Ferdinand Enke. 1892.

Schmidt. — Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften von Dr. Erich Schmidt, Professor an der Universität Berlin. Zweiten Bandes zweite Abtheilung. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung. 1892.

Schönthan. — Aus der großen und der kleinen Welt. Novellen von Paul von Schönthan. Berlin, Verlag von J. H. Schorer.

Schott. — Das Jahrhundert der Entdeckungen in Biographien für die gebildete Jugend von Dr. Theodor Schott, Professor in Stuttgart. Neue verbesserte Auflage. Mit 6 Farbendruckbildern und einer Karte. Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union deutsche Verlagsgesellschaft.

Schulfreunde. Eine Sammlung der besten Gedichte aus dem Schulleben. Herausgegeben von Franz Dittmar. Mit zahlreichen Bildern von Fedor Flinzer, Julius Kleinmichel, Oskar Pletsch u. a. München 1891. Verlag von R. Oldenbourg.

Schultz. — Deutsches Leben im XIV. und XV. Jahrhundert. Von Dr. Alwin Schultz, Professor der Kunstgeschichte an der Deutschen Karl Ferdinands-Universität in Prag. Familien-Ausgabe. Erster Halbband. Mit XV farbigen Tafeln, sowie 232 Voll- und Textbildern in Schwarzdruck. Wien und Prag, F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag. 1892.

Schwartz. — Methodische Entwicklung der Fingersätze in den Durtonleitern. Für Lehrer und Lernende leicht fasslich dargestellt von Rudolf Schwartz, Dirigent der studentischen Liedertafel etc. Greifswald. Druck und Verlag von Julius Abel. 1891.

Sommer. — Elsässische Geschichten von Wilhelm Sommer. Band I. II. (Erzählungen von Wilhelm Sommer. Erster Band.) Basel. Benno Schwabe, Verlagsbuchhandlung. 1892.

Spamer. — Otto Spamer's illustrirtes Conversations-Lexikon für das Volk. Zweite Auflage. Lieferung 175 bis 200. Leipzig, Verlag von Otto Spamer.

Spielhagen. — Gedichte von Friedrich Spielhagen. Leipzig. Verlag von L. Staackmann. 1892.

Spring and Love. — A Hundred German Poems, translated in English. Selected by Dr. Franz Xaver Seidl. Minden i. W. J. C. C. Brun's Verlag.

Springer. — Albrecht Dürer von Anton Springer. Mit Tafeln und Illustrationen im Text. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1892.

Strecker. — Hobelspähne. Novellen von Karl Strecker. Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich, K. K. Hofbuchhändler.

Tamms. — Jemand's Liebling. Roman von M. Tamms (M. Taunus). Wilhelm Zemsch (Bremer's Buchhandlung). Stralsund 1892.

Török. — Immensee von Theodor Storm. 32. Auflage. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1889. Kritisch beleuchtet von Professor Arpad von Török. Budapest. Druck von Martin Bago & Sohn. 1891.

Treller. — Vergessene Helden. Eine Erzählung aus dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege von Franz Treller. Zweite Auflage. Kassel. Verlag von Max Brunnemann. 1892.

Universal-Bibliothek. Nr. 2851—2853: Deutsche Versslehre. Von Sigmar Mehring. — Nr. 2871, 2872: Der letzte Schuß. — Die Erzählung des Henkers von Bologna. Ein Kind seiner Zeit. Drei Novellen von Alfred Friedmann. Leipzig. Verlag von Philipp Reclam jun.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Rudolf Schwartz in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Frau Jenny Treibel

oder

„Wo sich Herz zum Herzen find't".

Roman

von

Theodor Fontane.

Sechstes Capitel.

Um dieselbe Stunde, wo man sich bei Treibel's vom Diner erhob, begann Professor Schmidt's „Abend". Dieser „Abend", auch wohl Kränzchen genannt, versammelte, wenn man vollzählig war, um einen runden Tisch und eine mit einem rothen Schleier versehene Moderateurlampe sieben Gymnasiallehrer, von denen die meisten den Professortitel führten. Außer unserem Freunde Schmidt waren es noch folgende: Friedrich Distelkamp, emeritirter Gymnasialdirector, Senior des Kreises; nach ihm die Professoren Rindfleisch und Hannibal Kuh, zu welchen beiden sich noch Oberlehrer Immanuel Schultze gesellte, sämmtlich vom Großen Kurfürsten-Gymnasium. Den Schluß machte Dr. Charles Etienne, Freund und Studiengenosse Marcell's, zur Zeit französischer Lehrer an einem vornehmen Mädchenpensionat, und endlich Zeichenlehrer Friedeberg, dem, vor ein paar Jahren erst — Niemand wußte recht warum und woher — der die Mehrheit des Kreises auszeichnende Professortitel angeflogen war, übrigens ohne sein Ansehen zu heben. Er wurde vielmehr, nach wie vor, für nicht ganz voll angesehen, und eine Zeitlang war aufs ernsthafteste die Rede davon gewesen, ihn, wie sein Hauptgegner Immanuel Schultze vorgeschlagen, aus ihrem Kreise „heraus zu graulen", was unser Wilibald Schmidt indessen mit der Bemerkung bekämpft hatte, daß Friedeberg, trotz seiner wissenschaftlichen Nichtzugehörigkeit, eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für ihren „Abend" habe. „Seht, lieben Freunde," so etwa waren seine Worte gewesen, „wenn wir unter uns sind, so folgen wir unseren Auseinandersetzungen eigentlich immer nur aus Rücksicht und Artigkeit und leben dabei mehr oder weniger der Ueberzeugung, Alles, was seitens des Anderen gesagt wurde, viel besser oder — wenn wir bescheiden sind — wenigstens ebenso gut sagen zu können. Und das lähmt immer. Ich für mein Theil

wenigstens bekenne offen, daß ich, wenn ich mit meinem Vortrage gerade an der Reihe war, das Gefühl eines gewissen Unbehagens, ja zu Zeiten einer geradezu hochgradigen Beklemmung nie ganz los geworden bin. Und in einem so bedrängten Augenblicke seh' ich dann unseren immer zu spät kommenden Friedeberg eintreten, verlegen lächelnd natürlich, und empfinde sofort, wie meiner Seele die Flügel wieder wachsen; ich spreche freier, intuitiver, klarer, denn ich habe wieder ein Publicum, wenn auch nur ein ganz kleines. Ein andächtiger Zuhörer, anscheinend so wenig, ist doch schon immer was und mitunter sogar sehr viel." Auf diese warme Vertheidigung Wilibald Schmidt's hin war Friedeberg dem Kreise verblieben. Schmidt durfte sich überhaupt als die Seele des Kränzchens betrachten, dessen Namensgebung: „Die sieben Waisen Griechenlands" ebenfalls auf ihn zurückzuführen war. Immanuel Schultze, meist in der Opposition und außerdem ein Gottfried Keller-Schwärmer, hatte seinerseits „Das Fähnlein der sieben Aufrechten" vorgeschlagen, war aber damit nicht durchgedrungen, weil, wie Schmidt betonte, diese Bezeichnung einer Entlehnung gleichgekommen wäre. „Die sieben Waisen" klängen freilich ebenfalls entlehnt, aber das sei bloß Ohr- und Sinnestäuschung; das „a", worauf es recht eigentlich ankomme, verändere nicht nur mit einem Schlage die ganze Situation, sondern erziele sogar den denkbar höchsten Standpunkt, den der Selbstironie.

Wie sich von selbst versteht, zerfiel die Gesellschaft, wie jede Vereinigung derart, in fast ebenso viele Parteien, wie sie Mitglieder zählte, und nur dem Umstande, daß die Drei vom Großen Kurfürsten-Gymnasium, außer der Zusammengehörigkeit, die diese gemeinschaftliche Stellung gab, auch noch verwandt und verschwägert waren (Kuh war Schwager, Immanuel Schultze Schwiegersohn von Rindfleisch), nur diesem Umstande war es zuzuschreiben, daß die vier Anderen, und zwar aus einer Art Selbsterhaltungstrieb, ebenfalls eine Gruppe bildeten und bei Beschlußfassungen meist zusammengingen. Hinsichtlich Schmidt's und Distelkamp's konnte dies nicht weiter überraschen, da sie von alter Zeit her Freunde waren, zwischen Etienne und Friedeberg aber klaffte für gewöhnlich ein tiefer Abgrund, der sich ebenso sehr in ihrer von einander abweichenden Erscheinung wie in ihren verschiedenen Lebensgewohnheiten aussprach. Etienne, sehr elegant, versäumte nie, während der großen Ferien, mit Nachurlaub nach Paris zu gehen, während sich Friedeberg, angeblich um seiner Malstudien willen, auf die Woltersdorfer-Schleuse (die landschaftlich unerreicht dastände) zurückzog. Natürlich war dies Alles nur Vorgabe. Der wirkliche Grund war der, daß Friedeberg, bei ziemlich beschränkter Finanzlage, nach dem erreichbar Nächstliegenden griff und überhaupt Berlin nur verließ, um von seiner Frau — mit der er seit Jahren immer dicht vor der Scheidung stand — auf einige Wochen loszukommen. In einem sowohl die Handlungen wie die Worte seiner Mitglieder kritischer prüfenden Kreise hätte diese Finte nothwendig verdrießen müssen, indessen Offenheit und Ehrlichkeit im Verkehr mit- und untereinander war keineswegs ein hervorstechender Zug der „sieben Waisen", eher das Gegentheil. So versicherte beispielsweise Jeder, „ohne den ‚Abend' eigentlich nicht leben zu können," was in Wahrheit nicht ausschloß, daß immer nur die kamen, die nichts Besseres vor hatten. Theater und Skat gingen weit vor und sorgten

dafür, daß Unvollständigkeit der Versammlung die Regel war und nicht mehr auffiel.

Heute aber schien es sich schlimmer als gewöhnlich gestalten zu wollen. Die Schmidt'sche Wanduhr, noch ein Erbstück vom Großvater her, schlug bereits halb, halb neun, und noch war Niemand da außer Etienne, der, wie Marcell, zu den Intimen des Hauses zählend, kaum als Gast und Besuch gerechnet wurde.

„Was sagst Du, Etienne," wandte sich jetzt Schmidt an diesen, „was sagst Du zu dieser Saumseligkeit? Wo bleibt Distelkamp? Wenn auch auf *den* kein Verlaß mehr ist (‚die Douglas waren immer treu'), so geht der ‚Abend' aus den Fugen, und ich werde Pessimist und nehme für den Rest meiner Tage Schopenhauer und Eduard von Hartmann untern Arm."

Während er noch so sprach, ging draußen die Klingel, und einen Augenblick später trat Distelkamp ein.

„Entschuldige, Schmidt, ich habe mich verspätet. Die Details erspar' ich Dir und unserem Freunde Etienne. Auseinandersetzungen, weshalb man zu spät kommt, selbst wenn sie wahr, sind nicht viel besser als Krankengeschichten. Also lassen wir's. Inzwischen bin ich überrascht, trotz meiner Verspätung immer noch der eigentlich Erste zu sein. Denn Etienne gehört ja so gut wie zur Familie. Die Großen Kurfürstlichen aber! Wo sind sie? Nach Kuh und unserem Freunde Immanuel frag' ich nicht erst, die sind bloß ihres Schwagers und Schwiegervaters Klientel. Rindfleisch selbst aber — wo steckt er?"

„Rindfleisch hat abgeschrieben; er sei heut' in der ‚Griechischen'."

„Ach, das ist Thorheit. Was will er in der Griechischen? Die sieben Waisen gehen vor. Er findet hier wirklich mehr."

„Ja, das sagst Du so, Distelkamp. Aber es liegt doch wohl anders. Rindfleisch hat nämlich ein schlechtes Gewissen, ich könnte vielleicht sagen: 'mal wieder ein schlechtes Gewissen."

„Dann gehört er erst recht hierher; hier kann er beichten. Aber um was handelt es sich denn eigentlich? was ist es?"

„Er hat da 'mal wieder einen Schwupper gemacht, irgend 'was verwechselt, ich glaube Phrynichos den Tragiker mit Phrynichos dem Lustspieldichter. War es nicht so, Etienne? (dieser nickte) und die Secundaner haben nun mit lirum larum einen Vers auf ihn gemacht . . ."

„Und?"

„Und da gilt es denn, die Scharte, so gut es geht, wieder auszuwetzen, wozu die ‚Griechische' mit dem Lustre, das sie gibt, das immerhin beste Mittel ist."

Distelkamp, der sich mittlerweile seinen Meerschaum angezündet und in die Sophaecke gesetzt hatte, lächelte bei der ganzen Geschichte behaglich vor sich hin und sagte dann: „Alles Schnack. Glaubst Du's? Ich nicht. Und wenn es zuträfe, so bedeutet es nicht viel, eigentlich gar nichts. Solche Schnitzer kommen immer vor, passiren Jedem. Ich will Dir 'mal was erzählen, Schmidt, was, als ich noch jung war und in Quarta brandenburgische Geschichte vortragen mußte — was damals, sag' ich, einen großen Eindruck auf mich machte."

„Nun, laß hören. Was war's?"

„Ja, was war's. Offen gestanden, meine Wissenschaft, zum wenigsten was unser gutes Kurbrandenburg anging, war nicht weit her, ist es auch jetzt noch nicht, und als ich so zu Hause saß und mich nothdürftig vorbereitete, da las ich — denn wir waren gerade beim ersten König — allerhand Biographisches und darunter auch 'was vom alten General Barfus, der, wie die meisten Damaligen, das Pulver nicht erfunden hatte, sonst aber ein kreuzbraver Mann war. Und dieser Barfus präsidirte, während der Belagerung von Bonn, einem Kriegsgericht, drin über einen jungen Officier abgeurtheilt werden sollte."

„So, so. Nun, was war es denn?"

„Der Abzuurtheilende hatte sich, das Mindeste zu sagen, etwas unheldisch benommen, und Alle waren für Schuldig und Todtschießen. Nur der alte Barfus wollte nichts davon wissen und sagte: „Drücken wir ein Auge zu, meine Herren. Ich habe dreißig Rencontres mitgemacht, und ich muß Ihnen sagen, ein Tag ist nicht wie der andere, und der Mensch ist ungleich und das Herz auch und der Muth erst recht. Ich habe mich manches Mal auch feige gefühlt. So lange es geht, muß man Milde walten lassen, denn Jeder kann sie brauchen."

„Höre, Distelkamp," sagte Schmidt, „das ist eine gute Geschichte, dafür dank' ich Dir, und so alt ich bin, die will ich mir doch hinter die Ohren schreiben. Denn weiß es Gott, ich habe mich auch schon blamirt, und wiewohl es die Jungens nicht bemerkt haben, wenigstens ist mir nichts aufgefallen, so hab' ich es doch selber bemerkt und mich hinterher riesig geärgert und geschämt. Nicht wahr, Etienne, so 'was ist immer fatal; oder kommt es im Französischen nicht vor, wenigstens dann nicht, wenn man alle Juli nach Paris reist und einen neuen Band Maupassant mit heim bringt? Das ist ja wohl jetzt das Feinste? Verzeih' die kleine Malice. Rindfleisch ist überdies ein kreuzbraver Kerl, nomen et omen, und eigentlich der Beste, besser als Kuh und namentlich besser als unser Freund Immanuel Schultze. Der hat's hinter den Ohren und ist ein Schlieker. Er grient immer und gibt sich das Ansehen, als ob er dem Bilde zu Sais irgend wie und wo unter den Schleier geguckt hätte, wovon er weit ab ist. Denn er löst nicht 'mal das Räthsel von seiner eigenen Frau, an der manches verschleierter oder auch nicht verschleierter sein soll, als ihm, dem Ehesponsen, lieb sein kann."

„Schmidt, Du hast heute 'mal wieder Deinen medisanten Tag. Eben hab' ich den armen Rindfleisch aus Deinen Fängen gerettet, ja, Du hast sogar Besserung versprochen, und schon stürzest Du Dich wieder auf den unglücklichen Schwiegersohn. Im Uebrigen, wenn ich an Immanuel Etwas tadeln sollte, so läge es nach einer ganz anderen Seite hin."

„Und das wäre?"

„Daß er keine Autorität hat. Wenn er sie zu Hause nicht hat, nun, traurig genug. Indessen das geht uns nichts an. Aber daß er sie, nach Allem, was ich höre, auch in der Klasse nicht hat, das ist schlimm. Sieh', Schmidt, das ist die Kränkung und der Schmerz meiner letzten Lebensjahre, daß ich den kategorischen Imperativ immer mehr hinschwinden sehe. Wenn ich da an den alten Weber denke! Von dem heißt es, wenn er in die Klasse trat, so hörte man den Sand durch das Stundenglas fallen, und kein Primaner wußte mehr,

daß es überhaupt möglich sei, zu flüstern oder gar vorzusagen. Und außer seinem eigenen Sprechen, ich meine Weber's, war nichts hörbar als das Kniftern, wenn die Horaz-Seiten umgeblättert wurden. Ja, Schmidt, das waren Zeiten, da verlohnte sich's, ein Lehrer und ein Director zu sein. Jetzt treten die Jungens in der Conditorei an einen heran und sagen: „Wenn Sie gelesen haben, Herr Director, dann bitt' ich . . ."

Schmidt lachte. „Ja, Distelkamp, so sind sie jetzt, das ist die neue Zeit, das ist wahr. Aber ich kann mich nicht darüber ägriren. Wie waren denn, bei Lichte besehen, die großen Würdenträger mit ihrem Doppelkinn und ihren Pontacnasen? Schlemmer waren es, die den Burgunder viel besser kannten als den Homer. Da wird immer von alten, einfachen Zeiten geredet; dummes Zeug! sie müssen ganz gehörig gepichelt haben, das sieht man noch an ihren Bildern in der Aula. Nu ja, Selbstbewußtsein und eine steifleinene Grandezza, das Alles hatten sie, das soll ihnen zugestanden sein. Aber wie sah es sonst aus?"

„Besser als heute."

„Kann ich nicht finden, Distelkamp. Als ich noch unsere Schulbibliothek unter Aufsicht hatte, Gott sei Dank, daß ich nichts mehr damit zu thun habe, da hab' ich öfter in die Schulprogramme hineingeguckt und in die Dissertationen und „Aktusse", wie sie vordem im Schwang waren. Nun, ich weiß wohl, jede Zeit denkt, sie sei 'was Besonderes, und die, die kommen, mögen meinetwegen auch über uns lachen; aber sieh', Distelkamp, vom gegenwärtigen Standpunkt unseres Wissens, oder sag' ich auch bloß unseres Geschmacks aus, darf doch am Ende gesagt werden, es war etwas Furchtbares mit dieser Perrückengelehrsamkeit, und die stupende Wichtigkeit, mit der sie sich gab, kann uns nur noch erheitern. Ich weiß nicht, unter wem es war, ich glaube unter Rodegast, da kam es in Mode — vielleicht weil er persönlich einen Garten vorm Rosenthaler hatte — die Stoffe für die öffentlichen Reden und Aehnliches aus der Gartenkunde zu nehmen, und sieh', da hab' ich Dissertationen gelesen über das Horticulturliche des Paradieses, über die Beschaffenheit des Gartens zu Gethsemaneh und über die muthmaßlichen Anlagen im Garten des Joseph von Arimathia. Garten und immer wieder Garten. Nun, was sagst Du dazu?"

„Ja, Schmidt, mit Dir ist schlecht fechten. Du hast immer das Auge für das Komische gehabt. Das greifst Du nun heraus, spießest es auf Deine Nadel und zeigst es der Welt. Aber was daneben lag und viel wichtiger war, das lässest Du liegen. Du hast schon sehr richtig hervorgehoben, daß man über unsere Lächerlichkeiten auch lachen wird. Und wer bürgt uns dafür, daß wir nicht jeden Tag in Untersuchungen eintreten, die noch viel toller sind als die horticulturlichen Untersuchungen über das Paradies. Lieber Schmidt, das Entscheidende bleibt doch immer der Charakter, nicht der eitle, wohl aber der gute, ehrliche Glaube an uns selbst. Bona fide müssen wir vorgehen. Aber mit unserer ewigen Kritik, eventuell auch Selbstkritik, gerathen wir in eine mala fides hinein und mißtrauen uns selbst und dem, was wir zu sagen haben. Und ohne Glauben an uns und unsere Sache, keine rechte Lust und Freudigkeit und auch kein Segen, am wenigsten Autorität. Und das ist es, was ich beklage. Denn wie kein Heerwesen ohne Disciplin, so kein Schulwesen ohne Autorität.

Es ist damit wie mit dem Glauben. Es ist nicht nöthig, daß das Richtige geglaubt wird, aber daß überhaupt geglaubt wird, darauf kommt es an. In jedem Glauben stecken geheimnißvolle Kräfte und ebenso in der Autorität."

Schmidt lächelte. „Distelkamp, ich kann da nicht mit. Ich kann's in der Theorie gelten lassen, aber in der Praxis ist es bedeutungslos geworden. Gewiß kommt es auf das Ansehen vor den Schülern an. Wir gehen nur darin auseinander, aus welcher Wurzel das Ansehen kommen soll. Du willst Alles auf den Charakter zurückführen und denkst, wenn Du es auch nicht aussprichst: ‚Und wenn Ihr Euch nur selbst vertraut, vertrauen Euch auch die anderen Seelen.' Aber, theurer Freund, das ist just das, was ich bestreite. Mit dem bloßen Glauben an sich, oder gar, wenn Du den Ausdruck gestattest, mit der geschwollenen Wichtigthuerei, mit der Pompositât ist es heutzutage nicht mehr gethan. An die Stelle dieser veralteten Macht ist die reelle Macht des wirklichen Wissens und Könnens getreten, und Du brauchst nur Umschau zu halten, so wirst Du jeden Tag sehen, daß Professor Hammerstein, der bei Spichern mit gestürmt und eine gewisse Premierlieutenantshaltung von daher beibehalten hat, daß Hammerstein, sag' ich, seine Klasse nicht regiert, während unser Agathon Knurzel, der aussieht wie Mr. Punch und einen Doppelpuckel, aber freilich auch einen Doppelgrips hat, die Klasse mit seinem kleinen Raubvogelgesicht in der Furcht des Herrn hält. Und nun besonders unsere Berliner Jungens, die gleich weg haben, wie schwer Einer wiegt. Wenn einer von den Alten aus dem Grabe käme, mit Stolz und Hoheit angethan, und eine horticulturelle Beschreibung des Paradieses forderte, wie würde der fahren mit all' seiner Würde? Drei Tage später wär' er im Kladderadatsch, und die Jungens selber hätten das Gedicht gemacht."

„Und doch bleibt es dabei, Schmidt, mit den Traditionen der alten Schule steht und fällt die höhere Wissenschaft."

„Ich glaub' es nicht. Aber wenn es wäre, wenn die höhere Weltanschauung, d. h. das, was wir so nennen, wenn das Alles fallen müßte, nun, so laß es fallen. Schon Attinghausen, der doch selber alt war, sagte: ‚Das Alte fällt, es ändert sich die Zeit.' Und wir stehen sehr stark vor solchem Umwandlungsproceß, oder richtiger, wir sind schon drin. Muß ich Dich daran erinnern, es gab eine Zeit, wo das Kirchliche Sache der Kirchenleute war. Ist es noch so? Nein. Hat die Welt verloren? Nein. Es ist vorbei mit den alten Formen, und auch unsere Wissenschaftlichkeit wird davon keine Ausnahme machen. Sieh' hier . . ." und er schleppte von einem kleinen Nebentisch ein großes Prachtwerk herbei . . . „sieh' hier das. Heute mir zugeschickt, und ich werd' es behalten, so theuer es ist. Heinrich Schliemann's Ausgrabungen zu Mykenä. Ja, Distelkamp, wie stehst Du dazu?"

„Zweifelhaft genug."

„Kann ich mir denken. Weil Du von den alten Anschauungen nicht los willst. Du kannst Dir nicht vorstellen, daß Jemand, der Tüten geklebt und Rosinen verkauft hat, den alten Priamus ausbuddelt, und kommt er nun gar ins Agamemnon'sche hinein und sucht nach dem Schädelriß, aegisth'schen Angedenkens, so geräthst Du in helle Empörung. Aber ich kann mir nicht helfen,

Du hast Unrecht. Freilich, man muß was leisten, hic Rhodus, hic salta; aber wer springen kann, der springt, gleichviel ob er's aus der Georgia Augusta- oder aus der Klipp-Schule hat. Im Uebrigen will ich abbrechen; am wenigsten hab' ich Lust, Dich mit Schliemann zu ärgern, der von Anfang an Deine Renonce war. Die Bücher liegen hier bloß wegen Friedeberg, den ich der beigegebenen Zeichnungen halber fragen will. Ich begreife nicht, daß er nicht kommt, oder richtiger nicht schon da ist. Denn daß er kommt, ist unzweifelhaft, er hätte sonst abgeschrieben, artiger Mann, der er ist."

„Ja, das ist er," sagte Etienne, „das hat er noch aus dem Semitismus mit 'rüber genommen."

„Sehr wahr," fuhr Schmidt fort, „aber wo er's her hat, ist am Ende gleichgültig. Ich bedauere mitunter, Urgermane, der ich bin, daß wir nicht auch irgend welche Bezugsquelle für ein bischen Schliff und Politesse haben; es braucht ja nicht gerade dieselbe zu sein. Diese schreckliche Verwandtschaft zwischen Teutoburger Wald und Grobheit ist doch mitunter störend. Friedeberg ist ein Mann, der, wie Max Piccolomini — sonst nicht gerade sein Vorbild, auch nicht 'mal in der Liebe — der „Sitten Freundlichkeit" allerzeit cultivirt hat, und es bleibt eigentlich nur zu beklagen, daß seine Schüler nicht immer das richtige Verständniß dafür haben. Mit anderen Worten, sie spielen ihm auf der Nase . . ."

„Das uralte Schicksal der Schreib- und Zeichenlehrer . . ."

„Freilich. Und am Ende muß es auch so gehen und geht auch. Aber lassen wir die heikle Frage. Laß mich lieber auf Mykenä zurückkommen und sage mir Deine Meinung über die Goldmasken. Ich bin sicher, wir haben da ganz 'was Besonderes, so das recht Eigentlichste. Jeder Beliebige kann doch nicht bei seiner Bestattung eine Goldmaske getragen haben, doch immer nur die Fürsten, also mit höchster Wahrscheinlichkeit Orest's und Iphigenien's unmittelbare Vorfahren. Und wenn ich mir dann vorstelle, daß diese Goldmasken genau nach dem Gesicht geformt wurden, gerade wie wir jetzt eine Gips- oder Wachsmaske formen, so hüpft mir das Herz bei der doch mindestens zulässigen Idee, daß dies hier" — und er wies auf eine aufgeschlagene Bildseite — „daß dies hier das Gesicht des Atreus ist oder seines Vaters oder seines Onkels . . ."

„Sagen wir seines Onkels."

„Ja, Du spottest wieder, Distelkamp, trotzdem Du mir doch selber den Spott verboten hast. Und das Alles bloß, weil Du der ganzen Sache mißtraust und nicht vergessen kannst, daß er, ich meine natürlich Schliemann, in seinen Schuljahren über Strelitz und Fürstenberg nicht 'raus gekommen ist. Aber lies nur, was Virchow von ihm sagt. Und Virchow wirst Du doch gelten lassen."

In diesem Augenblicke hörte man draußen die Klingel gehen. „Ah, lupus in fabula. Das ist er. Ich wußte, daß er uns nicht im Stiche lassen würde . . ."

Und kaum, daß Schmidt diese Worte gesprochen, trat Friedeberg auch schon herein, und ein reizender, schwarzer Pudel, dessen rothe Zunge, wahrscheinlich von angestrengtem Laufe, weit heraushing, sprang auf die beiden alten Herren zu und umschmeichelte abwechselnd Schmidt und Distelkamp. An Etienne, der ihm zu elegant war, wagte er sich nicht heran.

„Aber alle Wetter, Friedeberg, wo kommen Sie so spät her?"

„Freilich, freilich und sehr zu meinem Bedauern. Aber der Fips hier treibt es zu arg oder geht in seiner Liebe zu mir zu weit, wenn ein Zuweitgehen in der Liebe überhaupt möglich ist. Ich bildete mir ein, ihn eingeschlossen zu haben, und mache mich zu rechter Zeit auf den Weg. Gut. Und nun denken Sie, was geschieht? Als ich hier ankomme, wer ist da, wer wartet auf mich? Natürlich Fips. Ich bring' ihn wieder zurück bis in meine Wohnung und übergeb' ihn dem Portier, meinem guten Freunde — man muß in Berlin eigentlich sagen, meinem Gönner. Aber, aber, was ist das Resultat all' meiner Anstrengungen und guten Worte? Kaum bin ich wieder hier, so ist auch Fips wieder da. Was sollt' ich am Ende machen? Ich hab' ihn wohl oder übel mit hereingebracht und bitt' um Entschuldigung für ihn und für mich."

„Hat nichts auf sich," sagte Schmidt, während er sich zugleich freundlich mit dem Hunde beschäftigte. „Reizendes Thier und so zuthunlich und fidel. Sagen Sie, Friedeberg, wie schreibt er sich eigentlich? f oder ph? Phips mit ph ist englisch, also vornehmer. Im Uebrigen ist er, wie seine Rechtschreibung auch sein möge, für heute Abend mit eingeladen und ein durchaus willkommener Gast, vorausgesetzt, daß er nichts dagegen hat, in der Küche so zu sagen am Trompetertisch Platz zu nehmen. Für meine gute Schmolke bürge ich. Die hat eine Vorliebe für Pudel, und wenn sie nun gar von seiner Treue hört . . ."

„So wird sie," warf Distelkamp ein, „ihm einen Extrazipfel schwerlich versagen."

„Gewiß nicht. Und darin stimme ich meiner guten Schmolke von Herzen bei. Denn die Treue, von der heutzutage Jeder red't, wird in Wahrheit immer rarer, und Fips predigt in seiner Stadtgegend, so viel ich weiß, umsonst."

Diese von Schmidt anscheinend leicht und wie im Scherze hingesprochenen Worte richteten sich doch ziemlich ernsthaft an den sonst gerade von ihm protegirten Friedeberg, dessen stadtkundig unglückliche Ehe, neben Anderem, auch mit einem entschiedenem Mangel an Treue, besonders während seiner Mal- und Landschaftsstudien auf der Woltersdorfer Schleuse zusammenhing. Friedeberg fühlte den Stich auch sehr wohl heraus und wollte sich durch eine Verbindlichkeit gegen Schmidt aus der Affaire ziehen, kam aber nicht dazu, weil in eben diesem Augenblicke die Schmolke eintrat und unter einer Verbeugung gegen die anderen Herren, ihrem Professor ins Ohr flüsterte, „daß angerichtet sei".

„Nun, lieben Freunde, dann bitt' ich . . ." Und Distelkamp an der Hand nehmend, schritt er, unter Passirung des Entrées, auf das Gesellschaftszimmer zu, drin die Abendtafel gedeckt war. Ein eigentliches Eßzimmer hatte die Wohnung nicht. Friedeberg und Etienne folgten.

Siebentes Capitel.

Das Zimmer war dasselbe, in welchem Corinna, am Tage zuvor, den Besuch der Commerzienräthin empfangen hatte. Der mit Lichtern und Weinflaschen gut besetzte Tisch stand, zu Vieren gedeckt, in der Mitte; darüber hing eine Hängelampe. Schmidt setzte sich mit dem Rücken gegen den Fensterpfeiler,

seinem Freunde Friedeberg gegenüber, der seinerseits, von seinem Platz aus zugleich den Blick in den Spiegel hatte. Zwischen den blanken Messingleuchtern standen ein paar auf einem Bazar gewonnene Porcellanvasen, aus deren halb gezahnter, halb wellenförmiger Oeffnung — dentatus et undulatus, sagte Schmidt — kleine Marktsträuße von Goldlack und Vergißmeinnicht hervorwuchsen. Quer vor den Weingläsern lagen lange Kümmelbrote, denen der Gastgeber, wie allem Kümmlichen, eine ganz besondere Fülle gesundheitlicher Gaben zuschrieb.

Das eigentliche Gericht fehlte noch, und Schmidt, nachdem er sich von dem statutarisch festgesetzten Trarbacher bereits zweimal eingeschenkt, auch beide Knusperspitzen von seinem Kümmelbrötchen abgebrochen hatte, war ersichtlich auf dem Punkte, starke Spuren von Mißstimmung und Ungeduld zu zeigen, als sich endlich die zum Entrée führende Thür aufthat, und die Schmolke, roth von Erregung und Herdfeuer, eintrat, eine mächtige Schüssel mit Oderkrebsen vor sich her tragend. „Gott sei Dank," sagte Schmidt, „ich dachte schon, Alles wäre den Krebsgang gegangen," eine unvorsichtige Bemerkung, die die Congestionen der Schmolke nur noch steigerte, das Maß ihrer guten Laune aber ebenso sehr sinken ließ. Schmidt, seinen Fehler rasch erkennend, war kluger Feldherr genug, durch einige Verbindlichkeiten die Sache wieder auszugleichen. Freilich nur mit halbem Erfolg.

Als man wieder allein war, unterließ es Schmidt nicht, sofort den verbindlichen Wirth zu machen. Natürlich auf seine Weise. „Sieh', Distelkamp, dieser hier ist für Dich. Er hat eine große und eine kleine Schere, und das sind immer die besten. Es gibt Spiele der Natur, die mehr sind als bloßes Spiel und dem Weisen als Wegweiser dienen; dahin gehören beispielsweise die Pontac-Apfelsinen und die Borstorfer mit einer Pocke. Denn es steht fest, je pockenreicher, desto schöner . . . Was wir hier vor uns haben, sind Oderbruchkrebse; wenn ich recht berichtet bin, aus der Küstriner Gegend. Es scheint, daß durch die Vermählung von Oder und Warthe besonders gute Resultate vermittelt werden. Uebrigens, Friedeberg, sind Sie nicht eigentlich da zu Haus? Ein halber Neumärker oder Oderbrücher." Friedeberg bestätigte. „Wußt' es; mein Gedächtniß täuscht mich selten. Und nun sagen Sie, Freund, ist dies, nach Ihren persönlichen Erfahrungen, muthmaßlich als streng locale Production anzusehen, oder ist es mit den Oderbruchkrebsen wie mit den Werder'schen Kirschen, deren Gewinnungsgebiet sich nächstens über die ganze Provinz Brandenburg erstrecken wird."

„Ich glaube doch," sagte Friedeberg, während er durch eine geschickte, durchaus den Virtuosen verrathende Gabelwendung, einen weiß und rosa schimmernden Krebsschwanz aus seiner Stachelschale hob, „ich glaube doch, daß hier ein Segeln unter zuständiger Flagge stattfindet, und daß wir auf dieser Schüssel wirkliche Oderkrebse vor uns haben, echteste Waare, nicht bloß dem Namen nach, sondern auch de facto."

„De facto," wiederholte der in Friedeberg's Latinität eingeweihte Schmidt, unter behaglichem Schmunzeln.

Friedeberg aber fuhr fort: „Es werden nämlich, um Küstrin herum, immer noch Massen gewonnen, trotzdem es nicht mehr das ist, was es war. Ich habe

selbst noch Wunderdinge davon gesehen, aber freilich nichts in Vergleich zu dem, was die Leute von alten Zeiten her erzählten. Damals, vor hundert Jahren, oder vielleicht auch noch länger, gab es so viele Krebse, daß sie durchs ganze Bruch hin, wenn sich im Mai das Ueberschwemmungswasser wieder verlief, von den Bäumen geschüttelt wurden, zu vielen Hunderttausenden."

„Dabei kann einem ja ordentlich das Herz lachen," sagte Etienne, der ein Feinschmecker war.

„Ja, hier an diesem Tisch; aber dort in der Gegend lachte man nicht darüber. Die Krebse waren wie eine Plage, natürlich ganz entwerthet, und bei der dienenden Bevölkerung, die damit geatzt werden sollte, so verhaßt und dem Magen der Leute so widerwärtig, daß es verboten war, dem Gesinde mehr als dreimal wöchentlich Krebse vorzusetzen. Ein Schock Krebse kostete einen Pfennig."

„Ein Glück, daß das die Schmolke nicht hört," warf Schmidt ein; „sonst würd' ihr ihre Laune zum zweiten Male verdorben. Als richtige Berlinerin ist sie nämlich für ewiges Sparen, und ich glaube nicht, daß sie die Thatsache ruhig verwinden würde, die Epoche von ‚ein Pfennig pro Schock' so total versäumt zu haben."

„Darüber darfst Du nicht spotten, Schmidt," sagte Distelkamp. „Das ist eine Tugend, die der modernen Welt, neben vielem Anderen, immer mehr verloren geht."

„Ja, da sollst Du Recht haben. Aber meine gute Schmolke hat doch auch in diesem Punkte les défauts de ses vertus. So heißt es ja wohl, Etienne?"

„Gewiß," sagte dieser. „Von der George Sand. Und fast ließe sich sagen ‚les défauts de ses vertus' und ‚comprendre c'est pardonner' — das sind so recht eigentlich die Sätze, wegen deren sie gelebt hat."

„Und dann vielleicht auch von wegen dem Alfred de Musset," ergänzte Schmidt, der nicht gern eine Gelegenheit vorübergehen ließ, sich, aller Klassicität unbeschadet, auch ein modern-literarisches Ansehen zu geben.

„Ja, wenn man will, auch von wegen dem Alfred de Musset. Aber das sind Dinge, daran die Literaturgeschichte glücklicherweise vorübergeht."

„Sage das nicht, Etienne, nicht glücklicherweise, sage leider. Die Geschichte geht fast immer an dem vorüber, was sie vor Allem festhalten sollte. Daß der alte Fritz am Ende seiner Tage dem damaligen Kammergerichtspräsidenten, Namen hab' ich vergessen, den Krückstock an den Kopf warf, und was mir noch wichtiger ist, daß er durchaus bei seinen Hunden begraben sein wollte, weil er die Menschen, diese ‚mechante Rasse', so gründlich verachtete — sieh', Freund, das ist mir mindestens ebenso viel werth wie Hohenfriedberg oder Leuthen. Und die berühmte Torgauer Ansprache, ‚Rackers, wollt ihr denn ewig leben', geht mir eigentlich noch über Torgau selbst."

Distelkamp lächelte. „Das sind so Schmidtiana. Du warst immer fürs Anekdotische, fürs Genrehafte. Mir gilt in der Geschichte nur das Große, nicht das Kleine, das Nebensächliche."

„Ja und nein, Distelkamp. Das Nebensächliche, so viel ist richtig, gilt nichts, wenn es bloß nebensächlich ist, wenn nichts drin steckt. Steckt aber was drin, dann ist es die Hauptsache, denn es gibt Einem dann immer das eigentlich Menschliche."

„Poetisch magst Du Recht haben."

„Das Poetische — vorausgesetzt, daß man etwas Anderes darunter versteht als meine Freundin Jenny Treibel — das Poetische hat immer Recht; es wächst weit über das Historische hinaus . . ."

Es war dies ein Schmidt'sches Lieblingsthema, drin der alte Romantiker, der er eigentlich mehr als alles Andere war, jedesmal so recht zur Geltung kam; aber heute sein Steckenpferd zu reiten, verbot sich ihm doch, denn ehe er noch zu wuchtiger Auseinandersetzung ausholen konnte, hörte man Stimmen vom Entrée her, und im nächsten Augenblicke traten Marcell und Corinna ein, Marcell befangen und fast verstimmt, Corinna nach wie vor in bester Laune. Sie ging zur Begrüßung auf Distelkamp zu, der ihr Pathe war und ihr immer kleine Verbindlichkeiten sagte. Dann gab sie Friedeberg und Etienne die Hand und machte den Schluß bei ihrem Vater, dem sie, nachdem er sich auf ihre Ordre mit der breit vorgebundenen Serviette den Mund abgeputzt hatte, einen herzhaften Kuß gab.

„Nun, Kinder, was bringt ihr? Rückt hier ein. Platz die Hülle und Fülle. Rindfleisch hat abgeschrieben . . . griechische Gesellschaft . . . und die beiden Anderen fehlen als Anhängsel natürlich von selbst. Aber kein anzügliches Wort mehr, ich habe ja Besserung geschworen und will's halten. Also Corinna, Du drüben neben Distelkamp, Marcell hier zwischen Etienne und mir. Ein Besteck wird die Schmolke wohl gleich bringen . . . So; so ist's recht . . . Und wie sich das gleich anders ausnimmt! Wenn so Lücken klaffen, denk' ich immer, Banquo steigt auf. Nun, Gott sei Dank, Marcell, von Banquo hast Du nicht viel, oder wenn doch vielleicht, so verstehst Du's, Deine Wunden zu verbergen. Und nun erzählt, Kinder. Was macht Treibel? Was macht meine Freundin Jenny? Hat sie gesungen? Ich wette das ewige Lied, *mein* Lied, die berühmte Stelle „Wo sich Herzen finden", und Adolar Krola hat begleitet. Wenn ich dabei nur 'mal in Krola's Seele lesen könnte. Vielleicht aber steht er doch milder und menschlicher dazu. Wer jeden Tag zu zwei Diners geladen ist und mindestens anderthalb mit macht . . . Aber bitte, Corinna, klingle."

„Nein, ich gehe lieber selbst, Papa. Die Schmolke läßt sich nicht gerne klingeln; sie hat so ihre Vorstellungen von dem, was sie sich und ihrem Verstorbenen schuldig ist. Und ob ich wieder komme, die Herren wollen verzeihen, weiß ich auch nicht; ich glaube kaum. Wenn man solchen Treibel'schen Tag hinter sich hat, ist es das Schönste, darüber nachzudenken, wie das Alles so kam und was einem Alles gesagt wurde. Marcell kann ja statt meiner berichten. Und nur noch so viel, ein höchst interessanter Engländer war mein Tischnachbar, und wer es von Ihnen vielleicht nicht glauben will, daß er so sehr interessant gewesen, dem brauche ich bloß den Namen zu nennen, er hieß nämlich Nelson. Und nun Gott befohlen."

Und damit verabschiedete sich Corinna.

Das Besteck für Marcell kam, und als dieser, nur um des Onkels gute Laune nicht zu stören, um einen Kost- und Probekrebs gebeten hatte, sagte Schmidt: „Fange nur erst an. Artischocken und Krebse kann man immer essen, auch wenn man von einem Treibel'schen Diner kommt. Ob sich vom Hummer

dasselbe sagen läßt, mag dahin gestellt bleiben. Mir persönlich ist allerdings auch der Hummer immer gut bekommen. Ein eigen Ding, daß man aus Fragen derart nie herauswächst, sie wechseln bloß ab im Leben. Ist man jung, so heißt es „hübsch oder häßlich", „brünett oder blond", und liegt dergleichen hinter Einem, so steht man vor der vielleicht wichtigeren Frage „Hummer oder Krebse". Wir könnten übrigens darüber abstimmen. Andererseits, so viel muß ich zugeben, hat Abstimmung immer 'was Todtes, Schablonenhaftes und paßt mir außerdem nicht recht; ich möchte nämlich Marcell gern ins Gespräch ziehen, der eigentlich dasitzt, als sei ihm die Gerste verhagelt. Also lieber Erörterung der Frage, Debatte. Sage, Marcell, was ziehst Du vor?"

„Versteht sich, Hummer."

„Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort. Auf den ernsten Anlauf, mit ganz wenig Ausnahmen, ist Jeder für Hummer, schon weil er sich auf Kaiser Wilhelm berufen kann. Aber so schnell erledigt sich das nicht. Natürlich, wenn solch ein Hummer aufgeschnitten vor einem liegt, und der wundervolle rothe Rogen, ein Bild des Segens und der Fruchtbarkeit, einem zu allem Anderen auch noch die Gewißheit gibt, ‚es wird immer Hummer geben', auch nach Aeonen noch, gerade so wie heute . . ."

Distelkamp sah seinen Freund Schmidt von der Seite her an.

„. . . Also Einem die Gewißheit gibt, auch nach Aeonen noch werden Menschenkinder sich dieser Himmelsgabe freuen — ja, Freunde, wenn man sich mit diesem Gefühl des Unendlichen durchdringt, so kommt das darin liegende Humanitäre dem Hummer und unserer Stellung zu ihm unzweifelhaft zu Gute. Denn jede philanthropische Regung, weshalb man die Philanthropie schon aus Selbsucht cultiviren sollte, bedeutet die Mehrung eines gesunden und zugleich verfeinerten Appetits. Alles Gute hat seinen Lohn in sich, so viel ist unbestreitbar."

„Aber . . ."

„Aber es ist trotzdem dafür gesorgt, auch hier, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und neben dem Großen hat das Kleine nicht bloß seine Berechtigung, sondern auch seine Vorzüge. Gewiß, dem Krebse fehlt dies und das, er hat so zu sagen nicht das ‚Maß', was, in einem Militärstaate wie Preußen, immerhin etwas bedeutet, aber dem ohnerachtet, auch er darf sagen: ich habe nicht umsonst gelebt. Und wenn er dann, er, der Krebs, in Petersilienbutter geschwenkt, im allerappetitlichsten Reize vor uns hintritt, so hat er Momente wirklicher Ueberlegenheit, vor Allem auch darin, daß sein Bestes nicht eigentlich gegessen, sondern geschlürft, gesogen wird. Und daß gerade das, in der Welt des Genusses, seine besonderen Meriten hat, wer wollte das bestreiten. Es ist, so zu sagen, das natürlich Gegebene. Wir haben da in erster Reihe den Säugling, für den saugen zugleich leben heißt. Aber auch in den höheren Semestern . . ."

„Laß es gut sein, Schmidt," unterbrach Distelkamp. „Mir ist nur immer merkwürdig, daß Du, neben Homer und sogar neben Schliemann, mit solcher Vorliebe Kochbuchliches behandelst, reine Mennfragen, als ob Du zu den Bankiers und Geldfürsten gehörtest, von denen ich bis auf Weiteres annehme, daß sie gut essen . . ."

„Mir ganz unzweifelhaft.“

„Nun, sieh' Schmidt, diese Herren von der hohen Finanz, darauf möcht' ich mich verwetten, sprechen nicht mit halb so viel Lust und Eifer von einer Schildkrötensuppe wie Du.“

„Das ist richtig, Distelkamp, und sehr natürlich. Sieh', ich habe die Frische, die macht's; auf die Frische kommt es an, in Allem. Die Frische gibt einem die Lust, den Eifer, das Interesse, und wo die Frische nicht ist, da ist gar nichts. Das ärmste Leben, das ein Menschenkind führen kann, ist das des petit crevé. Lauter Zappeleien; nichts dahinter. Hab' ich Recht, Etienne?“

Dieser, der in allem Parisischen regelmäßig als Autorität angerufen wurde, nickte zustimmend, und Distelkamp ließ die Streitfrage fallen oder war geschickt genug, ihr eine neue Richtung zu geben, indem er aus dem allgemein Culinarischen auf einzelne berühmte culinarische Persönlichkeiten überlenkte, zunächst auf den Freiherrn von Rumohr, und im raschen Anschluß an diesen auf den ihm persönlich befreundet gewesenen Fürsten Pückler-Muskau. Besonders dieser Letztere war Distelkamp's Schwärmerei. Wenn man dermaleinst das Wesen des modernen Aristokratismus an einer historischen Figur werde nachweisen wollen, so werde man immer den Fürsten Pückler als Musterbeispiel nehmen müssen. Dabei sei er durchaus liebenswürdig gewesen, allerdings etwas launenhaft, eitel und übermüthig, aber immer grundgut. Es sei schade, daß solche Figuren ausstürben. Und nach diesen einleitenden Sätzen begann er speciell von Muskau und Branitz zu erzählen, wo er vordem oft tagelang zu Besuch gewesen war und sich mit der märchenhaften, von „Semilasso's Weltfahrten“ mit heimgebrachten Abessinierin über Nahes und Fernes unterhalten hatte.

Schmidt hörte nichts Lieberes als Erlebnisse derart, und nun gar von Distelkamp, vor dessen Wissen und Charakter er überhaupt einen ungeheuchelten Respect hatte.

Marcell theilte ganz und gar diese Vorliebe für den alten Director und verstand außerdem — obwohl geborener Berliner — gut und mit Interesse zuzuhören; trotzdem that er heute Fragen über Fragen, die seine volle Zerstreutheit bewiesen. Er war eben mit Anderem beschäftigt.

So kam elf heran, und mit dem Glockenschlage — ein Satz von Schmidt wurde mitten durchgeschnitten — erhob man sich und trat aus dem Eßzimmer in das Entrée, darin seitens der Schmolke die Sommerüberzieher sammt Hut und Stock schon in Bereitschaft gelegt waren. Jeder griff nach dem Seinen, und nur Marcell nahm den Oheim einen Augenblick bei Seite und sagte: „Onkel, ich spräche gerne noch ein Wort mit Dir,“ ein Ansinnen, zu dem dieser, jovial und herzlich wie immer, seine volle Zustimmung ausdrückte. Dann, unter Vorantritt der Schmolke, die mit der Linken den messingenen Leuchter über den Kopf hielt, stiegen Distelkamp, Friedeberg und Etienne zunächst treppab und traten gleich danach in die muffig schwüle Adlerstraße hinaus. Oben aber nahm Schmidt seines Neffen Arm und schritt mit ihm auf seine Studirstube zu.

* * *

„Nun, Marcell, was gibt es? Rauchen wirst Du nicht, Du siehst mir viel zu bewölkt aus; aber verzeih', ich muß mir erst eine Pfeife stopfen.“ Und

dabei ließ er sich, den Tabakskasten vor sich herschiebend, in eine Sophaecke nieder. „So! Marcell . . . Und nun nimm einen Stuhl und setz' Dich und schieße los. Was gibt es?"

„Das alte Lied."

„Corinna?"

„Ja."

„Ja, Marcell, nimm mir's nicht übel, aber das ist ein schlechter Liebhaber, der immer väterlichen Vorspann braucht, um von der Stelle zu kommen. Du weißt, ich bin dafür. Ihr seid wie geschaffen für einander. Sie übersieht Dich und uns Alle; das Schmidt'sche strebt in ihr nicht bloß der Vollendung zu, sondern, ich muß das sagen, trotzdem ich ihr Vater bin, kommt auch ganz nah' ans Ziel. Nicht jede Familie kann das ertragen. Aber das Schmidt'sche setzt sich aus solchen Ingredienzien zusammen, daß die Vollendung, von der ich spreche, nie bedrücklich wird. Und warum nicht? Weil die Selbstironie, in der wir, glaube ich, groß sind, immer wieder ein Fragezeichen hinter der Vollendung macht. Das ist recht eigentlich das, was ich das Schmidt'sche nenne. Folgst Du?"

„Gewiß, Onkel. Sprich nur weiter."

„Nun sieh, Marcell, Ihr paßt ganz vorzüglich zusammen. Sie hat die genialere Natur, hat so den letzten Knips von der Sache weg, aber das gibt keineswegs das Uebergewicht im Leben. Fast im Gegentheil. Die Genialen bleiben immer halbe Kinder, in Eitelkeit befangen, und verlassen sich immer auf Intuition und bon sens und Sentiment und wie all die französischen Worte heißen mögen. Oder wir können auch auf gut Deutsch sagen, sie verlassen sich auf ihre guten Einfälle. Damit ist es nun aber so so; manchmal wetterleuchtet es freilich eine halbe Stunde lang oder auch noch länger, gewiß, das kommt vor; aber mit einem Mal ist das Elektrische wie verblitzt, und nun bleibt nicht bloß der Esprit aus wie Röhrwasser, sondern auch der gesunde Menschenverstand. Ja, der erst recht. Und so ist es auch mit Corinna. Sie bedarf einer verständigen Leitung, d. h. sie bedarf eines Mannes von Bildung und Charakter. Das bist Du, das hast Du. Du hast also meinen Segen; alles Andere mußt Du Dir selber besorgen."

„Ja, Onkel, das sagst Du immer. Aber wie soll ich das anfangen? Eine lichterlohe Leidenschaft kann ich in ihr nicht entzünden. Vielleicht ist sie solcher Leidenschaft nicht einmal fähig; aber wenn auch, wie soll ein Vetter seine Cousine zur Leidenschaft anstacheln? Das kommt gar nicht vor. Die Leidenschaft ist etwas Plötzliches, und wenn man von seinem fünften Jahr an immer zusammen gespielt und sich, sagen wir, hinter den Sauerkrauttonnen eines Budikers oder in einem Torf- und Holzkeller unzählige Male stundenlang versteckt hat, immer gemeinschaftlich und immer glückselig, daß Richard oder Arthur, trotzdem sie dicht um Einen herum waren, Einen doch nicht finden konnten, ja, Onkel, da ist von Plötzlichkeit, dieser Vorbedingung der Leidenschaft, keine Rede mehr."

Schmidt lachte. „Das hast Du gut gesagt, Marcell, eigentlich über Deine Mittel. Aber es steigert nur meine Liebe zu Dir. Das Schmidt'sche steckt doch auch in Dir und ist nur unter dem steifen Wedderkopp'schen etwas vergraben.

Und das kann ich Dir sagen, wenn Du diesen Ton Corinna gegenüber festhältst, dann bist Du durch, dann hast Du sie sicher."

„Ach, Onkel, glaube doch das nicht. Du verkennst Corinna. Nach der einen Seite hin kennst Du sie ganz genau, aber nach der anderen Seite hin kennst Du sie gar nicht. Alles, was klug und tüchtig und, vor Allem, was espritvoll an ihr ist, das siehst Du mit beiden Augen, aber was äußerlich und modern an ihr ist, das siehst Du nicht. Ich kann nicht sagen, daß sie jene niedrigstehende Gefallsucht hat, die Jeden erobern will, er sei wer er sei; von dieser Koketterie hat sie nichts. Aber sie nimmt sich erbarmungslos Einen aufs Korn, Einen, an dessen Specialeroberung ihr gelegen ist, und Du glaubst gar nicht, mit welcher grausamen Consequenz, mit welcher infernalen Virtuosität sie dies von ihr erwählte Opfer in ihre Fäden einzuspinnen weiß."

„Meinst Du?"

„Ja, Onkel. Heute bei Treibel's hatten wir wieder ein Musterbeispiel davon. Sie saß zwischen Leopold Treibel und einem Engländer, dessen Namen sie Dir ja schon genannt hat, einen Mr. Nelson, der, wie die meisten Engländer aus guten Häusern, einen gewissen Naivitäts-Charme hatte, sonst aber herzlich wenig bedeutete. Nun hättest Du Corinna sehen sollen. Sie beschäftigte sich anscheinend mit Niemand Anderem, als diesem Sohn Albion's, und es gelang ihr auch, ihn in Staunen zu setzen. Aber glaube nur ja nicht, daß ihr an dem flachsblonden Mr. Nelson im Geringsten gelegen gewesen wäre; gelegen war ihr bloß an Leopold Treibel, an den sie kein einziges Wort, oder wenigstens nicht viele, direct richtete, und dem zu Ehren sie doch eine Art von französischem Proverbe aufführte, kleine Comödie, dramatische Scene. Und wie ich Dir versichern kann, Onkel, mit vollständigstem Erfolg. Dieser unglückliche Leopold hängt schon lange an ihren Lippen und saugt das süße Gift ein, aber so wie heute habe ich ihn doch noch nicht gesehen. Er war von Kopf bis zu Fuß die helle Bewunderung, und jede Miene schien ausdrücken zu wollen: „Ach, wie langweilig ist Helene" (das ist, wie Du Dich vielleicht erinnerst, die Frau seines Bruders), „und wie wundervoll ist diese Corinna."

„Nun gut, Marcell, aber das Alles kann ich so schlimm nicht finden. Warum soll sie nicht ihren Nachbar zur Rechten unterhalten, um auf ihren Nachbar zur Linken einen Eindruck zu machen? Das kommt alle Tage vor, das sind so kleine Capricen, an denen die Frauennatur reich ist."

„Du nennst es Capricen, Onkel. Ja, wenn die Dinge so lägen! Es liegt aber anders. Alles ist Berechnung: sie will den Leopold heirathen."

„Unsinn, Leopold ist ein Junge."

„Nein, er ist fünfundzwanzig, gerade so alt wie Corinna selbst. Aber wenn er auch noch ein bloßer Junge wäre, Corinna hat sich's in den Kopf gesetzt und wird es durchführen."

„Nicht möglich."

„Doch, doch. Und nicht bloß möglich, sondern ganz gewiß. Sie hat es mir, als ich sie zur Rede stellte, selber gesagt. Sie will Leopold Treibel's Frau werden, und wenn der Alte das Zeitliche segnet, was doch, wie sie mir versicherte, höchstens noch zehn Jahre dauern könne, und wenn er in seinem Zossener

Wahlkreise gewählt würde, keine fünfe mehr, so will sie die Villa beziehen, und wenn ich sie recht taxire, so wird sie zu dem grauen Kakadu noch einen Pfauhahn anschaffen."

„Ach, Marcell, das sind Visionen."

„Vielleicht von ihr, wer will's sagen? aber sicherlich nicht von mir. Denn all das waren ihre eigensten Worte. Du hättest sie hören sollen, Onkel, mit welcher Suffisance sie von „kleinen Verhältnissen" sprach, und wie sie das dürftige Kleinleben ausmalte, für das sie nun 'mal nicht geschaffen sei; sie sei nicht für Speck und Wruken und all dergleichen . . . und Du hättest nur hören sollen, wie sie das sagte, nicht bloß so drüber hin, nein, es klang geradezu was von Bitterkeit mit durch, und ich sah zu meinem Schmerz, wie veräußerlicht sie ist, und wie die verdammte neue Zeit sie ganz in Banden hält."

„Hm," sagte Schmidt, „das gefällt mir nicht, namentlich das mit den Wruken. Das ist bloß ein dummes Vornehmthun und ist auch culinarisch eine Thorheit; denn alle Gerichte, die Friedrich Wilhelm I. liebte, so zum Beispiel Weißkohl mit Hammelfleisch oder Schlei mit Dill — ja lieber Marcell, was will dagegen aufkommen? Und dagegen Front zu machen, ist einfach Unverstand. Aber glaube mir, Corinna macht auch nicht Front dagegen, dazu ist sie viel zu sehr ihres Vaters Tochter, und wenn sie sich darin gefallen hat, Dir von Modernität zu sprechen und Dir vielleicht eine Pariser Hutnadel oder eine Sommerjacke, dran alles chic und wieder chic ist, zu beschreiben und so zu thun, als ob es in der ganzen Welt nichts gäbe, was an Werth und Schönheit damit verglichen werden könnte, so ist das Alles bloß Feuerwerk, Phantasiethätigkeit, jeu d'Esprit, und wenn es ihr morgen paßt, Dir einen Pfarramtscandidaten in der Jasminlaube zu beschreiben, der selig in Lottchens Armen ruht, so leistet sie das mit demselben Aplomb und mit derselben Virtuosität. Das ist, was ich das Schmidt'sche nenne. Nein, Marcell, darüber darfst Du Dir keine grauen Haare wachsen lassen; das ist Alles nicht ernstlich gemeint . . ."

„Es ist ernstlich gemeint . . ."

„Und wenn es ernstlich gemeint ist — was ich vorläufig noch nicht glaube, denn Corinna ist eine sonderbare Person — so nutzt ihr dieser Ernst nichts, gar nichts, und es wird doch nichts draus. Darauf verlaß Dich, Marcell. Denn zum Heirathen gehören Zwei."

„Gewiß, Onkel. Aber Leopold will womöglich noch mehr als Corinna . . ."

„Was gar keine Bedeutung hat. Denn laß Dir sagen, und damit sprech' ich ein großes Wort gelassen aus: die Commerzienräthin will nicht."

„Bist Du dessen so sicher?"

„Ganz sicher."

„Und hast auch Zeichen dafür?"

„Zeichen und Beweise, Marcell. Und zwar Zeichen und Beweise, die Du in Deinem alten Onkel Wilibald Schmidt hier leibhaftig vor Dir siehst . . ."

„Das wäre."

„Ja, Freund, leibhaftig vor Dir siehst. Denn ich habe das Glück gehabt, an mir selbst, und zwar als Object und Opfer, das Wesen meiner Freundin Jenny studiren zu können. Jenny Bürstenbinder, das ist ihr Vatersname, wie

Du vielleicht schon weißt, ist der Typus einer Bourgeoise. Sie war talentirt dafür, von Kindesbeinen an, und in jenen Zeiten, wo sie noch drüben in ihres Vaters Laden, wenn der Alte gerade nicht hinsah, von den Traubenrosinen naschte, da war sie schon gerade so wie heut' und declamirte den „Taucher" und den „Gang nach dem Eisenhammer" und auch allerlei kleine Lieder, und wenn es recht was Rührendes war, so war ihr Auge schon damals immer in Thränen, und als ich eines Tages mein berühmtes Gedicht gedichtet hatte, Du weißt schon, das Unglücksding, das sie seitdem immer singt und vielleicht auch heute wieder gesungen hat, da warf sie sich mir an die Brust und sagte: „Wilibald, Einziger, das kommt von Gott." Ich sagte halb verlegen etwas von meinem Gefühl und meiner Liebe, sie blieb aber dabei, es sei von Gott, und dabei schluchzte sie dermaßen, daß ich, so glücklich ich einerseits in meiner Eitelkeit war, doch auch wieder einen Schreck kriegte vor der Macht dieser Gefühle. Ja, Marcell, das war so unsere stille Verlobung, ganz still, aber doch immerhin eine Verlobung; wenigstens nahm ich's dafür und strengte mich riesig an, um so rasch wie möglich mit meinem Studium am Ende zu sein und mein Examen zu machen. Und ging auch Alles vortrefflich. Als ich nun aber kam, um die Verlobung perfect zu machen, da hielt sie mich hin, war abwechselnd vertraulich und dann wieder fremd, und während sie nach wie vor das Lied sang, *mein* Lied, liebäugelte sie mit Jedem, der ins Haus kam, bis endlich Treibel erschien und dem Zauber ihrer kastanienbraunen Locken und mehr noch ihrer Sentimentalitäten erlag. Denn der Treibel von damals war noch nicht der Treibel von heut, und am andern Tag kriegte ich die Verlobungskarten. Alles in Allem eine sonderbare Geschichte, daran, das glaub' ich sagen zu dürfen, andere Freundschaften gescheitert wären; aber ich bin kein Uebelnehmer und Spielverderber, und in dem Liede, drin sich, wie Du weißt, „die Herzen finden" — beiläufig eine himmlische Trivialität und ganz wie geschaffen für Jenny Treibel — in dem Liede lebt unsre Freundschaft fort bis diesen Tag, ganz so, als sei nichts vorgefallen. Und am Ende, warum auch nicht? Ich persönlich bin drüber weg, und Jenny Treibel hat ein Talent, Alles zu vergessen, was sie vergessen will. Es ist eine gefährliche Person und um so gefährlicher, als sie's selbst nicht recht weiß, und sich aufrichtig einbildet, ein gefühlvolles Herz und vor Allem ein Herz „für das Höhere" zu haben. Aber sie hat nur ein Herz für das Ponderable, für Alles, was ins Gewicht fällt und Zins trägt, und für viel weniger als eine halbe Million gibt sie den Leopold nicht fort, die halbe Million mag herkommen, woher sie will. Und dieser arme Leopold selbst. So viel weißt Du doch, der ist nicht der Mensch des Aufbäumens oder der Escapade nach Gretna Green. Ich sage Dir, Marcell, unter Brückner thun es Treibels nicht, und Koegel ist ihnen noch lieber. Denn je mehr es nach Hof schmeckt, desto besser. Sie liberalisiren und sentimentalisiren beständig, aber das Alles ist Farce; wenn es gilt Farbe zu bekennen, dann heißt es: „Gold ist Trumpf" und weiter nichts."

„Ich glaube, daß Du Leopold unterschätzest."

„Ich fürchte, daß ich ihn noch überschätze. Ich kenn' ihn noch aus der Untersecunda her. Weiter kam er nicht; wozu auch? Guter Mensch, Mittelgut, und als Charakter noch unter Mittel."

„Wenn Du mit Corinna sprechen könntest.“

„Nicht nöthig, Marcell. Durch Dreinreden stört man nur den natürlichen Gang der Dinge. Mag übrigens Alles schwanken und unsicher sein, Eines steht fest: der Charakter meiner Freundin Jenny. Da ruhen die Wurzeln Deiner Kraft. Und wenn Corinna sich in Tollheiten überschlägt, laß sie; den Ausgang der Sache kenn' ich. Du sollst sie haben, und Du wirst sie haben, und vielleicht eher, als Du denkst.“

Achtes Capitel.

Treibel war ein Frühauf, wenigstens für einen Commerzienrath, und trat nie später als acht Uhr in sein Arbeitszimmer, immer gestiefelt und gespornt, immer in sauberster Toilette. Er sah dann die Privatbriefe durch, that einen Blick in die Zeitungen und wartete, bis seine Frau kam, um mit dieser gemeinschaftlich das erste Frühstück zu nehmen. In der Regel erschien die Räthin sehr bald nach ihm, heut aber verspätete sie sich, und weil der eingegangenen Briefe nur ein paar waren, die Zeitungen aber, in denen schon der Sommer vorspukte, wenig Inhalt hatten, so gerieth Treibel in einen leisen Zustand von Ungeduld und durchmaß, nachdem er sich rasch von seinem kleinen Ledersopha erhoben hatte, die beiden großen nebenangelegenen Räume, darin sich die Gesellschaft vom Tage vorher abgespielt hatte. Das obere Schiebefenster des Garten- und Eßsaales war ganz heruntergelassen, so daß er, mit den Armen sich auflehnend, in bequemer Stellung in den unter ihm gelegenen Garten hinabsehen konnte. Die Scenerie war wie gestern, nur statt des Kakadu, der noch fehlte, sah man draußen die Honig, die, den Bologneser der Commerzienräthin an einer Strippe führend, um das Bassin herumschritt. Dies geschah jeden Morgen und dauerte mal für mal, bis der Kakadu seinen Stangenplatz einnahm oder in seinem blanken Käfig ins Freie gestellt wurde, worauf sich dann die Honig mit dem Bologneser zurückzog, um einen Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen den beiden gleichmäßig verwöhnten Lieblingen des Hauses zu vermeiden. Das Alles indessen stand heute noch aus. Treibel, immer artig, erkundigte sich, von seiner Fensterstellung aus, erst nach dem Befinden des Fräuleins — was die Commerzienräthin, wenn sie's hörte, jedesmal sehr überflüssig fand — und fragte dann, als er beruhigende Versicherungen darüber entgegengenommen hatte, wie sie Mr. Nelson's englische Aussprache gefunden habe, dabei von der mehr oder weniger überzeugten Ansicht ausgehend, daß es jeder von einem Berliner Schulrath examinirten Erzieherin ein Kleines sein müsse, dergleichen festzustellen. Die Honig, die diesen Glauben nicht gern zerstören wollte, beschränkte sich darauf, die Correctheit von Mr. Nelson's a anzuzweifeln und diesem seinem a eine nicht ganz statthafte Mittelstellung zwischen der englischen und schottischen Aussprache dieses Vokals zuzuerkennen, eine Bemerkung, die Treibel ganz ernsthaft hinnahm und weiter ausgesponnen haben würde, wenn er nicht im selben Moment ein leises ins Schloß fallen einer der Vorderthüren, also muthmaßlich das Eintreten der Commerzienräthin, erlauscht hätte. Treibel hielt es auf diese Wahrnehmung hin für angezeigt, sich von der Honig zu verabschieden, und schritt wieder auf sein Arbeitszimmer zu, in das in der

That die Räthin eben eingetreten war. Das auf einem Tablett wohl arrangirte Frühstück stand schon da.

„Guten Morgen, Jenny . . . Wie geruht?"

„Doch nur passabel. Dieser furchtbare Vogelsang hat wie ein Alp auf mir gelegen."

„Ich würde gerade diese bilderſprachliche Wendung doch zu vermeiden suchen. Aber wie Du darüber denkst . . . Im Uebrigen, wollen wir das Frühstück nicht lieber draußen nehmen?"

Und der Diener, nachdem Jenny zugestimmt und ihrerseits auf den Knopf der Klingel gedrückt hatte, erschien wieder, um das Tablett auf einen der kleinen, in der Veranda stehenden Tische hinauszutragen. „Es ist gut, Friedrich," sagte Treibel und schob jetzt höchst eigenhändig eine Fußbank heran, um es dadurch zunächst seiner Frau, zugleich aber auch sich selber nach Möglichkeit bequem zu machen. Denn Jenny bedurfte solcher Huldigungen, um bei guter Laune zu bleiben.

Diese Wirkung blieb denn auch heute nicht aus. Sie lächelte, rückte die Zuckerschale näher zu sich heran und sagte, während sie die gepflegte weiße Hand über den großen Blockstücken hielt: „eins oder zwei?"

„Zwei, Jenny, wenn ich bitten darf. Ich sehe nicht ein, warum ich, der ich zur Runkelrübe, Gott sei Dank, keine Beziehungen unterhalte, die billigen Zuckerzeiten nicht fröhlich mitmachen soll."

Jenny war einverstanden, that den Zucker ein und schob gleich danach die kleine, genau bis an den Goldstreifen gefüllte Tasse dem Gemahl mit dem Bemerken zu: „Du hast die Zeitungen schon durchgesehen? Wie steht es mit Gladstone?"

Treibel lachte mit ganz ungewöhnlicher Herzlichkeit. „Wenn es Dir Recht ist, Jenny, bleiben wir vorläufig noch diesseits des Canals, sagen wir in Hamburg oder doch in der Welt des Hamburgischen, und transponiren uns die Frage nach Gladstone's Befinden in eine Frage nach unserer Schwiegertochter Helene. Sie war offenbar verstimmt, und ich schwanke nur noch, was in ihren Augen die Schuld trug. War es, daß sie selber nicht gut genug placirt war, oder war es, daß wir Mr. Nelson, ihren uns gütigst überlassenen oder, um es berlinisch zu sagen, ihren uns aufgepuckelten Ehrengast, so ganz einfach zwischen die Honig und Corinna gesetzt hatten?"

„Du hast eben gelacht, Treibel, weil ich nach Gladstone fragte, was Du nicht hättest thun sollen, denn wir Frauen dürfen so 'was fragen, wenn wir auch 'was ganz Anderes meinen; aber ihr Männer dürft uns das nicht nachmachen wollen. Schon deshalb nicht, weil es Euch nicht glückt oder doch jedenfalls noch weniger als uns. Denn so viel ist doch gewiß und kann Dir nicht entgangen sein, ich habe niemals einen entzückteren Menschen gesehen, als den guten Nelson; also wird Helene wohl nichts dagegen gehabt haben, daß wir ihren Protegé grade so placirten, wie geschehen. Und wenn das auch eine ewige Eifersucht ist zwischen ihr und Corinna, die sich, ihrer Meinung nach, zu viel herausnimmt und . . ."

„. . . Und unweiblich ist und unhamburgisch, was nach ihrer Meinung so ziemlich zusammenfällt . . ."

„. . . So wird sie's ihr gestern," fuhr Jenny, der Unterbrechung nicht achtend, fort, „wohl zum ersten Male verziehen haben, weil es ihr selber zu Gute kam oder ihrer Gastlichkeit, von der sie persönlich freilich so mangelhafte Proben gegeben hat. Nein, Treibel, nichts von Verstimmung über Mr. Nelson's Platz. Helene schmollt mit uns beiden, weil wir alle Anspielungen nicht verstehen wollen und ihre Schwester Hildegard noch immer nicht eingeladen haben. Uebrigens ist Hildegard ein lächerlicher Name für eine Hamburgerin. Hildegard heißt man in einem Schlosse mit Ahnenbildern oder wo eine weiße Frau spukt. Helene schmollt mit uns, weil wir hinsichtlich Hildegard's so sehr schwerhörig sind."

„Worin sie Recht hat."

„Und ich finde, daß sie darin Unrecht hat. Es ist eine Anmaßung, die an Insolenz grenzt. Was soll das heißen? Sind wir in einem fort dazu da, dem Holzhof und seinen Angehörigen Honneurs zu machen? Sind wir dazu da, Helenens und ihrer Eltern Pläne zu begünstigen? Wenn unsre Frau Schwiegertochter durchaus die gastliche Schwester spielen will, so kann sie Hildegard ja jeden Tag von Hamburg her verschreiben und das verwöhnte Püppchen entscheiden lassen, ob die Alster bei der Uhlenhorst oder die Spree bei Treptow schöner ist. Aber was geht uns das Alles an. Otto hat seinen Holzhof so gut, wie Du Deinen Fabrikhof, und seine Villa finden viele Leute hübscher als die unsre, was auch zutrifft. Unsre ist beinah altmodisch und jedenfalls viel zu klein, so daß ich oft nicht aus noch ein weiß. Es bleibt dabei, mir fehlen wenigstens zwei Zimmer. Ich mag davon nicht viel Worte machen, aber wie kommen wir dazu, Hildegard einzuladen, als ob uns daran läge, die Beziehungen der beiden Häuser aufs Eifrigste zu pflegen, und wie wenn wir nichts sehnlicher wünschten, als noch mehr Hamburger Blut in die Familie zu bringen . . ."

„Aber Jenny . . ."

„Nichts von ‚aber', Treibel. Von solchen Sachen versteht ihr nichts, weil ihr kein Auge dafür habt. Ich sage Dir, auf solche Pläne läuft es hinaus, und deshalb sollen wir die Einladenden sein. Wenn Helene Hildegarden einlädt, so bedeutet das so wenig, daß es nicht einmal die Trinkgelder werth ist, und die neuen Toiletten nun schon gewiß nicht. Was hat es für eine Bedeutung, wenn sich zwei Schwestern wiedersehen? Gar keine, sie passen nicht 'mal zusammen und schrauben sich beständig; aber wenn wir Hildegard einladen, so heißt das, die Treibel's sind unendlich entzückt über ihre erste Hamburger Schwiegertochter und würden es für ein Glück und eine Ehre ansehen, wenn sich das Glück erneuern und verdoppeln und Fräulein Hildegard Munk Frau Leopold Treibel werden wollte. Ja, Freund, darauf läuft es hinaus. Es ist eine abgekartete Sache. Leopold soll Hildegard oder eigentlich Hildegard soll Leopold heirathen; denn Leopold ist bloß passiv und hat zu gehorchen. Das ist das, was die Munk's wollen, was Helene will, und was unser armer Otto, der, Gott weiß es, nicht viel sagen darf, schließlich auch wird wollen müssen. Und weil wir zögern und mit der Einladung nicht recht heraus wollen, deshalb schmollt und grollt Helene mit uns und spielt die Zurückhaltende und Gekränkte und gibt die

Rolle nicht einmal auf an einem Tage, wo ich ihr einen großen Gefallen gethan und ihr den Mr. Nelson hierher eingeladen habe, bloß damit ihr die Plättbolzen nicht kalt werden."

Treibel lehnte sich weiter zurück in den Stuhl und blies kunstvoll einen kleinen Ring in die Luft. „Ich glaube nicht, daß Du Recht hast. Aber wenn Du Recht hättest, was thäte es? Otto lebt seit acht Jahren in einer glücklichen Ehe mit Helenen, was auch nur natürlich ist; ich kann mich nicht entsinnen, daß irgend wer aus meiner Bekanntschaft mit einer Hamburgerin in einer unglücklichen Ehe gelebt hätte. Sie sind alle so zweifelsohne, haben innerlich und äußerlich so 'was ungewöhnlich Gewaschenes und bezeugen in Allem, was sie thun und nicht thun, die Richtigkeit der Lehre vom Einfluß der guten Kinderstube. Man hat sich ihrer nie zu schämen, und ihrem zwar bestrittenen, aber im Stillen immer gehegten Herzenswunsche, „für eine Engländerin gehalten zu werden", diesem Ideale kommen sie meistens sehr nah. Indessen das mag auf sich beruhen. So viel steht jedenfalls fest, und ich muß es wiederholen, Helene Munk hat unsern Otto glücklich gemacht, und es ist mir höchst wahrscheinlich, daß Hildegard Munk unsren Leopold auch glücklich machen würde, ja noch glücklicher. Und wär' auch keine Hexerei, denn einen besseren Menschen als unsren Leopold gibt es eigentlich überhaupt nicht; er ist schon beinah eine Suse . . ."

„Beinah?" sagte Jenny. „Du kannst ihn dreist für voll nehmen. Ich weiß nicht, wo beide Jungen diese Milchsuppenschaft herhaben. Zwei geborene Berliner, und sind eigentlich, wie wenn sie von Herrnhut oder Gnadenfrei kämen. Sie haben doch beide 'was Schläfriges, und ich weiß wirklich nicht, Treibel, auf wen ich es schieben soll . . ."

„Auf mich, Jenny, natürlich auf mich . . ."

„Und wenn ich auch sehr wohl weiß," fuhr Jenny fort, „wie nutzlos es ist, sich über diese Dinge den Kopf zu zerbrechen, und leider auch weiß, daß sich solche Charaktere nicht ändern lassen, so weiß ich doch auch, daß man die Pflicht hat, da zu helfen, wo noch geholfen werden kann. Bei Otto haben wir's versäumt und haben zu seiner eignen Temperamentlosigkeit diese temperamentlose Helene hinzugethan, und was dabei herauskommt, das siehst Du nun an Lizzi, die doch die größte Puppe ist, die man nur sehen kann. Ich glaube, Helene wird sie noch, auf Vorderzähne-zeigen hin, englisch abrichten. Nun, meinetwegen. Aber ich bekenne Dir, Treibel, daß ich an einer solchen Schwiegertochter und einer solchen Enkelin gerade genug habe, und daß ich den armen Jungen, den Leopold, etwas passender als in der Familie Munk unterbringen möchte."

„Du möchtest einen forschen Menschen aus ihm machen, einen Cavalier, einen Sportsman . . ."

„Nein, einen forschen Menschen nicht, aber einen Menschen überhaupt. Zum Menschen gehört Leidenschaft, und wenn er eine Leidenschaft fassen könnte, sieh, das wäre 'was, das würd' ihn 'rausreißen, und so sehr ich allen Scandal hasse, ich könnte mich beinah freuen, wenn's irgend so 'was gäbe, natürlich nichts Schlimmes, aber doch wenigstens 'was Apartes."

„Male den Teufel nicht an die Wand, Jenny. Daß er sich aufs Entführen einläßt, ist mir, ich weiß nicht, soll ich sagen leider oder glücklicherweise, nicht sehr wahrscheinlich; aber man hat Exempel von Beispielen, daß Personen, die zum Entführen durchaus nicht das Zeug hatten, gleichsam, wie zur Strafe dafür, entführt wurden. Es gibt ganz verflixte Weiber, und Leopold ist gerade schwach genug, um vielleicht einmal in den Sattel einer armen und etwas emancipirten Edeldame, die natürlich auch Schmidt heißen kann, hineingehoben und über die Grenze geführt zu werden . . ."

„Ich glaub' es nicht," sagte die Commerzienräthin, „er ist leider auch dafür zu stumpf." Und sie war von der Ungefährlichkeit der Gesammtlage so fest überzeugt, daß sie nicht einmal der vielleicht bloß zufällig, aber vielleicht auch absichtlich gesprochene Name „Schmidt" stutzig gemacht hatte. „Schmidt", das war nur so herkömmlich hingeworfen, weiter nichts, und in einem halb übermüthigen Jugendanfluge gefiel sich die Räthin sogar in stiller Ausmalung einer Escapade: Leopold, mit aufgesetztem Schnurrbart, auf dem Wege nach Italien und mit ihm eine Freiin aus einer pommerschen oder schlesischen Verwogenheitsfamilie, die Reiherfeder am Hut und den schottisch carirten Mantel über den etwas fröstelnden Liebhaber ausgebreitet. All' das stand vor ihr, und beinah traurig sagte sie zu sich selbst: „Der arme Junge. Ja, wenn er dazu das Zeug hätte!"

* * *

Es war um die neunte Stunde, daß die alten Treibel's dies Gespräch führten, ohne jede Vorstellung davon, daß um eben diese Zeit auch die auf ihrer Veranda das Frühstück nehmenden jungen Treibel's der Gesellschaft vom Tage vorher gedachten. Helene sah sehr hübsch aus, wozu nicht nur die kleidsame Morgentoilette, sondern auch eine gewisse Belebtheit in ihren sonst matten und beinah vergißmeinnichtblauen Augen ein Erhebliches beitrug. Es war ganz ersichtlich, daß sie bis diese Minute mit ganz besonderem Eifer auf den halb verlegen vor sich hinsehenden Otto eingepredigt haben mußte; ja, wenn nicht Alles täuschte, wollte sie mit diesem Ansturm eben fortfahren, als das Erscheinen Lizzi's und ihrer Erzieherin, Fräulein Wulsten, dies Vorhaben unterbrach.

Lizzi, trotz früher Stunde, war schon in vollem Staate. Das etwas gewellte blonde Haar des Kindes hing bis auf die Hüften herab; im Uebrigen aber war Alles weiß, das Kleid, die hohen Strümpfe, der Ueberfallkragen, und nur um die Taille herum, wenn sich von einer solchen sprechen ließ, zog sich eine breite rothe Schärpe, die von Helenen selbstverständlich nie „rothe Schärpe", sondern immer nur „pink-coloured scarf" genannt wurde. Die Kleine, wie sie sich da präsentirte, hätte sofort als symbolische Figur auf den Wäscheschrank ihrer Mutter gestellt werden können, so sehr war sie der Ausdruck von Weißzeug mit einem rothen Bändchen drum. Lizzi galt im ganzen Kreise der Bekannten als Musterkind, was das Herz Helenens einerseits mit Dank gegen Gott, andrerseits aber auch mit Dank gegen Hamburg erfüllte, denn zu den Gaben der Natur, die der Himmel hier so sichtlich verliehen, war auch noch eine Mustererziehung hinzugekommen, wie sie eben nur die Hamburger Tradition geben konnte. Diese

Mustererziehung hatte gleich mit dem ersten Lebenstage des Kindes begonnen. Helene, „weil es unschön sei“ — was übrigens von Seiten des damals noch um sieben Jahre jüngeren Krola bestritten wurde — war nicht zum Selbstnähren zu bewegen gewesen, und da bei den nun folgenden Verhandlungen eine seitens des alten Commerzienraths in Vorschlag gebrachte Spreewälderamme mit dem Bemerken „es gehe bekanntlich so viel davon auf das unschuldige Kind über“ abgelehnt worden war, war man zu dem einzig verbleibenden Auskunftsmittel übergegangen. Eine verheirathete, von dem Geistlichen der Thomasgemeinde warm empfohlene Frau hatte das Aufpäppeln mit großer Gewissenhaftigkeit und mit der Uhr in der Hand übernommen, wobei Lizzi so gut gediehen war, daß sich eine Zeitlang sogar kleine Grübchen auf der Schulter gezeigt hatten. Alles normal und beinah' über das Normale hinaus. Unser alter Commerzienrath hatte denn auch der Sache nie so recht getraut, und erst um ein Erhebliches später, als sich Lizzi mit einem Trennmesser in den Finger geschnitten hatte (das Kindermädchen war dafür entlassen worden), hatte Treibel beruhigt ausgerufen: „Gott sei Dank, so viel ich sehen kann, es ist wirkliches Blut.“

Ordnungsmäßig hatte Lizzi's Leben begonnen, und ordnungsmäßig war es fortgesetzt worden. Die Wäsche, die sie trug, führte durch den Monat hin die genau correspondirende Tageszahl, so daß man ihr, wie der Großvater sagte, das jedesmalige Datum vom Strumpf lesen konnte. „Heut ist der siebzehnte.“ Der Puppenkleiderschrank war an den Riegeln numerirt, und als es geschah (und dieser schreckliche Tag lag noch nicht lange zurück), daß Lizzi, die sonst die Sorglichkeit selbst war, in ihrer, mit allerlei Kästen ausstaffirten Puppenküche Gries in den Kasten gethan hatte, der doch ganz deutlich die Aufschrift „Linsen“ trug, hatte Helene Veranlassung genommen, ihrem Liebling die Tragweite solchen Fehlgriffs auseinanderzusetzen. „Das ist nichts Gleichgültiges, liebe Lizzi. Wer Großes hüten will, muß auch das Kleine zu hüten verstehen. Bedenke, wenn Du ein Brüderchen hättest, und das Brüderchen wäre vielleicht schwach, und Du willst es mit Eau de Cologne bespritzen, und Du bespritzest es mit Eau de Javelle, ja, meine liebe Lizzi', so kann Dein Brüderchen blind werden, oder wenn es ins Blut geht, kann es sterben. Und doch wäre es noch eher zu entschuldigen, denn beides ist weiß und sieht aus wie Wasser; aber Gries und Linsen, meine liebe Lizzi', das ist doch ein starkes Stück von Unaufmerksamkeit oder, was noch schlimmer wäre, von Gleichgültigkeit.“

So war Lizzi, die übrigens zu weiterer Genugthuung der Mutter einen Herzmund hatte. Freilich, die zwei blanken Vorderzähne waren immer noch nicht sichtbar genug, um Helenen eine recht volle Herzensfreude gewähren zu können, und so wandten sich ihre mütterlichen Sorgen auch in diesem Augenblicke wieder der ihr so wichtigen Zahnfrage zu, weil sie davon ausging, daß es hier dem von der Natur so glücklich gegebenen Material bis dahin nur an der rechten erziehlichen Aufmerksamkeit gefehlt habe. „Du kneifst wieder die Lippen so zusammen, Lizzi; das darf nicht sein. Es sieht besser aus, wenn der Mund sich halb öffnet, fast so wie zum Sprechen. Fräulein Wulsten, ich möchte Sie doch bitten, auf diese Kleinigkeit, die keine Kleinigkeit ist, mehr achten zu wollen ... Wie steht es denn mit dem Geburtstagsgedicht?“

„Lizzi gibt sich die größte Mühe."

„Nun, dann will ich Dir Deinen Wunsch auch erfüllen, Lizzi. Lade Dir die kleine Felgentreu zu heute Nachmittag ein. Aber natürlich erst die Schularbeiten . . . Und jetzt kannst Du, wenn Fräulein Wulsten es erlaubt (diese verbeugte sich), im Garten spazieren gehen, überall wo Du willst, nur nicht nach dem Hof zu, wo die Bretter über der Kalkgrube liegen. Otto, Du solltest das ändern; die Bretter sind ohnehin so morsch."

Lizzi war glücklich, eine Stunde frei zu haben, und nachdem sie der Mama die Hand geküßt und noch die Warnung, sich vor der Wassertonne zu hüten, mit auf den Weg gekriegt hatte, brachen das Fräulein und Lizzi auf, und das Elternpaar blickte dem Kinde nach, das sich noch ein paar Mal umsah und dankbar der Mutter zunickte.

„Eigentlich," sagte diese, „hätte ich Lizzi gern hier behalten und eine Seite Englisch mit ihr gelesen; die Wulsten versteht es nicht und hat eine erbärmliche Aussprache, so low, so vulgar. Aber ich bin gezwungen, es bis morgen zu lassen, denn wir müssen das Gespräch durchaus zu Ende bringen. Ich sage nicht gern Etwas gegen Deine Eltern, denn ich weiß, daß es sich nicht schickt, und weiß auch, daß es Dich bei Deinem eigenthümlich starren Charakter (Otto lächelte) nur noch in dieser Deiner Starrheit bestärken wird; aber man darf die Schicklichkeitsfragen, ebenso wie die Klugheitsfragen, nicht über Alles stellen. Und das thäte ich, wenn ich länger schwiege. Die Haltung Deiner Eltern ist in dieser Frage geradezu kränkend für mich und fast mehr noch für meine Familie. Denn, sei mir nicht böse, Otto, aber wer sind am Ende die Treibel's? Es ist mißlich, solche Dinge zu berühren, und ich würde mich hüten, es zu thun, wenn Du mich nicht geradezu zwängest, zwischen unsren Familien abzuwägen."

Otto schwieg und ließ den Theelöffel auf seinem Zeigefinger balanciren, Helene aber fuhr fort: „Die Munk's sind ursprünglich dänisch, und ein Zweig, wie Du recht gut weißt, ist unter König Christian gegraft worden. Als Hamburgerin und Tochter einer Freien Stadt will ich nicht viel davon machen, aber es ist doch immerhin was. Und nun gar von meiner Mutter Seite! Die Thompson's sind eine Syndikatsfamilie. Du thust, als ob das nichts sei. Gut, es mag auf sich beruhen, und nur so viel möcht' ich Dir noch sagen dürfen, unsre Schiffe gingen schon nach Messina, als Deine Mutter noch in dem Apfelsinenladen spielte, draus Dein Vater sie hervorgeholt hat. Material- und Colonialwaaren. Ihr nennt das hier auch Kaufmann . . . ich sage nicht Du . . . aber Kaufmann und Kaufmann ist ein Unterschied."

Otto ließ Alles über sich ergehen und sah den Garten hinunter, wo Lizzi Fangball spielte.

„Hast Du noch überhaupt vor, Otto, auf das, was ich sagte, mir zu antworten?"

„Am liebsten nein, liebe Helene. Wozu auch? Du kannst doch nicht von mir verlangen, daß ich in dieser Sache Deiner Meinung bin, und wenn ich es nicht bin und das ausspreche, so reize ich Dich nur noch mehr. Ich finde, daß Du doch mehr forderst, als Du fordern solltest. Meine Mutter ist von großer Aufmerksamkeit gegen Dich und hat Dir noch gestern einen Beweis davon

gegeben; denn ich bezweifle sehr, daß ihr das unsrem Gast zu Ehren gegebene Diner besonders zu paß kam. Du weißt außerdem, daß sie sparsam ist, wenn es nicht ihre Person gilt."

„Sparsam," lachte Helene.

„Nenn' es Geiz; mir gleich. Sie läßt es aber trotzdem nie an Aufmerksamkeiten fehlen, und wenn die Geburtstage da sind, so sind auch ihre Geschenke da. Das stimmt Dich aber Alles nicht um, im Gegentheil, Du wächst in Deiner beständigen Auflehnung gegen die Mama und das Alles nur, weil sie Dir durch ihre Haltung zu verstehen gibt, daß das, was Papa die „Hamburgerei" nennt, nicht das Höchste in der Welt ist, und daß der liebe Gott seine Welt nicht um der Munk's willen geschaffen hat . . ."

„Sprichst Du das Deiner Mutter nach, oder thust Du von Deinem Eignen noch 'was hinzu? Fast klingt es so; Deine Stimme zittert ja beinah."

„Helene, wenn Du willst, daß wir die Sache ruhig durchsprechen und Alles in Billigkeit und mit Rücksicht für hüben und drüben abwägen, so darfst Du nicht beständig Oel ins Feuer gießen. Du bist so gereizt gegen die Mama, weil sie Deine Anspielungen nicht verstehen will und keine Miene macht, Hildegard einzuladen. Darin hast Du aber Unrecht. Soll das Ganze bloß etwas Geschwisterliches sein, so muß die Schwester die Schwester einladen; das ist dann eine Sache, mit der meine Mama herzlich wenig zu thun hat . . ."

„Sehr schmeichelhaft für Hildegard und auch für mich . . ."

„. . . Soll aber ein andrer Plan damit verfolgt werden, und Du hast mir zugestanden, daß dies der Fall ist, so muß das, so wünschenswerth solche zweite Familienverbindung ganz unzweifelhaft auch für die Treibel's sein würde, so muß das unter Verhältnissen geschehen, die den Charakter des Natürlichen und Ungezwungenen haben. Lädst Du Hildegard ein und führt das, sagen wir einen Monat später oder zwei zur Verlobung mit Leopold, so haben wir genau das, was ich den natürlichen und ungezwungenen Weg nenne; schreibt aber meine Mama den Einladungsbrief an Hildegard und spricht sie darin aus, wie glücklich sie sein würde, die Schwester ihrer lieben Helene recht, recht lange bei sich zu sehen und sich des Glücks der Geschwister mitfreuen zu können, so drückt sich darin ziemlich unverblümt eine Huldigung und ein aufrichtiges sich Bemühen um Deine Schwester Hildegard aus, und das will die Firma Treibel vermeiden."

„Und das billigst Du?"

„Ja."

„Nun, das ist wenigstens deutlich. Aber weil es deutlich ist, darum ist es noch nicht richtig. Alles, wenn ich Dich recht verstehe, dreht sich also um die Frage, wer den ersten Schritt zu thun habe."

Otto nickte.

„Nun, wenn dem so ist, warum wollen die Treibel's sich sträuben, diesen ersten Schritt zu thun? Warum, frage ich. So lange die Welt steht, ist der Bräutigam oder der Liebhaber der, der wirbt . . ."

„Gewiß, liebe Helene. Aber bis zum Werben sind wir noch nicht. Vorläufig handelt es sich noch um Einleitungen, um ein Brückenbauen, und dies Brückenbauen ist an denen, die das größere Interesse daran haben."

„Ah," lachte Helene. „Wir, die Munks . . . und das größere Interesse! Otto, das hättest Du nicht sagen sollen, nicht weil es mich und meine Familie herabsetzt, sondern weil es die ganze Treibelei und Dich an der Spitze mit einem Ridicül ausstattet, das dem Respect, den die Männer doch beständig beanspruchen, nicht allzu vortheilhaft ist. Ja, Freund, Du forderst mich heraus, und so will ich Dir denn offen sagen, auf Eurer Seite liegt Interesse, Gewinn, Ehre. Und daß ihr das empfindet, das müßt ihr eben bezeugen, dem müßt ihr einen nicht mißzuverstehenden Ausdruck geben. Das ist der erste Schritt, von dem ich gesprochen. Und da ich 'mal bei Bekenntnissen bin, so laß mich Dir sagen, Otto, daß diese Dinge, neben ihrer ernsten und geschäftlichen Seite, doch auch noch eine persönliche Seite haben, und daß es Dir, so nehm' ich vorläufig an, nicht in den Sinn kommen kann, unsre Geschwister in ihrer äußeren Erscheinung miteinander vergleichen zu wollen. Hildegard ist eine Schönheit und gleicht ganz ihrer Großmutter Elisabeth Thompson (nach der wir ja auch unsere Lizzi getauft haben) und hat den chic einer Lady; Du hast mir das selber früher zugestanden. Und nun sieh Deinen Bruder Leopold! Er ist ein guter Mensch, der sich ein Reitpferd angeschafft hat, weil er's durchaus zwingen will, und schnallt sich nun jeden Morgen die Steigbügel so hoch wie ein Engländer. Aber es nutzt ihm nichts. Er ist und bleibt doch unter Durchschnitt, jedenfalls weitab vom Cavalier, und wenn Hildegard ihn nähme (ich fürchte, sie nimmt ihn nicht), so wäre das wohl der einzige Weg, noch etwas wie einen perfecten Gentleman aus ihm zu machen. Und das kannst Du Deiner Mama sagen."

„Ich würde vorziehen, Du thätest es."

„Wenn man aus einem guten Hause stammt, vermeidet man Aussprachen und Scenen . . ."

„Und macht sie dafür dem Manne."

„Das ist etwas Anderes."

„Ja," lachte Otto. Aber in seinem Lachen war etwas Melancholisches.

* * *

Leopold Treibel, der im Geschäft seines älteren Bruders thätig war, während er im elterlichen Hause wohnte, hatte sein Jahr bei den Gardedragonern abdienen wollen, war aber, wegen zu flacher Brust, nicht angenommen worden, was die ganze Familie schwer gekränkt hatte. Treibel selbst kam schließlich drüber weg, weniger die Commerzienräthin, am wenigsten Leopold selbst, der — wie Helene bei jeder Gelegenheit und auch an diesem Morgen wieder zu betonen liebte — zur Auswetzung der Scharte wenigstens Reitstunde genommen hatte. Jeden Tag war er zwei Stunden im Sattel und machte dabei, weil er sich wirklich Mühe gab, eine ganz leidliche Figur.

Auch heute wieder, an demselben Morgen, an dem die alten und jungen Treibel's ihren Streit über dasselbe gefährliche Thema führten, hatte Leopold, ohne die geringste Ahnung davon, sowohl Veranlassung wie Mittelpunkt derartiger heikler Gespräche zu sein, seinen wie gewöhnlich auf Treptow zu gerichteten Morgenausflug angetreten und ritt, von der elterlichen Wohnung aus, die zu so früher Stunde noch wenig beliebte Köpnickerstraße hinunter, erst an seines Bruders Villa, dann an der alten Pionierkaserne vorüber. Die Kasernenuhr schlug

eben sieben, als er das schlesische Thor passirte. Wenn ihn dies im Sattelsein ohnehin schon an jedem Morgen erfreute, so besonders heut, wo die Vorgänge des voraufgegangenen Abends, am meisten aber die zwischen Mr. Nelson und Corinna geführten Gespräche noch stark in ihm nachwirkten, so stark, daß er mit dem ihm sonst wenig verwandten Ritter Karl von Eichenhorst wohl den gemeinschaftlichen Wunsch des „Sich Ruhe-Reitens" in seinem Busen hegen durfte. Was ihm equestrisch dabei zur Verfügung stand, war freilich nichts weniger als ein Dänenroß voll Kraft und Feuer, sondern nur ein schon lange Zeit in der Manege gehender Graditzer, dem etwas Extravagantes nicht mehr zugemuthet werden konnte. Leopold ritt denn auch Schritt, so sehr er sich wünschte, davonstürmen zu können. Erst ganz allmälig fiel er in einen leichten Trab und blieb darin, bis er den Schafgraben und gleich danach den in geringer Entfernung gelegenen „schlesischen Busch" erreicht hatte, drin am Abend vorher, wie ihm Johann noch im Momente des Abreitens erzählt hatte, wieder zwei Frauenzimmer und ein Uhrmacher beraubt worden waren. „Daß dieser Unfug auch gar kein Ende nehmen will! Schwäche, Polizeiversäumniß." Indessen bei hellem Tageslichte bedeutete das Alles nicht allzu viel, weshalb Leopold in der angenehmen Lage war, sich der rings umher schlagenden Amseln und Finken unbehindert freuen zu können. Und kaum minder genoß er, als er aus dem „schlesischen Busche" wieder heraus war, der freien Straße, zu deren Rechten sich Saat und Kornfelder dehnten, während zur Linken die Spree mit ihren nebenher laufenden Parkanlagen den Weg begrenzte. Das Alles war so schön, so morgenfrisch, daß er das Pferd wieder in Schritt fallen ließ. Aber freilich, so langsam er ritt, bald war er trotzdem an der Stelle, wo, vom andern Ufer her, das kleine Fährboot herüberkam, und als er anhielt, um dem Schauspiele besser zusehen zu können, trabten von der Stadt her auch schon einige Reiter auf der Chaussee heran, und ein Pferdebahnwagen glitt vorüber, drin, so viel er sehen konnte, keine Morgengäste für Treptow saßen. Das war so recht, was ihm paßte, denn sein Frühstück im Freien, was ihn dort regelmäßig erquickte, war nur noch die halbe Freude, wenn ein halb Dutzend echte Berliner um ihn herumsaßen und ihren mitgebrachten Affenpinscher über die Stühle springen oder vom Steg aus apportiren ließen. Das Alles, wenn dieser leere Wagen nicht schon einen vollbesetzten Vorläufer gehabt hatte, war für heute nicht zu befürchten.

Gegen halb acht war er draußen, und einen halbwachsenen Jungen mit nur einem Arm und dem entsprechenden losen Aermel (den er beständig in der Luft schwenkte) heranwinkend, stieg er jetzt ab und sagte, während er dem Einarmigen die Zügel gab: „Führ es unter die Linde, Fritz. Die Morgensonne sticht hier so." Der Junge that auch, wie ihm geheißen, und Leopold seinerseits ging nun an einem von Liguster überwachsenen Staketenzaun auf den Eingang des Treptower Etablissements zu. Gott sei Dank, hier war Alles wie gewünscht, sämmtliche Tische leer, die Stühle umgekippt und auch von Kellnern Niemand da, als sein Freund Mützell, ein auf sich haltender Mann von Mitte der Vierzig, der schon in den Vormittagsstunden einen beinahe fleckenlosen Frack trug und die Trinkgelderfrage mit einer erstaunlichen, übrigens von Leopold (der immer sehr splendid war) nie herausgeforderten Gentilezza behandelte. „Sehen

Sie, Herr Treibel," so waren, als das Gespräch einmal in dieser Richtung lief, seine Worte gewesen, „die Meisten wollen nicht recht und streiten einem auch noch 'was ab, besonders die Damens, aber viele sind auch wieder gut und manche sogar sehr gut und wissen, daß man von einer Cigarre nicht leben kann und die Frau zu Hause mit ihren drei Kindern erst recht nicht. Und sehen Sie, Herr Treibel, die geben und besonders die kleinen Leute. Da war erst gestern wieder einer hier, der schob mir aus Versehen ein Fünfzig-Pfennigstück zu, weil er's für einen Zehner hielt, und als ich's ihm sagte, nahm er's nicht wieder und sagte bloß: „Das hat so sein sollen, Freund und Kupferstecher; mitunter fällt Ostern und Pfingsten auf einen Dag."

Das war vor Wochen gewesen, daß Mützell so zu Leopold Treibel gesprochen hatte. Beide standen überhaupt auf einem Plauderfuß, was aber für Leopold noch angenehmer als diese Plauderei war, war, daß er über Dinge, die sich von selbst verstanden, gar nicht erst zu sprechen brauchte. Mützell, wenn er den jungen Treibel in das Lokal eintreten und über den frischgeharkten Kies hin auf seinen Platz in unmittelbarer Nähe des Wassers zuschreiten sah, salutirte bloß von fern und zog sich dann ohne Weiteres in die Küche zurück, von der aus er nach drei Minuten mit einem Tablett, auf dem eine Tasse Kaffee mit ein paar englischen Biscuits und ein großes Glas Milch stand, wieder unter den Frontbäumen erschien. Das große Glas Milch war Hauptsache, denn Sanitätsrath Lohmeyer hatte noch nach der letzten Auscultation zur Commerzienräthin gesagt: „Meine gnädigste Frau, noch hat es nichts zu bedeuten, aber man muß vorbeugen, dazu sind wir da; im Uebrigen ist unser Wissen Stückwerk. Also wenn ich bitten darf, so wenig Kaffee wie möglich und jeden Morgen ein Liter Milch."

Auch heute hatte bei Leopold's Erscheinen die sich täglich wiederholende Begegnungsscene gespielt: Mützell war auf die Küche zu verschwunden und tauchte jetzt in Front des Hauses wieder auf, das Tablett auf den fünf Fingerspitzen seiner linken Hand mit beinahe circushafter Virtuosität balancirend.

„Guten Morgen, Herr Treibel. Schöner Morgen heute Morgen."

„Ja, lieber Mützell. Sehr schön. Aber ein Bischen frisch. Besonders hier am Wasser. Mich schuddert ordentlich, und ich bin schon auf- und abgegangen. Lassen Sie sehen, Mützell, ob der Kaffee warm ist."

Und ehe der so freundlich Angesprochene das Tablett auf den Tisch setzen konnte, hatte Leopold die kleine Tasse schon herabgenommen und sie mit einem Zuge geleert.

„Ah, brillant. Das thut einem alten Menschen wohl. Und nun will ich die Milch trinken, Mützell; aber mit Andacht. Und wenn ich damit fertig bin, — die Milch ist immer ein Bischen labbrig, was aber kein Tadel sein soll, gute Milch muß eigentlich immer ein bischen labbrig sein — wenn ich damit fertig bin, bitt' ich noch um eine . ."

„Kaffee?"

„Freilich, Mützell."

„Ja, Herr Treibel . ."

„Nun, was ist? Sie machen ja ein ganz verlegenes Gesicht, Mützell, als ob ich was ganz Besonderes gesagt hätte.“

„Ja, Herr Treibel . .“

„Nun, zum Donnerwetter, was ist denn los?“

„Ja, Herr Treibel, als die Frau Mama vorgestern hier waren und der Herr Commerzienrath auch, und auch das Gesellschaftsfräulein, und Sie Herr Leopold eben nach dem Sperl und dem Carousſel gegangen waren, da hat mir die Frau Mama gesagt: „Hören Sie, Mützell, ich weiß, er kommt beinahe jeden Morgen, und ich mache Sie verantwortlich . . . eine Tasse; nie mehr . . . Sanitätsrath Lohmeyer, der ja auch 'mal Ihre Frau behandelt hat, hat es mir im Vertrauen, aber doch mit allem Ernste gesagt: zwei sind Gift . .“

„So . . Und hat meine Mama vielleicht noch mehr gesagt?“

„Die Frau Commerzienräthin sagten auch noch: ‚Ihr Schade soll es nicht sein, Mützell . . Ich kann nicht sagen, daß mein Sohn ein passionirter Mensch ist, er ist ein guter Mensch, ein lieber Mensch . . .‘ Sie verzeihen, Herr Treibel, daß ich Ihnen das Alles, was Ihre Frau Mama gesagt hat, hier so ganz simplement wiederhole . . . ‚aber er hat die Kaffeepassion. Und das ist immer das Schlimme, daß die Menschen grade die Passion haben, die sie nicht haben sollen. Also Mützell, eine Tasse mag gehen, aber nicht zwei.‘“

Leopold hatte mit sehr getheilten Empfindungen zugehört und nicht gewußt, ob er lachen oder verdrießlich werden solle. „Nun, Mützell, dann also lassen wir's; keine zweite.“ Und damit nahm er seinen Platz wieder ein, während sich Mützell in seine Wartestellung an der Hausecke zurückzog.

„Da hab' ich nun mein Leben auf einen Schlag,“ sagte Leopold, als er wieder allein war. „Ich habe 'mal von Einem gehört, der bei Josty, weil er so gewettet hatte, zwölf Tassen Kaffee hintereinander trank und dann todt umfiel. Aber was beweist das? Wenn ich zwölf Käsestullen esse, fall' ich auch todt um; alles Verzwölffachte tödtet einen Menschen. Aber welcher vernünftige Mensch verzwölffacht auch sein Speis und Trank. Von jedem vernünftigen Menschen muß man annehmen, daß er Unsinnigkeiten unterlassen und seine Gesundheit befragen und seinen Körper nicht zerstören wird. Wenigstens für mich kann ich einstehen. Und die gute Mama sollte wissen, daß ich dieser Controle nicht bedarf und sollte mir diesen meinen Freund Mützell nicht so naiv zum Hüter bestellen. Aber sie muß immer die Fäden in der Hand haben, sie muß Alles bestimmen, Alles anordnen, und wenn ich eine baumwollene Jacke will, so muß es eine wollene sein.“

Er machte sich nun an die Milch und mußte lächeln, als er die lange Stange mit dem schon niedergesunkenen Milchschaum in die Hand nahm. „Mein eigentliches Getränk. ‚Milch der frommen Denkungsart‘ würde Papa sagen. Ach, es ist zum Aergern, Alles zum Aergern. Bevormundung, wohin ich sehe, schlimmer als ob ich gestern meinen Einsegnungstag gehabt hätte. Helene weiß Alles besser, Otto weiß Alles besser und nun gar erst die Mama. Sie möchte mir am liebsten vorschreiben, ob ich einen blauen oder grünen Schlips und einen graden oder schrägen Scheitel tragen soll. Aber ich will mich nicht ärgern. Die

Holländer haben ein Sprichwort: ‚Aergere Dich nicht, wundere Dich bloß.‘ Und auch das werd' ich mir schließlich noch abgewöhnen."

Er sprach noch so weiter in sich hinein, abwechselnd die Menschen und die Verhältnisse verklagend, bis er mit einem Mal all' seinen Unmuth gegen sich selber richtete: „Thorheit. Die Menschen, die Verhältnisse, das Alles ist es nicht; nein, nein. Andere haben auch eine auf ihr Hausregiment eifersüchtige Mama und thun doch, was sie wollen; es liegt an mir. „Pluck, dear Leopold, that's it," das hat mir der gute Nelson noch gestern Abend zum Abschied gesagt, und er hat ganz Recht. Da liegt es; nirgend anders. Mir fehlt es an Energie und Muth, und das Aufbäumen hab' ich nun schon gewiß nicht gelernt."

Er blickte, während er so sprach, vor sich hin, knipste mit seiner Reitgerte kleine Kiesstücke fort und malte Buchstaben in den frischgestreuten Sand. Und als er nach einer Weile wieder aufblickte, sah er zahlreiche Boote, die vom Stralauer Ufer her herüber kamen, und dazwischen einen mit großem Segel flußabwärts fahrenden Spreekahn. Wie sehnsüchtig richtete sich sein Blick darauf.

„Ach, ich muß aus diesem elenden Zustande heraus, und wenn es wahr ist, daß einem die Liebe Muth und Entschlossenheit gibt, so muß noch Alles gut werden. Und nicht bloß gut, es muß mir auch leicht werden und mich gradezu zwingen und drängen, den Kampf aufzunehmen und ihnen Allen zu zeigen, und der Mama voran, daß sie mich denn doch verkannt und unterschätzt haben. Und wenn ich in Unentschlossenheit zurückfalle, was Gott verhüte, so wird sie mir die nöthige Kraft geben. Denn sie hat all' das, was mir fehlt, und weiß Alles und kann Alles. Aber bin ich ihrer sicher? Da steh' ich wieder vor der Hauptfrage. Mitunter ist es mir freilich, als kümmere sie sich um mich, und als spräche sie eigentlich nur zu mir, wenn sie zu Anderen spricht. So war es noch gestern Abend wieder, und ich sah auch, wie Marcell sich verfärbte, weil er eifersüchtig war. Etwas Anderes konnte es nicht sein. Und das Alles . . ."

Er unterbrach sich, weil eben jetzt die sich um ihn her sammelnden Sperlinge mit jedem Augenblicke zudringlicher wurden. Einige kamen bis auf den Tisch und mahnten ihn durch Picken und dreistes Ansehen, daß er ihnen noch immer ihr Frühstück schulde. Lächelnd zerbrach er ein Biscuit und warf ihnen die Stücke hin, mit denen zunächst die Sieger und, alsbald auch ihnen folgend, die anderen in die Lindenbäume zurückflogen. Aber kaum daß die Störenfriede fort waren, so waren für ihn auch die alten Betrachtungen wieder da. „Ja, das mit Marcell, das darf ich mir zum Guten deuten und manches Andere noch. Aber es kann auch Alles bloß Spiel und Laune gewesen sein. Corinna nimmt nichts ernsthaft und will eigentlich immer nur glänzen und die Bewunderung oder das Verwundertsein ihrer Zuhörer auf sich ziehen. Und wenn ich mir diesen ihren Charakter überlege, so muß ich an die Möglichkeit denken, daß ich schließlich auch noch heimgeschickt und ausgelacht werde. Das ist hart. Und doch muß ich es wagen . . . Wenn ich nur wen hätte, dem ich mich anvertrauen könnte, der mir riethe. Leider hab' ich Niemanden, keinen Freund; dafür hat Mama auch gesorgt, und so muß ich mir, ohne Rath und Beistand, allerpersönlichst ein doppeltes „Ja" holen. Erst bei Corinna. Und wenn ich dies erste „Ja" habe, so

hab' ich noch lange nicht das zweite. Das seh' ich nur zu klar. Aber das zweite kann ich mir wenigstens erkämpfen und will es auch. . . Es gibt ihrer genug, für die das Alles eine Kleinigkeit wäre, für mich aber ist es schwer; ich weiß, ich bin kein Held, und das Heldische läßt sich nicht lernen. ‚Jeder nach seinen Kräften', sagte Director Hilgenhahn immer. Ach, ich finde doch beinahe, daß mir mehr aufgelegt wird, als meine Schultern tragen können."

Ein mit Personen besetzter Dampfer kam in diesem Augenblicke den Fluß herauf und fuhr, ohne an dem Wassersteg anzulegen, auf den „neuen Krug und „Sadowa" zu; Musik war an Bord, und dazwischen wurden allerlei Lieder gesungen. Als das Schiff erst den Steg und bald auch die „Liebesinsel" passirt hatte, fuhr auch Leopold aus seinen Träumereien auf und sah, nach der Uhr blickend, daß es höchste Zeit sei, wenn er noch pünktlich auf dem Contor eintreffen und sich eine Reprimande, oder, was schlimmer, eine spöttische Bemerkung von Seiten seines Bruders Otto ersparen wollte. So schritt er denn unter freundlichem Gruß an dem immer noch an seiner Ecke stehenden Mützell vorüber und auf die Stelle zu, wo der Einarmige sein Pferd hielt. „Da, Fritz!" Und nun hob er sich in den Sattel, machte den Rückweg in einem guten Trab und bog, als er das Thor und gleich danach die Pionierkaserne wieder passirt hatte, nach rechts hin in einen neben dem Otto Treibel'schen Holzhofe sich hinziehenden, schmalen Gang ein, über dessen Heckenzaun fort man auf den Vorgarten und die zwischen den Bäumen gelegene Villa sah. Bruder und Schwägerin saßen noch beim Frühstück. Leopold grüßte hinüber: „Guten Morgen, Otto; guten Morgen, Helene!" Beide erwiderten den Gruß, lächelten aber, weil sie diese tägliche Reiterei ziemlich lächerlich fanden. Und gerade Leopold! Was er sich eigentlich dabei denken mochte!

Leopold selbst war inzwischen abgestiegen und gab das Pferd einem an der Hintertreppe der Villa schon wartenden Diener, der es, die Köpnickerstraße hinauf, nach dem elterlichen Fabrikhof und dem dazu gehörigen Stallgebäude führte — stable-yard sagte Helene.

(Fortsetzung folgt.)

Der Universitätsunterricht und die Astronomie[1]).

Von

Wilhelm Foerster.

Seit dem nächst vorhergegangenen Rectorat eines Professors der Astronomie an der hiesigen Universität, nämlich dem Rectorat meines theuren Lehrers und Amtsvorgängers Encke, sind achtunddreißig Jahre verflossen.

Es läge nahe, heute des hochverdienten Astronomen und Universitätslehrers eingehender zu gedenken, da vor wenigen Wochen, am 23. September, der Säculartag seiner Geburt, ohne besondere Feier seitens der deutschen Astronomen, nur in stiller Erinnerung begangen worden ist. Indessen dürfte die gelegentliche Nachholung einer solchen Säcularbetrachtung weder der Aufgabe eines an dieser Stelle am heutigen Jahrestage Redenden, noch der Pietät entsprechend erscheinen.

Sei es mir daher gestattet, mich auf diese kurze Erwähnung des meinem Herzen theuren Gedächtnißtages zu beschränken, zum Gegenstande meiner näheren Darlegungen aber, anschließend an einige in Encke's Rectoratsreden nur angedeutete Gesichtspunkte, eine Betrachtung der Stellung zu wählen, welche die Astronomie innerhalb der Naturwissenschaften und zu den Geisteswissenschaften im Universitätsunterricht einnimmt, und daran einige Bemerkungen über die zwischen dem Universitätsunterricht und dem Unterricht auf den technischen Hochschulen, auch auf naturwissenschaftlichem Gebiete festzuhaltenden Unterschiede zu knüpfen.

Unser Vorlesungsverzeichniß führt die Astronomie nicht unter den Naturwissenschaften, sondern unter den mathematischen Wissenschaften auf, allerdings in einer gewissen Sonderung von der Mathematik als eine Art von Uebergangsstufe zu den Naturwissenschaften.

Diese der Astronomie zuertheilte Stellung außerhalb der Naturwissenschaften ist dem wahren Sachverhalt nicht entsprechend, aber sie ist ein Denkmal der besonderen Bedeutung, welche die Astronomie in der Entwicklung sowohl der

[1]) Rede bei Uebernahme des Rectorats, gehalten in der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 15. October 1891.

Mathematik als des Naturerkennens gehabt hat; ein Denkmal der ganz besonders innigen und, in bewundernswertheſter Weiſe, gegenſeitig förderlichen Beziehungen, welche ſeit den älteſten Tagen zwiſchen der Entfaltung mathematiſchen Denkens und der Entwicklung aſtronomiſchen Wahrnehmens, Zählens und Meſſens obgewaltet haben.

In der reinen und einfachen Geſetzmäßigkeit, in welcher die Kreisgeſtalt der Sonnenſcheibe und des Vollmondes, ſowie die Kreislinie des Himmelsrandes und Meereshorizontes und die kugelige Wölbung des Firmamentes ſich der unmittelbaren Wahrnehmung darboten, in der ebenſo idealen und einfachen Geſetzmäßigkeit, in welcher die tägliche Drehung der Erde die Himmelslichter in kreisförmigen und gleichförmigen Bewegungen die Himmelsfläche entlang führte, ſodann in der hohen Vollkommenheit, in welcher der Viertelkreisbogen oder der rechte Winkel durch den Winkel zwiſchen der Lothrichtung und einer ruhenden Flüſſigkeitsoberfläche bei den früheſten Sonnenbeobachtungen mittels der lothrechten Schattenſäulen zur unmittelbaren Erſcheinung und zur meſſenden Anwendung kam, in der Geſammtheit aller ſolchen, entweder nur am Himmel gefundenen oder in den erſten Stufen *aſtronomiſcher* Geiſtesarbeit am verſtändnißvollſten gewürdigten und verwertheten Geſchenke der Wahrnehmung in der *Außenwelt* wurzelten die einfachſten und mächtigſten Anregungen zur Erſchaffung der Idealgebilde, aus denen die Mathematik in den Tiefen des Menſchengeiſtes die *Innenwelt* ihres Zahlen- und Formenreiches, dieſe unerſchöpfliche Quelle ſeeliſchen Glückes und wachſender Macht über die Erſcheinungen der *Außenwelt* aufgebaut hat.

Den erſten Weltweiſen erſchienen natürlich diejenigen Regionen der Außenwelt, in denen ſo zu ſagen die Geburtsſtätte der mathematiſchen Gebilde der Innenwelt lag, ebenfalls als eine mathematiſche Idealwelt und als der Sitz *derſelben Art von ſchöpferiſcher göttlicher Kraft*, deren die Menſchenſeele bei ihrem Aufbau jenes Zahlen- und Formenreiches ſich bewußt wurde. *Ὁ θεὸς ἀριθμητίζει* hieß es, und ebenſo wie man den täglichen Umlauf der Geſtirne ohne Weiteres als die abſolut gleichmäßige Bewegungsform, als die unabhängige Variable ſchlechtweg, deren Annahme bei dem Aufbau von beliebigen Bewegungserſcheinungen den idealen Grundbau bildet, mit anderem Wort als das von der Gottheit dargebotene Zeitmaß erklärte, ganz ebenſo nahm man auch ohne Weiteres an, daß alle Bewegungen am Himmel gleichförmige Bewegungen im Kreiſe ſeien oder ſich wenigſtens aus ſolchen zuſammenſetzten, und daß die Grundform aller Geſtaltungen im Himmelsraume die ſogenannte vollkommenſte Geſtalt, die Kugel, ſei.

Die Neigung zu der Annahme, daß jenes himmliſche oder im beſonderen Sinne göttliche Gebiet der Außenwelt nicht nur von ſtrengen, ſtetigen Geſetzen, ſondern von den *einfachſten* Zahlen- und Formengeſetzen beherrſcht ſei, fand ihre frühe Ermuthigung und Beſtätigung in einer nicht geringen Anzahl von praktiſchen Erfolgen der erſten Verallgemeinerungen von Zählungs- und Meſſungsergebniſſen im Sinne von Vorausbeſtimmungen. In Folge der großen Ferne der Himmelswelt ſtellen ſich eben nicht bloß die Geſtaltungs-, ſondern auch viele Bewegungserſcheinungen derſelben für Wahrnehmungen und Meſſungen von geringer Schärfe in überraſchender Einfachheit und Regelmäßigkeit dar.

Eine der merkwürdigsten und folgenreichsten Wendungen erfuhren jene Gedankenreihen, als die offenbar schon in sehr frühen Tagen der Menschheit gemachte Entdeckung der zahlenmäßigen Grundlage akustischer Harmonie, nämlich der Nachweis einfachster Zahlenverhältnisse in den Schwingungsbedingungen der am vollkommensten consonirenden Töne, ihren Einzug in die umfassenderen Systeme griechischer Weltweisheit hielt.

Einfache Gesetze regierten die Gestaltung und Bewegung in der Himmelswelt, ebenso einfache lagen aber auch instinctiven Wohlempfindungen der Seele, nämlich den musischen Harmonien der Tonwelt, zu Grunde. Was war näherliegend als die Annahme, daß auch in der Himmelswelt musische Harmonien erklingen müßten, und daß dieselben in dieser Idealwelt, gewissermaßen der Innenwelt einer umfassenden Seele, verwandte Glückesempfindungen hervorbringen müßten, wie der Einklang der Töne in der Menschenseele.

Es ist gar nicht zu ermessen, wie mächtig diese musische Weltanschauung im Alterthum die weitesten Gebiete des Denkens und Empfindens in bewußter und unbewußter Weise beherrscht hat. Ueberall rief sie die Neigung hervor, die Verwirklichung gewisser einfacher Zahlen- und Formenverhältnisse, besonders solcher, die eine akustisch harmonische oder irgend eine streng geometrische Bedeutung hatten, nicht bloß in der Welt menschlichen Bauens und Bildens als das edelste der Leistung, sondern auch in der Himmelswelt als das wahrste und maßgebendste der Erscheinung anzusehen.

Boeckh's Untersuchungen haben auf letzteren Punkt das hellste Licht geworfen und gezeigt, wie einfach sich zahlreiche Schwierigkeiten in der Deutung griechischer Beobachtungsergebnisse dadurch lösen, daß man anfangs in bestem Glauben die unmittelbaren Ergebnisse der Zählung und Messung in solcher Weise abzuändern suchte, daß sie in jenem Sinne harmonisch wurden.

Dieselbe Neigung zur Harmonisirung, welche durch Bethätigungen dieser Art auf astronomischem Gebiete der Entwicklung unbefangenen Naturerkennens gefährlich wurde, hat andererseits in großartiger Consequenz schon früh ein Weltbild ins Leben gerufen, dessen noch lange nicht abschließend erforschte Entwicklungsgeschichte für den Astronomen wie für den Philosophen und Historiker von unaussprechlichem Reiz ist. Ich meine die etwa ein Jahrhundert nach Plato durch Aristarch zum Abschluß gekommene erste Gestaltung des Copernicanischen Weltbildes.

Trotz aller im Einzelnen noch obwaltenden Dunkelheiten dieser merkwürdigen Entwicklung ist das Eine zweifellos, daß sie in ihren wesentlichen und entscheidenden Momenten gerade aus derjenigen Anschauung hervorging, welche die Himmelswelt nicht als einen Theil der großen und umfassenden Natur, sondern als eine mathematische Idealwelt für sich, am nächsten entsprechend der mathematischen Innenwelt der Menschenseele, ansah.

Die ganze sonstige Außenwelt, also die umgebende irdische Natur, erschien im Vergleich damit als etwas so Unreines und Trübes, von der Würde göttlicher Einrichtungen so weit Entferntes, daß man der Erde eine centrale Stellung im Weltgebäude versagen zu müssen glaubte.

Neben diesem speculativen Zweige der harmonistisch-mathematischen Weltanschauung hatte sich aber der andere strengere Zweig, welcher die Himmelserscheinungen, im Anschluß an ihre systematische Verfolgung durch Zählung und Messung, als einen strengen Aufbau aus sphärischen Gestaltungen mit gleichförmigen Drehungen und Kreisbewegungen nachzubilden bemüht war, immer höher entwickelt und insbesondere nach den Mahnungen des Aristoteles, sowie auf Grund des Erwerbes der babylonischen Beobachtungsschätze einen hohen Aufschwung genommen.

Seit dieser Zeit begann sich nun immer reicher und stetiger die herrliche Wechselwirkung zwischen astronomischer Messung und Berechnung einerseits und mathematischer Gedankenentwicklung andererseits zu entfalten.

Immer deutlicher stellte sich zwar heraus, daß die Vorgänge in der Himmelswelt sich nicht durch so einfache mathematische Elemente und Mechanismen nachbilden und vorausbestimmen ließen, wie die griechischen Weltweisen und Mathematiker gemeint hatten. Es kam sogar im Beginn der Renaissance ein Zeitpunkt, in welchem man überhaupt an der mathematischen Darstellbarkeit der Himmelserscheinungen irre wurde.

Aber gerade die Harmoniker unter den griechischen Philosophen, welche in diesem Zeitpunkt in der mittelalterlichen Geisteswelt voller bekannt wurden, halfen über diesen Moment des Zweifels hinweg, indem sie die Blicke von Neuem auf die Möglichkeit des von der Auffassung der rein mathematischen Astronomie völlig verschiedenen speculativen Bildes der Himmelswelt richteten, wie es aus der pythagoraeisch-platonischen Harmonistik hervorgegangen und in dem Geiste des Aristarch von Samos sogar zu einer Art von naturwissenschaftlicher Durchbildung gelangt war.

Als dann Copernicus und Keppler die Verständigung der rein mathematischen Astronomie mit jener harmonistischen Intuition der Griechenzeit vollzogen, waren es aber wieder gerade die tieferen Schöpfungen der griechischen Mathematiker, welche die Entwicklung der Copernicanischen Astronomie und ihre schnelle Durchbildung zur Newtonischen Lehre von der allgemeinen Anziehung mächtig förderten. Anknüpfend an das von der Astronomie gestellte Problem, auch die complicirtesten Bewegungen am Himmel durch Zusammensetzungen von gleichförmigen Kreisbewegungen darzustellen, hatten die griechischen Mathematiker auch schon den Aufbau beliebiger krummliniger Bahnen aus den einfachsten Elementen im Geiste zu vollziehen begonnen. Und als die Astronomie nach anderthalbtausendjähriger Arbeit, gemäß Appollonius Vorschriften über die Zusammensetzung der Kreisbewegungen, endlich zu dem klärenden und entscheidenden Ergebnisse von der Insufficienz dieses elementaren Verfahrens gelangt war und nun zu dem Verlangen nach höheren Darstellungsformen gedrängt wurde, fand sie die Lehre von der Ellipse, Parabel und Hyperbel als das Ergebniß schöpferischer mathematischer Vorausgestaltung fast völlig gereift zur praktischen Verwendung vor.

Alle die ergreifenden Erfolge, in denen die Himmelswelt nunmehr hielt, was das mathematische Denken versprach, trugen aufs Neue dazu bei, demjenigen Gebiete der großen umgebenden Natur, welchem die astronomische Forschung zugewandt ist, eine Ausnahmestellung innerhalb der Naturforschung zu erhalten.

Obwohl dann, während der letzten Jahrhunderte, ähnliche, zum Theil noch bedeutsamere Erfolge mathematischen Forschens auch in den Gebieten der irdischen Natur errungen wurden, Physik und Chemie sich immer strenger und sicherer der mathematischen Deutung, Vorausbestimmung und praktischen Verwerthung der Naturerscheinungen bemächtigten, macht sich doch noch um die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts bei den Astronomen in rednerischen Darlegungen der Anspruch auf jene besondere Stellung der Astronomie geltend, wenn es z. B. heißt, die Astronomie allein vermöge die Erscheinungen *strenge* mit der Theorie zu vergleichen.

Welche Bewandtniß es mit dieser Strenge hat, davon gibt die Entwicklung eines besonderen Zweiges experimenteller Forschung und mathematischer Gestaltung, nämlich der sogenannten Fehlertheorie und des durchgebildetsten Abschnittes derselben, der sogenannten Methode der kleinsten Fehlerquadrate, deutliche Kunde. Seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts aus der mathematischen Behandlung der Probleme des Zufallspieles allmälig durch gemeinsame Arbeit der Mathematiker und der Astronomen entstanden, ist diese Fehlertheorie nichts anderes als das Eingeständniß, daß es auch in der Astronomie wie bei jeder anderen Aufnahme von messenden Wahrnehmungen unmöglich ist, zu vollkommen reinen Erfahrungen zu gelangen und dieselben vollkommen streng mit der mathematischen Theorie, die an sich ein strenges, weil lediglich inneres, aus Identitäten aufgebautes Gebilde sein kann, zu vergleichen. Ueberall, in der Astronomie wie in den anderen Naturwissenschaften, spielen unbekannte oder undurchsichtige, im Einzelnen scheinbar gesetzlose Vorgänge, theils aus der Außenwelt, theils aus den leiblichen Bedingtheiten der Innenwelt stammend, in den strengen Forschungsproceß hinein, und die Fehlertheorie ist die Organisation des Kampfes und des Schutzes gegen dieselben, verbunden mit sorgsamer Beachtung Alles dessen, was in den sogenannten Fehlererscheinungen auch wieder der spürenden Nachforschung sich darbietet.

Zumal seitdem es auch im eigentlichsten Sinne eine Astrophysik und Astrochemie, nicht bloß eine Astromechanik gibt, vermag die Astronomie die uralte Würde, eine lediglich mathematische Wissenschaft oder auch nur vorzugsweise eine mathematische Naturwissenschaft zu sein, nicht länger zu behaupten.

Physik und Chemie der irdischen wie der himmlischen Erscheinungswelt beginnen immer mehr das höchste und schwierigste Arbeitsfeld für Messung und Rechnung zu werden und immer mehr der vergleichenden Anwendung der verfeinertsten und zusammengesetztesten Schöpfungen mathematischen Denkens zum Verständniß der Erscheinungen zu bedürfen, und zwar in viel höherem Grade als die astronomische Bewegungslehre, deren Probleme wegen der großen Ferne der Erscheinungen und wegen der dadurch bedingten Verhüllung einer verwirrenden Zahl von kleinsten und schnellsten Veränderungen relativ *einfache* sind.

Wenn demnach, dem jetzigen Standpuntte der Naturforschung entsprechend, eine sachgemäßere Anordnung der bezüglichen Abschnitte unseres Vorlesungsverzeichnisses durchgeführt werden sollte, so müßte die Astronomie nicht bloß ausdrücklich unter die Naturwissenschaften eingereiht werden, sondern sie müßte auch ihren Platz erst *nach* der Physik und Chemie erhalten; denn diese beiden sind

die umfassenden Naturwissenschaften, und die Astronomie ist eigentlich nur Anwendung der Physik und Chemie auf die Erscheinungen des Himmelsraumes, Physik hierbei im weitesten Sinne genommen, also auch die Mechanik der Bewegungen nach dem Anziehungsgesetze umfassend, welches ja auch große Gruppen irdischer Erscheinungen regiert.

Auf die Astronomie würden dann die Geodäsie und physikalische Geographie, die Geophysik einschließlich der Meteorologie, die Geologie und Mineralogie, endlich die Botanik und Zoologie folgen.

Sicherlich würde auch eine solche Anordnung manchen Einwürfen ausgesetzt sein, und es dürfte überhaupt rathsam sein, Aenderungen solcher Art mit großer Vorsicht und vielleicht erst dann vorzunehmen, wenn dieselben durch zahlreiche Stimmen aus den verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten anhaltend gefordert worden sind, und auch erst in solchen Zeitpunkten, in denen zugleich andere Klärungen oder Umgestaltungen erfolgt oder angezeigt sind.

Die Astronomie selber hat keinen irgendwie drängenden Anlaß, eine Veränderung der jetzigen Anordnung zu wünschen, welche unter Anderem auch den Vortheil bietet, daß die in ihrem Lehrplan unentbehrliche Fehlertheorie, welche eine rein mathematische Disciplin ist, sowie gewisse besondere Capitel rechnerisch-mathematischen Charakters von vorzugsweise astronomischer Anwendung jetzt in naher Folge den mathematischen Vorlesungen angereiht sind.

Aber auch eine andere noch wichtigere Bedeutung könnte dauernd die nähere Anknüpfung der astronomischen an die Aufführung der mathematischen Vorlesungen haben. Den kritischen Gesichtspunkten, die gegen jede Art von Ausscheidung der Astronomie aus dem Gebiete der Naturwissenschaften und gegen jede in methodischer Hinsicht exceptionelle Stellung der Astronomie innerhalb der Naturwissenschaften, als gegen eine willkürliche und eingebildete, durch die Entwicklung des Naturerkennens nicht länger gerechtfertigte Trübung des Sachverhaltes sprechen, steht eine Erwägung gegenüber, welche sich zwanglos aus meinen vorangehenden Darlegungen über das Entstehen jener Ausnahmestellung ergibt.

Die Festhaltung einer besonders engen Verbindung der Astronomie mit der Mathematik im Lehrplan der Universitäten ist aus eminent pädagogischen Rücksichten geboten. Für die Ausbildung der mathematischen Lehrer an den höheren Schulen ist es von hoher Wichtigkeit, daß sie einen gewissen Grad astronomischer Orientirung als untrennbar zu ihrem mathematischen Universitätsstudium gehörig ansehen. Gewiß kann das Studium der mathematischen Physik und insbesondere auch die Beschäftigung mit der Experimentalphysik ihnen selber mindestens dieselbe Belebung und Ergänzung des rein mathematischen Studiums gewähren als die Astronomie, aber für die jungen Seelen, auf welche der mathematische Lehrer in den höheren Schulen wirken soll, und die ihm meist so spröde gegenüberstehen, ist und bleibt das Gebiet der Himmelserscheinungen, ganz im Sinne des soeben dargelegten Eindrucks, welchen die junge Menschheit von den Himmelserscheinungen hatte, eine Idealwelt, die sie anzieht und entzückt.

Es ist damit vielleicht ähnlich bestellt, wie mit der Wiederholung gewisser Entwicklungsstadien der gesammten Lebewelt in den Entwicklungsstufen des Individuums.

Das Alterthum und sein geistiger Inhalt ist auch in diesem Sinne ewig jung und der Jugend gemäß. Nichts erscheint mehr geeignet, in unsern höheren Schulen die Theilnahme an der Mathematik zu wecken und zu nähren, den Eindruck der Willkür, der zwecklosen Quälerei, welchen erfahrungsmäßig die Anfänge mathematischen Lernens in den jungen Gemüthern hervorrufen, in freudiges Interesse zu verwandeln, als wenn man schon in sehr frühen Stadien dieses Unterrichts, mit bedeutender Einschränkung des Breittretens der Anfangsgründe, arithmetische oder geometrische Beispiele aus den Erscheinungen der Himmelswelt heranzieht und alsdann viel schneller als jetzt, immer an der Hand von einfachen Aufgaben aus der astronomischen Praxis und Forschung, zu solchen Zweigen der Mathematik aufsteigt, welche schon eine befriedigende Bearbeitung gewisser elementarer, aber in Folge der Weite ihres Horizontes in Zeit und Raum höchst weihevoller astronomischer Aufgaben gestatten.

In dieser Hinsicht sind in dem mathematischen Unterricht der höheren Schulen keine Fortschritte, sondern sogar empfindliche Rückschritte gemacht worden.

Es mag belächelt werden, wenn der Astronom in solcher Weise seine Wissenschaft als ein Mittel zur Schmackhaftmachung des mathematischen Unterrichts anpreist; aber ich bin gewiß, daß zahlreiche Urtheile und Erfahrungen von Lehrern und Schülern auf meiner Seite stehen werden. Und ich vermag auch aus der mehr als dreißig Jahre umfassenden Thätigkeit, die ich an der hiesigen Universität der Einführung in astronomisches Verständniß und der Unterweisung in astronomischer Arbeit gewidmet habe, viele Eindrücke und Erfahrungen aufzuweisen, welche mir die Gewißheit geben, daß meine Auffassung dieser Bedeutung der Astronomie im Jugendunterricht keine völlig subjective ist.

Die Stellung der Astronomie zu denjenigen Wissenschaften, welche man in besonderem Sinne die Geisteswissenschaften nennt, erhellt zum großen Theil schon aus dem Entwicklungsgange, von welchem ich in den allgemeinsten Umrissen vorhin ein Bild zu geben versucht habe. Das Werden der astronomischen Arbeit und Erkenntniß ist von Anbeginn der Culturentwicklung so innig mit allem tieferen Streben und Forschen der Menschen und mit allen Gestaltungen der Menschenseele verbunden gewesen, daß die Geschichte der Astronomie von der Geschichte der Philosophie und in gewissem Sinne auch von der Geschichte der Kunst eigentlich nicht getrennt werden kann. Ein gewisser Grad astronomischen Verständnisses ist somit für den Forscher und Lehrer fast aller Zweige der Culturgeschichte fast ebenso unerläßlich, wie für den Astronomen bei der Erforschung und Darstellung der Geschichte seiner Wissenschaft die Mitwirkung des Philosophen, des Historikers, des Philologen und des Archäologen.

Hierzu kommt die Wichtigkeit, welche die astronomische Beherrschung der Bewegungen der Himmelslichter auf Jahrtausende hinaus für die Sicherung der Zeitfolge historischer Ereignisse, überhaupt als Leuchte auf dem ganzen chronologischen Gebiete hat, eine Leistung der Astronomie, für welche andrerseits die historische und archäologische Forschung als Gegengaben unschätzbare Beiträge zu den Bewegungstheorien der Himmelslichter durch die Nachweisung althistorischer Wahrnehmungen von Finsternissen, Kometen- und Sternschnuppenerscheinungen und dergl. bereits geboten hat und noch zu bieten verheißt; Beiträge, welche be-

sonders hinsichtlich der Sonnenfinsternißberichte in den ältesten Aufzeichnungen der asiatischen Culturentwicklung außerordentlich hohe Bedeutung für fundamentale astronomische Fragen, z. B. für die Frage der Veränderlichkeit unseres Zeitmaßes, erlangen können.

Von allen Naturwissenschaften ist also die Astronomie diejenige, welche am meisten der „Universitas" des Zusammenwirkens der Wissenschaften bedarf, aber dasselbe auch in besonders hohem Grade in aller Zukunft zu erhalten und zu fördern geeignet ist.

Und gerade an diese besondere Vorbildlichkeit der Astronomie knüpft sich am zwangloseſten und einleuchtendsten, wie ich glaube, eine Betrachtung an über die vorhandenen und über die wünschenswerthen und zweckentsprechenden Verschiedenheiten zwischen der Behandlung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes auf den Universitäten und auf den technischen Hochschulen.

Mancherlei Bestrebungen sind auf Verwischung dieser Verschiedenheiten, ja sogar auf die Verschmelzung des Universitätsunterrichts und des höheren technischen Unterrichts auf naturwissenschaftlichem und mathematischem Gebiete gerichtet. Mir selber ist der aus Mißverständnissen entsprungene Vorwurf nicht erspart geblieben, daß ich Bestrebungen letzterer Richtung wenigstens mittelbar gefördert hätte, indem ich dazu geholfen, an der Universität Lehrstühle zu errichten, die eigentlich nur an die technischen Hochschulen gehört hätten.

Der wesentliche Kern der fraglichen Verschiedenheit der Aufgaben und ihrer Behandlung besteht offenbar darin, daß der mathematisch-naturwissenschaftliche Unterricht der technischen Hochschulen hauptsächlich zur unmittelbaren Anwendung der erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten in der wirthschaftlichen Arbeit und in den materiell gestaltenden Thätigkeiten verschiedenster Art ausrüsten soll. Dieser Unterricht soll sich zwar ebenfalls einen möglichst hohen Grad von echt wissenschaftlicher Durchbildung der Lernenden zum Ziel setzen; denn diese Durchbildung ist auch die sicherste Grundlage aller Solidität und Gewandtheit praktischen Könnens. Aber eben die Sicherung dieses Könnens darf und soll durchaus im Vordergrunde stehen.

Es wäre irrig, einen solchen Unterricht mit historischen, kritischen, methodologischen und erkenntniß-theoretischen Untersuchungen oder Darlegungen beladen zu wollen, ebenso wie es ein Irrthum und ein Unrecht wäre, Forschungen und Unterweisungen letzterer Art, welche einer gewissen Stille bedürfen, und welche auf naturwissenschaftlichem Felde ebenso unentbehrlich sind, wie auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften, durch die drängenden Forderungen der unmittelbaren Anwendung einschränken und verkümmern zu wollen.

Diese generelle Unterscheidung setzt aber in keiner Weise die wissenschaftliche Bedeutung des Unterrichts an den technischen Hochschulen herab.

Ganz abgesehen davon, daß bedeutenden wissenschaftlichen Männern auch auf den technischen Hochschulen durch generelle Bestimmungen und Arbeitsrichtungen keinerlei Abbruch in der eigenartigen Ausbreitung und Vertiefung ihrer Wirksamkeit nach den verschiedensten Seiten geschehen wird und darf, werden die Lehrer und Schüler der technischen Hochschulen gerade bei der vorerwähnten Fassung der Lehraufgaben häufiger bahnbrechende Forscher auf natur-

wissenschaftlichem Gebiete werden, als die Lehrer und Schüler der Universität; denn die durch jene Unterrichtsaufgaben unumgänglich erforderte höchstmögliche Vervollkommnung des technischen Apparates und der technischen Methoden führt Jenen zweifellos und erfahrungsmäßig Entdeckungen und Erfindungen hohen Ranges in reichstem Maße zu.

In weitestblickender Fürsorge hat man in Deutschland sogar darauf gehalten, an die Spitze der naturwissenschaftlich technischen Institutionen Einrichtungen zu stellen, in denen die fundamentalsten Maßbestimmungen und die zugehörigen Forschungsarbeiten höchsten Ranges eine in der vollkommensten Weise ausgerüstete und geleitete Durchführung finden sollen.

In dem stilleren Gebiete des Universitätsunterrichts werden dagegen, gefördert und ergänzt durch jene Leistungen der technischen Institutionen, im Allgemeinen in naher Fühlung mit historischen und philologischen, kritischen und philosophischen Arbeiten, die tieferen Umbildungen und Neubildungen der Grundanschauungen gedeihen, auf denen schließlich jeder entscheidende und anhaltende Fortschritt beruht.

Es ist in diesem Sinne völlig gerechtfertigt, wenn solchen Gebieten wissenschaftlicher Arbeit, welche so zu sagen ihre Sporen in der technischen Arbeit verdient haben, allmälig auch eine besondere Stellung im Universitätsunterricht geöffnet und dadurch eine umfassendere theoretische Bearbeitung gesichert wird, nachdem man sie von der anfänglich überwiegenden Gebundenheit an technische und Verwaltungsaufgaben gelöst hat.

Eine symbolisirende Vergleichung zwischen den obigen beiden Haupttypen der Forschung und des hohen Unterrichts könnte auf die Nebeneinanderstellung der prometheischen und der epimetheischen Geistesart in Goethes Festspiel Pandora hinweisen. Nicht ganz, aber doch in großen Zügen mit den soeben aufgestellten Unterscheidungen zusammentreffend, ist dort der gewaltige Vollbringer im Gebiet der Beherrschung der Naturkräfte, Prometheus, gezeichnet, während die gegensätzlichen Züge des Epimetheus zwar unentwickelter geblieben sind, aber doch wesentlich in der Charakterisirung der umfassenderen Bedachtsamkeit und des der Vergangenheit zugewandten Ernstes zu unserm Vergleiche passen.

Unser wirthschaftliches Leben und unsere Gesittung bedarf des Einen und des Andern.

Während der Unterricht der technischen (einschließlich der landwirthschaftlichen u. s. w.) Hochschulen die wirthschaftliche Stärke der Nation entwickelt, hat es die Universität hauptsächlich mit der Durchbildung aller Derjenigen zu thun, welche berufen sind, die Gesammtheit in ihrem großen wirthschaftlichen Getriebe und in ihrem wirthschaftlichen Kampfe durch Wahrung weiteren Umblicks sowie in tieferer Berücksichtigung der aus der geschichtlichen Vergangenheit erhellenden Bedingtheiten der Menschennatur und der menschlichen Gesellschaft vor Unmaß und sittlichem Verfall zu hüten und die gemeinsame Arbeit zu den edlen Zielen zu lenken, denen auch die Bemeisterung der Natur und die Production der äußeren Güter dieses Lebens an letzter Stelle zu dienen hat.

Die Universität bildet die Rechtsgelehrten und die höheren Beamten. Für dieselben ist, gegenüber dem prometheischen Ungestüm der wirthschaftlichen und

socialpolitischen Entwicklung, außer der tüchtigen Fachbildung eine starke Mitgabe epimetheischer Geistesart eine der wesentlichsten Bedingungen gedeihlichen Wirkens, nämlich diejenige Verbindung von Energie und Milde, welche durch philosophische und geschichtliche Studien, sowie durch die Berührung mit der schönen Literatur und der Kunst glücklichst genährt wird. Aber auch naturwissenschaftliche Studien, zumal Einblicke in die Methode und Kritik der Naturforschung und in ihre goldenen Lehren von den Fehlerquellen menschlichen Wahrnehmens und Urtheilens, werden eine wichtige Mitgabe für die in Rede stehenden Berufsarten sein. Durch alle diese Mitgaben, welche vorzugsweise der Universitätsunterricht bieten kann, werden gerade gegenüber der Unruhe und Hast des Erwerbs- und Verkehrslebens diejenigen höchsten leitenden Eigenschaften und Bethätigungen cultivirt, welche in der größten Energie des Menschen, in der planvollen Geduld, gipfeln.

Die Universität bildet den Arzt, für welchen neben einer gehörigen Beigabe prometheischer Energie und Virtuosität des fachmäßigen Könnens eine tief wissenschaftliche Erfassung der anthropologischen Probleme die Bedingung des reifsten und menschenfreundlichsten Wirkens gegen die schweren Leiden und Uebel des Lebenskampfes der Einzelnen und der Gesellschaft ist. Ein umfassender Einblick in die naturwissenschaftliche Arbeit und eine innige Berührung mit den Problemen und Ergebnissen der Geisteswissenschaften wird die sicherste Grundlage der Eigenschaften bilden, welche den Arzt zugleich zum Forscher und zum Wohlthäter machen.

Die Universität bildet in dem Gottesgelehrten auch den Menschenfreund, welcher durch die Vertiefung in die Denkmäler uralter Weisheit und Intuition sowie durch sonstige Studien philosophischer und historischer Art erleuchtet und auf die letzten Ziele des Menschenlebens gerichtet, sich friedenerfüllt und friedenbringend zu dem Arzt, dem Rechtsgelehrten und Beamten, als unentbehrlicher Helfer und Tröster aller Mühseligen und Beladenen, gesellt.

Die Universität bildet endlich den Lehrer der höheren Schulen, für welchen, neben einem Element pädagogischer Fertigkeit, zu seiner für die Gesammtheit entscheidend und unvergleichlich wichtigen Wirksamkeit vorzugsweise alles Dasjenige erforderlich ist, was der Universitätsunterricht nach den vorangehenden Darlegungen in besonderer Weise bieten soll; denn ihm ist die Ersatzbildung der gesammten höchsten Geisteskräfte der Nation, die immer erneute Erziehung zur Gesittung und zur Freude an den höchsten Aufgaben des Lebens vor allen Andern anvertraut.

Er bedarf am allermeisten der Stille der Seele, des Reichthums und der Tiefe der Anschauungen, welche allein einen begeisternden und wahrhaft förderlichen Einfluß auf die Jugend der höheren Schulen begründen. Gerade für ihn kann der Universitätsunterricht nicht genug an die letzten Quellen des Denkens und Wissens gehen, gerade für ihn bedarf es daher am meisten des Universitätslehrers, der viel weniger ein Pädagoge, als ein ernster und strenger Denker ist.

Aber, wenn ich zu diesen Betrachtungen über die Ziele und Leistungen des Universitätsunterrichts zum Schlusse noch ein Wort frommen Wunsches hinzufügen darf, will man *solche* Lehrer haben, dann muß man ihnen auch die ent-

sprechenden Lebens- und Arbeitsbedingungen gewähren. Man muß sie vor Ueberbürdung schützen, denn die Ueberbürdung der Lehrer ist die tiefere Ursache jeglicher Ueberbürdung der Schüler; man muß ihnen, soweit es die unumgängliche Gleichartigkeit der Einrichtungen irgend zuläßt, die vollste geistige Freiheit sichern und von der Schätzung ihrer Leistungen jeglichen der Aufgabe fremden Maßstab staatlicher oder kirchlicher Art fernhalten.

Alle Veränderungen und Verbesserungen der Einrichtungen, der Lehrpläne u. s. w. haben verhältnißmäßig geringe Bedeutung neben der großen Angelegenheit und Aufgabe, unsern höheren Schulen Lehrer zu geben und ihnen dauernd Lehrer zu erhalten, welche in sittlicher Freudigkeit unentwegt dem Ideal der Geistesbildung dienen.

Ein Thronerbe als Diplomat.

Historische Studie aus der Rheinbundszeit.

Nach archivalischen Quellen

von

Ludwig von Hirschfeld,

Kaiserl. Botschaftsrath z. D.

I.

Im Herbst des Jahres 1806, dem Zeitpunkt, mit welchem diese Studie beginnt, regierte in Mecklenburg-Schwerin Herzog Friedrich Franz I. Im reifen Mannesalter stehend, — er war am 7. December 1754 geboren, — blickte er auf eine einundzwanzigjährige Regierungszeit zurück, und diese war nicht nur eine friedliche gewesen, sondern sie hatte auch den alten Besitzstand des Landes, in welchem seine Ahnherren seit grauer Vorzeit geherrscht hatten, in vollem Umfang wieder hergestellt. Dank dem ausgezeichneten Stand der herzoglichen Kassen war es Friedrich Franz gelungen, die in früherer Zeit an Preußen verpfändeten vier Aemter Eldena, Marnitz, Plau und Wredenhagen wieder einzulösen und die im westfälischen Frieden an Schweden gekommene Stadt Wismar nebst den Aemtern Neukloster und Pöl gegen Erlegung einer Pfandsumme von 1 250 000 Thalern zurück zu erwerben. Der Herzog führte ein mildes, patriarchalisches Regiment und war im Lande überaus beliebt. Er war von heiterem, jovialem Temperament, klarem Verstande und strengem Rechtsgefühl, dabei von einer geradezu rührenden Liebe zu seinem Lande, welches er während seiner zweiundfünfzigjährigen Regierung höchst selten und dann stets nur gezwungen verließ. Eine halbfranzösische Erziehung hatte in ihm den Sinn für deutsche Eigenart nicht zu unterdrücken vermocht; vielmehr hatte sich mit zunehmendem Alter eine starke Abneigung gegen französische Staatseinrichtungen bei ihm herausgebildet. Mit norddeutscher Zähigkeit hing er an dem Hergebrachten sowohl in den eigenthümlichen Verhältnissen seines Landes als in dessen Beziehungen zu Kaiser und Reich, und sein erster großer Schmerz auf politischem Gebiete war der schmähliche Zusammenbruch der deutschen Reichseinheit und die Bildung des Rheinbunds, der die Gemeinschaft der deutschen Fürsten zerriß.

So war der Fürst geartet, den ein Act unerhörter Willkür seiner angestammten Krone beraubte und in die Verbannung trieb, der es blutenden Herzens geschehen lassen mußte, daß sein schönes Land der Schauplatz wilder Verheerungen und unsäglicher Greuel wurde, der — was vielleicht das Schwerste war — nach all' der erlittenen Unbill noch gezwungen wurde, den Schutz des übermüthigen Siegers anzurufen und jahrelang zu ertragen. Wohl mochte es in dieser Zeit der Noth und der Demüthigung Trost gewähren, daß die Mecklenburger treu zu ihrem Fürsten standen, doch mit Geduld und Entsagung allein waren die Schwierigkeiten der Lage nicht zu überwinden. Man bedurfte auch der Thatkraft, Umsicht und Gewandtheit, um in dem unnatürlichen Verhältniß, welches die Gewaltherrschaft des Imperators geschaffen, das Gefühl der Würde nicht zu verlieren und die Interessen der unterdrückten Völkerschaften, wo es nur irgend anging, zu vertreten. Auch in Mecklenburg hat es damals an Männern nicht gefehlt, welche patriotische Hingebung mit staatsmännischer Klugheit zu verbinden wußten, und deren umsichtige Dienste noch schwerere Bedrückungen von dem Lande abzuwenden vermochten, als ohnehin schon darauf lasteten. Unter diesen Männern nimmt des Herzogs ältester Sohn, der Erbprinz Friedrich Ludwig, einen hervorragenden Platz ein, und seinen bisher wenig gekannten Verdiensten sind die nachstehenden Blätter vorzugsweise gewidmet. Das dazu benutzte Material ist zum Theil dem großherzoglichen Geheimen- und Hauptarchiv zu Schwerin, zum Theil dem brieflichen Nachlaß verschiedener Mitglieder des dortigen Fürstenhauses entnommen. Ehe wir an die Katastrophe des Jahres 1806, als den Ausgangspunkt dieser Darstellung, herantreten, möchten wir noch einige, das Verständniß des Nachfolgenden erleichternde Personalnotizen voranschicken.

Herzog Friedrich Franz war seit 1775 vermählt mit einer Prinzessin von Sachsen-Gotha-Roda. Sie hatte ihrem Gemahl fünf Kinder geschenkt, vier Söhne: die Prinzen Friedrich Ludwig, Gustav, Karl und Adolf, und eine Tochter: Prinzessin Charlotte. Letztere war seit dem 11. Juni 1806 mit dem Prinzen Christian von Dänemark vermählt, demselben, der später 1839 als Christian VIII. den dänischen Königsthron bestieg. Von den jüngeren Söhnen des Herzogs stand Prinz Karl in der russischen Armee; die Prinzen Gustav und Adolf lebten am Hof ihres Vaters. Obwohl Schwerin die Hauptstadt des Landes und Sitz der Regierung war, bevorzugte der Herzog als Wohnsitz die zweite Residenz Ludwigslust, wo ein um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erbautes, prächtiges Schloß einen behaglichen Aufenthalt und die geeigneten Räume zur Entfaltung fürstlichen Gepränges gewährte. Die Vorliebe früherer Generationen für vornehm abgeschlossene Landsitze hatte diese zweite Residenz ins Leben gerufen, und die wildreichen Forsten, welche den Ort umgaben, machten die Bevorzugung dieses vor den anderen meistens ziemlich baufälligen Schlössern auch sonst erklärlich. Friedrich Franz ging daher nur selten nach Schwerin. Die Sommermonate aber brachte er regelmäßig in dem von ihm begründeten Seebade Doberan zu, welches sich unter seiner steten Fürsorge allmälig zum Weltbade und zum Vereinigungspunkt fürstlicher und vornehmer Reisenden entwickelte.

Der Erbprinz Friedrich Ludwig war am 13. Juni 1778 geboren. Er hatte die in fürstlichen Kreisen damals übliche Hofmeistererziehung genossen, dann

einige Reisen gemacht und war, kaum einundzwanzig Jahre alt, von seinem Vater nach St. Petersburg geschickt worden, um dort um die Hand der Großfürstin Helene Paulowna, Tochter Kaiser Paul's I. zu werben. Der Aufenthalt am Zarenhofe, der sich noch um acht Monate über die im October 1799 stattfindende Vermählung ausdehnte, war für den jungen Prinzen eine lehrreiche Schule. Aus den kleinen Verhältnissen des heimischen Hoflebens plötzlich auf eine der größten Weltbühnen des Jahrhunderts versetzt, gewann er Einblicke in das politische Getriebe und das diplomatische Ränkespiel, die für seine spätere Laufbahn nicht ohne Nutzen blieben. Unterstützt durch natürliche Anlagen, durch eine einnehmende Erscheinung und ein liebenswürdiges Wesen, lernte er bald sich mit Sicherheit auf dem glatten Parquet der großen Welt bewegen. Die Gabe scharfer Beobachtung, ein seltenes Sprachtalent und Gewandtheit im Ausdruck kamen ihm dabei zu Statten. Auch das Verhältniß zum Zaren, dessen unberechenbare Stimmungen rasch wechselten, und die Beziehungen zu den einflußreichen, aber argwöhnischen Palastbeamten erforderten Takt und Vorsicht. Friedrich Ludwig machte hier eine Art Lehrzeit der Diplomatie durch. Im Frühjahr 1800 führte er seine bildschöne, kaum dem Kindesalter entwachsene Gemahlin aus dem geräuschvollen Treiben des Kaiserhofes nach dem stillen Ludwigslust. Es folgten drei glückliche Jahre. Dann raffte der Tod die junge Fürstin von der Seite des trostlosen Gatten, dem sie zwei Kinder, Paul und Marie, hinterließ. Der Erbprinz empfand diesen Schlag sehr schwer. Er war eine weiche, empfindsame Natur, mit einem Hang zur Schwärmerei, ein echtes Kind seiner Zeit, rasch begeistert, aber auch leicht entmuthigt und seinem Vater sehr unähnlich. Er besaß zwar dessen klaren Verstand, auch seinen Sinn für Geschäfte, nicht aber dessen heitere Gemüthsart, Humor und nüchternes Urtheil. Nach dem Tode seiner Gemahlin suchte und fand er Trost in angestrengter Arbeit. Sein Vater übertrug ihm ein Ressort im Domänen-Departement, und er hielt sich deshalb häufig und lange in Schwerin auf. Die Regierung war eine collegialische unter dem Vorsitz des Ministers Grafen von Bassewitz. Als zweiter Minister und Vorstand der Lehns- und Domänenkammer fungirte der Freiherr von Brandenstein. Die dritte Stelle im Ministerium nahm der Geheimrath von Plessen ein. Derselbe hatte früher Mecklenburg am Regensburger Reichstage vertreten und war nach Auflösung dieser Körperschaft wieder in der Landesverwaltung beschäftigt worden. Unter den ersten Räthen des Herzogs stand er diesem persönlich am nächsten.

Von den politischen Erschütterungen und Kriegsstürmen, welche die Wende des Jahrhunderts begleiteten, war Mecklenburg bis zum October des Jahres 1806 verschont geblieben. Zwar hatten in der letzten Zeit wiederholt Durchzüge russischer und schwedischer Truppen stattgefunden, aber diese Truppen hatten das Land als neutrales Gebiet behandelt, und was sie requirirten, war bezahlt worden. In den am 25. October bezw. 25. November 1805 mit Rußland und Schweden abgeschlossenen Conventionen waren die Beträge festgesetzt worden, welche für die Verpflegung der Mannschaften, für geleistete Fuhren und Handdienste entrichtet werden sollten. Mit Ausnahme der Einquartirungslasten und der mit dem Durchzug nicht völlig disciplinirter Truppen unvermeidlichen Reclamationen er-

wuchs dem Lande aus diesen freilich zwangsweise geforderten Leistungen ein directer Schade nicht. Aber mit dem Tage von Jena zog auch für Mecklenburg ein drohendes Unwetter herauf. Blücher's Rückzug auf Lübeck lenkte ungeheure Heeresmassen seiner Verfolger nach Norden ab. Die Corps von Soult, Murat und Ponte-Corvo drangen in Mecklenburg ein. Das ganze Land war von den Franzosen überschwemmt, die, an 80 000 Mann stark, hier wie in Feindesland hausten. Am 6. November 1806 fiel Lübeck. Blücher kapitulirte, indem er seiner Unterschrift zu dem Vertrage noch die Worte hinzusetzte: „Ich capitulire, weil ich weder Munition noch Brot, noch Fourage habe." Vom 9. bis 22. November nahmen die drei französischen Heere ihren Rückmarsch durch ganz Mecklenburg nach Stettin und Berlin. Die Verpflegung der Truppen hatte bei den zahlreichen Gefechten und Eilmärschen der letzten Wochen fast ausschließlich im Wege gewaltsamer Requisitionen stattgefunden. Mißhandlung der Bevölkerung, Ausschreitungen jeder Art, Plünderung und muthwillige Zerstörung waren davon unzertrennlich gewesen, und obwohl Marschall Soult durch einen Armeebefehl vom 11. November die Schonung der Landbevölkerung auf das Nachdrücklichste anbefahl, war letztere durch die verübten Grausamkeiten schon so erbittert, daß Versprengte und Nachzügler vieler Orten heimlich erschlagen wurden.

Der Herzog und sein Hof waren in Ludwigslust unbehelligt geblieben. Am 10. November begab sich der Erbprinz im Auftrag seines Vaters nach Berlin, um bei den dortigen kaiserlichen Armeebehörden wegen Verletzung der Neutralität Protest zu erheben und für die gewaltsamen Requisitionen Entschädigung zu verlangen. Es war dies die erste der vier officiellen Sendungen, die er in dem Zeitraum von zwei Jahren successive übernahm. Nähere Berichte liegen darüber nicht vor. Wir wissen nicht, welche Schritte er in Berlin that; jedenfalls blieben sie erfolglos. Die Occupation Mecklenburgs war bereits vom Imperator beschlossen. Um die Auffindung eines Vorwands war die kaiserliche Kanzlei nicht verlegen.

Am 27. November 1806 traf in Schwerin eine Note des in Hamburg residirenden und bei den „niedersächsischen Staaten" beglaubigten französischen Gesandten von Bourienne ein, in welcher dieser dem herzoglichen Ministerium ankündigte, daß Frankreich das Herzogthum nicht länger als neutral betrachten könne, „da dasselbe den russischen Truppen nicht nur den Durchmarsch und einen langen Aufenthalt im Lande gestattet, sondern ihnen auch Unterstützung gewährt habe, was als eine natürliche Folge des engen Bündnisses zu betrachten sei, welches Mecklenburg mit Rußland verknüpfe. Ueberdies müßten die mecklenburgischen Herzöge, da sie militärische Grade in der russischen Armee bekleideten, als unter den Fahnen des hauptsächlichsten Gegners Frankreichs stehend betrachtet werden. Andrerseits nehme Rußland aus verschiedenen Gründen ein besonders hohes Interesse an Mecklenburg, und da das Petersburger Cabinet gegen alles Recht und ohne jeden Anlaß durch Besitznahme der Moldau und Walachei die Unabhängigkeit der ottomanischen Pforte verletzt habe, so sei jede Maßregel, welche dahin ziele, Compensationsobjecte in Besitz zu nehmen, eine solche, welche

die Gerechtigkeit zulasse, die Politik empfehle und das Interesse Frankreichs erheische". Deshalb habe der Gesandte zu erklären, „daß

1. Se. Majestät der Kaiser und König Mecklenburg als ein mit seinen Feinden gemeinsame Sache machendes Land betrachte und zwar auf Grund der denselben geleisteten Hülfe, und daß
2. das zukünftige Schicksal Mecklenburgs von dem Verhalten abhängen werde, welches Rußland der Moldau und Walachei gegenüber beobachte."

Waren auch derartige Gewaltakte Bonaparte's an sich nichts Ungewöhnliches, so war doch in diesem Fall der gegen Mecklenburg erhobene Vorwurf ein befremdlicher, wenn nicht gar lächerlicher. Der angekündigte Entschluß, das Herzogthum als ein Pfand für die Donaufürstenthümer in Besitz zu nehmen, erschien geradezu unerklärlich. In der Antwortnote, welche tags darauf nach Hamburg abging, hieß es denn auch: „der Herzog könne nur an das Obwalten eines Irrthums glauben. Niemals habe seit dem siebenjährigen Kriege Mecklenburg zu Rußland in irgend welcher politischen Beziehung gestanden. Während des Durchmarsches russischer Truppen im Jahre 1805 habe der Herzog einfach der Gewalt weichen müssen. Man habe den passirenden 20000 Mann nothgedrungen die requirirten Lebensmittel zu liefern gehabt, welche diese in Anerkennung der Neutralität Mecklenburgs bezahlt hätten. Man habe übrigens gegen diesen gewaltsamen Durchmarsch in einer Form protestirt, welche das Mißfallen der russischen Regierung erregt habe. Auch sei seither kein mecklenburgischer Gesandter am dortigen Hofe beglaubigt. Der Vorwurf, einen militärischen Rang in der russischen Armee zu bekleiden, könne den Herzog nicht treffen, da dieser einen solchen nicht innehabe. Der Erbprinz habe die russische Uniform, die ihm sein Schwiegervater, der Zar, seiner Zeit verliehen, aus Courtoisie nicht ablehnen können. Sein jüngerer Bruder diene in der russischen Armee, doch seien derartige Dienste deutscher Fürstensöhne in anerkannter Ueblichkeit und hätten keinen Einfluß auf die politischen Beziehungen der Staaten. Der Herzog rechne auf den gerechten Sinn des Kaisers, wenn er nach dieser wahrheitsgetreuen Darlegung der Verhältnisse auf eine Zurücknahme der angekündigten Maßregeln hoffe." Eine Abschrift des am 14. October 1805 an den russischen Befehlshaber Grafen Tolstoi gerichteten Schreibens war beigefügt, aus welchem hervorging, daß der Herzog damals volle Neutralität für sein Land beansprucht hatte.

Diese Note war kaum abgegangen, als die Avantgarde des achten Corps unter General Michaud von Hamburg aus über Ratzeburg und Gadebusch einrückte. In wenig Tagen waren die beiden Residenzen und die Hauptorte des Landes besetzt. An Widerstand war natürlich nicht zu denken. Die mecklenburgischen Truppen wurden entwaffnet und aufgelöst. Einige ihrer Offiziere blieben noch so lange im Dienst, bis die Magazine, Waffen- und Monturdepots, Pulvervorräthe u. s. w. an die französische Intendantur übergeben waren. Dann mußten auch sie ihre Degen abgeben. Auf Befehl des zum Generalgouverneur von Mecklenburg ernannten Generals Laval durfte sich Niemand mehr in mecklenburgischer Uniform auf der Straße blicken lassen. Sämmtliche Geschütze, Gewehre, Munition und Pulvervorräthe wurden nach Lenzen an die Elbe geschafft und von da auf dem Wasserwege nach Magdeburg transportirt.

Alles dies geschah mit größter Schnelligkeit und bewies die Routine der französischen Beamten. Am 9. December, also kaum acht Tage nach dem Einrücken, war die ganze Armatur Mecklenburgs fortgeschafft, und das Land von allen militärischen Hülfsmitteln entblößt. Nur in den Städten war für die Bürgerwehr, welche den Wachtdienst zu versehen hatte, eine kleine Anzahl Gewehre zurückgelassen (in Schwerin 86). Geheimrath von Plessen berichtete am 9. December an den Herzog, es sei nicht möglich, festzustellen, ob der Inhalt der Zeughäuser und Depots mitgenommen, verschenkt oder verkauft worden.

Der Herzog vermochte immer noch nicht an die Thatsache zu glauben, daß sein Land als feindliches Gebiet behandelt werde. Er war sich bewußt, keinen Anlaß zu diesem Friedensbruch gegeben zu haben, und hoffte, daß eine Aufklärung in dieser Hinsicht genügen würde, um Napoleon's Entschließungen zu ändern. Zu diesem Behuf entsandte er am 4. December den Oberhofmeister von Lützow und den Geheimrath von Müller in das kaiserliche Hauptquartier nach Posen, beide mit ausreichenden Vollmachten und mit dem Auftrag versehen, die Zurückziehung der französischen Besatzung zu erwirken. Die Gesandten nahmen ein Schreiben des Herzogs an den Kaiser Napoleon und ein solches an den Minister des Auswärtigen, Fürsten von Talleyrand, mit. In diesen von Plessen entworfenen, kurz und würdig gehaltenen Schriftstücken bat der Herzog, den Herrn von Lützow zu empfangen und dessen wahrheitsgetreuem Vortrag Glauben zu schenken. Wie weit des Herzogs Illusionen damals noch gingen, beweist die geheime Instruction, welche Lützow mitnahm. Darin war sogar von Geld- oder Gebietsentschädigungen die Rede, welche er für das Einrücken der französischen Truppen und die weggeführten Depots fordern solle. Fände er das Terrain für solche Ansprüche nicht günstig, so solle er Vorbehalte machen, gegen jeden Gebietsaustausch entschieden protestiren, falls ein solcher aber unabwendbar, nur solche Vorschläge ad referendum nehmen, die auch für die Zukunft einen gesicherten Besitzstand gewährleisteten.

Die Enttäuschung, welche den armen Herzog treffen sollte, war eine sehr harte. Seine Abgesandten wurden gar nicht angehört oder nur vorgelassen. Lützow, der auch einen Brief an den Kaiser Alexander bei sich hatte, um dessen Intervention anzurufen, erlangte nur mit Mühe die Erlaubniß, die Vorposten zu passiren, und am 22. erhielt der Herzog von dem General Laval die nachstehende, in der unverbindlichsten Form abgefaßte Ausweisungsordre:

„Herr Herzog! — Ich habe die Ehre, Ihnen mitzutheilen, daß in Folge eines durch den Marschall Mortier mir zugegangenen Befehls Sr. Majestät Sie und Ihre ganze Familie Mecklenburg zu verlassen haben. Ich kann Ihren hiesigen Aufenthalt nur bis zum Donnerstag den 26. d. M. gestatten. Ich ersuche Sie, mir das Land zu bezeichnen, in welches Sie und Ihre Familie sich zu begeben wünschen, um Ihnen dementsprechend die nöthigen Pässe zu geben.

Herr Herzog, ich habe die Ehre mit vollkommener Hochachtung zu sein

der Generalgouverneur von Mecklenburg.

Laval.

Der Herzog befand sich in Ludwigslust. Ein französischer Offizier überbrachte dies bündige Decret. Ein ähnliches Schreiben erhielt die in Schwerin residirende Herzogin Louise. Dieselbe begab sich sogleich nach Ludwigslust, um das fernere Schicksal ihres Gatten zu theilen, nachdem sie zuvor in einem

Schreiben an den Generalgouverneur ihre in Schwerin zurückbleibende Schwiegermutter, die fünfundsiebzigjährige Herzogin Charlotte Sophie, einer schonungsvollen Behandlung empfohlen hatte. Die Herzogin-Mutter bewohnte mit ihrer Schwägerin, der gleichfalls hochbetagten Prinzessin Ulrike, das Neustädtische Palais. Die beiden Fürstinnen hatten dem Gouverneur erklärt, nicht reisen zu können, und blieben auch während der französischen Occupation unbehelligt.

Herzog Friedrich Franz beantwortete die Zuschrift des Generals zunächst durch eine kurze Empfangsbestätigung, sandte aber gleichzeitig den Kammerherrn von Mecklenburg zu ihm, um seinen Rath über diejenigen Schritte einzuholen, welche eine Aenderung des kaiserlichen Befehls etwa noch herbeiführen könnten. General Laval zeigte sich theilnehmend, konnte aber natürlich nur auf die ihm zugegangene Ordre hinweisen. Ein directer Appell an den Kaiser schien ihm das einzige Mittel in dieser bedrängten Lage zu sein. Der Herzog setzte noch am folgenden Tage ein solches Schreiben an Napoleon auf. Er erklärte darin, daß er sich dem an ihn ergangenen Befehl unterwerfe, doch rufe er den Gerechtigkeitssinn des Siegers an, der nicht verkennen werde, daß sein bisheriges Verbleiben in dem occupirten Lande ein Act des Vertrauens und der Friedensliebe gewesen. Sollte er dennoch gezwungen werden, sein geliebtes Land zu verlassen, so bitte er, ihm und seiner Familie wenigstens die nöthigsten Subsistenzmittel zu gewähren, deren er schon jetzt ermangele, da sämmtliche Kassen von den französischen Behörden beschlagnahmt seien. „Möge es mir erlaubt sein, Sire," so schloß das Schreiben, „mein Land Ihrer besonderen Fürsorge zu empfehlen, ebenso meine getreuen Diener aller Klassen, welche sich sonst im tiefsten Elend befinden würden. Ew. kaiserl. und königl. Majestät würden meine Leiden mildern, wenn Sie Sich ihrer annähmen."

Mit diesem Brief sandte er seinen dritten Sohn, den damals fünfundzwanzigjährigen Prinzen Gustav, an den Marschall Mortier, der sein Hauptquartier in Anklam hatte. Kammerherr von Mecklenburg begleitete den Prinzen. Letzterer berichtete am 26. December aus Anklam:

„Gnädigster Vater! — Unsere Reise ist nicht ganz fruchtlos gewesen, und wir schmeicheln uns Ihrer gnädigen Zufriedenheit. Nach einer höchst langweiligen Fahrt sind wir heute Morgen um sieben Uhr erst hier angekommen und hatten um elf Uhr schon beim Marschall Mortier die erbetene Audienz, bei welcher wir sehr gut aufgenommen wurden, und der Marschall uns des Antheils versicherte, den er an unserer unglücklichen Lage nehme. Er würde gern Alles thun, was bei ihm stände, sie zu erleichtern, woher er auch gestattete, ihm Ihren Brief an Se. Majestät den Kaiser zu geben, dessen genaue Besorgung er über sich nehme. Auch hat er uns erlaubt, ihm ein kleines Memoire zu übergeben, worin wir ihm die hauptsächlichsten Stücke unserer Aufträge genauer detailliren, und welches ich ihm heute Mittag übergeben werde, wo wir bei ihm essen sollen. Er wird uns eine Ordre mitgeben an den Generalgouverneur oder sie ihm sonst bald zukommen lassen, daß wir ruhig in Ludwigslust bleiben können, bis Antwort vom Kaiser erfolgt. Doch da er nicht glaubt, die Erlaubniß für uns zu erhalten, daß wir in Ludwigslust auf immer bleiben können, auch wenn wir versprechen uns in nichts zu meliren, so räth er recht sehr, mit den Arrangements der Abreise fort zu fahren, damit wir nicht in Verlegenheit kommen, wenn er die erste kaiserliche Ordre erneuern müßte. Auf jeden Fall hat er uns noch die Versicherung gegeben, daß Großmama und Tante Ulrike in Schwerin bleiben

können. Ich hoffe, daß dieses Sie für den Moment wenigstens etwas beruhigen wird. Mündlich werde ich das Glück haben, Ihnen von allen Details und vom übergebenen Memoire genauer zu berichten, sowie Ihnen die kindliche Hochachtung zu versichern, mit welcher ich mich nenne

Ihren ganz gehorsamen Sohn
Gustav."

In dem Memoire, welches Herr von Mecklenburg in den Händen des Marschalls zurückließ, war namentlich auf die traurigen Folgen hingewiesen, welche durch die Occupation des Landes und die Depossedirung seines Fürsten nicht nur für alle Hof- und Staatsbeamte, die ihrer Gehalte und Pensionen verlustig gingen, sondern auch für die Inhaber der Pfandbriefe und Schatzscheine entstehen mußten. Der Herzog appellirte an die Großmuth des Siegers, indem er ihn mit beweglichen Worten bat, diese Zahlungen nicht zu sistiren und eine allgemein gehaltene, beruhigende Zusicherung zu veröffentlichen, dahin gehend, daß die Zinsen der öffentlichen Schuld auch ferner gezahlt werden sollten. Den Herzog, hieß es darin, versetze gerade dieser Gedanke in die qualvollste Unruhe. Er wäre in Verzweiflung, wenn das Unglück, das ihn niederdrücke, zugleich verhängnißvoll würde für eine so große Zahl von Personen, welche ihm ihr Vermögen anvertraut hätten. Der Herzog sei der Ansicht, daß diese Leute nicht getroffen werden dürften durch eine Staatsumwälzung, bei welcher nur ein Souverän an die Stelle des Andern trete. Einer Annahme dieses Princips werde auch Se. kaiserliche Majestät sich nicht entziehen wollen. Was die Ehre aller Fürsten anginge, könne auch einem so großmüthigen und erleuchteten Manne nicht gleichgültig sein u. s. w.

Friedrich Franz I. hatte von jeher ein höchst persönliches Regiment geführt. Er war dabei begünstigt worden durch die eigenthümliche Verfassung des Landes, von welchem der dritte Theil, als Domanium, eine Art von fürstlichem Fideicommiß darstellte und vom Landesherrn unumschränkt verwaltet wurde. Die beiden Stände, Ritter- und Landschaft, besaßen zwar weitgehende Privilegien und nahmen an der Gesetzgebung Theil, doch lag die ganze Verwaltung und Jurisdiction in den Händen der Landesregierung, und die persönliche Einwirkung des Fürsten auf die verschiedenen Bevölkerungsklassen wurde durch die allgemeine Liebe und Achtung vermehrt, die derselbe bei seinen Unterthanen genoß. In Ermangelung eines Staatsschatzes, wie eines Staatsbegriffs überhaupt, waren denn auch die Landesschulden eigentlich Personalschulden des Fürsten, für welche dieser mit dem Domanium haftete und die er aus dessen Einkünften verzinste. Der Gedanke, daß diese Rentenbriefe jetzt werthlos seien, und ihre Besitzer, meistens kleine Beamte und Privatleute, durch den Ausfall der Rente in Noth gerathen könnten, hatte für das landesväterliche Herz des edeldenkenden Fürsten etwas Drückendes. Die Stimmung in Ludwigslust war eine sehr trübe. In diesem kleinen Orte lebte Alles vom Hofe. Hunderte von Familien waren mit ihrer Existenz an seinen Bestand gebunden. Dazu kam, daß die Geldmittel selbst für den fürstlichen Haushalt zu fehlen begannen, und die Gehalte an die Dienerschaft nicht mehr ausgezahlt werden konnten.

Der Bericht des Prinzen Gustav hatte die Hoffnung neu belebt. Der Herzog schrieb einen Dankesbrief an den Marschall Mortier: es sei ein Trost für ihn,

in seinem Unglück einen Mann gefunden zu haben, der großherzig und wohlwollend an seiner traurigen Lage Antheil nehme und diese, soweit es in seinen Kräften stehe, zu erleichtern bereit sei. Dieser Dankeserguß war aber sehr wenig angebracht. Der doppelzüngige Franzose hatte den jungen Prinzen mit liebenswürdigen Phrasen und Versprechungen abgespeist, nach dessen Abreise aber dem General Laval geschrieben, er könne dem Herzog einen Aufschub der Abreise von einigen Tagen gewähren „pour regler ses affaires". Von einem Abwarten der kaiserlichen Antwort war nicht die Rede. Ja, es mußte hiernach sehr fraglich erscheinen, ob das Gesuch des Herzogs überhaupt weiter befördert war. Vergebens ließ dieser durch seine Minister dem Generalgouverneur vorstellen, daß der bis zum 4. Januar bewilligte Aufschub nicht ausreiche, um einen Courier aus Posen abzuwarten. Der General sprach sein Bedauern aus, verschanzte sich aber hinter seine Ordre, und von Marschall Mortier, an den man sich wiederum wandte, kam gar keine Antwort. In dieser Bedrängniß rieth der Minister Graf Bassewitz, den Prinzen Gustav noch einmal nach Anklam zu schicken, aber der Herzog hielt dies unter seiner Würde. Auch das Anrufen einer Intervention Oesterreichs und Dänemarks, wozu der Minister drängte, erschien ihm vorläufig aussichtslos, wenigstens soweit es sich um eine Vermeidung der Abreise handelte. Für diese wurden nunmehr alle Vorbereitungen getroffen. Der Herzog bestimmte, daß ihn der Major und Kammerherr von Boddien und der Stallmeister von Bülow begleiten sollten. Außerdem folgten ihm der Geheimrath von Plessen und der Hofsecretär Kentzler in die Verbannung. Von der zahlreichen Dienerschaft wurden nur einige Personen mitgenommen.

Der Herzog beantragte bei dem Generalgouverneur die Auszahlung eines monatlichen Aversums von eintausend Louisd'or für seinen persönlichen Unterhalt im Auslande und die Verabfolgung der Apanagen an die zurückbleibenden Mitglieder des fürstlichen Hauses. Der Gouverneur erklärte indessen, daß er hierüber erst die Befehle des Kaisers einholen müsse. Der Einwand des Herzogs, daß, wenn er der Ausweisung aus seinem Lande Folge leiste, man ihm doch auch die Mittel gewähren müsse, dieser Verfügung nachzukommen, blieb unberücksichtigt. Mit Mühe gelang es den Ministern, wenigstens die einmalige Auszahlung eines „Reisegeldes" von eintausend Louisd'or zu erwirken, da es dem Herzog thatsächlich an Barmitteln gebrach. General Laval bewies übrigens in dieser peinlichen Lage persönlichen Takt und Mitgefühl. Graf Bassewitz berichtete am 4. Januar: „Gestern habe ich mehrmalen von dem Gouverneur Laval die Aeußerung gehört, daß die Restitution der herzoglichen Lande gar keinen Zweifel litte, und daß er für die sorgfältigste Erhaltung alles Desjenigen, was Ew. Herzogliche Durchlaucht im Schlosse und sonst zurücklassen würden, gewissenhaft sorgen würde, um dadurch seine aufrichtige Theilnahme zu bethätigen." Indessen wurden diese wohlwollenden Intentionen später keineswegs eingehalten. Zwar blieb das Mobiliar der herzoglichen Schlösser intact, doch wurde ein großer Theil der Kunstschätze, namentlich Gobelins, Broncen und vor Allem die werthvolle von den früheren Herzogen gesammelte Gemäldegalerie nach Paris geschickt und — wie wir zur Ehre des Generals annehmen wollen — in Folge höheren Befehls. Diese Gegenstände wurden erst im Herbst 1815 nach dem zweiten Pariser Frieden wieder zurückgegeben.

Am Morgen seiner Abreise richtete Friedrich Franz noch an den Minister Grafen von Bassewitz das nachstehende Schreiben:

„Ludwigslust, den 8. Januar 1807.

Mein lieber Graf! — Da ich heute durch die Gewalt des Mächtigeren dem schrecklichen Augenblick entgegengehe, von Mutter, Anverwandten, von meinem geliebten Vaterlande und von meinen getreuen Dienern getrennt zu werden, so halte ich es für meine heiligste Pflicht, Ihnen als erstem Minister, Mein ganzes Land, insbesondere Meine ganze Dienerschaft, vom Vornehmsten bis zum Geringsten, zur besten Fürsorge zu empfehlen. Die Mehrsten werden durch meine Entfernung an den Bettelstab gebracht. Thun Sie, lieber Graf, was in Ihren Kräften steht, die Leute aus dem Unglück zu retten. Stellen Sie dem Gouverneur und dem Intendanten die letzten Wünsche eines Tiefbetümmerten vor. Die Verwaltung und Leitung der Regierung Meines unglücklichen Landes empfehle ich Ihnen auf das Beste. Fahren Sie fort, Ihrem Vaterlande nützlich zu sein, wie Sie es immer gewesen, so werden Sie den Segen des Höchsten einernten! Nun, bester Graf, empfiehlt sich Ihr schuldloser, unglücklicher Herr Ihrem besten Andenken. Suchen Sie, soviel Sie können, für Mich zu sorgen nach aller Art; Gott wird der reiche Vergelter aller Ihrer Bemühungen sein. Er segne Sie, er segne alle Meine getreuen Diener und Unterthanen! Mein Herz bricht vor Schmerz, daß ich ein Volk verlassen soll, was Mich liebt; allein Gott will es, sein Wille geschehe! —

Ich bin mit der aufrichtigsten Werthschätzung Ihr getreuester Freund
Friedrich Franz."

Schweren Herzens bestieg der Herzog mit seiner Gemahlin den Reisewagen und verließ das Schloß seiner Väter, das er einundzwanzig Jahre als regierender Herr bewohnt. In dem nachfolgenden Wagen befanden sich der Erbprinz mit seinen Kindern und deren Hofmeisterin, Fräulein von Mecklenburg, Prinz Gustav, die Herren des Gefolges und die Dienerschaft. Die Fahrt ging auf der sandigen Landstraße über Redefin und Boizenburg nach Hamburg. Chausseen gab es damals in Mecklenburg noch nicht. Die erste Kunststraße dieser Art, welche, von Berlin nach Hamburg führend, einen Theil des Landes durchschnitt, wurde erst 1826 fertig gestellt. Am 10. Januar Abends erreichte die kleine Reisegesellschaft Altona, wo zunächst in einem Gasthof Quartier genommen, und einige Tage später ein an der Palmaille gelegenes, dem Herrn John Blacker gehöriges Haus bezogen wurde. Dasselbe war vollständig möblirt. Der auf sechs Monate vereinbarte Miethspreis betrug viertausend Mark. Die herzogliche Familie lebte hier in strengster Zurückgezogenheit. Die Lebensweise war äußerst einfach. Aber diese Entbehrungen waren leicht zu ertragen, gedachte man der materiellen Nothlage im Vaterlande, die immer drückender wurde.

Das französische Gouvernement hatte, wie dies meistens bei der Occupation fremden Staatsgebietes geschah, die herzoglichen und Landesbehörden bei Bestand gelassen, mischte sich auch nicht in die inneren Angelegenheiten der Verwaltung. Aber es störte indirect deren Organismus durch unausgesetzte Eingriffe in das Finanzwesen, durch Einforderung von Contributionen, Beschlagnahme der Kassenbestände und Ausschreibung von Lieferungen. Zu Ende Januar berichtete Graf Bassewitz an den Herzog, mit dem er in fortgesetztem Briefwechsel stand, daß kein Geld mehr vorhanden sei, um diese Lieferungen bar zu bezahlen, und daß man sie jetzt mit Gewalt eintreiben müsse. Auf dem platten Lande zog man den Gutsherren und Bauern Pferde und Vieh aus dem Stalle; die dafür aus-

gegebenen Bons waren zunächst werthlos. Es fehlte bald an Betriebsmitteln für die Ackerbestellung. Von den Schäden, welche die sechsmonatliche Fremdherrschaft damals der Landwirthschaft zugefügt, hat Mecklenburg sich erst nach zwei Decennien zu erholen vermocht. Mit dem 1. Februar hörte auch die Zahlung der Löhnung an die entlassenen Militärmannschaften auf. Diese harte Maßregel sollte vor Allem die französischen Werbungen begünstigen. In der That trieben Hunger und Kälte, der Arbeitsmangel mitten im Winter, viele Individuen zu den Werbebureaus, die überall im Lande errichtet waren. Die Anträge des Herzogs um weitere Gewährung von Subsistenzmitteln blieben unbeachtet. Marschall Mortier ließ selbst die Anfragen und Berichte des Generals Laval unbeantwortet. Aber in dieser Zeit allgemeiner Noth zeigte es sich, welch' enges Band den Fürsten mit seinen Ständen vereinte. Am 5. Februar überbrachten die Landräthe von Vieregge und von Flotow dem Herzog in Altona Namens der Ritterschaft die Summe von viertausend Thalern zur Bestreitung seiner Privatausgaben. Die Landschaft folgte bald diesem Beispiel und übersandte am 2. April durch die Bürgermeister Sibeth-Güstrow und Wennmohsen-Grabow die gleiche Summe. Derartige Zuwendungen wiederholten sich noch mehrmals, und zwar seitens der Ritterschaft am 22. April und 18. Juli, seitens der Stadt Rostock am 12. Mai und seitens der Landschaft am 24. Juli. Auch der Herzogin wurden zweitausend Thaler zugestellt. Diese Beträge waren nur gerade ausreichend für den Unterhalt der fürstlichen Familie. Es konnte wenig davon an die Nothleidenden in der Heimath abgegeben werden. Um so gerührter war der Herzog über das Eintreffen einer reichen Beihülfe, die ihm unerbeten und unvermuthet von Seiten des Kaisers von Rußland zuging.

Dem Oberhofmeister von Lützow war es endlich gelungen, durch die französischen Vorposten zu dringen und seine Reise nach Petersburg fortzusetzen. Mitten im strengsten Winter war diese Fahrt äußerst beschwerlich. Anfangs Februar traf Lützow in Petersburg ein. Zar Alexander nahm ihn gütig auf und beantwortete das Schreiben des Herzogs sogleich durch den nachstehenden Brief, der auf dem Seewege nach Altona befördert wurde:

„St. Petersburg, den 7. Februar 1807.

Mein Herr Vetter! — Der Baron von Lützow hat mir den Brief richtig übergeben, mit welchem Ew. Durchlaucht ihn betraut hatten. Mit sehr schmerzlichen Empfindungen erfüllt mich die Nachricht von der peinlichen Lage, in welche Ew. Durchlaucht durch die Verleugnung jedweden Princips der Ehrenhaftigkeit und Gerechtigkeit seitens der französischen Regierung sich versetzt sehen. Dieses System ist die wahre Quelle des empörenden, gegen Höchst-Sie gerichteten Verfahrens, und wenn Ew. Durchlaucht das letztere nur einen Augenblick den Gründen zuschreiben konnten, welche die Note des Herrn Bourienne angibt, so zweifle ich doch nicht, daß Sie sich im Hinblick auf so viel ähnliche Beispiele bald überzeugt haben werden, wie der Einmarsch meiner Truppen in die Moldau nur ein eitler Vorwand ist, mit welchem die französische Regierung diesen neuen Act der Ungerechtigkeit bemänteln zu können glaubt. In Ermangelung desselben würde sie um die Auffindung eines andern nicht verlegen gewesen sein.

Ich bitte Ew. Durchlaucht, an dem lebhaften und zärtlichen Interesse nicht zu zweifeln, welches ich nie aufhören werde, Höchst Ihrem Hause zuzuwenden. Aber ich überlasse es Ihrem eigenen Urtheil, ob, selbst in dem Fall, wo ich mich beim Chef

der französischen Regierung verwenden könnte, eine solche Demarche meinerseits nicht eher dazu beitragen würde, das Ungemach, das auf Ihnen lastet, zu vermehren, anstatt Ihre und Ihrer Unterthanen Lage zu verbessern. Es wird mir demnach erst unter günstigeren Verhältnissen möglich sein, mich mit einem Gegenstand zu beschäftigen, an dem ich so lebhaften Antheil nehme, und Ew. Durchlaucht mögen überzeugt sein, daß ich die Gelegenheit dazu mit Eifer ergreifen werde.

Ich bin, mein Herr Vetter, mit dem Gefühl der vollkommensten Hochachtung Ew. Durchlaucht sehr ergebener Vetter Alexander."

Mehr war im Grunde nicht zu erwarten gewesen, und eine Intervention bei Napoleon zu einer Zeit, wo die russischen und französischen Streitkräfte sich gegenüber standen, natürlich unausführbar. Aber die guten Absichten Alexander's blieben für die Zukunft immerhin werthvoll. Ein zweites, sehr warm gehaltenes Schreiben an seinen Schwager, den Erbprinzen Friedrich Ludwig, gab der Zar am 16. März dem nach Altona zurückkehrenden Herrn von Lützow mit.

„Ich schmeichle mir," hieß es darin, „daß Sie mich genugsam kennen, um die Gewißheit zu haben, daß ich nichts versäumen werde, um, sobald es mir möglich ist, dafür zu wirken, daß die Unbill, deren Opfer Sie sind, wieder gut gemacht werde."

In zarter Weise besagte ein Postscriptum:

„Ich füge hier zur Erleichterung Ihrer gegenwärtigen Lage einen Creditbrief bei, den ich Sie bitte, in Berücksichtigung der wahren Freundschaft, mit welcher er angeboten wird, anzunehmen und zu verwerthen."

Die Höhe der Summe ist aus den Acten nicht ersichtlich, doch muß sie beträchtlich gewesen sein, denn der Prinz äußerte in seinem Dankschreiben vom 16. Mai:

„Die Hülfe, Sire, welche Sie mir gewährt haben, hat mich in den Stand gesetzt, die Thränen vieler Familien zu trocknen, welche mich als einzigste Stütze haben und die sonst dem bittersten Elend preisgegeben wären. Ew. Majestät hat mir die Ruhe des Herzens wiedergegeben! Sie hat so viele Gemüther von Verzweiflung gerettet, und die Segenswünsche der Getrösteten werden ohne Zweifel einigen Werth haben für ein Herz, das edel und mitleidsvoll ist wie das Ihrige!"

Kaiser Alexander hegte für seinen Schwager eine aufrichtige Freundschaft. Beide verband die liebevolle Erinnerung an die in ihrer Jugendblüthe dahingeraffte Helene Paulowna. Alexander hatte durch Herrn von Lützow dem Erbprinzen anbieten lassen, mit seinen beiden Kindern, Paul und Marie, nach Petersburg zu kommen, wo die Kaiserin-Mutter bereit war, die Enkelkinder unter ihre Obhut zu nehmen. Aber Friedrich Ludwig konnte sich nicht entschließen, seine Eltern in ihrem traurigen Exil zu verlassen. Er bat den Kaiser, ihm zu erlauben, seinen Besuch für einen gelegeneren Zeitpunkt zu vertagen, und dieser Plan wurde auch, wie wir sehen werden, bald darauf ausgeführt.

Inzwischen hatten die mecklenburgischen Stände kurz nach der Ausweisung des Herzogs eine Deputation an den Kaiser Napoleon geschickt, welche dem Gewalthaber eine Petition um Rückberufung des verbannten Landesherrn vorlegen sollte. An der Spitze dieser Deputation, welche ihre Reise von Rostock aus am 3. Februar antrat, stand der Oberhofmarschall und Geheimrath von Bülow-Düssin. Die vom engeren Ausschuß der Ritter- und Landschaft mitgegebene Bittschrift lautete wie folgt:

„Sire! — Nachdem die Besitzergreifung Mecklenburgs im Auftrage Napoleons, Kaisers von Frankreich und Königs von Italien, vollzogen worden, fühlen sich die Stände des Landes gedrängt, die Hülfe dieses mächtigen Monarchen anzurufen. Die Herren Gutsbesitzer von Bülow und von Preen, der Bürgermeister der Stadt Parchim, Löscher und der Syndicus der Stadt Boizenburg, Rönneberg sind beauftragt, zu den Füßen Ew. Kaiserlichen und Königlichen Majestät unsere ehrfurchtsvollsten Huldigungen niederzulegen.

„Ew. Majestät wollen die Bitten eines Volkes gnädigst berücksichtigen, welches jetzt unter Dero Herrschaft steht! Mildern Sie, Sire, durch Ihre Huld die drückende Lage, unter der wir seufzen. Geben Sie uns die theuren Nachkommen eines erlauchten Hauses zurück, welches so lange für das Glück und Gedeihen unseres Landes wirkte, und wir werden den Himmel anflehen, die kostbaren Tage Ew. Kaiserlichen und Königlichen Majestät zu segnen und zu bewahren.

„Wir zeichnen mit tiefster Ehrfurcht als Ew. Kaiserlichen und Königlichen Majestät

ehrerbietigste und unterthänigste Landräthe
und
Deputirte zum Engern Ausschuß der mecklenburgischen Stände
v. Levetzow. Spalding."

Die Deputation begab sich zuerst nach Greifswald, ins Hauptquartier des Marschalls Mortier, und dann über Berlin nach Warschau, von wo sie sehr bald unverrichteter Sache wieder heimkehrte.

Ebenso vergeblich waren die Schritte, welche Herzog Friedrich Franz bei einigen Monarchen that, um eine Intervention zu seinen Gunsten herbeizuführen. Gleich nach seiner Ankunft in Altona hatte er dem Prinzen Friedrich von Dänemark, welcher seit 1784 an Stelle des geisteskranken Königs Christian VII. die Regierung führte, sein Eintreffen auf dänischem Gebiete angezeigt und sich unter seinen Schutz gestellt. Zwischen den beiden Fürstenhäusern bestanden verwandtschaftliche Beziehungen. Schon die Gemahlin des 1805 verstorbenen Erbprinzen Friedrich von Dänemark war eine Prinzessin aus dem Schweriner Hause gewesen, und auch ihr Sohn, Prinz Christian, der damals in Plön residirte, hatte sich, wie wir wissen, erst kürzlich mit der einzigen Tochter des Herzogs Friedrich Franz vermählt.

(Diese Ehe war sehr unglücklich und wurde bereits nach wenigen Jahren, 1812 gelöst. Die geschiedene Prinzessin zerfiel auch mit ihrer eigenen Familie, führte ein unstetes Leben, trat zum Katholicismus über und starb 1840 zu Rom. Auch der einzige Sohn dieser Ehe und Enkel des alten Herzogs, der nachmalige König Friedrich VII., welcher 1841 eine mecklenburgische Prinzessin, diesmal aus dem Strelitzer Hause, heimführte, wurde einige Jahre später von dieser Gemahlin geschieden.)

In seiner Antwort vom 12. Januar versicherte der Regent den verbannten Herzog der unbedingten Sicherheit auf dänischem Gebiete, erklärte aber wegen der getrübten Beziehungen zum französischen Hofe, zu irgend welcher Intervention nicht in der Lage zu sein. Dagegen hatte der König von Holland durch seinen in Hamburg residirenden Geschäftsträger Reinhold dem Herzog seine guten Dienste anbieten lassen und unterstützte auch wirklich auf dessen Wunsch die Bittschrift der mecklenburgischen Stände durch ein an seinen Bruder Napoleon gerichtetes

Schreiben. Der Imperator war aber bekanntlich nicht der Mann, den Vorstellungen seiner Angehörigen irgend welche Bedeutung beizulegen. Auch diese Demarche hatte daher nicht die geringste Wirkung.

Zu den ungeheueren Lasten, welche die Fremdherrschaft dem Lande auferlegte, kamen nun auch noch die willkürlichen Bedrückungen französischer Befehlshaber und Beamten, sowie die betrügerischen Acte, durch welche einzelne Individuen die ungeordneten Zustände für eigenen Vortheil auszubeuten suchten. So hatte z. B. der großherzoglich bergische Postdirector Desmoulins in Hamburg mit einigen dänischen Kaufleuten einen geheimen Vertrag geschlossen, laut welchem er von dem französischen Gouvernement in Schwerin durch Scheinkauf einen Theil der an der Elbe gelegenen herzoglichen Waldungen erwerben und von den Kaufleuten die Hälfte des durch Abholzung erlösten Betrages einstreichen sollte. Die dänischen Fahrzeuge waren die einzigen, denen noch die Schiffahrt auf der Unterelbe freistand. Dieser schwindelhafte Anschlag wurde noch rechtzeitig entdeckt und mit Hülfe der dänischen Regierung vereitelt.

Nach einer amtlichen Zusammenstellung, welche von den herzoglichen Registratoren Buchholz und Paschen verfaßt und mit Belegen ausgestattet wurde, beliefen sich die „Schäden und Kosten, welche vom Einmarsch der Franzosen 1806 bis zum 10. Februar 1807 (also in weniger als drei Monaten) verursacht wurden", auf 7306723 Thaler 32 Groschen. Hiervon entfielen für „irreguläre Ernährung der Truppen, Plünderungen, Exactionen" auf das Domanium 1466758, auf die Ritterschaft 2213277, auf die Städte und Stadtgüter 2826687 Thaler, während der Rest von circa 800000 Thalern die Beschlagnahme der Kassen und den Verlust an Revenuen und Effecten des herzoglichen Hauses betraf. Dieser Betrag von rund 7,3 Millionen Thalern oder circa 27,3 Millionen Franken erhöhte sich vom 18. Februar bis zum Juli, d. h. bis zum Ende der Occupation, auf circa 33 Millionen Franken.

Dazu kamen nun noch die regulären Lieferungen an die französische Armee, an Pferden, Rindvieh, Schuhwerk, Getreide, Branntwein und sonstigen Verpflegungsbedürfnissen mit 1290510, die Unterhaltung des Gouvernements mit 37060, die Schanzarbeiten, Stellung von Matrosen, Fahrzeugen ꝛc. mit 68516, die rauhen Fouragen, Gespanndienste ꝛc. mit 290250 Thalern, im Ganzen 1686336 Thaler oder circa 6,3 Millionen Franken. Ueber alle diese Schäden und Verluste befinden sich in den Acten genau specificirte Listen, welche auf Grund amtlicher Erhebungen seitens der Landescredit-Commission aufgestellt worden sind. Alles in Allem belief sich diese Schadensrechnung zur Zeit des Tilsiter Friedens auf etwa vierzig Millionen Franken, für ein Land von der Größe Mecklenburgs mit circa 340000 Einwohnern eine enorme Summe.

Diese Last war um so drückender, als die Naturallieferungen an Pferden und Vieh einer ackerbautreibenden Bevölkerung die nöthigsten Betriebsmittel entzogen. Die französischen Anforderungen waren in dieser Hinsicht geradezu exorbitant und für die Landwirthschaft vernichtend. So wurden z. B. in den ersten sechs Monaten des Jahres 1807 2150 Reitpferde für die Cavallerie, 20000 Centner Rindfleisch in lebendigen Ochsen und 6000 Centner geschlachtetes Vieh geliefert, ferner 20000 Centner Weizen und Roggen und 75000 Pinten Brannt-

wein. Bei den Lieferungsverträgen wurden von Seiten der französischen Unterbeamten häufig insgeheim Zwangscontracte oder sogenannte marchés d'urgence abgeschlossen, welche selbst vom französischen Gouvernement nicht gebilligt worden wären, hätte dieses davon Kenntniß gehabt. Das Land war aufs Aeußerste erschöpft, aber auch die Stunde der Erlösung nahe.

Am 14. Juni endete mit der russischen Niederlage bei Friedland der Krieg. Kaiser Alexander's Muth brach nach diesem Schlage plötzlich zusammen, obwohl sein Land vom Feinde noch unberührt, seine militärische Macht keineswegs erschüttert war. Aber Großfürst Constantin und die ihm verbündete Hofclique drängten zum Frieden. Der Zar bot dem Sieger einen Waffenstillstand an, den dieser bereitwilligst annahm. Zu den Forderungen, welche Alexander für den Friedensabschluß stellte, gehörte die Wiedereinsetzung des Schweriner Fürstenhauses in seine Rechte. Napoleon ging darauf ein. Die erste Nachricht dieser unerwartet günstigen Wendung brachte ein Schreiben des commissaire ordonnateur en chef Morand aus Pasewalk vom 17. Juli, welches in Schwerin am 20. eintraf und dem dortigen Gouvernement anzeigte, daß das herzogliche Landesgebiet fortan als neutral zu betrachten sei und sich in dieser Rücksicht bei den etwa noch nöthigen Erfordernissen der französischen Truppen einer angemessenen und schonenden Behandlung zu erfreuen haben werde. Man solle sich daher des Ausdrucks „Requisition" hinfort nicht mehr bedienen, auch seien alle „Vexationen und ungehörigen Forderungen strengstens zu vermeiden". Die Freude über diese Nachricht wurde zwar gleich wieder zerstört durch die Weigerung des Generals Laval, diesem Befehl nachzukommen. Derselbe erklärte dem Grafen Bassewitz, es müsse hier ein Mißverständniß vorliegen. Das Schreiben sei wahrscheinlich für Strelitz bestimmt und nur irrthümlich nach Schwerin gelangt. Die Vergünstigung beziehe sich demnach auf den Strelitzer, nicht auf den Schweriner Landestheil. Zu dieser befremdlichen Auslegung war der General vermuthlich durch die Annahme bestimmt, daß bei den Waffenstillstandsverhandlungen, von denen das Gerücht bereits nach Mecklenburg gedrungen war, die nahe Verwandtschaft zwischen dem preußischen und Strelitzer Fürstenhause eine Begünstigung des letzteren bewirkt habe. Auch Graf Bassewitz fühlte sich beunruhigt. Er bestritt zwar entschieden die Möglichkeit eines Irrthums bei einem so wichtigen Act — das Briefcouvert trug deutlich die Aufschrift: Suérin — doch bestand General Laval auf seiner Weigerung. Alle Zweifel schwanden indessen, als am 5. Juli in Altona ein Courier eintraf, der dem Erbprinzen nachstehendes Schreiben des Kaisers Alexander überbrachte:

„Tilsit, den 27. Juni 1807.

Mein lieber Bruder! — Bei der erfreulichen Annäherung, welche sich soeben zwischen dem Kaiser der Franzosen und mir vollzogen hat, war einer der ersten Gegenstände meiner Fürsorge derjenige, mich mit den Interessen Ihres Hauses zu beschäftigen. Meine Wünsche dieserhalb sind in Erfüllung gegangen, und ich beeile mich, Ihnen die Duplicate der Ordres zu übersenden, welche an den in Mecklenburg stehenden, französischen Befehlshaber ergangen sind. Bitte, übergeben Sie dieselben dem Herzog, Ihrem Vater, damit sie durch ihn an ihre Bestimmung gelangen. Ich bin hocherfreut Ihnen nützlich gewesen sein und Ihnen einen neuen Beweis haben geben zu können von der aufrichtigen Freundschaft, die ich Ihnen persönlich entgegenbringe.

Ganz der Ihrige! Alexander."

Die Ordre, auf welche der Kaiser Bezug nahm, war von dem Chef des kaiserlichen Stabes, Marschall Berthier, gleichfalls unter dem Datum des 27. Juni an General Laval gerichtet. Sie wies denselben an, sofort nach Eingang dieses Befehls den Herzog wieder in den Besitz seiner Staaten zu setzen und ihm Alles wieder auszuliefern, was von seinem oder seiner Unterthanen Eigenthum etwa beschlagnahmt worden sei. Die französischen Civil- und Militärbehörden sollten ihre Functionen sofort niederlegen und die mecklenburgischen ihre Befugnisse uneingeschränkt auszuüben berechtigt sein. „Endlich," hieß es am Schluß, „werden Sie in Zukunft, General, den Herzog von Mecklenburg wie einen Souverän zu betrachten haben, an welchem der Kaiser ein ganz besonderes Interesse nimmt."

Das war mehr, als man erwartet hatte. In Schwerin traf nun auch die Ordre aus dem kaiserlichen Hauptquartier direct ein. Die Nachricht von dem so plötzlichen Umschwung der Lage verbreitete sich rasch durch das Land und erregte überall stürmischen Jubel. Die lang verhaltene Erbitterung gegen die Franzosen würde sich wohl in gefährlichen Demonstrationen und Ausschreitungen Luft gemacht haben, hätte nicht die Besatzung des Landes noch immer etwa 26000 Mann betragen. Aber die Freude der Bevölkerung über die Rückkehr des geliebten Landesherrn zeigte sich doch unverhohlen. „Die Franzosen," schrieb die hochbetagte Herzogin-Mutter am 6. Juli an ihren Sohn, „und alle andern Truppen, welche bei uns durchmarschiren, geben ihrem Erstaunen Ausdruck über die Anhänglichkeit, welche alle Mecklenburger ihrem Herrn bezeigen. Hätten Sie, lieber Sohn, Zeuge sein können von den zahlreichen Beweisen dieser Anhänglichkeit, so wären Sie dadurch gerührt worden; aber Sie werden noch Gelegenheit finden, sich davon zu überzeugen, und ich bin sicher, daß Sie als Landesvater gegen Niemand ein Vorurtheil in dieser Hinsicht hegen und nach Ihrer Rückkehr Alle nur glücklich machen werden. Kommen Sie nur bald, lieber Sohn. Wie innig dankbar müssen wir dem höchsten Wesen sein, welches unsere Gebete erhört und unseren Leiden ein Ziel gesetzt hat in einem Augenblick, wo man es noch gar nicht zu hoffen wagen durfte. Mögen unsere Herzen ihm ewig erkenntlich bleiben! Dies ist die Opfergabe, die vor seinen Augen am meisten Wohlgefallen findet! ..."

Der Herzog beschloß, sich zum Zeichen, daß er die Regierung übernehme, nach Schwerin und Ludwigslust zu begeben, dann aber noch für kurze Zeit nach Altona zurückzukehren. Vorher waren noch einige Schreiben zu erledigen. Keines derselben mag dem alten Herrn zu unterzeichnen so schwer geworden sein, als das von Plessen aufgesetzte, in welchem er dem verhaßten Imperator für die Wiedergabe seines rechtmäßigen Eigenthums zu danken und für die Zukunft dessen Schutz nachzusuchen genöthigt war. Doch war dieses Schreiben in so zurückhaltender Form abgefaßt, als der phrasenhafte Kurialstil der damaligen Zeit nur irgendwie zuließ. Dagegen kam dem Herzog der Dank vom Herzen, den er seinem mächtigen Freund, dem Zaren, in warmen Worten ausdrückte. Er schrieb am 7. Juli aus Altona:

„Sire! — Mit welchen Ausdrücken könnte ich die Empfindungen der tiefsten Dankbarkeit zu erkennen geben, welche mein Herz in Ansehung der Beweise des hohen Wohlwollens und gnädigen Gedenkens erfüllen, die Ew. Kaiserliche Majestät für mein

Haus an den Tag legten; und dies in einem Augenblick, wo Höchstdieselben im Begriffe standen, sich mit den wichtigsten Interessen der hohen Politik und mit der allgemeinen Pacification Europas zu beschäftigen. Sire! Sie halten das Glück aller Völker in Ihrer Hand. Aber Ew. Majestät haben insbesondere mein Haus und meine Lande zu unwandelbarer Ergebenheit verpflichtet durch die edle und großherzige Art, mit der Sie uns unsere Existenz wiedergegeben haben. . . . . Ew. Majestät wolle mir gestatten, meinen Sohn, den Erbprinzen zu Höchst-Ihnen zu senden, um persönlich meine ehrerbietigsten Huldigungen zu überbringen. Er wird, durchdrungen von den Empfindungen, die ihn selbst für Ew. Majestät beseelen, der beste Dolmetscher der Gefühle meiner aufrichtigen und treuen Ergebenheit sein. . . . . .

Indem ich meine Wünsche und Interessen, wie überhaupt mein ganzes Geschick in Höchst-Ihre Hände lege, wage ich, gestützt auf Ew. Majestät mächtigen Schutz, mich der Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft und eine weniger peinliche Lage hinzugeben.

Ich bitte Ew. Majestät, die Versicherungen der tiefsten Ehrfurcht und der unverbrüchlichen Anhänglichkeit zu genehmigen, mit welchen ich zu verharren die Ehre habe als Ew. Majestät sehr ergebener Vetter und gehorsamer Diener

Friedrich Franz,
Herzog von Mecklenburg-Schwerin."

Der Erbprinz, dessen Ankunft dieser Brief meldete, trat seine Reise am 7. Juli an und nahm seinen Weg über Schwerin, Anklam und Danzig zunächst nach Tilsit, wo er die Monarchen noch zu finden hoffte. Er war begleitet von seinem Hofchef, dem Kammerherrn von Oertzen, und dem russischen Feldjäger, der den Brief des Zaren überbracht hatte. Der Herzog selbst verließ Altona am 10., — seine Familie blieb dort noch zurück, — übernachtete in Boizenburg und hielt am 11. seinen feierlichen Einzug in Schwerin. Alle Orte, die er auf der Fahrt berührte, waren festlich geschmückt. Ueberall strömte die Landbevölkerung herbei und stellte sich am Wege auf, um den heimkehrenden Landesherrn zu begrüßen. Ueber den Einzug in Schwerin brachte die „Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten" vom 17. Juli einen ausführlichen Bericht, dem wir folgende Einzelheiten entnehmen.

In Pampow, etwa eine halbe Meile vor der Stadt, wurde der Herzog von den beiden Ministern, Grafen v. Bassewitz und Freiherrn v. Brandenstein, sowie von dem Generalgouverneur Laval empfangen, welcher von einem glänzenden Stabe und einem Detachement des spanischen Cavallerie-Regiments Villa Viciosa begleitet war. Der Herzog verließ den Reisewagen und stieg zu Pferde. 24 Postillone, die Schweriner Bürger- und Kaufmannsgarde, sämmtliche Oberförster und Förster, viele Pächter, die Hofjägerschaft, alle beritten, waren dem Herzog entgegengezogen und bildeten einen stattlichen Reitertrupp, der nun in die Stadt durch das Mühlenthor einritt. Der Zug ging über den Altmarkt nach dem Schloß. Ueberall Ehrenpforten, Deputationen, Ansprachen, Blumen streuende Mädchen u. s. w. Die Gewerke und das spanische Infanterie-Regiment Katalonien bildeten Spalier. Im Gefolge des Herzogs befanden sich auch die Herren v. Plessen, v. Boddien und v. Bülow, welche das Exil getheilt hatten. An der Schloßtreppe wurden „Serenissimus von dem ganzen zur Cour in Gala versammelten Hofe, den sämmtlichen Dikasterien, der Geistlichkeit und dem Militär complimentirt. Gleich nach der Ankunft auf dem Schlosse entließ der Herr Gouverneur, General Laval, in Gegenwart des Hofes, der Landes- und übrigen

Deputationen, sämmtliche Landes-Autoritäten ihres dem Kayser der Franzosen und König von Italien geleisteten Eides und überwies dieselben im Namen Sr. Majestät wieder an den Durchlauchtigsten Herzog, als ihren Souverain. Gegen 5 Uhr ritten Serenissimus in Begleitung des Gouverneurs Laval, unter Vorreitung der Bürger- und Kaufmannsgarde und Vortretung sämmtlicher jungen Mädchen, auch Paradirung der Bürgerschaft und Gewerke, nach dem Palais der Herzogin Frau Mutter. Auf dem Palais speiseten Serenissimus mit der Herzogin Frau Mutter, dem Gouverneur Laval und dem von Sr. Durchl. dem Herzog von Mecklenburg-Strelitz zum Complimentiren geschickten Cavalier, Kammerherr von Schmalensee, en retraite. Des Abends war Tafel auf dem Schlosse. Gegen 11 Uhr brachten die hiesigen Domschüler mit ihren Lehrern an der Spitze dem Durchl. Herzoge ein Vivat mit Musik und Fackeln. Dies geschah auch von einigen der hiesigen Judenschaft, die sich in eine Garde formirt hatten, und durch ihre Gesetze gehindert worden waren, dem geliebten Landesherrn an diesem Tage entgegenzureiten. Am Sonntage, den 12., war bey Hofe große Galatafel, wozu der Gouverneur Laval nebst den übrigen fremden Generals und Offiziers eingeladen war. Die Spanischen Truppen haben wir im Ganzen sehr bescheiden und in ihren Forderungen genügsam gefunden. An dem Genuß des Biers und des Branntweins müssen sie sich in Deutschland schon ziemlich gewöhnt haben; denn der größere Theil der Gemeinen verschmähte diese Getränke nicht."

Am 13. begab sich der Herzog nach seinem geliebten Ludwigslust und traf am 15. wieder in Altona ein, um sodann am 29. Juli mit seiner Gemahlin, dem Prinzen Gustav und den beiden Enkelkindern definitiv in die Heimath zurückzukehren. Von Schwerin aus hatte er an den Befehlshaber des in Pommern und Mecklenburg stehenden Observationscorps Marschall Brune ein Schreiben gerichtet, in welchem er ihm die Besitznahme seines Landes anzeigte und ihn zugleich bat, das mecklenburgische Gebiet soweit als irgend thunlich mit weiteren Requisitionen für die Truppen zu verschonen. Der Marschall antwortete sehr höflich, daß er an der Restitution des Landes ein lebhaftes, persönliches Interesse nehme, daß er auch nach Kräften bereit sei, dem mecklenburgischen Gebiet weitere Lieferungen zu ersparen. „Indessen," fuhr er fort, „muß ich Ew. Hoheit ersuchen, für die Armee, die ich befehlige, auch weiter den nöthigen Unterhalt zu beschaffen. Meine Truppen sind zahlreich, und ich muß mich behufs ihrer Verpflegung an alle zunächst liegenden Ländergebiete wenden. Ich zweifle nicht, daß mein Souverän, der den loyalen Gesinnungen Ew. Hoheit gerecht geworden ist, sich Ihnen dereinst dankbar bezeigen wird für eine Mitwirkung an dem Unterhalt seiner in Pommern stehenden Armee." In der That vergingen denn auch noch Monate, bis die letzten Durchzüge von Truppen und die Naturalforderungen völlig aufhörten, und das erschöpfte Land daran denken konnte, alle Kräfte für den eigenen Unterhalt und die Heilung der schweren Schäden zu verwenden.

Am 7. Juli war der Friede zwischen Frankreich und Rußland, am 9. der mit Preußen zu Stande gekommen. Die erste Nachricht davon erhielt man durch eine Bekanntmachung des Marschalls Berthier, welche der Generalgouverneur von Berlin publiciren ließ. Die Hamburger Blätter brachten sie erst am 17. An diesem Tage reiste bereits der Erbprinz von Memel nach Petersburg ab,

nachdem er einen Theil seiner Mission erledigt hatte. Wir lassen die Briefe, in welchen er seinem Vater über diese Reise Bericht erstattete, hier im Wortlaut folgen, da sie für den Autor wie für die ganzen damaligen Verhältnisse höchst charakteristisch sind:

„Schwerin, den 8. Julius 1807.

Mein gnädigster Vater! — Wo Worte hernehmen, Ihnen die tobende Ungeduld der hiesigen Bürger, kurz aller Schweriner zu beschreiben, mit welcher dieselben Ihre Ankunft erwarten. Es ist über alle Begriffe, bester Vater, welche Freude hier herrscht, mit welcher grenzenlosen Liebe man an Ihnen hängt. Auf allgemeines Bitten sende ich Ihnen eine Estafette, um Sie zu ersuchen, Ihre Ankunft so viel als möglich zu beschleunigen. Alle mecklenburgischen Offiziers sind in Uniform, die wenigen Gemeinen auch. Auf Bitte meiner lieben Großmutter und des Grafen von Bassewitz habe ich dem General Laval eine Visite gemacht. Hochdieselben waren aber ziemlich unhöflich, jedoch erwiderten Sie mir die Visite den Nachmittag und waren da doch ganz artig.

Die hiesigen garnisonirenden Holländer sind äußerst höflich gegen mich gewesen; der Oberst ist ein sehr braver Mann. Die Artillerie marschirt morgen ab, dafür kommen übermorgen 2000 Mann Spanier an.

Graf Bassewitz hat mir das Verzeichniß aller Verluste gegeben; es beläuft sich auf zehn Millionen Thaler.

Ich kann nicht schließen, ohne Ihnen, bester Vater, noch einmal von meiner kindlichen Dankbarkeit für den gestrigen Tag zu sagen. Ihre Gnade und Güte haben mich manche trübe Stunde der verflossenen sechs Monate vergessen lassen. Innig danke ich Ihnen; möge mein ganzes Dasein Ihrem Dienste gewidmet sein und angewandt werden, Ihnen meine kindliche Liebe zu beweisen. Ihre Gnade und Ihr Zutrauen zu verdienen, dies ist mein höchster Wunsch. Morgen um vier Uhr reise ich weiter. Gebe der Himmel, daß Sie Ursache haben mögen, von meiner Sendung zufrieden zu sein. Alle mögliche Mühe werde ich mir geben, Ihre Befehle gut zu erfüllen.

Meiner theuren Mutter lege ich mich zu Füßen. Meinen lieben Kindern tausend Segenswünsche. Ewig und unwandelbar meines gnädigsten Vaters unterthänigst treu gehorsamster Sohn Friedrich Ludwig."

„Danzig, den 13. Julius, Morgens um 9 Uhr 1807.

Mein theuerster und gnädigster Vater! — Nach einer sehr glücklichen und schnellen Reise kommen wir eben hier an und werden auch sogleich unsere Reise weiter fortsetzen. Morgen um diese Zeit sind wir in Königsberg. Verschiedentlich hatte man mir unterwegs versichert, daß der Kaiser von Frankreich schon auf seiner Rückreise nach Paris begriffen sei und daß der Kaiser Alexander auch schon nach St. Petersburg abgegangen wäre. Hier aber erfahren wir, daß alle drei Monarchen noch in Tilsit sich befinden. Außer der einen Nacht in Schwerin haben wir keine geschlafen, bloß gestern Abend einige Stunden in Neustadt, um hier heute nicht des Nachts anzukommen. Ohne Aufenthalt werde ich jetzt die Tour vollenden, vielleicht schon übermorgen ankommen. Ich bitte Sie, bester Vater, sich zu überzeugen, daß ich nichts verfehlen werde, um so oft und bestimmt wie möglich Ihnen Nachricht zu geben. Mich Ihrer väterlichen Gnade und Liebe empfehlend, nenne ich mich ꝛc."

„Elbingen, den 14. Julius 1807.

Mein gestriger Brief aus Danzig wird meinem gnädigsten Vater gemeldet haben, daß ich hoffte, heute in Königsberg anzukommen. Wie ich aber gestern Nachmittag vier Uhr in Marienburg eintraf, erfuhr ich, daß Se. Majestät, der Kaiser und König Napoleon auf Ihrer Rückreise nach Paris über Posen und Dresden unverzüglich dort eintreffen würden. Ich ging also zum dasigen Gouverneur, General Rivaud, um ihn zu fragen, ob er es angebracht glaube, beim Umspannen der Pferde mich Sr. Majestät

vorstellen zu lassen. Der General empfing mich ungemein artig und billigte dieses sehr. Jeden Augenblick sahen wir also der Ankunft des Kaisers entgegen, allein solche verzögerte sich bis heute Morgen um 10 Uhr. Der Kaiser traf mit einem großen Gefolge von zwanzig Wagen ein und ließ in der Vorstadt umspannen, ohne seine Kalesche zu verlassen. Der General Rivaud präsentirte mich Sr. Majestät, welche ziemlich lange und freundlich mit mir zu sprechen geruhten. Ich setze wörtlich die gehabte Unterredung hierher. Ich fing damit an, dem Kaiser zu sagen[1]:

„Daß der Herzog, mein Vater, mich abgesandt habe, um Sr. kaiserlichen und königlichen Majestät den Ausdruck seines ehrerbietigsten Dankes für die ihm bewiesene Güte zu Füßen zu legen und ihn, wie sein Land, seiner hohen Protection zu empfehlen."

Der Kaiser erwiderte:

„Ich bin erfreut, all' Ihr Unglück nun beendet zu sehen." —

„Dank der Gnade Euerer Majestät." —

„Sie sind in Ihre Staaten zurückgekehrt?" —

„Ja, Sire, sogleich, nachdem wir die Erlaubniß dazu erhalten hatten." —

„Ihre Angelegenheiten werden bald geordnet sein. Sie haben keine fremden Truppen mehr in Ihrem Lande?" —

„Bei meiner Abreise zählte man deren noch 27 000 Mann." —

„Wie, soviel? vermuthlich die, welche nach Pommern gehen!" —

„Ich glaube wohl, Sire, und empfehle inständig mein Vaterland Ihrem hohen Schutz." —

Hierauf machten Se. Majestät eine Entlassungsverbeugung und setzten hinzu: „Ich bedaure sehr, Sie nicht in einer Stadt haben empfangen zu können."

So endigte diese während dem Umspannen und großen Lärmen der Postillone ertheilte Audienz.

Die oben unterstrichene Stelle hat mir viele Beruhigung gewährt, einmal, weil mir der Sinn darinnen zu liegen scheint, daß man sich mit unseren Angelegenheiten noch beschäftigt, und zweitens, weil es deutlich beweist, daß keine Truppen in Mecklenburg bleiben sollen.

Noch muß ich unterthänigst bemerken, daß der gerade mit Briefen angekommene Flügeladjutant des Königs von Sachsen Major von Funk, welcher den Kaiser öfters gesprochen hat, mir versicherte, daß Derselbe heute übler Laune gewesen wäre, man aber sichtlich bemerkt hätte, wie Höchstderselbe freundlich geworden wäre, als er mit mir redete. In der That war seine Stimme sehr sanft und gütig.

Gleich darauf habe ich meine Reise weiter fortgesetzt und mich hier nur so lange aufgehalten, um diesen Bericht zu schreiben.

Unterthänigst bitte ich wegen meines undeutlichen Schreibens um Verzeihung, allein ich bin so echauffiert von der Reise, daß ich kaum die Feder zu führen im Stande bin.

Mit der kindlichsten Ehrfurcht und Liebe ꝛc."

„Memel, den 16. Julius 1807.

Heute Morgen um sechs Uhr bin ich hier glücklich angelangt und benutze die Abreise des Obersten von Sontag nach Altona, um meinen Bericht unterthänigst abzustatten.

Sowie der König erfuhr, daß ich angekommen sei, hatte er die Gnade, den General von Köckeritz zu mir zu schicken und mir sagen zu lassen, daß er mich um 1/2 11 Uhr Morgens sehen würde. Ich habe den theuren König und die Königin in dieser Stunde gesehen, und Worte würden nicht hinreichen, Ihnen, gnädigster Vater,

[1] Der Erbprinz bedient sich bei der Aufzeichnung dieses Gesprächs als auch der späteren in Paris mit Napoleon stattgehabten Unterredungen jedesmal der französischen Sprache. Wir haben es vorgezogen, in diesen übrigens ganz vereinzelten Fällen den Originaltext in möglichst wortgetreuer, deutscher Uebersetzung wiederzugeben.

die Empfindungen zu schildern, welche dieser Augenblick in mir hervorrief. Es ist besser zu schweigen, um nicht weitläufig zu werden. Ueberhaupt darf ich nur wenige Dinge der Feder anvertrauen, mündlich werde ich eine Relation machen, der ich unterthänigst bitte, vollen Glauben zu schenken, weil sonst leicht mein Vortrag Ihnen fabelhaft scheinen könnte. Es ist gewiß, daß russischerseits blindlings alle Forderungen Frankreichs zugestanden worden sind, mehr als wahrscheinlich, daß General Bennigsen absichtlich stets nach den größten Vortheilen den Sachen ein ungünstiges Ende gegeben hat, um den Kaiser zum Frieden zu zwingen. Unerhörte Dinge sind vorgegangen, gebe Gott, daß sie in ihren Folgen nicht noch sichtbarer werden mögen. Der Großfürst Constantin hat an allem Vorgefallenen große Schuld!

Die Conditionen des Friedens mit Rußland sind noch nicht bekannt, indem dem preußischen Hofe keine Communication davon gemacht worden ist, indessen sind der Kaiser Alexander und der König von Preußen persönlich immer die besten Freunde. Der preußische Frieden ist grenzenlos schrecklich. Hier flüchtig einige Worte darüber." (Es folgt eine Darstellung der preußischen Gebietsabtretungen, der Gründung des Königreichs Westfalen u. s. w.) „Der Kurfürst von Hessen erhält nichts wieder von seinen Staaten, auf Lebenslang eine Pension von 200 000 Gulden. Gleiches Schicksal erleben der Herzog von Braunschweig und der Prinz von Oranien; Beide erhalten lebenslängliche Pension für sich und ihre Gemahlinnen, ersterer 100 000 Gulden, letzterer 60 000 Gulden. Dieses hat man ausdrücklich in den preußischen Frieden hineingesetzt, versteht sich französischerseits, und noch als eine Gnade angerechnet.

Eine ungeheure Contribution von über 100 Millionen soll der übrig gebliebene preußische Staat noch entrichten, so lange bleiben die Truppen von Frankreich im Lande. Man sendet heute den General Knobelsdorf nach Dresden zum Kaiser Napoleon, um eine Abminderung der Contribution zu erwirken.

Man sagt, daß Rußland die Moldau und Walachei erhält. Das dritte und vierte Corps der großen Armee unter den Befehlen des Marschalls Davoust und des Marschalls Soult bleiben im Herzogthum Warschau bis auf Weiteres stehen. In Stettin bleiben bis zur Beendigung der schwedischen Angelegenheit 6000 Mann Franzosen.

Der Rheinbund ist zum voraus für alle Fürsten, die man noch darin aufnehmen wird, anerkannt. Nur bis an die Elbe soll derselbe gehen, über den Norden ist noch nichts definitiv beschlossen. Mit tiefer Rührung und Ehrfurcht stehe ich vor dem unglücklichen König, wenn ich die seltene Standhaftigkeit bedenke, mit welcher er sein Elend erträgt. Mit Bewunderung und Dankbarkeit werden Sie, bester Vater, ihn mit mir verehren, wenn Sie von mir erfahren werden, und zwar auf meine Ehre: daß ihm der Kaiser Napoleon in demselben Augenblicke, da er uns einsetzte, Mecklenburg mit den Worten angeboten hat, c'est tout ce qu'il Vous faut, und der edle, unglückliche König — schlug es rund aus!!! Wo ist ein Edelmuth, der diesem gleicht!!! —

Der General Savary ist heute hier als Ambassadeur nach Petersburg durchpassirt. Morgen mit Tagesanbruch trete ich meine Reise dorthin auch an.

Mein Bruder Carl befindet sich, wie ich heute gehört habe, in Riga, um sich heilen zu lassen; seine Blessur ist nicht gefährlich, sondern nur leicht. Ich freue mich, ihn übermorgen zu sehen."

„St. Petersburg, den 9./21. Julius, Abends, 1807.

Am 17. h. früh Morgens verließ ich Memel und setzte ohne Aufenthalt meine Reise nach Riga fort. Unterwegs fuhr ich dem neuen französischen Ambassadeur, dem General Savary vorbei, welcher mit einer Suite von sechs Wagen reist. Alle seine Begleiter waren mit dem Kreuze der Ehrenlegion bezeichnet. Meine Hoffnung, in Riga meinen Bruder Carl zu finden, ward getäuscht; es war ein falsches Gerücht gewesen. Er befindet sich bei der Armee. Hingegen sah ich dort den Großfürsten Constantin, welcher mich mit vieler Freundschaft empfing. Wir fanden uns bei der

Herzogin Alexander von Württemberg, meiner Tante" (einer geborenen Prinzessin von Sachsen-Saalfeld-Coburg).

„Als ich gestern Abend in Narva ankam, sandte ich den Feldjäger Lieutenant Behrens zum voraus mit einem Briefe an den Kaiser, in welchem ich ihn um Erlaubniß bat, nach Petersburg kommen zu dürfen, und Sr. Majestät meldete, daß ich seine Befehle in Strelna, der letzten Station, erwarten würde. Ich schrieb gleichfalls an die Kaiserin-Mutter und an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Budberg. Der Feldjäger kam mir heute wieder nach Strelna entgegen und brachte einen überaus gnädigen Brief des Kaisers. Gegen zehn Uhr Abends kam ich hier an. Am Thore fand ich den Capitän der Preobraschensky'schen Garde, Baron von Driesen, welcher mich im Namen des Kaisers empfing und ins Winterpalais begleitete, wo ich ein sehr schönes Appartement und ein ganz montirtes Haus vorfand. Ich ward dorten von dem General-Adjutanten Fürsten Dolgorucky empfangen, welcher mir die gnädigsten Sachen im Namen des Kaisers ausrichtete und mir sagte, daß der Kaiser mich morgen Mittag um zwei Uhr sehen würde (derselbe bewohnt noch das Taurische Palais), daß ich mich hier wie zu Hause ansehen möchte, und daß Se. Majestät in Ermangelung eines Adjutanten, weil die seinigen sich größtentheils noch bei der Armee befänden, den obgedachten Herrn von Driesen zu meinem Dienst während der Zeit meines hiesigen Aufenthalts bestimmt habe.

Die Kaiserin-Mutter befindet sich schon in Pawlowsky. Noch heute Abend habe ich dorthin geschrieben, um sie zu bitten, mir den Tag zu bestimmen, an welchem ich ihr aufwarten darf. Der Minister Baron von Budberg ist noch nicht von der Armee zurückgekommen.

Der Kaiser hat gestern und ehegestern eine Reise nach Kronstadt gemacht, um die von der Armee dorthin eingeschifften Kranken und Blessirten zu besuchen. Se. Majestät sollen über den Mangel an Proviant sehr aufgebracht gewesen sein, ein gleiches wegen der unverzeihlich schlechten Verpflegung der Armeen, obgleich der Kaiser unendliche Summen dazu hergegeben hat. Dieserhalb ist heute ein sehr strenger Ukas erschienen, welcher der Gerechtigkeit und Billigkeit des Kaisers ganz angemessen ist. Allen bei dem Proviantwesen angestellten Personen ist die Uniform ausgezogen, und sind solche unter Kriegsrecht gesetzt. Dem General-Director Fürsten Wolkowsky ist sogar der Aufenthalt in Moskau und Petersburg versagt worden. Indessen sollen diejenigen Personen, welche sich werden rechtfertigen können, wieder angestellt werden. Dieser merkwürdige Ukas hat hier große Sensation gemacht. Auch ist dem General en chef Bennigsen das Commando genommen und in dem nämlichen Ukas, dem General Burhöwden das Obercommando ertheilt worden.

Nicht genug kann ich sagen, wie unendlich verschönert ich Petersburg gefunden habe. Es ist nicht möglich, sich etwas Prachtvolleres wie diese Stadt zu denken.

Ich sage meinem gnädigsten Vater nichts von den verschiedenen Gefühlen, die heute meine Seele erfüllt haben. Sie werden sie sich leicht vorstellen können. Ein Rückblick auf alles dasjenige, was ich seit vier Jahren erlebt habe, wird dazu hinlänglich genügen."

„St. Petersburg, den 10./22. Juli 1807.

Der Kaiser hatte befohlen, daß ich ihm heute Mittag um zwei Uhr aufwarten sollte. Statt dessen aber war er so gnädig, selbst zu mir zu kommen und über eine Stunde mit mir zuzubringen. Ich kann nicht genug rühmen, wie unendlich freundschaftlich der Kaiser gegen mich war, — gerade wie in alten Zeiten. Ich übergab Sr. Majestät Ihren Brief, theuerster Vater, und brauchte nur die Sprache des Herzens zu reden, um ihm unsern Dank und unsere Ergebenheit zu versichern. Der Kaiser erwiderte, wie es eine seiner ersten Beschäftigungen gewesen, sich unserer anzunehmen und auf die Herausgabe Mecklenburgs zu dringen, daß auch solches der französische Kaiser sogleich bewilligt und ihm die Ihnen übersandten, für das französische Gouvernement in Mecklenburg bestimmten Befehle selbst gebracht habe. Um nicht

gleich mit Bitten bei der ersten Unterredung den Kaiser zu ermüden, schilderte ich Sr. Majestät nur in allgemeinen Ausdrücken unser erlittenes Unglück und empfahl uns seiner Gnade und Protection. Der Kaiser sprach lange und viel über Anfang, Gang und Ende des Krieges, welcher denn freilich nicht viel glückliche Resultate lieferte. Mein Journal wird darüber genauere Angaben enthalten; ich glaube aber nicht, solches der Post anvertrauen zu dürfen. Ich sagte dem Kaiser, daß ich in Marienburg den Kaiser Napoleon gesprochen habe, und theilte ihm meine Unterredung mit demselben mit. Ich frug Se. Majestät, wie Sie die Phrase verständen: j'espère que vos affaires s'arrangeront bientôt. Sie glaubten, daß man uns eine Proposition machen würde, zum Rheinbunde herüberzutreten und setzten hinzu: „alors je serais le premier à vous le conseiller".

Leider scheint es ausgemacht zu sein, daß das Schicksal Deutschlands lediglich den französischen Entscheidungen überlassen ist. Sich also gut mit dem französischen Kaiser zu stellen, wird durchaus nothwendig werden. Die unwandelbare feste Conduite, welche Sie bis jetzt gehalten haben, mein gnädigster Vater, wird hier allgemein geschätzt und anerkannt. Sie wird, glaube ich, sicher auch hier ein mächtiger Beweggrund sein, sich Ihrer Angelegenheiten mit Wärme anzunehmen. Es wird nicht verkannt, daß Mecklenburg das einzige treu gebliebene Land ist.

Mittags speiste ich beim Kaiser und der jungen Kaiserin, welche wie immer äußerst gnädig und freundschaftlich war. Ein für allemal bin ich zur Tafel gebeten.

Ich habe heute den Fürsten Czartorisky und den Herrn von Novosilzof besucht und lange mich mit ihnen unterredet. Ich habe sie ganz die nämlichen für mich gesunden. Ueberhaupt bin ich ungemein mit der Aufnahme zufrieden, welche ich von jedermann hier empfangen habe.

Von den Bedingungen des russischen Friedens ist durchaus nichts bekannt; alle hiesigen Minister wissen nichts, und der Kaiser spricht mit niemandem davon. Der Minister von Budberg ist noch nicht hier; auch sagt man, daß er gar nicht kommen werde und um seinen Abschied gebeten habe. Da, wie man gewiß weiß, der russische Kaiser mit dem französischen Alles persönlich verabredet hat, gar kein russischer Minister zugegen gewesen ist, und bloß Herr von Talleyrand den Secretair gemacht hat, so herrscht eine Dunkelheit über alle diese Verhandlungen, welche jedermann in große Unruhe versetzt. Gewiß ist, daß die Nation über diesen Frieden sehr unzufrieden ist, und ich fürchte, daß der brave, gute Kaiser viel an Liebe und Zutrauen im Volke verloren hat. Ein Friede, wie dieser und auf solche Art geschlossen, wird wahrscheinlich einzig in der Geschichte bleiben."

„Pawlowsky, den 11./23. Juli 1807.

Da die Kaiserin-Mutter mir erlaubt hatte, zu ihr zu kommen, wann ich wollte, so fuhr ich heute Mittag heraus. Die Kaiserin hatte das Haus des Großfürsten Constantin zu meiner Aufnahme bereiten lassen. Sie können sich, mein bester Vater, alles das Schmerzliche denken, welches diese erste Entrevue hatte. Die Kaiserin war unendlich gnädig gegen mich. Nicht allein, daß sie mich bat, die Nacht dort zu bleiben, sondern sie verlangte, daß ich meinen eigentlichen Wohnort in Pawlowsky nehmen und nur, wenn meine Geschäfte es nöthig machten, nach Petersburg gehen sollte. Ich werde also abwechselnd beide Orte bewohnen. Der Kaiser war heute Mittag auch dort, und wie er wegfuhr, bat ich ihn, mir eine Stunde zu geben, um einmal ausführlich mit ihm über unsre Angelegenheiten reden zu können. Er antwortete, wie er hoffte, daß ich Morgen bei ihm essen würde, ich alsdann eine Stunde früher kommen möchte, wo wir Zeit zum Reden haben würden."

„St. Petersburg, den 12./24. Juli 1807.

Ich übersende hierbei ein Exemplar der Zeitung vom heutigen Datum, welche merkwürdig ist, weil sie einen Parolebefehl aus Tilsit wegen des Friedens enthält. Dies ist die einzige officielle Communication, die dem Publico gemacht worden ist,

und auch diese enthält nichts Bestimmtes und gibt keine Aufklärung über das Abgeschlossene.

Heute Mittag habe ich bei dem Kaiser die Bekanntschaft des Fürsten Labanoff Rostowsky gemacht, des nämlichen, welcher bei den Unterhandlungen die ersten Wege gebahnt hat.

Schließlich muß ich noch einmal wiederholen, wie sehr ich Ursache habe, mit meiner hiesigen Aufnahme zufrieden zu sein, und wie ich darauf noch manche frohe Hoffnung baue."

„St. Petersburg, den 13. 25. Juli 1807.

Nach Tafel nahm mich der Kaiser in sein Cabinet und frug mich, was ich ihm vorzutragen habe. Unsere Unterredung dauerte beinahe zwei Stunden. Ich fing damit an, dem Kaiser die vom G. R. Graf v. Bassewitz erhaltene Berechnung der durch den Krieg und die Occupation verursachten Schäden und Kosten zu zeigen und setzte hinzu, wie nun der Kaiser sich wohl von selbst schon den Vortrag würde denken können, welchen ich ihm zu machen hätte. Der Kaiser las diesen Aufsatz genau durch und war sehr theilnehmend über die Größe unseres Verlustes. „Was ist nun zu thun?" setzte er hinzu, „reden wir einmal darüber." Ich erneuerte den schon oft gemachten Antrag wegen Lauenburg und setzte ausführlich Sr. Majestät auseinander, wie höchst unglücklich es sein würde, wenn dieses Land von England getrennt, irgend einen anderen mächtigen Landesfürsten erhielte. Wie sehr unser Handel vollends zu Grunde gerichtet würde, wie wir von allen Seiten von mächtigeren Nachbarn eingeschlossen mehr oder weniger eine Provinz des Mächtigsten werden würden. Ich stellte dem Kaiser vor, wie es fast unmöglich sei, daß ohne Indemnisation wir uns jemals erheben könnten. Ich glaube, keinen Gesichtspunkt ausgelassen zu haben, welcher unsern Wünschen Werth und Gewicht beilegen konnte. Selbst den Fall des Rheinbundes stellte ich vor, wie es meiner Meinung nach bei den jetzigen Umständen die höchste Schwierigkeit, wo nicht gar Unmöglichkeit werden würde, die dadurch zu übernehmenden Verbindlichkeiten zu erfüllen. Der Kaiser sah alles dieses ganz vollkommen ein, verhehlte mir aber nicht, daß er nicht wisse, wie in diesem Augenblick etwas zu machen stehe. Hannover, mithin Lauenburg, sagte er, wäre der Kaiser Napoleon geneigt, an England wieder zu geben, wenn es Frieden machen wolle. Da der hiesige Kaiser den Frieden natürlich wünscht, so ist es freilich unmöglich, Anträge zu machen, welche denselben erschweren könnten. Im Fall England keinen Frieden macht, sind diese Länder bestimmt, zum Königreich Westfalen geschlagen zu werden.

Ich redete auch von Schwedisch-Pommern im Fall der Fortdauer des Krieges mit Schweden, an welchen indessen der Kaiser nicht zu glauben schien. Vielmehr vermuthete er, daß der König von Schweden, wenn er die jetzige Lage der Dinge erfahren habe, Frieden machen würde.

Eine Summe Geldes auszumitteln, fand auch seine großen Schwierigkeiten. Für den Augenblick sehe ich also keine Hülfe, indessen hat mir der Kaiser *versprochen*: im Fall, daß kein Frieden mit England und Schweden gemacht würde, und der Kaiser Napoleon über Hannover, d. h. Lauenburg und Pommern disponirte, sich für uns zu dieser Acquisition zu verwenden; auch erlaubte er mir in den gütigsten, und ich darf sagen, freundschaftlichsten Ausdrücken, im vorkommenden Falle so wie stets und in jedem andern mich vertrauensvoll gerade an ihn zu wenden.

Ich stellte dem Kaiser vor, sich bloß bei allem diesen des Sohnes seiner Schwester zu erinnern und zu bedenken, daß dasjenige, was er für das mecklenburgische Haus thäte, ja nur für sein eigenes Blut gethan wäre. Der Kaiser erwiderte sehr gütig, daß sein erster Gedanke beim Frieden unsere Wiedereinsetzung gewesen sei, er aber versichern könne, daß er nicht des Sohnes seiner Schwester gedacht, sondern es aus Freundschaft für das mecklenburgische Haus gethan habe. Er äußerte auch, daß er gleich damals von Indemnisation geredet habe. Der Kaiser Napoleon schien indessen zu glauben, schon sehr viel zu thun, das Land zurückzugeben. In der That, wenn wir unser

Schicksal mit dem der unglücklichen Häuser von Hessen, Braunschweig und Oranien vergleichen, so können wir Gott nicht genug danken.

Der Kaiser sprach mir noch viel über unsere stets bezeigte Festigkeit. Sicher hat dieses weise Betragen unsere Erhaltung motivirt, denn es ist weiter keinem Zweifel unterworfen, daß wir lediglich und allein dem russischen Kaiser dieselbe verdanken. Ohne ihn würden wir bestimmt das Schicksal jener Fürsten getheilt haben.

Der Kaiser wiederholte mir, wie er glaube, daß wir dem Rheinbunde beitreten müßten, er uns daher riethe, alsdann zu erklären, daß wir dazu bereitwillig wären. Mais que nous désirions ne l'être pas seulement de nom mais de fait, que nous demandions donc de nous en procurer les moyens s'il fut possible. Diese Wendung sei am besten, um zum gewünschten Ziel zu gelangen.

Der Kaiser versicherte mir, daß Kaiser Napoleon versprochen habe, sonst keine Veränderungen mit Deutschland vorzunehmen; doch wenn man bedenkt, daß gegen das gegebene Versprechen Preußen selbst noch nach abgeschlossenem Frieden 100 Millionen abgefordert worden sind, so darf man wohl kaum fest darauf bauen. — Eine unangenehme Nachricht habe ich noch zu geben, nämlich die, daß Napoleon dem Kaiser von Rußland bei der Zurückgabe von Mecklenburg gesagt hat, er möge ihm nicht verargen, wenn er bis zum Frieden mit England alle Häfen der Ostsee besetzt hielte. Wir dürfen uns also wohl nicht schmeicheln, vor Beendigung jenes Krieges die französischen Truppen ganz aus dem Lande verschwinden zu sehen."

Der Erbprinz blieb noch bis zum 7. August im Kreise der kaiserlichen Familie, war noch wiederholt in Pawlowsky bei der Kaiserin, die ihn „wie eine liebende Mutter" aufnahm. Am 4. August wurde deren Namenstag in Peterhof durch ein glänzendes Fest gefeiert. Vor seiner Abreise hatte Friedrich Ludwig noch mit dem eben vom Kriegsschauplatze zurückgekehrten Minister des Auswärtigen Baron Budberg eine Conferenz, in welcher er seine Wünsche darlegte und die Zusicherung einer thunlichsten Unterstützung derselben erhielt.

In der Nacht vom 7. auf den 8. trat der Erbprinz in Begleitung des Kammerherrn von Oertzen die Rückreise an, traf am 12. in Memel ein und verweilte einen Tag bei dem preußischen Königspaar. Wie begreiflich, herrschte dort die tiefste Niedergeschlagenheit. Der Erbprinz nahm den wärmsten Antheil an dem schweren Unglück, welches Preußen und sein Herrscherhaus betroffen. Seit lange war er dem Königspaar nahe befreundet. Königin Luise hatte eine besonders warme Zuneigung zu der verstorbenen Helene Paulowna empfunden. Als diese im Sommer 1803 schwer erkrankte, hatte sie wiederholt darauf gedrungen, daß die Erbprinzessin zu ihr nach Sanssouci gebracht würde, und, da dies sich unthunlich erwies, ihren Leibarzt Dr. Brown zur ärztlichen Behandlung nach Ludwigslust geschickt. Dann, als der Zustand bedenklicher wurde, war sie selbst mit dem König an das Krankenbett der Freundin geeilt. Der frühe Heimgang der jungen Fürstin hatte die Freundschaftsbande zwischen ihr und dem Schweriner Fürstenhause, ihren Antheil an den mutterlosen Kindern nur noch fester geknüpft. Aber weder die Königin noch der Erbprinz sollten den Tag erleben, an welchem ihre Kinder 15 Jahre später sich am Altar die Hand reichten.

Das Reisejournal des Erbprinzen schildert den wehmüthigen Eindruck jener Begegnung in Memel mit ergreifenden Worten. Es bringt auch eine Reihe von Einzelheiten über die traurigen Tilsiter Tage und das übermüthige Gebahren

des Siegers, welche in Memel niedergeschrieben, höchst wahrscheinlich von dem Königspaar selbst herrühren, und die wir deshalb im Auszug hier folgen lassen [1]).

„Kaiser Alexander wollte die von Napoleon vorgeschlagene Unterredung Anfangs nicht gewähren; er lehnte sie mehrmals entschieden ab. Napoleon hatte aber einen bestimmten Grund, darauf zu bestehen. Bei einer solchen Begegnung mußte ihm ein kaiserlicher Rang in den Formen der Etiquette zugestanden werden. Darin lag eine formelle Anerkennung seiner Stellung; das war es, was er erstrebte. Hätte man russischerseits dies als eine Concession geltend gemacht und verwerthet, so wären ohne Zweifel weit günstigere Bedingungen zu erlangen gewesen. Aber Großfürst Constantin, der sehr für den Frieden war, stellte seinem Bruder vor, daß er durch eine Entrevue Alles erlangen würde, was er wünsche. Der thatsächliche Verlauf hat das Gegentheil bewiesen. Der Fürst Labanoff Rostowsky, ein braver, alter Soldat, der aber niemals auf der politischen Bühne aufgetreten war, der sogar die letzten 14 Jahre in strengster Zurückgezogenheit verbracht hatte, ward nun ins französische Hauptquartier entsandt. Die Pourparlers begannen, und dieser Mann sollte den Vermittler zwischen den beiden Monarchen abgeben. Da er hierzu in keiner Weise genügte, so übernahm später in Tilsit Herr von Talleyrand das Protokoll. — — — — — — — — — — — — — — —
— —

— — — — — — — — Napoleon hat keine Gelegenheit versäumt, um durch Aufmerksamkeiten das Wohlwollen des Kaisers zu gewinnen. Dennoch hat man einen Umstand bemerkt, welcher beweist, wie groß das Mißtrauen bei schlechten Menschen ist, die immer Andere nach sich selbst beurtheilen. Napoleon bat öfters den Kaiser, den Thee bei ihm nehmen zu dürfen; er that dies gewöhnlich laut vor anderen Personen. Wenn aber der Thee im Cabinett des Kaisers Alexander servirt wurde, fand er immer Vorwände, um nicht davon zu nehmen, und in der That hat er dort niemals einen Tropfen getrunken. — — — — — — — — — — — Napoleon hat den König von Preußen Anfangs durchaus nicht sehen wollen, und nur auf wiederholtes Bitten des Kaisers Alexander ist es geschehen. Die erste Begegnung fand auf dem Niemen statt; sie war sehr frostig. Der König kam in der Folge noch häufig nach Tilsit, übernachtete aber niemals dort. Napoleon erwies ihm äußerlich scheinbar die Ehren, die einem gekrönten Haupt zukommen, behandelte ihn aber in den Conferenzen mit einer beleidigenden Ironie. Er nahm nicht die geringste Notiz von den Bemerkungen des Königs. Als dieser ihn fragte, ob er seinen Minister von der Goltz mit Herrn von Talleyrand in Unterhandlung treten lassen solle, antwortete Bonaparte: „Wenn es Herrn von der Goltz Spaß macht (amuse) zu unterhandeln, ganz wohl, dann mag er unterhandeln, und wenn es auch zwei Jahre dauert." Eines andern Tages sagte er, er habe gar nicht gewußt, daß Herr von der Goltz in Tilsit sei, worauf der König erwiderte, daß sei nicht seine Schuld, indem Goltz sich täglich zwei Mal bei Herrn von Talleyrand eingefunden habe, ohne jemals vorgelassen zu sein. Napoleon schwieg darauf. — — — — — —

[1]) In deutscher Uebersetzung. Das Manuscript ist französisch, oft schwer leserlich und augenscheinlich ziemlich eilig niedergeschrieben.

Ein anderes Mal fragte er den Kaiser von Rußland: „Wer ist denn dieser Herr von Budberg? Er ist doch kein Russe?“ — „Gewiß ist er es.“ — „Ach so, aus einer Ihrer deutschen Provinzen.“ — Die Bemerkung des Zaren: „Sind denn die Elsässer nicht auch Franzosen“ schloß ihm den Mund.— — — — — — — — — — — — Napoleon schien mit einer Offenheit prahlen zu wollen, die uns mit Recht in Erstaunen setzen kann und welche beweist, wie viel er sich neben seinen anderen Erfolgen auch auf seine geistige Ueberlegenheit zu Gute that. Er mußte von der Letzteren sehr überzeugt sein, um nachstehende Aeußerungen zu wagen. Er hatte dem Kaiser von Rußland verschiedene Dinge zu Gunsten Preußens versprochen, führte sie aber nicht aus, und als der Kaiser Alexander darüber Aufklärung verlangte, bemerkte er cynisch, es sei seine Gewohnheit, zu versprechen und nicht zu halten. „Es ist manchmal ganz nützlich, etwas zu versprechen,“ setzte er frech hinzu. — Er entwickelte auch in einer Unterhaltung mit den beiden Monarchen die Einzelheiten der französischen Constitution und sagte dabei wörtlich: „que tout cela n'était qu'une farce pour amuser la nation, mais que dans chaque article de la constitution il avait su se ménager les moyens de la renverser et de faire ce qu'il voudrait sans que cela paraissait être contre les lois établies.“

Man glaubte, daß die Anwesenheit der Königin dazu beitragen könnte, um Bonaparte zu bestimmen, die Lage Preußens günstiger zu gestalten. Die Königin kam nach Pictupönen ins Hauptquartier. Napoleon sandte seinen Oberstallmeister von Caulaincourt dorthin, um sie zu begrüßen und ihr zu sagen, wie sehr er ihre Bekanntschaft zu machen wünsche. Er wisse, daß es seine Pflicht sei, ihr seine Aufwartung zu machen, allein wichtige Geschäfte hielten ihn zurück; er bitte daher um die Gunst, daß sie ein Diner bei ihm in Tilsit annehmen möge.

Die Königin ließ erwidern, sie werde nach Tilsit kommen, um dort ihren Gemahl, den König, zu besuchen. Kaum war sie dort angelangt, so erschien Napoleon bei ihr und war von bestrickender Liebenswürdigkeit. Als der König einen Augenblick hinaus ging, um den Großherzog von Berg zu empfangen, sagte die Königin zu Napoleon: „Ich weiß, man hat Ihnen gesagt, Sire, daß ich mich in die Politik mische. Man hat mir Unrecht gethan, denn ich fühle dazu weder die Neigung noch die Fähigkeit, aber als Mutter und Gattin muß ich die Interessen Preußens Ew. kaiserlichen Majestät ans Herz legen.“ Napoleon machte darauf eine verbindliche Bemerkung und fragte dann später, welche Provinz sie dem König zurückgegeben zu sehen wünsche. Ohne die Fassung zu verlieren, erwiderte die Königin: „Alle, Sire!“ Napoleon drückte später dem Kaiser Alexander sein Erstaunen über diese Antwort aus. Er habe geglaubt, sie einschüchtern zu können, — aber keineswegs, sie habe ihm wie ein Staatsmann geantwortet (elle lui avait repondu en ministre). Er sagte ihr dann noch im Laufe des Tages: „Ich weiß, daß man Ew. Majestät Unrecht gethan hat, indem man behauptete, daß Sie sich mit Politik befaßten, allein ich wünschte, Sie thäten es; die Dinge würden dann viel besser gehen!“ Die Gesellschaft an der Tafel bestand aus den beiden Kaisern, dem König und der Königin von Preußen, dem Großherzog von Berg, dem Großfürsten Constantin, dem Kronprinzen von Bayern und der Gräfin Voß, Oberhofmeisterin der Königin. Der Marschall

Duroc wartete an der Tafel stehend auf. Dieser erste Tag ging sehr befriedigend vorüber. Die Umgebung Bonaparte's versicherte, daß er von der Königin entzückt sei und gesagt habe: es genüge nicht, wenn man ihr die Krone zurückgebe, man müsse noch eine zweite auffinden, um sie ihr zu Füßen zu legen. Man trennte sich an jenem Tage mit den schönsten Hoffnungen. Aber der nächste war recht verschieden. Napoleon war verlegen, und es geschah nichts von dem, was man gehofft hatte. Die Königin ihrerseits war nun sehr kühl und benahm sich mit großer Würde. Man will wissen, daß vielleicht einige unvorsichtige Bemerkungen, die Napoleon hinterbracht waren, die veränderte Stimmung veranlaßten, daß es aber auch das Werk Talleyrand's war, der seinem Herrn gesagt haben soll: „Wie, Ew. Majestät würden vor einer Frau zurückweichen?" — — Napoleon suchte etwas darin, die Königin fühlen zu lassen, daß er Schlesien bei Preußen belassen wolle. Indem er der Königin ein Compliment über ihr Kleid machte, fragte er, wo es gearbeitet sei. — „Bei uns, Sire," war die Antwort. — „Also in Breslau, Madame!" — Er legte es auch in auffälliger Weise darauf an, daß sie ihm dafür danken mußte, daß er ihr Heimathland, das Herzogthum Strelitz geschont habe. — — — — — — — — — Ich war fast den ganzen Tag mit dem König und der Königin zusammen. Wie soll ich Worte finden, um den Eindruck zu schildern, den die Größe ihres Unglücks und die Würde, mit der sie es tragen, auf mich machte! Ich kann nur weinen, wenn ich daran denke."

Der bekannten Erzählung von der Rose und der Bitte wegen Magdeburg erwähnt das Tagebuch des Erbprinzen nicht, dagegen wird noch einmal in bewundernden Worten die Thatsache angeführt, daß Napoleon dem König von Preußen als Entschädigung für die abgenommenen Provinzen das Herzogthum Mecklenburg-Schwerin angeboten habe, dieses Ansinnen aber von dem edlen Monarchen kurz und kategorisch abgelehnt sei. Am 22. August traf Friedrich Ludwig wieder in Doberan ein, wo der Herzog sich gewohnterweise um diese Jahreszeit aufhielt, und erstattete seinem Vater noch in einem längeren Memoire eingehenden Bericht über den Verlauf seiner Mission. Der Aufenthalt in der Heimath sollte nicht von langer Dauer sein. Ein neuer, ungleich schwierigerer Auftrag stand ihm bevor.

Bereits zu Anfang des Monats August hatte der französische Gesandte von Bourienne in vertraulicher Form der Schweriner Regierung mitgetheilt, es sei der Wunsch des Kaisers, daß der Herzog dem Rheinbund beitrete. Eine gleiche Kundgebung war nach Strelitz gelangt. Angesichts einer französischen Besatzung von einigen zwanzig Tausend Mann war ein solcher Wunsch von einem Befehl nicht sehr verschieden. Friedrich Franz überwand seine persönliche Abneigung gegen ein derartiges Schutzverhältniß und erwog die Vortheile, die es für ihn und sein Land haben konnte. Die Verleihung der Souveränetät, die dieser Act in sich schloß, schlug er nicht hoch an. Mit seinen Ständen war er in gutem Einvernehmen. Eine Einschränkung ihrer Privilegien zu Gunsten der Krone, gerade jetzt, wo Ritter- und Landschaft in Opferwilligkeit und Treue gewetteifert, kam ihm nicht in den Sinn. Wohl plante er einige Modificationen, aber die Grundlagen der alten Verfassung anzutasten, schien ihm weder nützlich noch zulässig.

Dagegen war er entschlossen, seinen Eintritt in den Rheinbund an gewisse Bedingungen zu knüpfen und dem Lande, wie seinem Hause materielle Vortheile zu sichern, welche als eine Art Entschädigung für die jüngst gebrachten, schweren Opfer gelten konnten. Die Verhandlung über diese Bedingungen übertrug er seinem ältesten Sohne, dessen diplomatisches Talent er erkannt hatte, und beauftragte ihn, sich an den Hof Kaiser Napoleon's zu begeben. Der Prinz sollte zunächst das Terrain sondiren, sodann die Bereitwilligkeit zum Eintritt in den Rheinbund erklären, dabei aber zugleich folgende drei Forderungen stellen und vertreten:

1. Ertheilung der großherzoglichen Würde und in Verbindung damit
2. Geltendmachung früherer unerledigter Ansprüche auf Grund des Reichsdeputationshauptschlusses;
3. Entschädigung durch Geld oder Gebiet für die in den letzten Monaten erlittenen Verluste.

Die beiden ersten Forderungen stammten noch aus der Zeit des Deutschen Reiches. Was die Rangerhöhung betraf, so war dieselbe von dem herzoglichen Hause schon wiederholt in Anregung gebracht und auch in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts vom Kaiser insofern principiell zugestanden worden, als Mecklenburg die Stimme Oesterreichs für Ertheilung des nächsten erledigten Kurhuts versprochen war. Herr von Plessen, der zu diesem Behuf in besonderer Mission nach Wien gegangen war, hatte sich mit diesem Erfolg seine ersten diplomatischen Sporen verdient. Rußland und Frankreich hatten ihre Unterstützung gleichfalls zugesagt. Mit der Auflösung des Reichs fiel zwar die Aussicht auf Erlangung der Kurwürde fort, doch glaubte Herzog Friedrich Franz jetzt im Hinblick auf das Alter seines Hauses und den Umfang seines Gebiets, den Anspruch auf die mit dem Kurhut für gleichwerthig erachtete großherzogliche Würde um so weniger preisgeben zu dürfen, als kleinere Staaten, wie Würzburg, Berg und Frankfurt, bereits als Großherzogthümer dem Rheinbund angehörten. Nach der projectirten Verfassung des Bundes sollten die Großherzoge mit den Königen das erste Collegium, alle anderen Fürstenhäuser das zweite bilden. Mit dem Sitz auf der zweiten Bank würde Mecklenburg-Schwerin eine politisch ungünstigere Stellung eingenommen haben, als bisher auf dem Regensburger Reichstage. Das erste Collegium sollte außerdem mit Prärogativen ausgestattet werden, deren Werth man vielleicht damals höher anschlug, als richtig war. Allein bei der allgemeinen Unklarheit der Lage suchte sich jeder nach Kräften gegen eine Herabminderung seines Ranges und seiner Stellung zu sichern. Uebrigens waren schon jetzt gewisse praktische Vortheile mit dem großherzoglichen Rang verbunden. Derselbe gewährte z. B. das Gesandtschaftsrecht, welches den mindermächtigen Häusern versagt war. Mecklenburg als Herzogthum konnte am französischen Hofe keinen Gesandten beglaubigen. Seine Vertreter wurden daselbst nur als „voyageurs" vorgestellt, hatten keinen Zutritt zu den kleinen Empfängen und wurden überhaupt nicht anders behandelt, wie sonstige foreigners of distinction. Der Erfolg diplomatischer Verhandlungen hing aber damals, wo die Geschäfte ebenso sehr am Hofe, als im Cabinet des Ministers betrieben wurden, weit mehr als heute von der äußeren Stellung des Vertreters ab. Wir werden später sehen, wie dem Erbprinzen sein fürstlicher Rang hierin wesentlich zu statten kam und die Be-

rücksichtigung dieses Umstandes mag für seine Wahl zum Bevollmächtigten nicht ohne Einfluß gewesen sein.

Was die zweite der oben genannten Bedingungen betraf, so war sie gleichfalls nur die Erneuerung alter, berechtigter Ansprüche. Im westfälischen Frieden hatte Mecklenburg die Stadt Wismar nebst ansehnlichem Gebiet an Schweden abtreten müssen. Als Entschädigung dafür wurden ihm zwei Canonicate bei dem Domstift zu Straßburg überwiesen, aber dieser Ersatz war ein sehr unbedeutender und ging außerdem später verloren. Die Angelegenheit der Canonicate hat den Regensburger Reichstag wiederholt und eingehend beschäftigt. Wir wollen von der sehr verwickelten Frage nur das Wesentlichste herausheben.

Nach langen Religionswirren im Elsaß, welche unter Anderem auch die confessionelle Spaltung des Domcapitels von Straßburg zur Folge gehabt hatten, waren durch den Vergleich von Hagenau (1604) die sechs protestantischen Mitglieder des Capitels im Besitz ihrer Pfründen und Einkünfte belassen worden. Zwei dieser Domherrenstellen waren 1648 dem Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg zugesprochen und wurden, wenngleich erst nach langen, unerquicklichen Streitigkeiten mit dem Straßburger Magistrat, von seinen Söhnen eingenommen. Allein der ungestörte Genuß dieser dürftigen Entschädigung war nicht von langer Dauer, denn 1681 erzwang Frankreich die Uebergabe Straßburgs und entzog den evangelischen Domherren sofort ihre Einkünfte. Obwohl nun den späteren Friedensschlüssen von Nymwegen, Ryswick und Rastatt die Bestimmungen des Osnabrücker Tractats, soweit sie sich auf die Restitution der evangelischen Canonicate bezogen, ausdrücklich zu Grunde gelegt wurden und, obwohl in dem Rastatter Vertrag noch eine besondere Bestätigung der Restitutionsacte erfolgte, so kam es doch thatsächlich nicht zur Ausführung dieser Verbindlichkeiten. Die Einkünfte der sechs eingezogenen evangelischen Stellen verblieben widerrechtlich den katholischen Mitgliedern des Capitels. Die Herzoge von Mecklenburg protestirten wiederholt gegen dieses Verfahren. Alle ihre beim Reichstage angebrachten Vorstellungen theilten aber das Schicksal so vieler ähnlicher Recurse: sie blieben unberücksichtigt. Das Reich war zu schwach, seinen geschädigten Ständen dem mächtigen Nachbarstaat gegenüber Recht zu verschaffen.

Die Angelegenheit trat in eine neue Phase, als durch die Decrete der französischen Nationalversammlung 1789 das Hochstift Straßburg überhaupt eingezogen und jeder reichsständische Besitz im Elsaß durch die neue Verfassung dieser Provinz aufgehoben wurde. Friedrich Franz I. benutzte diesen Umschwung der Dinge zu einer erneuten Anregung beim Reichstag, und das durch seinen Gesandten übergebene Promemoria wies darauf hin: „Se. Herzogliche Durchlaucht hielten sich für befugt, von kaiserlicher Majestät und dem Reich eine anderweite Schadloshaltung für ihre bei dem westfälischen Friedensschlusse aufgeopferten, altfürstlichen Besitzungen (Wismar) nachzusuchen und zu gewärtigen." Wirklich erfolgte auch eine Beschwerde des kaiserlichen Gesandten in Paris, aber der bald darauf ausbrechende Krieg unterbrach vorläufig die Verhandlungen.

Inzwischen kam bei den Berathungen, welche dem R. D. H. Schlusse vorangingen, der Anspruch auf die beiden Straßburger Canonicate noch einmal zur Sprache und, — wenngleich nur vorübergehend, — zur Erledigung. Durch

Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich war jedwede Hoffnung erloschen, in den Besitz jener Stellen zu gelangen, und Mecklenburg rechnete sich mit Recht zu den Geschädigten, welche durch den R. D. H. Schluß Compensationen erhalten sollten.

Neben den beiden Stiftsstellen erhob es auch Anspruch auf Ersatz für die in der Trave belegene, kleine Halbinsel Privat, welche dem Lübecker Stadtgebiet zugeschlagen war. Diese beiden Forderungen wurden von der Reichsdeputation gerecht befunden, und der § 9 der Schlußacte sicherte dem Herzog neben kleinen Berichtigungen an der Lübecker Grenze eine immerwährende Rente von 10 000 Thalern aus dem Rheinschiffahrts-Octroi.

Man muß gestehen, daß dies eine klägliche Entschädigung für den Verlust Wismars, und der Herzog jetzt bei der neuen Regelung seines Bundesverhältnisses einen Gebietszuwachs zu verlangen um so mehr berechtigt war, als auch die 10 000 Thaler seit Errichtung des Rheinbundes nicht mehr gezahlt wurden. Der Erbprinz sollte diese Forderung womöglich in Verbindung mit der dritten vorbringen, welche die Entschädigung für die jüngsten Natural- und Geldlieferungen betraf. Zunächst sollte er die Ueberweisung von Barbeträgen zu erlangen suchen, und erst, wenn dies unmöglich war, auf eine Gebietscompensation hinwirken, deren Domanialeinkünfte den Zinsen des verausgabten Capitals von circa 40 Millionen Franken gleich kämen. Schwedisch-Pommern und das zu Hannover gehörige, von den Franzosen occupirte Lauenburg wurden als günstig bezeichnet.

Mit dieser Instruction versehen, trat Friedrich Ludwig am 10. October 1807 die Reise nach der französischen Hauptstadt an. Neben der Accession zum Rheinbund umschloß seine Mission noch einen anderen schwierigeren Auftrag, den nämlich, das Land von der drückenden französischen Besatzung zu befreien und die Uebertragung der Küstenbewachung an die neu zu formirenden Truppen des Herzogs persönlich bei Napoleon zu erwirken.

(Ein zweiter Artikel im nächsten Heft.)

Ein Jahr bei den Ajaris.

Briefe aus den tunesischen Bergen.

X.

25. Januar.

„Gelobt sei der einige Gott!

„Dem hochgeehrten, dem edlen, dem ehrwürdigen Herrn Arzt in Hamada. — Gott segne Euch und sei Euch gnädig. Amen. Der Friede sei mit Euch und der Segen des Herrn — er sei hochgelobt! — und sein Heil! Ich aber bitte für Euer Gnaden, daß Allah Euch segnen und Eure Wünsche erfüllen möge. Fragt Ihr hinwieder nach unserer Gesundheit, so wisset, wir sind wohl und leben im Frieden — gelobt sei Allah dafür.

Wir bitten aber Euer Ehren, den Träger dieses Schreibens, den Pilger Mohammed-ben-Mustafa zu untersuchen, welcher an den Augen leidet, und ihm Arznei zu geben — die Genesung jedoch steht bei Allah, dem Erhabenen. So der Herr will, wird er es Euch lohnen. Lebet in Frieden und Glück, das Heil sei mit Euch.

Der vor seinem Herrn und Gott
geringe Mohammed-el-Barni.
Gott verzeihe ihm! Amen!"

Der Pilger Mohammed, der früh vor Tagesanbruch an unsere Thür klopfte, um diesen Brief zu überreichen, der auf Pergament geschrieben und im Turban bewahrt worden war, ist ein kleiner halbblinder Greis auf einem grauen Eselchen. Er kam aus der Gegend von Kairuan, drei Tagereisen weit her, mit einem ledernen Sack als einzigem Gepäckstück, das ihm Nachts als Kopfkissen dienen mußte. Diese Ziegenhaut hütete er mit feindseligen Blicken, als sei ein Schatz darin verborgen. Dann und wann griff er hinein und holte eine Handvoll gerösteten Gerstenmehls heraus, das er eine Weile in den Fingern knetete und dann verzehrte. — Als die Augen untersucht und gewaschen wurden, schrie er laut: „Bleibe bei mir, oh Tochter!" So blieb ich bei einer langen Operation und hielt seine Hände, während er mit klagendem Tone rief: „Oh Meister, befreie mich!" Drei Tage verbrachte der wunderliche Alte hier oben, regungslos an einem

Kohlenbecken kauernd, das ihm die mitleidige Adalgisa hinausbrachte, weil er über Frost geklagt hatte. Heute ist er mitsammt dem Bocksfell auf seinem Eselchen abgezogen in seine ferne Heimath, mit demselben mürrisch argwöhnischen Blick, mit dem er gekommen war.

XI.

13. Februar.

Der Winter ist eingekehrt. Bald einen Monat habe ich nicht geschrieben. Wir sind von Schnee und Sturm eingehüllt, unser Zimmer ist kalt, obgleich der Ofen heult, an Kochen in der Küche nicht zu denken. Eine weiße Decke liegt auf Pfannen und Schüsseln — unser arabischer Nachbar hat uns einen Kuskus geschickt, damit wir keinen Hunger litten. Der Knabe Abd-es-Selam brachte ihn in ein Tuch geknüpft durch den Schneesturm her. Unter dem Zelt soll es behaglich sein, meinte er, und lief, vergnügt über ein Silberstück, in seines Vaters Burnus und hohen Stiefeln, wieder in das tobende Wetter hinaus. — Der Besuch des Kindes war ein Intermezzo in der Stille, die schon seit Tagen in unserer Hütte herrscht. Der Doctor sitzt und studirt an einem Schädel, der mir grauenhaft ist; denn er stammt von einem Weibe aus Macter, das bei einer Hungersnoth elend umgekommen. Schwere Tropfen fallen von der Zimmerdecke, und wir rücken mit Tisch und Lampe umher. Wir müssen Zeltleinen spannen oder unter Regenschirmen schlafen. Ich mache mich auf einen schleunigen Auszug gefaßt. — Draußen tönt das Geschrei wilder Gänse, die über die Höhe ziehen.

14. Februar.

Ein trauriger Sonntag! Die Nacht unter den fallenden Tropfen war lang und kalt. Während wir heute früh beim Frühstück saßen und vergebens die Speisen vor dem eindringenden Regen zu schützen suchten, stürzte die Zimmerdecke Stück um Stück mit Getöse ein. Wir sind in die anstoßende Hütte geflohen, wo wir unter Sätteln und Zäumen frierend den Tag verbringen müssen, bis unsere Behausung wieder bewohnbar ist.

Ende Februar.

Wir leben noch im Exil, und doch steht schon die schönste Sonne am Himmel. Es ist heiß wie im Sommer, und in den Bergen prangt die Natur im Frühlingsglanz. Die Halden sind grün, die Wiesen ein Teppich von Blumen. Im Dorfe Elles blühen die Mandelbäume, ganze Regionen sind in Duft getaucht, als wäre das Land ein großer Strauß. Auf den Seen in der Ebene lagern lange Reihen von Flamingos wie Rosenstreifen auf dem matten Blau des Wasserspiegels. Die Luft ist klar, tausendfältig wacht das Leben auf nach den fruchtbaren Regen. Die Araber, die der Winter in den Süden vertrieben hatte, kommen mit Hab und Gut, Weibern, Kindern und Kameelen ins Gebirge zurück. Auch der Markt, der an manchem Schneetage ausfiel, ist belebt, und die bekannten Gäste klopfen wieder an unsere Thür. Tajeb bringt Sträuße von Narcissen und wilden Tulpen aus dem Thal. — Wenn die Sonne sinkt, sitze ich manchen Tag auf der Stufe

vor der Küchenthür und sehe auf die Felswände, wo der Je-länger-je-lieber neu grünt. Adalgisa steht neben mir und erzählt von der Heimath, von Piemont und dem Vaterhaus, wo sie als vierzehntes Kind bei Polenta groß wurde, von den Wundern des Doms von Vercelli, von ihren Reisen und Abenteuern in der Wüste. Drüben, jenseits der Schlucht, ziehen die Herden nach den Hürden, und Abd-es-Selam bläst die Schalmei in mannigfaltigen Modulationen. Die Nachbarn Beduinen kauern an der Felswand und sehen ins Weite, wo die Venus hinter den Bergen aufgeht. Und den gelben Hofhund streichelnd, schließt Adalgisa ihre Ausführungen mit den Worten: „e pure mi farà pena di partire di qui."

XII.

10. März.

Wie ich heute früh aus der Thür trete, um einen Blick ins Freie zu thun, sehe ich einen Reiter zu Esel herankommen, der seinen Burnus sorgsam, in ein Bündel gefaltet, in der Hand trägt. Er steigt vor dem Hause ab und weist mir in seinem Mantel mit gleichmüthigem Gesicht ein Häufchen Knochen und einen menschlichen Schädel, in denen er, wie er meint, die Reste seines Bruders erkennt. Auf meine erstaunten Fragen höre ich folgende Geschichte, die grausig klingt und ein wahres Drama enthält:

Vor zwei Monaten verschwand sein junger neunzehnjähriger Bruder auf unerklärliche Weise. Er war zum Markt nach Macter gegangen, wie er es jeden Sonnabend zu thun pflegte, und seitdem nicht wiedergesehen worden. Die Seinigen suchten vergeblich nach ihm und trösteten sich endlich, er sei wohl nach dem Süden gezogen, nach Kairuan oder Gafsa, und würde mit der Zeit zurückkehren. Doch es vergingen Tage und Wochen ohne Nachricht von dem Verlorenen, — da entdeckten arbeitende Frauen an einer einsamen Stelle an den Seen ein menschliches Gerippe — an dem blutgetränkten Burnus glaubte die Familie ihren Sohn zu erkennen. — Der Volksmund wußte auch die Namen der Thäter zu nennen. Unter den Feigenbäumen von Macter wohnte eine schöne Frau, die, obgleich von dem alten einäugigen Gatten eifersüchtig bewacht, mit dem jungen Mann ein Liebesverhältniß unterhielt. An dem Markttag, von dem er nicht zurückkam, wollte man im Schatten der Ruinen ein altes Weib im Gespräch mit ihm gesehen haben. Ein Stelldichein, von dem Gatten als Falle benutzt, sollte ihm das Leben kosten. Wie er zum Zelt der Geliebten schlich, überfielen ihn die Brüder der Frau und ermordeten ihn. Nachts trugen sie den Leichnam ins freie Feld, wo ein dichter Schnee alle Spuren der That zudeckte, bis Sonnenschein und Thau sie ans Licht brachten.

XIII.

Tunis, Ende April.

Ihr werdet fragen, wie es kommt, daß ich nach längerem Schweigen plötzlich einen Brief aus Tunis datire, und glaubt gewiß schon, daß ich am Ende meiner Erlebnisse bin und den Bergen und Thälern der Hamada für immer den Rücken gekehrt habe. — Nein, nur für wenige Tage bin ich hier, strömende Regen, die seit einer Woche unaufhaltsam vom Himmel stürzen, halten mich noch zurück.

Den ersten schönen Tag jedoch werde ich von hier aufbrechen und in unsere Wildniß zurückkehren, von der ich erst jetzt fühle, wie lieb sie mir geworden ist.

Ende März war es kalt und stürmisch auf der Höhe gewesen; wir wurden ein zweites Mal durch die einstürzende Decke aus unserer Wohnung vertrieben und verbrachten Tag um Tag in einem winzigen Raum an einem Holzfeuer unter tausend Unbequemlichkeiten und Entbehrungen. Manchen Abend hatte uns der Sturm die Speisen von den Schüsseln gefegt, ehe sie zu uns gelangten, und es hieß mit hungrigem Magen zu Bette gehen. — Alle Verkehrswege waren zeitweilig abgebrochen; für keine Summe wollte der tunesische Kärrner den Weg hinauf wagen und auch die reitende Post blieb oftmals aus. Seitdem stand mein Sinn auf eine Reise nach Tunis. Mich gelüstete es, einige Tage in der Culturwelt zu verbringen, und jeden Morgen, wenn ich mein Fenster öffnete, war mein erster Blick nach dem Himmel und meine erste Frage an die vor der Thür kauernden Beduinen: „Wie sind die Wege?“ Endlich, gegen Ende des Monats, gab es schöne sonnige Augenblicke. An einem strahlenden Morgen lockte uns eine arabische Musik früh heraus. Es war die Jugend von Suaker, die mit Sang und Klang nach Macter zur „Fantasia“ zog und sich unter den Oliven versammelt hatte. Voran auf einem Schimmel mit purpurner goldgestickter Schabracke, die fast bis zur Erde hing, der Sohn des alten Kaids in prachtvoller Kleidung. Hinter ihm eine Menge berittenen und unberittenen Volks, darunter manches bekannte Gesicht, im Ganzen an die hundert Mann, alle den Klängen barfüßiger Pfeifer und Trommler folgend. Auch wir stiegen rasch zu Pferde und schlossen uns dem Zuge an. Es ging den Bergabhang hinab, die betäubende Musik voran. Die Pferde stampften und wieherten und bäumten sich unter dem Zügel. Der Bach im Thalgrund wurde im Galopp genommen, so daß das Wasser hochaufspritzte, und im Galopp stürmte unser Zug unter den Oliven von Macter durch, bis auf den bereiteten Schauplatz. Dort empfing der Stamm der östlichen Ajaris uns Ankömmlinge. Auf dem Trümmerfeld am Triumphbogen bildete die Menge einen Kreis, und das Spiel fing an. Der achtjährige Sohn des Kaids der Kesra führte sein winziges Pferdchen im „spanischen Tritt“ vor. Ein halb verschleierter Araber, den weißen Haik ums Gesicht geschlungen, so daß er wie ein Visir nur die Augen frei ließ, silberne Pistolen im Gürtel, schlang mit seinem Rappen künstliche Achten im engsten Kreise. Im rasenden Tempo vorbeijagende Reiter, mit blauen Mänteln auf rothen Sätteln, feuerten jauchzend ihre Flinten in die Luft, mit ihren handlangen Sporen tiefe Wunden in die Weichen der Pferde reißend. Es wurde manches Kunststück vollführt, das einen Kenner entzückt hätte. Ich hatte nur Augen für das malerische Bild in seinem Wechselstreit der leuchtendsten Farben, von dem Rahmen der Berge umschlossen.

In den Pausen machte ein affenartiger Negerknabe den Narren, und die Menge lachte und vergnügte sich, ohne daß ein Mißton die Freude gestört hätte. Den ganzen Nachmittag dauerte das Fest. Erst mit sinkender Sonne machte man sich auf den Heimweg und ritt ohne Sang und Klang in dem röthlichen Dämmerlichte den Bergen zu. Für manchen der Betheiligten hatte es weder Essen noch Trinken gegeben, und doch war die allgemeine Befriedigung groß. Der Schimmel mit der rothseidenen Decke zog vor uns her, bis er sich mit seinem Gefolge in dem Seitenthal verlor. —

Mir hatte der schöne Frühlingstag neuen Muth für das Reiseunternehmen gegeben. Wir hatten mit Tajeb, unserm jungen Freunde aus Elles, geplant, die erste Gelegenheit zu ergreifen, um eines Wagens habhaft zu werden, der uns nach Tunis brächte.

Am andern Morgen war Alles zur Jagd ins Thal geritten. Ich hatte meinen Tag mutterseelenallein verbracht, war in den Felsen umhergestiegen, zur Quelle, an der Adalgisa singend wusch, und hatte manche schöne Gebirgspflanze in den Steinen gefunden. Da erschien, es mochte sechs Uhr Abends sein, ein Bote aus Elles mit der Meldung, im Dorfe sei ein Wagen, der den andern Morgen nach Tunis weiterfahre, ich solle mich bereit halten. So packte ich ein Köfferchen und Adalgisa that einen Griff in den Hühnerstall, um ihr lahmes Lieblingshuhn als Reiseimbiß zu opfern. — Den folgenden Morgen fiel ein sanfter Regen, und ich glaubte schon die Partie aufgegeben. Doch es wurde um Mittag klar, und nach einigem Hin- und Herreden stiegen wir zu Pferde und ritten über den wohlbekannten Bergrücken nach Elles zu, wo uns Tajeb zur Nacht beherbergen wollte, um Tags darauf mit uns vor Sonnenaufgang die Reise nach Tunis fortzusetzen. Diesmal wurde der nähere Weg über das Städtchen Tebourssouk gewählt, der mich wegen der an der Straße liegenden Ruinen von Dougga und Ain-Tunga lockte.

Die Luft war feucht und kühl, dunkle Wolken am Himmel versprachen nichts Gutes. In Elles stand schon Tajeb mit seiner Riesensippe, lauter Enakssöhnen, an der Thür ihrer niedrigen Hütte. Er ist der jüngste von den sieben Söhnen eines verstorbenen Dorfältesten, derselbe, der mir einmal auf die Frage, was er triebe, die classische Antwort gab: „Ich sitze.“ Tajeb und seine Brüder „sitzen“ alle sieben, das heißt sie leben von ihrem Vermögen, das von dem ältesten Bruder allein verwaltet wird, wofür er die sieben Familien unterhält. Ihr Hauptgeschäft besteht darin, die Gelegenheiten auszuspähen, wo sie ihren Aeltesten heimlich „bed durga“, bestehlen, unter der Hand einen Hammel oder einen Sack Oliven verkaufen und den Erlös behalten können, ein nach ihrer Auffassung hoch moralisches Verfahren.

Dieses Mal war es die große Frage, ob das gefürchtete Familienoberhaupt dem Jüngsten die ersehnte Reise nach Tunis gestatten würde. Als wir an der Hausthür abstiegen, sah ich an Tajeb's glücklichem Gesicht, daß sich sein Wunsch erfüllen sollte. — Der Abend in der arabischen Hütte war unvergeßlich. Wir saßen unter Riesenölkrügen in einem niedrigen säulengestützten fensterlosen Raum auf einer steinernen Bank, in lebhafter Unterhaltung mit den männlichen Familienmitgliedern, die uns im Kreise umgaben. Als es dunkelte, zündete man ein Oellicht an, und Tajeb trug ein „Essen“ auf, den üblichen Kuskus mit Pfefferschoten und großen Stücken weißlichen Hammelfetts, an dem sich der älteste Bruder mit uns gütlich that. Die Reste wurden den übrigen Anwesenden überlassen, die ihrerseits dem Mahl zusprachen, das im Frauengemach endete.

Während man uns mit wollenen Decken in einer Nische das Nachtlager bereitete, kam die alte Mutter des Hauses, um mich zu den Frauen zu führen, deren Wohnungen alle auf einen Hof münden, in welchen Ochs und Esel ihren Standort haben. Das Gemach des Scheiks ist ein schmaler Raum, dunkel und

höhlenartig, mit einer rothen Gardine vor der Lagernische als einzigem Zierrath. Drinnen stand in dem einfachen blauen Beduinenkleid, ohne Schmuck, barfuß, eine herrliche Frauengestalt mit classisch regelmäßigen Zügen und der Würde eines seiner strahlenden Schönheit bewußten Menschen. Der alternde Scheik hat seine Frau für einen hohen Preis von ihrem Vater erstanden, sie stammt aus einem Nachbardorf und ist wegen ihrer Schönheit berühmt. — Ich sah sie mit Staunen an. Ihr Gesicht hatte einen Ausdruck von lächelndem Liebreiz, ihre Gestalt erschien tadellos an Größe und stolzer Haltung. Die andern sie umringenden Frauen waren hoch geschmückt, sie selbst mochte gewußt haben, daß weder Seide noch Gold ihre Reize mehr heben konnten, als das faltige dunkle Gewand, denn sie hatte mir zu Ehren keine andern Kleider anlegen wollen. Ich mußte mit den Worten des Hohenliedes sagen: „Du bist allerdings schön, meine Freundin, und ist kein Flecken an Dir."

Auf dem Lager mit dem rothen Vorhang schliefen ein paar Kinder friedlich bei all' der schwatzenden Gesellschaft. Jede der sieben Schwägerinnen wollte mir zuerst ihr Zimmer zeigen, dasselbe schmale Gemach mit der Nische im Grunde, aber ohne die Gardine der Scheiksfrau.

Unterdessen war unsere Lagerstätte mit Decken und ein paar Kissen belegt worden. Das Oellicht wurde ausgelöscht und unsere Wirthe schlossen die Außenthür ab. Drinnen in unserer Höhle war es feucht und kalt und der Schlaf auf dem steinernen Bett nicht leicht zu finden. Es mußten sich auch noch ein paar Kälber mit lautem Gebrüll aus dem Innenhof zu uns verirren, und wir, in der Dunkelheit nach Licht tappend, die Thür suchen, um sie hinauszulassen. Als uns am andern Morgen um vier Uhr unser Wirth durch Klopfen weckte, fühlten wir unsere Glieder steifer als Abends vorher.

Der Himmel war grau und trübe, die drohenden Wolken standen noch im Norden. Auf der Dorfstraße am Brunnen hielt der geschlossene Reisewagen, mit dem die Frauen eines reichen tunesischen Oelbauers nach Elles gebracht worden waren und der jetzt nach Tunis zurückkehrte. Der Kutscher, ein gedrungener Araber mit rothem Gesichte, wetterte beim Anspannen der Pferde gegen den geizigen Scheik, der ihn nicht zum Nachtessen gebeten habe. Während wir uns in dem Landauer zurechtsetzten, bestieg Tajeb ein Maulthier, das den Doctor vom halben Wege wieder in die Berge zurückbringen sollte, indeß ich mit dem jungen Begleiter die Reise allein beenden würde. — Tajeb strahlte: vierzehn Tage in Tunis, funfzehn Franken in der Tasche (gerade genug für zwei Tage, doch der Muselmann tröstet sich in der Hoffnung auf Allah's Hülfe), welche verlockende Aussicht! Es schien ihn nicht anzufechten, daß seine kleine vierzehnjährige, schwarzäugige Frau in dem dunklen Bau zurückblieb.

Auf der langen Fahrt durch die Ebene von Sers hatten wir Zeit, mit unserem Kutscher Freundschaft zu schließen. Er nannte sich Si-Hamda, fuhr seit achtzehn Jahren durch Tunesien und schien ein wilder, jedoch gerechter Charakter, nach der Unparteilichkeit zu schließen, mit der er seine drei Pferde abwechselnd mit der Peitsche tractirte und durch Lobsprüche ermuthigte.

Der Himmel wollte sich nicht aufhellen. Als wir gegen Mittag am Flüßchen Tessâa Halt machten, kam die Sonne zwar auf wenige Augenblicke

hervor, verkroch sich aber gleich wieder hinter ihrem Nebelschleier. Wir hatten eine gut gelegene Olive gewählt und darunter unser Mittagsmahl gehalten. Es fand sich nun leider, daß das eine Huhn nicht im Verhältniß zu Zahl und Appetit der Speisenden stand, wenn auch Tajeb noch zwei arabische Hirsebrote aus seiner Satteltasche hinzufügte.

Der Kutscher hatte uns versprochen, bis zum Abend in Tebourssouk zu sein, damit wir am andern Morgen früh weiterfahren und die Eisenbahnstation Medjez-el-Bab zum Nachtzuge erreichen konnten. Wir hielten uns also nicht lange bei unserem frugalen Mahl auf, machten ein Stück Weges zu Fuß, um von den schönen wohlriechenden Disteln zu pflücken, die den Wiesengrund bedeckten, und stiegen wieder ein, um Stunde nach Stunde noch im Wagen auszuhalten. Tajeb trabte auf seinem schnellen Maulthier vergnügt nebenher. Weite Flächen lagen hinter uns, die Berge der Hamada, die Ebene von Sers waren längst verschwunden. Neue Ebenen und Gebirgsketten thaten sich vor dem Blick auf. Der Tag blieb grau, es fehlte der Landschaft an dem Reiz, den die südlichen Farben auf sie auszugießen pflegen. Während der langen, zwölfstündigen Fahrt begegneten wir nur selten einer menschlichen Behausung, einem Beduinenzelt oder Heiligengrab, in der Einsamkeit wie verloren. Gegen vier Uhr, als wir das „Bordj-Ibrahim", einen antiken Circus, und die prachtvollen Ruinen von Dougga passirten, fielen die ersten Tropfen vom Himmel.

Der bisher leidlich gute Weg wurde beschwerlich, und wir schauten begierig nach Tebourssouk aus. Da lag es auf dem Rücken eines Berges, an einer grünen Schlucht wie ein Fleck weißen Schnees auf einem Abhang. Bei Sonnenschein muß Tebourssouk ein entzückender Aufenthalt sein. Ein Wald von Oliven füllt die Thalschlucht, die Bergwände sind mit dichtem Grün bedeckt, und Quellen rieseln in reicher Zahl hinunter. Selbst bei dem jetzt strömenden Regen schien mir das arabische Landstädtchen reizvoll und freundlich. Wie unser Wagen durch das Thor rasselte, sah aus jedem kleinen Laden am Wege ein beturbanter Kopf heraus auf die Ankömmlinge — mir war zu Muth, wie dem Provinzialen, der in die Residenz kommt. Das Treiben der Menschen war dem Auge ungewohnt; die Häuser, zierlich und sauber gebaut, erschienen mir wie Paläste nach den niedrigen Steinhütten, unter denen ich seit Monaten gelebt hatte. Auch kannte ich Tebourssouk lange dem Namen nach aus den Erzählungen eines alten italienischen Nachbars aus Marsa, der dort vor Jahren eine schöne antike Mosaik, Jagd und Fischzug darstellend, wollte gesehen haben.

Wir hielten am Funduk, dem Stall von Bethlehem, in dem Ochs, Esel, Kameel und Maulthier zur Nacht abgestellt werden, und friedlich Krippe an Krippe nebeneinander stehen. Tajeb machte sich auf, den Chalifa des Ortes zu suchen, der uns die Gastfreundschaft bieten sollte. Wir aber durchzogen trotz strömenden Regens das ganze Städtchen, unerschrocken von Gasse zu Gasse watend, um die Mosaik zu finden. Niemand wußte uns jedoch Auskunft zu geben, wir sahen wohl römische Mauern in Menge, auch einen punischen Drachen, mit dem Kopf nach unten in eine arabische Hofwand eingefügt, doch nichts von dem gesuchten Wunderwerk. Es war Abend geworden, Herden brüllenden Viehes zogen ein und versperrten die schmalen Straßen, die sich allmälig in einen wahren Sumpf

verwandelt hatten. Wir suchten das Haus des Gastfreundes Chalifa auf. Er hatte uns in dem Erdgeschoß eines leerstehenden Hauses mit Decken und Matratzen ein Zimmer belegen lassen. Da saßen wir nun, trockneten unsere nassen Kleider an einem Kohlenbecken und vertrieben uns, so gut es ging, die Zeit im Gespräch mit einem, die Honneurs machenden dienstbaren Geiste. Die arabische „Diffa" oder Gastfreundschaft läßt, je anspruchsvoller sie ist, um so länger auf ihre Tafelfreuden warten; die in dem dunkeln Steinverließ bei einem Oellicht zugebrachten Stunden waren lang, und die Kälte machte sich fühlbar. Erst um elf Uhr erschienen Diener mit einer langen hölzernen Bahre, auf der Schüssel an Schüssel mit den verschiedensten Gerichten standen. Alle mehr oder weniger aus denselben Ingredienzien zubereitet, zehnmal Hammelfleisch unter den verschiedensten Formen wurden zu gleicher Zeit angeboten, eine für den Europäer wenig angenehme Sitte. Denn da ihm eigentlich nichts wirklich schmeckt, kostet er an zehnerlei Speisen zugleich und verdirbt sich gänzlich den Appetit.

Nach Mitternacht suchten wir endlich auf einem harten Lager Ruhe. Am anderen Morgen weckte uns derselbe verzweifelnd unaufhaltsame Landregen, der nichts Gutes versprach. Bei Dunkelheit führte uns der Diener des Chalifen durch die noch schlafende Stadt zum Funduk. Der Wagen war schon bereit, ich stieg mit Tajeb ein und diesmal der Doctor auf das Maulthier, um den Rückweg nach der Hamada anzutreten. Ein bewaffneter arabischer Soldat sollte ihm den Weg über nähere Bergpfade weisen, und da er einige Stellen zu passiren hatte, die wegen straßenräuberischer Beduinen nicht ganz gefahrlos waren, so gab ich ihm den mitgenommenen Revolver ins Halfter.

Kaum waren die beiden Reiter im Morgennebel verschwunden und ich sah mich allein mit meinem jungen arabischen Begleiter unter Führung des unbekannten Kutschers, so kam mir mein Unternehmen auf einmal gewagt vor, und ich wäre gern umgekehrt. Aber Si-Hamda peitschte lustig auf seine Pferde, und wir waren schon am Fuß des Berges angelangt.

Der Regen goß in Strömen, und der Weg wurde tiefer. Die Gegend, schön und malerisch, von wilder Romantik, hätte mein Auge unter anderen Umständen entzückt. Links hohe Felswände mit Grün bedeckt, rechts ein rauschender Gebirgsbach, an dem die Straße entlang führt. Bald hing der Wagen über einer Felskante hart am Abgrund, bald versank er im Schlamm des grundlosen Weges. An einer Furth fanden wir Kärrner mit ihren Pferden, deren Ladung im Wege lag neben den umgestürzten Karren. „Eilt Euch," riefen sie, „bald kann man nicht mehr durch den Fluß." Schäumend und donnernd schoß das graugelbe Wasser über die Felsblöcke, von Minute zu Minute schwellend, durch das Uebermaß der von allen Seiten zufließenden Bäche und Rinnsale — wir mußten mitten hindurchgehen. Tajeb und ich sahen uns schweigend an, klammerten uns fest, so gut es ging, als der Wagen sich erschreckend überbog und athmeten auf, als wir am anderen Ufer waren. Aber die Straße stieg stundenlang, sich am Abgrunde hinwindend, der Regen strömte fort, Gießbäche schossen vom Fels herab, unser Wagen blieb hart am Bergrand, wo das lose Erdreich, schon stellenweise abgestürzt, jeden Augenblick drohte in die Tiefe zu versinken. So vergingen sieben angstvolle Stunden, bis endlich die Höhe von Ain-Tunga erreicht war.

Dort liegen inmitten einer Natur von der Schönheit eines englischen Parks die Ruinen colossaler antiker Bauten. Unter einer Palme am Wege sprudelt eine Quelle hervor, über der früher ein der Wassergöttin geweihter Tempel stand. Jetzt ist sie zierlich in Marmor gefaßt und trägt den Namen des französischen Truppenführers, der zur Zeit des Occupationskrieges diese unberührte Stelle fand. — Die Straße selbst ist im Bau begriffen und oberhalb des gefährlichen alten Weges angelegt, den wir hinaufgekommen waren. Am Hause des Chausseewächters hielt unser Wagen, die Pferde wurden getränkt, und Tajeb und der Kutscher machten sich ans Frühstück, das in einem in Oel gekochten Huhn bestand, mit Mühe in Tebourssouk aufgetrieben, und ihnen von mir nur gar zu gern überlassen.

Ich konnte die Neugier nicht unterdrücken und stieg aus, um den von Cactus wild verwachsenen zwingerartigen Bau näher zu sehen, streifte in dem nassen Grase umher, sprang über Gräben und kletterte über Mauerreste mit der stillen Genugthuung, die seltene Augenweide mit einiger Lebensgefahr erkauft zu haben. Als ich eben den Versuch machte, ein paar hohe Säulen zu erreichen, die sich unter dichtem Grün in einiger Entfernung erhoben, gesellte sich ein altes Weib mit rothem Kopftuch zu mir und lud mich auf sicilianisch ein, ihr zu folgen, um einen Bissen zu essen. Daß ich diesem Anerbieten Folge leistete, wird nur der verstehen, der drei Tage lang auf arabische Kost gestellt war. — Sie führte mich feldeinwärts nach einer niedrigen, aus Buschwerk und Steinen gebauten Hütte, in die ich ohne Arg eintrat. Drinnen flackerte ein helles Herdfeuer und erleuchtete den dunkeln Raum und eine bunte Gesellschaft. Ein Dutzend bärtiger Italiener, den „ciuffo“ auf der Stirn, das rothe Halstuch in malerischen Knoten geschlungen, saß rauchend im Kreise und starrte mich nicht wenig verwundert an, die ich so unerwartet ihre Gastfreundschaft in Anspruch nahm. Eine hübsche Person mit langen goldenen Ohrringen bot mir einen Sitz am Feuer und trug Salami, Brot und Wein auf. Die Gäste rückten auseinander, um mir Platz zu machen, und ich, mein Frühstück verzehrend, sah mich mit einigem Erstaunen in dem Raume um, der auf ein Haar das zu sein schien, was man als ein Kind mit dem Begriff einer Räuberhöhle verbindet. Meine rauchenden Nachbarn, von denen mancher ein prächtiges Modell zu einem Fra Diavolo oder Rinaldini gegeben hätte, waren sicilianische Arbeiter, die die neue Chaussee bauten und den regnerischen Sonntagmorgen in der primitiven Schenke verbrachten. Ein wenig vertrauenerweckendes Völkchen, unter das ich gerathen war! Doch es galt, gute Miene zum bösen Spiel machen; ich gab in meinem besten Italienisch Antwort auf die allerlei Fragen, woher und wohin des Weges, und aß und trank mit einer Ruhe, als sei es das natürlichste Ding von der Welt, daß junge Personen weiblichen Geschlechts allein durch die tunesischen Berge reisen. Wie ich nun dem mich eng umschließenden Kreise der Neugierigen auseinandersetzte, daß ich auf dem Wege nach Medjez-el-Bab sei und noch heute Abend in Tunis erwartet würde, erhob sich lebhafter Widerspruch. „Glaubt mir, Signora mia,“ meinte ein junger Bursche, der Wortführer der Bande, „der Fluß Siliana, eine Stunde von hier, ist hoch geschwollen. Er ist böse und heimtückisch, und die Gefahr ist groß. Euer Kutscher wird Euch ertränken, bleibt zur Nacht, bis das Wetter sich aufklärt.“

Diese Eröffnung, in die Alles mit lautem Beifall einstimmte, war wenig ermuthigend. Was thun? Ich dankte aufstehend für die Bewirthung, meinte aber klug zu thun, indem ich vorschützte, mein Geld im Wagen zu haben, worauf mir der ganze Schwarm bis an die Straße das Geleit gab. Dort erwarteten mich mit einiger Unruhe meine arabischen Begleiter, nicht wenig erstaunt, als sie mich in so sonderbarer Gesellschaft anlangen sahen. Nun entspann sich derselbe Wortstreit wie vorher über die Gefahren der Siliana, und wiederholte Stimmen wurden laut, es sei mein Tod, wenn ich mich in die Hände des Muselmannes begäbe.

Ich sah meinen alten Hamda an und verstand, was seine kleinen, scharfen Augen sagen wollten: „Lieber in der Siliana, als unter dem Messer der Italiener." — „So fahr' zu, mit Allah's Hülfe," war meine Antwort. Ich dankte mit einem Geldstück für Rath und Erquickung und stieg in den Wagen, konnte aber nicht verhindern, daß man uns einen Knaben auf den Bock setzte, um „den Weg zu weisen", den übrigens unser Kutscher genau kannte.

Wir waren also in einer Falle! Vor uns der drohende Fluß, im Rücken die unheimliche Gesellschaft, und im weiten Umkreise keine Menschenseele, die uns hätte sichere Unterkunft bieten können. Tajeb war in größter Aufregung und betete zu Allah in hundert Namen, er möge dem Wasser gebieten, und uns glücklich hindurch führen. — So fuhren wir eine Stunde auf der neuen Straße bergab in Erwartung dessen, was das Schicksal uns bescheren wolle. Eines stand fest: lieber im Wagen übernachten, als nach Ain-Tunga zurückkehren. Auf einem Bergabhange erblickten wir Beduinenzelte. Sollten wir dort ein Nachtlager suchen? Auch das war nur ein schlechter Trost, denn bei theurer Zeit und Heuschreckenplage war das Gastrecht kein Schutz für eine alleinreisende Frau, bei der man Geld vermuthen konnte, obendrein da sie so unvorsichtig gewesen war, ein paar Brillantohrringe nicht abzulegen, die ihr schlechte Dienste hätten leisten können. Tajeb bog sich beständig aus dem Wagen, um nach dem Strome zu spähen, seufzte tief auf, murmelte Gebete und verwünschte seine Reiselust. Der alte Hamda bedachte seine Braunen mit der Peitsche und sah röther und ernsthafter als je unter seinem Turban vor. Der italienische Knabe neben ihm schwatzte in einem fort von Wetter und Wegen. Ich gedachte derer, die mich erwarteten, des Reiters auf dem Maulthier, der jetzt schon viele Stunden weit im Gebirge auf durchweichten Wegen ritt und nichts von all' diesen unerwarteten Zwischenfällen ahnte. — Wir mochten an die fünf Kilometer zurückgelegt haben, als uns Beduinen mit Eseln begegneten, die des Weges vom Flusse kamen. Auf Tajeb's Freudenruf und Frage gaben sie zur Antwort, es sei die höchste Zeit, und Eile noth, wollten wir noch hinüber. Da lag auch schon der breite Wasserarm vor uns, rauschend und gelblichgrau über die Steine schießend.

„Vater Hamda, was sagst Du zu dem Fluß?" rief ich dem Kutscher zu. „So Allah will, kommen wir hinüber," erwiderte der Alte, hielt seinen Wagen an und stieg ab, das Wasser mit seinem geübten Blick zu prüfen. „Wir wollen es versuchen," und damit nahm er seinen Platz auf dem Bock wieder ein. Ich aber hatte auch den Wagen verlassen und war zu ihm gestiegen, um wenigstens der Gefahr ins Auge zu sehen, und nicht wie eine Katze im Sack zu ertrinken.

Wenn ich an diesen Augenblick zurückdenke, erinnere ich mich nur, daß in wenigen Secunden mein ganzes Leben an mir vorüberzog, daß ich an diejenigen dachte, die mir lieb sind, und meine Seele Gott befahl. Mechanisch streifte ich die Handschuhe ab, um die Hände zum Schwimmen frei zu haben, hielt mich am Sitze fest, und schon umgab uns rings dunkles Gewässer mit häßlichen Wirbeln. Es schien, als drehe sich Alles im Kreise. Hamda schrie laut und peitschte wie besessen auf die Pferde, die ängstlich keuchten in der tiefen Fluth. Wie lange dauerten die kurzen Minuten! Endlich hörte man ein leises Knirschen wie von Sand, die Leiber der Pferde tauchten mehr und mehr hervor, ein Plätschern und Rinnen, die Thiere schütteln sich und fühlen den Boden unter den Hufen. „El hamdulillah". „Allah sei gelobt, wir sind gerettet."

„El hamdulillah âla kull hal", ruft Tajeb aus dem Wagenfenster, „el hamdulillah", der Alte neben mir, und der italienische Knabe am anderen Ufer schwenkt die Mütze.

Einen Feldweg nach dem Städtchen Testour einschlagend, das mit seinem weißen Minaret jetzt dicht vor uns lag, und die Pferde mit Lobsprüchen belohnend, bemächtigt sich Hamda's eine große Heiterkeit, die wir von Herzen theilen. Er hatte für zweihundert Piaster Goldes gefürchtet, seinen Fahrlohn, den er im Turban trug, und lobte Gott, daß er ihn vor der Rotte Italiener bewahrt habe, „denn von denen tödtete mancher seinen Vater um einen Soldo".

„Und was hättest Du gethan, Vater Hamda, wäre der Fluß nicht gnädig gewesen?" konnte ich mich nicht enthalten zu fragen.

„Ich wäre zu den Muselmännern unters Zelt gegangen" — und ein spitzes, langes Messer unter dem Bock vorziehend — „hier ist meine Waffe."

Das Städtchen war erreicht, und wir hielten im frohen Gefühl der überstandenen Abenteuer vor einem maurischen Kaffeehause, um uns an einem Täßchen Mokka zu wärmen, das uns der Caféter an den Wagen brachte. Draußen hatte sich der Regen in einen nassen, schweren Nebel verwandelt, der Alles wie mit grauem Spinnweb überzog. Die Bewohner des Ortes gingen mit dem Mantel über dem Kopf an dem Wagen vorbei, ohne sich umzuwenden, zumal der Beschuhte unter ihnen, der, sorgfältig jede Pfütze vermeidend, zierlich von Stein zu Stein schritt, um nur ja die weißen Strümpfe zu schonen, eine Kunst, in der der Araber unübertrefflich ist. Nur die Kinder des Ortes hielten sich gaffend im Kreise um uns auf, bis ein mürrischer Greis sie zankend auseinander jagte. Ich sehe noch ein schönes, kleines Mädchen mit schwerem Wasserkrug auf der Schulter eilig vor seiner Krücke flüchten und den Inhalt des Gefäßes verschütten. Aus dem Kaffeehause trat ein wohlgekleideter Jude und lud sich als Fahrgast auf den Bock. Es ging zum anderen Thore hinaus, eine holprige, steinige Straße hinunter, die der Regen in einen See verwandelt hatte. Noch sechs Stunden Fahrt, meinte Hamda mit der unerschütterlichen Zuversicht des Muselmannes, und um sieben Uhr wollte er mich am Bahnhof von Medjez absetzen.

Eben hatte ich es mir im Wagen etwas bequem gemacht und einen neugierigen Blick auf einen antiken Mauerrest am Wege geworfen, als ich einen starken Stoß fühlte und sammt meinem Reisegenossen in eine Ecke des Wagens

glitt, der sich stark nach links senkte und nicht wieder aufrichtete. Wir lagen mitten auf der Landstraße, wie ein Wrack am Seestrande, das linke Hinterrad im Schlamm, neben der gebrochenen Achse. Es half Alles nichts, wir mußten aussteigen und standen nun mit langen Gesichtern im Regen neben unserem unglücklichen Gefährt. Der Jude nahm stillschweigend sein Bündel vom Bock und machte sich mit gleichgültigem Gesicht auf den Weg ins Städtchen, und auch wir konnten nichts Besseres thun, als ihm durch Dick und Dünn folgen, während der Kutscher am Wagen zurückblieb. Nach viertelstündigem Marsch langten wir in trostlosem Aufzug wieder in Testour an, wo Tajeb einen Schmied suchen sollte, um eine neue Achse ins Rad einzufügen. Ich sah jedoch nur Ungewißheit und Zeitverlust vor uns und war entschlossen, beim Chalifa um Pferde zu bitten und sofort nach Medjez aufzubrechen. Denn wo sollte ich die Nacht zubringen, wenn der Wagen nicht fertig würde? Etwa im Funduk, wie die heilige Familie zu Bethlehem? Und was würden die Meinen sagen, die mich in Tunis erwarteten?

Wir fragten uns bis zur Wohnung des Chalifa durch; man wies uns in eine offene Schreibstube am Marktplatz, wo wir, durchnäßt bis an die Knie, auf einer Steinbank den Würdenträger erwarteten. Endlich erschien er, ein langer Mann mit mürrischem, galligem Gesicht, frostig in seine weißen Gewänder gewickelt und anscheinend wenig von dem Besuche erbaut, der ihn der Mittagsruhe entrissen hatte.

„Herr," sagte ich höflich, „ich reise allein und gehe nach Tunis, wo meine Familie mich erwartet. Mein Wagen ist zerbrochen und liegt vor dem Thore auf dem Wege. Gieb mir Pferde, daß ich mit dem Scheiksohne noch heute Abend bis Medjez komme."

„Wir haben keine Pferde," war die Antwort, „sie sind auf der Weide."

„Dann schicke wenigstens einen Boten zum Telegraphen nach Medjez, daß ich Nachricht geben kann, wo ich blieb."

„Wir haben keine Boten," und dabei setzte er sich kreuzbeinig in eine Ecke des Gemachs und versenkte sich in die Lectüre eines Schriftstückes, ohne auch nur im Geringsten von unserer Gegenwart weitere Notiz zu nehmen.

Zorn und Ungeduld stiegen mir zu Kopf über den Hochmuth dieses Bauern; ich stand auf, winkte Tajeb, mir zu folgen, und bemerkte dem Zurückbleibenden auf gut tunesisch — denn der Aerger löst die Zunge — „Du bist Chalifa von Testour, aber hast nicht gelernt, was Deines Amtes ist. Ich kenne den Bey und seine Veziere, Du wirst nicht lange Chalifa bleiben."

Damit drehte ich dem ungastlichen Hause den Rücken, um mir selber zu helfen. Gegenüber im Kaffeehause hockte die Bürgerschaft dieses arabischen Schilda frierend bei Kaffee und Damenpartie; dorthin wendete ich mich. Wie soll ich die Scene ausmalen, als ich, an einem Kohlenbecken meine nassen Kleider trocknend, unter der ganzen männlichen Einwohnerschaft von Testour saß und meinem Zorn über ihren Vorgesetzten Luft machte! Die Damenspieler sahen von ihrem Brett auf, ein Kreis von Zuhörern umgab mich, laut den Vorfall discutirend, der Wirth erging sich in Aufmerksamkeiten und trieb sogar einen Stuhl für die Christin auf, die bei Allah und dem Propheten Bestrafung des verletzten

Gastrechts anrief. Nur die Opiumraucher in einer Ecke blickten blödsinnig vor sich hin. Ein alter Marocceaner bot mir sein Pferd an. — Sollte ich allein die sieben Stunden bis Medjez reiten, ohne Führer in der Einsamkeit? — Tajeb that vor lauter Angst und Ermüdung den Mund nicht auf.

Unterdeß erschien an der Thür des Kaffeehauses ein wohlgekleideter Mann, der sich mir höflich näherte und unter tausend Entschuldigungen die Bitte des Chalifa vorbrachte, sein Haus zu beehren. Er habe mich nicht gekannt, und was der Redensarten mehr waren. Ich ließ ihn mit dem Versprechen stehen, daß er nur zu bald meine Bekanntschaft machen und gewiß nicht vergessen würde.

Wie viel Zeit sollten wir noch in dem unseligen Neste verlieren! Hamda erschien mit dem Rade beladen, und ganz Testour folgte, um dem Schauspiel beizuwohnen, wie ein paar Knaben sich eine Stunde lang abmühten, die zerbrochene Achse herauszubrechen, während erwachsene Männer die müßigen Zuschauer machten. Es wurde ein Uhr, zwei Uhr, der Wagen lag noch draußen vor dem Thore, und die kleinen Schmiede hieben immer auf das Rad los. Der Chalifa hatte Unterhändler auf Unterhändler geschickt und um Gnade gebeten, die Pferde ständen bereit, ich solle verzeihen, was seine Unwissenheit verschuldet. Es war die höchste Zeit, wollte ich noch vor Nacht in Medjez sein, der Regen goß herab, und die letzte Hoffnung auf den Wagen schwand. Vor der Thür der Schreibstube hielt ein barfüßiger Araber im Hirtenkleid, ein Pferd mit einem Sack als Sattel und einem Strick als Zaum. Ich stieg auf, nahm einen Männerburnus über den Kopf, um mich vor der Nässe zu schützen, Tajeb schwang sich auf ein daneben stehendes altes Maulthier, und mit einer letzten Drohung gegen den jetzt kriechenden Chalifa eilten wir im Trabe zum Städtchen hinaus, wo wir so viel kostbare Zeit verloren hatten. Der Führer im härenen Kleid folgte eilenden Laufs, die Pantoffeln in der Hand. — Am Wagen angelangt, versuchten wir, meinen Koffer aufs Maulthier zu schnallen, aber da nirgends ein Strick aufzutreiben war, nahm ich das, was einst der König von England durch die Worte „honni soit qui mal y pense“ geadelt hat, befestigte meine Habe und setzte den Weg fort. Stundenlang ging der Ritt durch einsames Gebirge. Statt der Straße ein einziger See, so daß mein Pferd stellenweis bis an die Knie im Wasser watete, wilde Gießbäche, durch die wir hindurch mußten, wobei die Thiere vor dem Schaum und den Wirbeln scheuten. Tajeb's Maulthier, daran gewöhnt, das Wasserrad am Brunnen seines Herrn zu drehen, ging wiederholt im Kreise, anstatt voran.

„Sitzt Ihr fest im Sattel, so will ich Euch kürzere Wege weisen,“ meinte unser Begleiter und führte uns Pfade bergauf und bergab, wo wir neben Wasserstürzen über Felsen klettern mußten, durch Gestrüpp und Dornen. Während der langen Stunden begegnete uns weder Wagen noch Reiter, nur in einem Hohlwege ein Alter mit Eseln, die Oelschläuche trugen. Unter meiner Verkleidung mochte er mich für einen Araber halten, denn er bat um eine Prise, und wie ich sie ihm abschlug, fluchte er noch lange hinter uns her über den geizigen Bruderreiter.

Wir selbst wechselten kaum ein Wort und trieben unsere Pferde zur Eile an. Ein einziger Gedanke beherrschte uns: vor Einbruch der Nacht unser Ziel

erreichen! Hart bei Medjez fließt die gefürchtete Medjerda, die im Frühjahr weit über ihre Ufer hinaustritt und Alles überschwemmt. Wie sollten wir bei Dunkelheit die Brücke finden? Wer war unser Bote und wohin führte er uns?

Durch die dichten Wolken fiel ein gelblicher Schein auf die Berghalde, die, mit Pinien und Haide bestanden, an die Höhen der Hamada erinnerte. Als wir oben anlangten, lag zu unsern Füßen ein weites Flußthal und mitten darinnen als ein schmaler weißer Streif das Städtchen Medjez.

Aber wie viel tiefe Wege mußten wir noch zurücklegen, wie viel Regen über uns ergehen lassen, ehe wir das ersehnte Ziel erreichen sollten! Der Schimmer der untergehenden Sonne verschwand, kalte graue Nebel stiegen aus dem Thal. Die Dunkelheit brach an, kein Stern am Himmel, Blitze zuckten von Zeit zu Zeit auf und erleuchteten den Fußsteig, der jetzt durch sumpfige Wiesen führte, an breiten Wasserlachen vorbei. Wir passiren ein Beduinenlager, von einer Meute bewacht, Niemand achtet der einsamen Reiter.

Wasser, nichts als Wasser um uns her, schwärzlich und schaurig kalt; neben uns rauscht der Fluß, die Pferde riechen die Gefahr und halten sich scheu nach der anderen Seite.

Endlich leuchtet ein Licht in der Ferne, wir folgen ihm, mechanisch unsere Thiere antreibend, die nicht mehr weiter wollen. Der Himmel öffnete von Neuem seine Schleusen, der Donner rollt und in dem Zustand von kalter Ergebung in das Schicksal, schwindet fast die Hoffnung auf eine glückliche Ankunft. Doch wir sind wirklich dem Städtchen nah, die Lichter glänzen freundlich, es sind die Laternen des Kaffeehauses. Wir eilen vorüber und passiren die breite, steinerne Brücke, unter der die Medjerda ihre dunklen Fluthen wälzt. Noch dreiviertel Stunde, und wir halten am Bahnhof.

Ein freundlicher Stationschef gibt mir einen Platz am Feuer, und da wir am Kamin sitzen, die Stiefel trocknen und unsere Abenteuer erzählen, ist mir zu Muthe, wie dem Reiter, der über den Bodensee ritt; aber vor dem hellen Holzfeuer und dem tickenden Telegraphen schwindet das Grausen, als wäre Alles ein böser Traum gewesen.

Um Mitternacht lief der Zug in Tunis ein.

Tajeb hat drei Tage lang nichts gegessen, die Aufregung steckte ihm in den Gliedern. Ich aber träume jede Nacht von Wasserstürzen und Abgründen.

Heute traf ich Hamda mit dem Wagen. Er ist noch drei Tage unterwegs gewesen. Als er mich erblickt, lacht er verschmitzt und meint: „Was sagst Du zu der Siliana und den Italienern?“

„El hamdalillah âla kull hal!“

Der Chalifa ist bestraft worden.

XIV.

Tunis, Ende October.

Es sind Monate vergangen, seit ich zuletzt schrieb. Zwischen damals und jetzt liegt der lange Sommer mit der regungslosen Stille seiner Tage.

Als ich Ende April nach kurzem Aufenthalt in Tunis und einer wiederum beschwerlichen und ermüdenden Reise in unsern Bergen anlangte, fand ich sie in

Schnee und Regen gehüllt. Tage vergingen, ohne daß wir unsere Hütte verließen. Endlich zog dauernd der Frühling ein; die täglich leuchtende freundliche Sonne erwärmte unsern Felsen und lockte uns wieder ins Freie. Wie die Tage länger wurden und die Strahlen senkrecht aufs Gestein fielen, wie sie die Blumenpracht nach und nach vergilbten und versengten, und die Aehren im Thale reiften, war auch schon der Sommer da. Die Nachbarn holten ihre Ernte ein und lagerten sie in hohen Haufen jenseits der Schlucht. Eines Nachmittags ist die Luft verdunkelt, Heuschrecken bedecken uns wie eine Wolke — die Felder werden verbrannt, um der Plage zu steuern, der nackte Stein tritt überall zu Tage. Bis Sonnenuntergang bin ich ins Haus verbannt, wo es kühl und dunkel ist. Nur in der Dämmerung gehen wir hinaus auf den Weg zwischen den schwarzen Stoppelfeldern. Die Nächte sind lauwarm, der Himmel blau wie am Tage, im Schein der unzähligen Sterne.

Unsere Araberfreunde tragen Riesenhüte, die Reiter und Pferd bedecken. Die Beduinen, die früh am Hause hocken, wechseln ihren Platz je nach dem Schatten, und ohne Ende sind die Bitten um einen Trunk Wasser. Ich sehe in der Erinnerung ein reizendes Kind, die Amphore auf dem Kopfe zur Quelle steigen, es ist mit dem alten todtkranken Großvater von weither gekommen, er liegt bewußtlos in einer Felshöhle. Das Kind weiß weder Namen noch Wohnort. Eines Tages sind sie verschwunden, Niemand weiß wohin.

Die „Hexe von Endor", Esau und die Enaksöhne kommen seltener, die Sonne hält alle Welt in der Wohnung zurück!

September! — die letzten Grashalme sind verschwunden, die ersten Regenschauer fallen. Wir denken an die Rückreise.

An einem frischen Morgen reite ich auf dem Esel Abd-es-Selam's den Berg hinab, der Knabe folgt, und unter den Oliven von Elles wartet der Wagen. Während das Kind in die Berge zurückkehrt und von der Höhe Grüße winkt, steigen wir auf und rollen der Ebene zu.

Eine Nacht unter dem Zelt am Flusse Tessâa. Beduinenweiber haben es uns aufgeschlagen und Decken darunter gebreitet. Wir liegen die ganze Nacht wach in der Einsamkeit. Die Ebene verschwimmt im Nebel wie ein Meer, Lichter glänzen von fernen Zeltlagern herüber wie Leuchtfeuer. Unzählige Moskitos schwimmen in der Nachtluft, ein Gewitter zieht auf, und Windstöße blähen die kameelshaarenen Zeltwände. Dann eiliger Aufbruch bei der Morgenröthe, die Fahrt bei Sonnengluth bis nach Kef und weiter nach Souk-el-Arba zu. Beim Oued Mellegue, den ich vor einem Jahr mit so viel Erwartungen überschritt, ließ ich den Wagen halten und pflückte eine Oleanderblüthe, zum Andenken an das Jahr in den Bergen.

Frau von Olfers.

Versuch einer Schilderung.

Berlin, Weihnachten 1891.

Frau von Olfers ist gestorben. Sie ist über neunzig Jahre alt geworden. Ihre letzten Worte waren, daß sie müde sei und schlafen wolle. Müde hatte sie wohl Niemand je gesehen. Vor wenig Wochen saß sie noch an ihrer gewohnten Stelle mit einem frühlingsfrischen Schimmer. Sie wollte theilnehmen am Gespräch und genau wissen, was der Einzelne sagte. Und wir Alle sprachen, als höre sie zu. Ihre lebendigen Augen suchten zu ersetzen, was das Gehör zu versagen begann. Sie fragte, was da und dort geäußert worden sei. Sie bildete die regierende Mitte der Gesellschaft. Es lag nichts Abgedanktes in ihrem Wesen. Sie fühlte sich souverän. Sie sprach von der Schönheit der Natur. Wie sie aus innerster Seele den Herbst genieße. Die Buntheit und Frische seines Laubes. Sie ging durch die winterlichen Wege des Thiergartens rasch und freudig über die gefallenen Blätter hin. Sie hatte ihr Theil daran wie die Kinder, die da spielten. Sie umfaßte das sich bewegende Menschendasein. Es lag in ihrer Natur, irgendwo ein stilles Eckchen zu haben, wo sie sich als Kind empfand. Jeden Tag registrirte sie als ein unschätzbares Plus zum allgemeinen Betrage. Sie wollte in sich jung geblieben sein. Im Theater war ihr wohl, wo sie sich als Mitglied der lebendig bewegten Gegenwart fühlen durfte. Sie sah, sie hörte, sie schlürfte das Gefühl des allgemein Menschlichen ein. Der neueste Tag war noch immer der schönste für sie. Sie hätte uns Alle überlebt und, froh und vergnügt, daß ihr gestattet sei, weiter zu leben, uns betrauert und immer auf neue Tage gerechnet, voll Regen oder Sonne, aber Tage, die sie miterlebte. Vom Neuesten war sie hingenommen. Von der neuesten Dichtung, dem neuesten Buche deutscher, englischer, französischer Literatur. Ihr Verlangen nach frischen Vorräthen war unerschöpflich. Als sie zuletzt nicht mehr lesen konnte, wurde ihr vorgelesen. Bei Jedem, den sie darüber sprach, setzte sie das Interesse voraus, das sie selbst beseelte. Dankbarkeit für den gewährten Genuß war das erste Echo in ihr. Sie war für das Positive: sie überging, was ihr mißfiel. Sie lobte gern und eifrig. Sie wollte Licht sehen. Abends mußten Lampen und Kerzen brennen. Weihnachten, auch als ihre Kinder und Enkel schon groß waren, ver-

langte sie einen Weihnachtsbaum, der vom Boden bis zur Decke reichte. Freude sollte herrschen. Mit den geringsten Mitteln aber ließ sich herstellen, was sie erfreute. Sie fand überall Stoff zu erquickenden Gedanken. Das Aelteste konnte plötzlich das Neueste für sie werden. Es tauchte empor und die heutige Sonne bestrahlte es wieder.

Frau von Olfers besaß eine innere Welt, die ihr allein gehörte. In die sie Andere wohl hineinblicken ließ. Diese Theilnahme aber war keine Bedingung ihres Glücks. Ihr Denken ging immer eigene Wege. Mitten in ein lebhaftes Gespräch hinein, an dem sie Antheil nahm, fiel sie mit einer Bemerkung, welche zeigte, daß sie nebenbei ganz für sich noch andere Gedanken gehegt hatte. Solche Bemerkungen waren allgemeiner Art. Man empfand, sie beobachtete ununterbrochen und arbeitete an ihrer Weltanschauung. Sie hat Vieles niedergeschrieben in Prosa und in Versen. Es lag ihr auch daran, es mitzutheilen. Von literarischer Schriftstellerei aber war sie völlig entfernt. Sie wandte sich an ein ideales mitgenießendes Publicum, an dessen Existenz sie glaubte, aber mit dem in nähere Berührung zu treten kein Bedürfniß für sie war. Sie war eine Dichterin. Nicht im literarhistorischen Sinne. Ich meine nur so: suchen wir einen umfassenden Namen für ihre Existenz, so müssen wir sagen: sie dichtete.

Wir haben eine Zeit gehabt in Deutschland, wo die Nation dichtete: die Jahre vom Beginne unseres Jahrhunderts bis zum Tode Goethe's. Die Jahre, in die freilich die Kriege gegen Frankreich fielen, in denen Wenig trotzdem das innere Leben des Volkes unterbrach. Die Generation herrschte damals, die Goethe's Alter umgab. Der goldene Hintergrund um seine herrschende Gestalt. Diese Umgebnng hatte eigenen angeborenen Glanz. Ohne sie gewährte Goethe selbst den glorreichen Anblick nicht, den er bietet. Wenn wir Eckermann's Gespräche lesen, fliegt hier und da plötzliches Licht auf diese Menschen, die in Weimar sich begegneten, denen Theater, Musik, bildende Kunst und Wissenschaft zu einem Meere zusammenflossen, auf dem sie ihre Entdeckungsreisen machten. Wo wir in Briefen und Lebenserinnerungen auf jene Zeiten kommen, erschließt sich von irgend einer Seite her plötzlich die Aussicht auf diese unbegrenzten Fluthen. Ich bin noch aufgewachsen unter Denen, die so mit Goethe gelebt hatten.

In der Literaturgeschichte heißt diese Zeit die Epoche der Romantiker. Goethe nannte sie in unmuthiger Härte einmal die der forcirten Talente. Es lag etwas Gewaltsames darin, wie die Nation das politische Leben, das ihr versagt war, in der Vergangenheit fühlte. Dort war man zu Hause. Auf ihrem unbegrenzten Gebiete fand Jeder die Stelle, wo er für sich war und seine Träume schmiedete. Wo er dichtete wie Goethe.

Zum Dichten gehört, daß dem Menschen Bilder vor Augen stehen, daß er den Drang fühle, sie darzustellen, daß ihm Gedanken und Worte dafür sich zudrängen, daß er von Menschen umgeben sei, die ihn verstehen. Shakespeare war das reinste Phänomen eines Dichters. Die vier Elemente umgaben und erfüllten ihn in gleicher Stärke. Bei Goethe mangelte es zuweilen an innerem Drange und an äußerer Theilnahme, ebenso bei Dante: sie sind zugleich Gelehrte gewesen. Der Gelehrte sucht die Stellung zu bestimmen, die den einzelnen

Erscheinungen im Verhältnisse zum Ganzen zukommt. Dichtung und Gelehrsamkeit können verbunden sein. Goethe hat auch darin jener Generation, von der umringt er zuletzt Deutschland beherrschte, seinen Stempel aufgedrückt. Gelehrsamkeit und Dichtkunst reichten sich die Hand und kritischer Genuß überbot zuweilen den rein poetischen. Und so müßte man von Frau von Olfers eher sagen: sie dichtete und urtheilte.

Wie komme ich darauf, Frau von Olfers, auf die niemals öffentliches Licht fiel, deren Wege stets stille Pfade gewesen sind, mit diesen Größen in einem Athem zu nennen? Sie stand ihnen näher, als wir heute verstehen. Was gilt neben den Eichen, deren Aeste die Jahrhunderte durchrauschen, eine Blume, die unter Gräsern versteckt nur einen einzigen Frühling erlebt? In dem engen Kreise, innerhalb dessen sie sichtbar ist, entfaltet auch sie sich mit lieblicher Kraft. Auch ihr sind die Jahreszeiten dienstbar. Frau von Olfers war eine Dichterin, aber sie war ein Veilchen im Walde. Es entzückte sie, an ihrer Stelle zu empfinden, daß sie im Blühen stehe. Sie kannte ihre Grenzen, aber innerhalb ihrer ihr Recht und ihre Befugniß. Sonne und Luft und ein paar schattige Zweige waren, was sie verlangte. Sie beneidete Niemanden. Sie wollte Keinen verdrängen. Sie begehrte kaum Beifall oder Gehör. Aber sie sah, sie fühlte den Drang, sich auszusprechen, sie fand das richtige Wort, sie war niemals einsam. Ihr Wunsch wäre kaum gewesen, daß der Kreis ihrer Hörer sich ausdehne. Sie hat nie eine Herrschaft ausüben wollen. Nie das Wort ergriffen, um es zu behalten. Ihre Liebenswürdigkeit hatte nichts, das sich geltend machen wollte. Was sie sagte, trug immer den Schein gelegentlicher Aeußerung, und wenn sie den Nagel auf den Kopf traf, schien sie selber am meisten überrascht. Trotz ihrer Anspruchslosigkeit aber: wo sie stand, da stand sie, und was sie hervorbrachte, war wirklicher Duft und kein erborgter. Mit ihren eigenen feinen Wurzeln sog sie die Kraft zu blühen und zu duften aus dem Boden, aus dem die Eiche sie zog.

Sie trug ein anderes helles Zeichen, daß sie eine Dichterin von Geblüt sei: sie erkannte mit unfehlbarem Blick die ihr selbst innewohnende Kraft bei Andern und genoß sie aus ihnen mit vollen Zügen. Es wäre ihr unmöglich gewesen, nicht von der Schönheit selbst entzückt zu sein, die andere Dichter erfüllte. Sich selbst vergaß sie völlig in solchen Momenten des Genusses. Immer aber trat hinterher das Gefühl wieder hervor, daß auch sie vorhanden und daß sie ein hochgeborenes Veilchen sei. Alle Rosengärten von Schiras würden ihr dies Gefühl nicht genommen haben. Sie würde, wenn Homer und Dante und Goethe bei ihr eingetreten wären, nicht verlegen gewesen sein, sondern sie freundlich empfangen haben als gütige regierende Kaiser, die ihr, die sie doch auch zur Familie gehörte, freundlich und höflich sich bezeugen sollten. Es wäre ihr in diesen Augenblicken nicht in den Sinn gekommen, daß sie diesen ungeheuren Sonnen gegenüber doch nur ein beinahe verschwindend kleines Fünkchen sei: sie hätte in ihrer bescheidenen Art sich nur daran erinnert, daß Licht immer Licht bleibe. Den letzten Maßstäben des Geistes gegenüber decken Quantität und Qualität sich.

Verlegen hätten solche Begegnungen sie nicht gemacht. Sie war daran gewöhnt, von Königen und Königinnen Freundliches zu erfahren. Als Kind war sie mit nach Königsberg genommen worden, als die Königin Luise nach der Schlacht von Jena dahin flüchtete. In ihren Gedanken war der rothe Schein der ungeheuren Feuersbrunst des Krieges, in dem Preußen damals in Asche sank, stehen geblieben als das Ereigniß, mit dem ihr Leben begann. Ihre erste Jugend war in die Zeiten gefallen, wo das scheinbar völlig vernichtete Volk aus seiner geistigen Kraft allein die Macht zog, mit der es den Feind abwarf und sich zu ungeahnter Höhe emporbrachte. Dieser Glaube an das Reingeistige war die Mitte ihrer Weltanschauung. Das Programm Wilhelm von Humboldt's war in ihr ganzes Wesen eingedrungen. Der Glaube an die geistige Macht des Deutschen Volkes. Sie hätte Niemand begriffen, der anders dächte. Sie war in tiefster Seele sicher, daß in diesen Ueberzeugungen das eigentlich conservative Element liege. So beurtheilte sie alles Politische. Sie war königlich gesinnt, nicht im Sinne der Partei, sondern als gehorche sie damit einer natürlichen Forderung. Immer aber doch nur im Sinne von 1813.

Ihre persönlichen Erinnerungen hegte Frau von Olfers mit Liebe, aber sie hatte keine Vorliebe für das, was Memoiren anfüllt, sondern die Ereignisse rundeten sich ab in ihr und nahmen allgemeine Gestalt an. Ihre Vergangenheit wurde immer heller vor ihren Augen. Ihr letztes sinkendes Augenlicht, dessen völligen Verlust das Schicksal ihr ersparte, wandte sie an, um Verse niederzuschreiben, in denen sie die frühsten Eindrücke ihrer Kindheit der Gegenwart vertraute. Dies Umgestalten der Erlebnisse zu freundlichen Ruhepunkten für die Gedanken schien das eigentliche Amt, für das der Himmel sie bestimmt hatte. Ihre frühesten Verse gleichen darin den letzten. Sie hat, könnte man sagen, nie aufgehört ein junges Mädchen zu sein, das eben seine ersten Erfahrungen macht und, begierig auf Neues, immer wieder überrascht ist von der sich umgestaltenden Welt, in die es sich versetzt sieht. Ihr Dasein war ein stets sich wiederholendes Erstaunen. Sie sprach vom letzten Herbste ihres Lebens, als sie gebückt unter den Bäumen des Thiergartens ging, mit Bewunderung, als habe sie bis dahin unter anderen Climaten gelebt und sehe die Pracht der fallenden Blätter als etwas Neues. Diese Leidenschaft zur gleichbleibenden milden Güte der Natur ist eines der schönsten Gefühle hohen Alters. Alles fällt ab vom Menschen, Alles verblaßt, Alles scheint andere Gestalt anzunehmen. Die Gedanken und die Sprache selbst der Menschen ändern sich: die beharrende sanfte Schönheit der Natur aber bleibt dieselbe, ihre Kraft zu blühen fließt unvermindert immer neu in ihre Kinder ein, sie redet immer dieselbe Sprache und die aufbrechende Rose vertraut uns in jedem neuen Frühling in alter Kraft neu ihre ewigen Geheimnisse. Die Menschen pflanzen Blumen auf ein Grab, in Gedanken an einen stillen Verkehr der Todten mit ihnen.

Herman Grimm.

Danton.

V.

Physisch hat Danton den Staatsstreich vom 2. Juni 1793 um zehn Monate überlebt, politisch war er seit diesem Tage ein todter, ein entwürdigter Mann. Inmitten der allgemeinen Ermattung und Verwirrung, welche auf die Ausstoßung und Verhaftung der Girondisten folgte, am 17. Juni schloß er die zweite Ehe, zu welcher er sich seiner sterbenden ersten Frau gegenüber verpflichtet hatte. Bezeichnend für den widerspruchsvollen Charakter der Zeit ist der Umstand, daß die streng royalistische Familie der sechzehnjährigen Sophie Gély zu der Heirath ihre Zustimmung erst ertheilte, nachdem der Schwiegersohn sich zur Einsegnung durch einen unbeeidigten, in einer Dachkammer versteckten Priester und zu vorgängiger Beichte bei demselben verpflichtet hatte. Daß die Ueberlieferungen des alten Kirchenthums im französischen Volksbewußtsein Wurzeln besaßen, welche jeder Antastung spotteten, hatte sich freilich schon zu Ende des Jahres 1792 so unwidersprechlich gezeigt, daß Danton's Unterwerfung unter die ihm gestellten Bedingungen kaum Verwunderung erregen konnte. Mitten in der Erregung über den Proceß des Königs waren das Weihnachtsfest und der Tag der heiligen Genoveva (der Schutzpatronin von Paris) vor überfüllten Kirchen gefeiert, Danton's nächste Verwandte und Freunde, die Familien seiner ersten und seiner zweiten Frau keinen Augenblick in der Anhänglichkeit gegen die verfehmten, unbeeidigten Priester erschüttert worden. Der unerschütterlichen Macht solchen Glaubensmuths beizukommen, war ein für alle Mal unmöglich. Auf die Gefahr seines Lebens kam Danton dem Willen seiner gestrengen zweiten Schwiegermutter nach, um sodann in den Armen seines jungen Weibes das rings um ihn tobende Chaos zu vergessen. Marat wurde ermordet, Robespierre in den Wohlfahrtsausschuß aufgenommen, die neue Verfassung fertig gestellt, von der wahnwitzigen, weit über das Programm Robespierre's hinausgegangenen Commune gegen Alles gefrevelt, was jemals von Menschen heilig gehalten worden — Danton aber weilte an der Seite seiner Sophie und seiner Kinder zu Arcis-sur-Aube oder in dem Charpentier'schen Landhause bei Sèvres. Sein Bedürfniß nach Ruhe ließ ihn die drohende Gefahr so vollständig verkennen, daß es dringender Aufforderungen seiner Freunde bedurfte, damit er sich auf die Stellung besann, von der er nicht mehr loskommen konnte, an die er mit eisernen Klammern ge-

schmiedet war. Wo er sich zum Eingreifen entschloß, bewies er die frühere Ueberlegenheit über den Mann, dessen Einfluß dennoch den seinigen getödtet hatte. Sein Werk war es, daß in der allgemeinen Auflösung und Verwirrung in dem Wohlfahrtsausschuß ein Regierungsmittelpunkt geschaffen wurde; von ihm ging der Vorschlag aus, durch die Vermittelung der nach Paris entsendeten Festgäste des 12. August Massenaushebungen zur Verstärkung der Armee vornehmen zu lassen; sein Erscheinen reichte dazu aus, das empörte Calvados zum Gehorsam gegen den Convent zurückzuführen und die Anwendung von Waffengewalt zu ersparen. Und doch war er zum Schatten dessen herabgesunken, was er einstmals gewesen. Daß er auf Milde und Versöhnung drang, daß er von weiterem Blutvergießen nichts mehr hören wollte, daß er seinen Schmerz über das Loos der Girondisten unter heißen Thränen aussprach und nichtsdestoweniger an der Verbindung mit Robespierre festhielt, schloß eine politische Bankerottwerdung ein, deren öffentliche Erklärung nur noch Frage der Zeit war. Von der in die Hände Hébert's gerathenen Commune mit offenem Haß verfolgt, von den Jacobinern nur noch auf die Fürsprache Robespierre's geduldet, sah er in der Anklammerung an diesen ehemaligen Verbündeten die einzige Rettung. Daß er in dem Feldzuge gegen die Anarchisten und Tempelschänder Robespierre zur Seite stand und zu dem Sturz der Hébert, Clootz und Chaumette beitrug, geschah freilich aus eigener Entschließung und aus wohlerwogenen Gründen. Gerade wegen der Entschiedenheit seiner materialistischen Anschauung war der Schüler Diderot's und der Encyklopädisten geschworener Feind der fanatischen Pfaffen des Atheismus, welche die Pariser Kirchen entweihten und den religiösen Ueberzeugungen von dreißig Millionen katholischer Franzosen Gewalt anthun zu können vermeinten. Hätte Danton sich freie Hand zu schaffen vermocht, er würde sich wohl damit begnügt haben, diese Elenden unschädlich zu machen. Indessen Robespierre's Willen war allein maßgebend geworden, und sie kamen auf das Schaffot. Danton's Gefügigkeit in dieser Angelegenheit sollte indessen nur das Vorspiel tieferer Erniedrigungen sein. Obgleich Desmoulins' publicistische Angriffe gegen den Despotismus der Ausschüsse Danton's Anschauungen durchaus entsprachen, und obgleich das Verlangen nach Niedersetzung eines „comité de clémence" ihm aus dem Herzen gesprochen war, ließ er es geschehen, daß Robespierre den muthigen Verfechter der Preßfreiheit wie einen Schulbuben zur Rechenschaft zog. Für diesen getreuesten seiner Freunde wußte Danton nur Entschuldigungen, nicht Rechtfertigungen vorzubringen. Zu der am 17. Januar 1794 erfolgten Verhaftung seines ehemaligen Secretärs Fabre d'Eglantine schwieg er sogar vollständig, obgleich die gegen denselben erhobene Beschuldigung gesetzwidriger Begünstigung einer Handelsgesellschaft durchaus unerweislich war. Zwei Monate später traf dasselbe Loos einen anderen Vertrauten, den von Saint-Just mit tödtlicher Feindschaft verfolgten Hérault des Séchelles, der ein geheimes Actenstück verrathen haben sollte, dem in Wahrheit aber nur nachgewiesen werden konnte, daß er einem verfolgten Royalisten hatte Schutz angedeihen lassen — und Danton schwieg noch immer. Vergebens drangen Fabricius Paris und andere Freunde in ihn, auf die eigene Sicherheit Bedacht zu nehmen oder entscheidende Schritte zur Klärung der politischen Lage zu unternehmen. Zu

einem Versuch, dem wahnsinnigen Morden der Ausschüsse Einhalt zu thun, gebrach es ihm an Entschlossenheit und an Einfluß; vor der Gemeinschaft mit den Machthabern des Tages hielt ihn ein tiefes Grauen zurück, für die eigene Sicherheit zu sorgen hinderten ihn Stolz und Selbstüberschätzung. Er war sich bewußt, Robespierre keine Ursache zum Mißtrauen gegeben zu haben; er rechnete mit der ihm wohl bekannten persönlichen Feigheit des ehemaligen Genossen und mit der ungeheuren Popularität, die ihm sein vieljähriger Verkehr mit der Pariser Bevölkerung erworben hatte. Seine hierauf bezüglichen Aussprüche sind historisch geworden: „Lieber lasse ich mich guillotiniren, als daß ich selbst guillotinire." — „Mich anzutasten wird er (Robespierre) nicht wagen." — Als ihm von Aufsuchung eines Verstecks geredet wurde: „Wo sollte ich mich verbergen?" Und als man ihm Flucht anrieth: „Kann man das Vaterland an den Sohlen mit sich forttragen?"

In seiner Beurtheilung Robespierre's hatte Danton nicht ganz Unrecht gehabt. Den einzigen noch übrig gebliebenen bedeutenden Mann der Revolution anzutasten, schien dem thatenscheuen Doctrinär weder nothwendig noch rathsam. Als Billaud-Varennes am 13. März die erste auf Danton's Opferung bezügliche Anspielung machte, wies Robespierre dieselbe mit Heftigkeit zurück; erst auf das wiederholte und fortgesetzte Andringen Billaud's und des diesem verbündeten Saint-Just entschloß er sich zum Nachgeben. Der blutbefleckte Septembermann war dem Manne, der an der Spitze der „Nachsichtigen" stand, seit lange feindlich gesinnt; Saint-Just aber berief sich auf die Nothwendigkeit, freie Bahn zu schaffen und jede Opposition gegen das System im Voraus unmöglich zu machen. Danton war es gewesen, der dem Wohlfahrtsausschusse zu seinen umfassenden, nahezu uneingeschränkten Vollmachten verholfen hatte; sollte er nicht auch der Mann sein, wenn es ihm gut schien, die Zurücknahme derselben durchzusetzen? Saint-Just's Forderung, „es sollten alle Verdächtigen über ihr Verhalten seit dem Jahre 1789 Auskunft geben", hatte Danton mit den Worten erwidert: „Ja wohl, aber nur wenn von den Mitgliedern der Ausschüsse die gleiche Rechenschaft verlangt wird!" Der bezügliche Antrag war hierauf allerdings wieder zurückgezogen worden: aber als „Drohung" konnte er immerhin gedeutet werden. Einflüsterungen solcher und verwandter Art hatte Robespierre, der mißtrauischeste aller Menschen, nicht widerstehen können. Zwischen ihm, seinen Genossen Couthon, Saint-Just und Billaud wurde Ende März vereinbart, den Streich gegen Danton zu führen und den bezüglichen Antrag in einer auf den 30. März angesetzten gemeinschaftlichen Sitzung der Ausschüsse einzubringen.

Daß Robespierre und Danton Tags vor der Verhaftung des Letzteren bei einem gemeinsamen Freunde, dem Kassenverwalter des Auswärtigen Amtes, Humbert, zu Mittag gespeist und die mehrstündige Fahrt zum Humbert'schen Landhause in dem nämlichen Wagen zurückgelegt haben, ist nach dem unverwerflichen Zeugniß Billaud's als feststehend anzusehen. Richtig mag auch sein, daß der Gastgeber die Absicht gehegt, eine Annäherung der beiden Nebenbuhler herbeizuführen; was über die bei Gelegenheit dieses letzten Zusammentreffens geführten Gespräche berichtet worden, erscheint dagegen unverbürgt. Gleiche Unsicherheit besteht rücksichtlich der Theilnahme Desmoulins' an diesem Mittagessen und der besonderen

Herzlichkeit, die Robespierre dem Jugendfreunde dabei gezeigt haben soll. Es liegt eine andere, wahrscheinlichere Version vor, nach welcher der unglückliche Camille an eben diesem Tage dem Professor Joseph Planche geklagt haben soll, daß Robespierre ihn nicht mehr empfangen wolle. Wie dem immer gewesen, die Würfel waren bereits am Vorabende des 30. März gefallen, die zwischen Billaud, Saint-Just und Robespierre getroffenen Verabredungen so bündig geschlossen, daß das Verhängniß seinen Gang nahm. Unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Charenton begab Robespierre sich in das Berathungszimmer des Pavillon de Flore, wo die Mitglieder der Ausschüsse der öffentlichen Wohlfahrt, der Sicherheit und der Gesetzgebung seiner harrten. Nachdem eine Reihe administrativer Beschlüsse gefaßt worden, und als die Versammlung sich eben zum Aufbruche anschickte, ergriff Saint-Just das Wort, um die Verhaftung der Abgeordneten Danton, Camille Desmoulins, Lacroix und Philippeaux vorzuschlagen, und diesen Antrag durch Verlesung einer ausführlichen Anklageschrift zu begründen.

Die Einzelheiten dieser zu nächtlicher Stunde gepflogenen Verhandlung sind in diesen Blättern so ausführlich wiedergegeben worden, daß wir hier einfach darauf zu verweisen haben[1]). Von den anwesenden achtzehn Ausschußmitgliedern verweigerte nur eines, Robert Lindet, die Unterschrift unter den Anklagebeschluß, der noch in der nämlichen Nacht zur Ausführung gelangte.

Saint-Just's Anklageschrift war auf Grund einer Anzahl von Notizen verfaßt worden, die Robespierre seinem, mit der Vorgeschichte der Revolution nur unvollständig bekannten, erst im Herbst 1792 nach Paris übergesiedelten Freund gegeben hatte. Offenbar seit Jahr und Tag gesammelt, liefern diese Notizen unwidersprechliche Beweise dafür, daß es sich bei dem beabsichtigten Streich um ein rein politisches, jeder rechtlichen Basis entbehrendes Vorgehen gehandelt hat. Wenn es auf einen Act strafender Gerechtigkeit abgesehen war, der aus Rücksicht auf die öffentliche Moral und den guten Ruf der Republik nicht zurückgehalten werden konnte, so wäre das entscheidende Gewicht auf diejenigen Punkte zu legen gewesen, die einen kriminellen Charakter trugen. Solchen Falls hätte wenigstens der Versuch angestellt werden müssen, Danton der Veruntreuungen und Bestechlichkeiten zu überführen, die man ihm zur Last legte. Von diesen Anklagen war jedoch in der den Ausschüssen vorgelegten Denkschrift nur beiläufig und ohne jede Berufung auf Actenstücke, Zeugenaussagen oder sonstige Beweismittel die Rede. Dafür wurde aller Nachdruck auf Danton's Beziehungen zu politisch-verdächtigen oder unliebsamen Personen gelegt, seine cynische Denkungsart als strafwürdiges Verbrechen behandelt und der Rest mit Fabeln bestritten, die den Stempel widersinniger Erfindung an der Stirne trugen.

Einige Mittheilungen aus den von Robespierre gelieferten, von Saint-Just mit verbindendem Text begleiteten Notizen werden zu dem Beweise genügen, daß die sogenannte Anklage ein Gewebe wahrhaft unvergleichlicher Nichtswürdigkeiten und Absurditäten darstellte.

Danton habe die öffentliche Meinung eine Dirne, die Nachwelt eine Albernheit genannt; er habe es Robespierre zum Vorwurf gemacht, daß dieser sich

[1]) Deutsche Rundschau, Bd. LXIII, S. 63—65: „Saint-Just".

im Jahre 1791 von den Gemäßigten Barnave und Lameth getrennt habe; er habe die Conventscandidatur des Herzogs von Orleans begünstigt und behauptet, dieselbe werde in Europa Effect machen; er habe an Theegesellschaften Theil genommen, bei welchen Orleans den Punsch bereitet; er habe bei Gelegenheit der gewaltsamen Ausstoßung der Girondisten aus dem Convente eine verdächtige Zurückhaltung beobachtet; er habe Desmoulins zu publicistischen Ausfällen gegen den Wohlfahrtsausschuß aufgestachelt und um dieselbe Zeit hinter Desmoulins' Rücken über denselben verächtliche Urtheile gefällt; er habe am 10. August (dem Tage des Sturms auf die Tuilerien) verdächtige Lauheit gezeigt; er habe seinen Freund Fabre d'Eglantine in verrätherischer Absicht in das Lager des Ueberläufers Dumouriez gesendet; er habe den General Westermann nach Paris kommen lassen, um mit Hülfe desselben eine bewaffnete Verschwörung in Ausführung zu bringen; er habe durch ausschweifenden Lebenswandel alle liederlichen Leute auf seine Seite gezogen. Zwischen diesen Beschuldigungen, die zum einen Theil überhaupt keine Beschuldigungen, zum anderen Absurditäten sind welche Robespierre's ergebenste Anhänger als solche anerkennen, finden sich Anklagen auf Entgegennahme von Bestechungen aus der Königlichen Casse, auf Vergeudungen öffentlicher Gelder und in Brüssel geübte Erpressungen eingestreut. Daß Saint-Just die kritiklosen, rechtlich gar nicht in Betracht kommenden Notizen seines Freundes nahezu unverändert in seine officielle Anklagerede aufgenommen, würde unglaublich erscheinen, wenn der im „Moniteur" abgedruckte Sitzungsbericht das nicht ausdrücklich bezeugte. — Rücksichtlich der Anklagen auf Bestechlichkeit und Unredlichkeit lag die Sache anders und sehr viel zweifelhafter.

Auguste Comte's literarischer Testamentsvollstrecker, Robinet, hat dem Privatleben und den Vermögensverhältnissen Danton's ein ausführliches, von zahlreichen Actenstücken begleitetes und offenbar ehrlich gemeintes Buch (Danton, Mémoire sur sa vie privée, Paris 1865) gewidmet und in demselben die gegen die Ehrenhaftigkeit seines Helden erhobenen Anklagen zu widerlegen versucht. Es wird nothwendig sein, die in Betracht kommenden Punkte einzeln durchzugehen.

Von dem Preise, den Danton im Jahre 1787 für sein Amt als Advocat des „Königlichen Raths" bezahlt hatte, und von der ihm drei Jahre später bezahlten Ablösungssumme ist bereits die Rede gewesen. Lafayette's Behauptung, daß der letztere Betrag ein exorbitant hoher gewesen, und daß er zweimal ausgezahlt worden, kann darnach für widerlegt gelten. Die bewilligte Summe entsprach der Höhe des gezahlten Preises, und die erhalten gebliebenen Quittungen beweisen, daß die Sache ordnungsmäßig erledigt worden. Fraglich bleibt allerdings, wie der seines Erwerbes verlustig gewordene Advocat es angefangen habe, zugleich die Darleiher des 1787 aufgebrachten Ankaufscapitals zu befriedigen, während der folgenden Jahre seinen und seiner Familie Unterhalt zu bestreiten und eine der Entschädigung gleichkommende Summe auf den Ankauf von Grundstücken in Arcis-sur-Aube zu verwenden. Robinet's Einwendung, daß Danton eine einträgliche, mindestens 20000—25000 Francs jährlich abwerfende Praxis gehabt und Ersparnisse gemacht habe, entbehrt, wie wir wissen, jeder festen Unterlage, steht zu den zeitgenössischen Angaben in Gegensatz und führt zu dem zweiten Punkt: der Frage nach Danton's Beziehungen zu den Cassen des Hofes und des Herzogs von Orleans.

In den erhalten gebliebenen Abrechnungen über die geheimen Fonds des Hofs und der Ministerien wird Danton's Name nirgend genannt, nirgend eine Anspielung gemacht, die zu seinen Ungunsten gedeutet werden könnte. Was Montmorin und Lafayette angeben, kommt über Allgemeinheiten nicht hinaus und bewegt sich rücksichtlich des Quantums der angeblich an Danton gewendeten Summen in Widersprüchen. Desto bestimmter äußern sich Mirabeau und der frühere Marineminister, Bertrand de Molleville. In einem (viele Jahre nach dem Tode der Betheiligten veröffentlichten) Briefe Mirabeau's an den Grafen La Marck (d. d. 10. März 1791) heißt es wörtlich: „Danton hat gestern 30000 Francs erhalten und ich besitze dennoch Beweise dafür, daß er es gewesen, der die letzte Nummer von Desmoulins' Journal geschrieben."

Ebenso präcise lautet die von dem Minister Bertrand de Molleville erhobene Anklage (Mémoires particuliers B. I. p. 354): „Durch Vermittelung desselben Durand hatte Danton unter dem Ministerium Montmorin mehr als 100 000 Thaler (écus) erhalten, um verschiedene Anträge im Jacobinerclub zu stellen und zu unterstützen. Die betreffenden Actenstücke hat Herr von Montmorin mir vor einem Jahre gezeigt, indessen nicht übergeben." Im dritten Bande der Memoiren Lafayette's kehrt dieselbe Anschuldigung wieder, nur daß die Summe auf 100 000 Francs angegeben und hinzugefügt wird, Danton habe Herrn von Montmorin bei Gelegenheit der Gefängnißmorde tödten lassen, um sich dieses Zeugen seiner Schuld zu entledigen. Danton's Quittung über die 100 000 Thaler behauptet auch Brissot vor Augen gehabt zu haben.

An Versuchen, das Gewicht dieser Zeugnisse zu erschüttern, hat es ebenso wenig gefehlt, wie an gegentheiligen Unternehmungen; zu greifbaren Resultaten haben diese Erörterungen indessen nicht geführt. Gravirend bleibt unter allen Umständen, daß die große Mehrzahl von Danton's Zeitgenossen seine Rechtlichkeit für zweifelhaft angesehen und sich zu der Meinung bekannt hat, daß er in der That der Mann gewesen, Bestechungen entgegenzunehmen — ein Verdacht, der gegen Robespierre, Saint-Just, Couthon u. s. w. niemals geäußert worden. Besondere Beobachtung verdienen auch die Memoiren der Frau Roland, welche die vorstehend genannten Männer mit tödtlichem Hasse verfolgte, nichtsdestoweniger aber nur von Danton behauptete, er habe aus den Taschen des Herzogs von Orleans geschöpft.

Uebler noch steht es um die Anschuldigungen, welche sich an Danton's Brüsseler Mission vom Winter 1792/93 heften. Von dem Verdacht, sich in Belgien fremdes Gut angeeignet zu haben, hat er sich nicht zu reinigen vermocht. Bestimmte Angaben über Art und Umfang dieser Aneignung liegen nicht vor, wohl aber Actenstücke und Zeugnisse, welche die Beschuldigung in ein höchst bedenkliches Licht rücken. Aus dem Jahre 1793 ist ein an Danton gerichteter Brief des Bezirksausschusses von Béthune (einem Städtchen der Provinz Artois) erhalten geblieben, der wie folgt lautet:

„Bürger! Zu Béthune sind vor acht Tagen zwei mit Kisten beladene Wagen angehalten worden, die an Sie und den Bürger Lacroix adressirt sind. Wegen der Unsicherheit darüber, ob diese Gegenstände richtig adressirt sind und mit Rücksicht darauf, daß dieselben aus Belgien kommen, wo seit dem Verrath Dumouriez' äußerste Verwirrung in der Armee herrscht und zahl-

reiche verdächtige Personen auftauchen, und daß Béthune nicht auf dem Wege nach Paris liegt, hat der Stadtrath die erwähnte Sendung untersucht. Wir haben diese Vorsichtsmaßregel gebilligt und an den Präsidenten des Convents geschrieben, damit derselbe uns auf Grund einer Besprechung mit Ihnen Aufklärungen ertheile. Da uns keine Antwort geworden, ersuchen wir Sie um eine Mittheilung darüber, ob die Sachen Ihnen gehören."

Dieses Schreiben vervollständigt eine mehrere Jahrzehnte vor seiner Auffindung geschriebene Bemerkung der Denkwürdigkeiten des Abgeordneten Levasseur (Bd. II, S. 75):

„Im Correspondenzbüreau fand ich ein Schreiben der Verwalter des Districts von Béthune, welches mittheilte, daß aus Belgien drei an Danton und Lacroix adressirte Wagenladungen eingetroffen seien, welche die Behörden angehalten hatten, weil die Fuhrleute weder Frachtbriefe noch Pässe besaßen. Um eine skandalerregende Verhandlung zu vermeiden, stellte ich dieses Schreiben dem Vertheidigungsausschuß zu, ohne ihn auf der Tribüne verlesen zu haben .... Einige Tage, bevor die Anklage gegen Danton erhoben wurde, kam Saint-Just zu mir, um sich den Brief zu holen, von welchem er in Béthune hatte reden hören. Wir begaben uns in das Büreau des ehemaligen Vertheidigungsausschusses, fanden daselbst die Registratur des Actenstückes, dieses selbst aber war verschwunden. Auf Befragen erklärte der Secretär Petit, daß Danton dasselbe unter dem Versprechen der Wiedergabe entnommen habe, um es dem Präsidenten mitzutheilen. Der Präsident Gitton-Morveaux wußte sich der Sache genau zu erinnern, hatte den Brief selbst aber nicht gesehen; Danton hatte ihn um einen Passierschein für seine Koffer und diejenigen Lacroix' gebeten und angegeben, daß dieselben aufgehalten worden seien. „Diese guten Verwaltungsbeamten," hatte er hinzugefügt, „scheinen zu glauben, daß Volksvertreter wie Perrückenmachergehülfen reisen und ihr Gepäck im Scheerbeutel mit sich führen." Ahnungslos hatte Morveaux den Passierschein ertheilt."

Für Danton's Ehre belastend, sind diese Thatsachen für Danton's Proceß gleichgültig geblieben. Keine derselben konnte beweislich erhärtet werden, keine bedeutete ein Capitalverbrechen, und keines der vorstehend erwähnten Actenstücke lag den Anklägern vor. Daraus erklärt sich, warum der auf diesen Punkt bezügliche Theil der Anklage nur beiläufig behandelt und alles Gewicht auf Beschuldigungen politischer Natur gelegt wurde.

VI.

Die in der Frühe des 31. März in Ausführung gebrachte Verhaftung Danton's und seiner drei Freunde (Desmoulins, Philippeaux und Westermann) war nirgend auf Widerstand gestoßen. Als Paris am Morgen des letzten Märztages 1794 erwachte, befanden die vier Verhafteten sich bereits hinter den Mauern des Luxembourg, wo sie einen ausgedehnten Bekanntenkreis vorfanden: die näheren Freunde Hérault des Séchelles, Lacroix, den schwererkrankten Fabre d'Eglantine, den Deputirten Thomas Paine (einen in Frankreich naturalisirten Anglo-Amerikaner), Bazire und eine ganze Anzahl dem Tode entgegensehender Royalisten. Danton begrüßte die bunt zusammengewürfelte Gesellschaft mit heiterer Ruhe, indem er Paine ein herzliches „Good day" zurief[1]), und die Uebrigen versicherte, daß er gehofft habe, sie befreien zu können. „In Revolutionszeiten," meinte er im Hinblick auf Robespierre's neuen Erfolg, „fällt das Uebergewicht immer dem größeren Verbrecher zu (en révolution l'autorité appartient au plus grand scélérat).

[1]) Lächerlicher Weise figurirt dieser Gruß unter den Belegen, die Robinet für Danton's Herrschaft über die englische Sprache, bezw. seine umfassende Bildung anführt.

Uebrigens," fügte er hinzu, „hätte Brissot mich ebenso guillotiniren lassen, wie Robespierre es thut."

Die Berichte über Danton's Verhalten während seiner fünftägigen Verhaftung und der auf diese folgenden Hinrichtung beruhen der Hauptsache nach auf einer, vielfach als unzuverlässig bezeichneten Quelle, dem Riouffe'schen Buch über die Pariser Gefängnisse zur Zeit der Revolution. Daß der ehemalige Girondist als Präfect und Baron des Kaiserreiches endete, wird als Einwand gegen die Glaubwürdigkeit des „Mémoire sur les prisons de Paris" indessen nicht angesehen werden dürfen. Was speciell Danton anlangt, so hat der Verfasser des „Mémoire" keinen Grund gehabt, diesen seiner Partei feindlichen Mann günstig zu behandeln. Schon der Umstand, daß die bezüglichen Daten nicht zusammengearbeitet, sondern über verschiedene Partien des zweibändigen Buches verstreut sind, scheint für eine gewisse Unbefangenheit Riouffe's zu sprechen. — Erwähnt sei schließlich noch, daß die Gefangenen vom 31. März sich anfänglich ziemlich frei in den Räumen des Luxembourg bewegen durften, nach Beginn der gerichtlichen Verhandlung jedoch getrennt und an gegenseitigem Gedankenaustausch verhindert wurden.

Mit Rücksicht darauf, daß von den vier Verhafteten drei (Danton, Philippeaux und Desmoulins) Volksvertreter waren, bedurfte der von den vereinigten Ausschüssen gefaßte Beschluß einer Bestätigung durch den Convent. Mit diesem war es längst so weit gekommen, daß Widerspruch gegen Beliebungen der Ausschüsse und der hinter diesen stehenden Machthaber nicht mehr erhört war, und daß die Befragung der gesetzlichen Vertretung Frankreichs eine bloße Comödie bedeutete. Die Kunde von der Verhaftung des großen Demagogen hatte indessen so tiefgehenden Eindruck gemacht, daß es an Versuchen zur Rettung nicht ganz fehlte, und daß das schließliche Ergebniß mindestens einen Augenblick zweifelhaft erschienen war. Wessen Kopf — so mochten Anhänger und Gegner der Verhafteten fragen — war noch sicher, nachdem die Triumvirn des Wohlfahrtsausschusses sich an das höchstragende aller Häupter der revolutionären Bewegung gewagt hatten? Bei Eröffnung der Sitzung hatte Delmas, ein Freund Danton's, die Einberufung sämmtlicher im Saale nicht anwesender Ausschußmitglieder verlangt, unmittelbar darauf Legendre das Wort ergriffen und eine sofortige Vernehmung der Angeklagten durch die Versammlung selbst beantragt; da ein dritter Freund Danton's, Tallien, an diesem Tage (31. März) den Vorsitz führte, schien eine Parteinahme des Convents für die Bedrohten mindestens nicht ausgeschlossen zu sein. Die Entscheidung lag bei der Ebene, die zwar an Robespierre verkauft zu sein schien, unzweifelhaft aber daran interessirt war, die Mitglieder des Convents gegen die Allgewalt der Ausschüsse zu schützen. Robespierre und Saint-Just wußten die markloſe Versammlung jedoch auch dieses Mal einzuschüchtern und die Drohung, „wer heute zittert, ist mitschuldig," so nachdrücklich vorzutragen, daß jeder Widerspruch niedergeherrscht wurde. Der Erstere versicherte, „daß der Schuldigen nur wenige seien," daß keinem derselben Privilegien zugetheilt werden dürften, daß die sofortige Vernehmung durch den Convent ein Privilegium, ja eine Parteinahme für die Angeklagten bedeuten würde, daß es an der Zeit sei, mit den „Idolen" zu brechen und im Vertrauen auf die Gerechtigkeit des Revolutionstribunals die Dinge den gesetzlich vorgeschriebenen Lauf nehmen zu lassen;

der Letztere aber wußte die Anschuldigungen der Robespierre'schen Notizensammlung so pathetisch vorzutragen, so reich mit patriotischen Redensarten zu verbrämen, daß der Beschluß, Danton und dessen Genossen als Mitschuldige des von Dumouriez und Orléans begangenen Verraths und einer gegen die Sicherheit der Republik gerichteten Verschwörung vor das Revolutionstribunal zu stellen, einstimmig angenommen wurde. Um der Entwürdigung dieses Tages die Kron aufzusetzen, nahm der feige Legendre seine zu Gunsten Danton's gesprochenen Worte zurück, — Abends in der Sitzung des Jacobinerclubs erklärte er sogar emphatisch: „Wer sich als Gegner dieses Beschlusses bekennt, soll es mit mir zu thun haben — ich verpflichte mich, ihn zu denunciren."

Am Nachmittage des 31. März hatte der Convent die entscheidende Sitzung abgehalten, am Vormittage des 2. April nahm die gerichtliche Verhandlung ihren Anfang. Als Vorsitzender fungirte Herman, der specielle Landsmann und Freund Robespierre's; unter den Geschworenen werden ein täglicher Genosse des „großen" Maximilian (der Instrumentenmacher Renaudin), der ihm blindlings ergebene Maler Topino-Lebrun, ein Tauber (der Ex-Marquis Leroy de Mont-Flabert), ein Idiot (Gommey) und der unmittelbar nach Beendigung des Processes zum Oberarzt der Kriegsschule beförderte Chirurg Souberbielle genannt. Unter den Mitangeklagten der Deputirten Danton, Desmoulins und Philippeaux und des General Westermann befanden sich verschiedene Personen, die bereits früher verhaftet worden waren, die Abgeordneten Fabre d'Eglantine, Hérault des Séchelles, Chabot und Andere, zu denen Danton in keinerlei Beziehung gestanden, die als Ausländer indessen geeignet erschienen, das Vorhandensein einer „Verschwörung mit dem Auslande" wahrscheinlich zu machen: die deutschen Banquiers Frey (Schwäger des mitangeklagten Ex-Capuziners Chabot), der Spanier Guzman, ein Däne Diedrichsen u. s. w. Die Anklage wurde durch Fouquier-Tinville vertreten; wegen des nahen Verwandtschaftsverhältnisses, in welchem derselbe zu Camille Desmoulins stand, war ihm indessen in der Person Fleuriot-Lescaut's (eines aus Belgien gebürtigen Architekten, den Robespierre wenig später zum Maire von Paris machte) ein Gehülfe, bezw. Aufpasser beigegeben worden. In der Loge des Gerichts-Buchdruckers Nicolas, eines extremen Jacobiners und Freundes der Machthaber, wurden während der Verhandlung die Gesichter mehrerer Mitglieder des Sicherheitsausschusses gesehen, welche der Procedur mit gespannter Aufmerksamkeit folgten.

Anklageacte und Verhandlungsprotokoll des gegen Danton und Genossen geführten Processes sind nach dem Wortlaut der bei Nicolas gedruckten officiellen Berichte von Buchez und Roux, zweien eingefleischten Robespierre-Pfaffen, in dem vierunddreißigsten Bande der „Histoire parlementaire" wiedergegeben worden. Nach Meinung Michelet's ist das Protocoll in tendenziöser Weise gefälscht und der wesentlichsten, zu Gunsten der Angeklagten lautenden Momente entkleidet worden. Beweisen läßt sich nur, daß die Verhandlungen der beiden ersten Tage (2. und 3. April) vermengt und daß Danton's ausführliche Reden auf einen ungebührlich engen Raum zusammengedrängt worden sind. Unter allen Umständen haben die angeblichen Fälscher ihr Handwerk aber nur schlecht verstanden: monströserer Unsinn, als Anklageacte und Inquisitorium dieses Processes ent-

halten, ist kaum jemals in einer gerichtlichen Verhandlung zu Markte gebracht worden. Rücksichtlich Dantons' und Desmoulins' lag gar keine juristisch formulirte Anklage vor: die Stelle einer solchen vertrat der wörtliche Wiederabdruck des Vortrages, welchen Saint-Just auf Grund der Notizen Robespierre's den versammelten Ausschüssen gehalten hatte. Die an dramatischen Momenten überreiche Gerichtsverhandlung entbehrt demgemäß jedes strafrechtlichen Interesses. Fabre und Genossen sollten bei Gelegenheit der Feststellung der Concession für die indische Handelsgesellschaft diese in sträflicher Weise und auf Unkosten des Staats begünstigt, dabei Fälschungen verübt, außerdem im Verein mit Hérault eine Verschwörung gegen die Republik und die Volksvertretung geplant und mit Hülfe des Auslandes vorbereitet haben, — Danton, Desmoulins, Philippeaux und Westermann an diesem Unternehmen betheiligt gewesen sein. Im Uebrigen bliebe ihnen überlassen, sich gegen die allgemein gehaltenen, nirgend substanzirten Beschuldigungen des Saint-Just'schen Libells (s. o.) zu vertheidigen. Danton hatte vier Entlastungszeugen, Lacroix deren elf namhaft gemacht: den Deputirten Cambon ausgenommen, war keiner dieser Zeugen zur Verhandlung geladen worden. Cambon, der in Sachen Hérault's mit äußerster, nicht eben ehrenhafter Vorsicht zu Werke ging, konnte hinsichtlich Danton's und Lacroix' nicht mehr aussagen, als daß er ihnen bei Gelegenheit der Mission nach Belgien 100 000 Fr. zu geheimen Ausgaben ausgezahlt habe, — eine Thatsache, die von den Angeklagten niemals in Abrede gestellt worden war. Den größten Theil der Verhandlung des ersten Tages füllten die Verhöre Hérault's und Fabre's, an deren Angelegenheiten Danton, Desmoulins, Lacroix, der General Westermann und Philippeaux gar nicht betheiligt waren. Als Danton endlich zum Worte gelangte, begann die anfänglich ziemlich schleppend behandelte Verhandlung sofort eine veränderte Physiognomie anzunehmen. Hatte es bereits tiefgehenden Eindruck gemacht, daß bei Hereinführung der Angeklagten einer der Secretäre des Tribunals (Fabricius Paris) weinend an Danton's Brust gesunken war, und daß dieser die Antwort auf die herkömmlichen Fragen nach Wohnung, Alter, Stand u. s. w. mit dem bekannten „meine Wohnung wird nächstens das Nichts sein, mein Name im Pantheon der Geschichte bleiben", beantwortet hatte, so war die Wirkung der ersten, von seiner mächtigen Stimme dem Präsidenten zugedonnerten Vertheidigungsworte ein magischer. Aus dem unförmlichen Knäuel des Anklagepamphlets hatte Herman zunächst die Anschuldigung auf Theilnahme an dem Abfall Dumouriez' herausgegriffen und den Angeklagten zu einer Erklärung auf dieselbe aufgefordert. Da die Anklage aller Begründung entbehrte und keinerlei bestimmte Behauptungen enthielt, sah Danton sich veranlaßt, dieselbe mit einer Schilderung seiner gesammten revolutionären Vergangenheit zu beantworten, sein Verhältniß zum Herzog von Orléans, zu den Girondisten, zu dem von diesen verfolgten, von ihm vertheidigten Marat, zu den Hauptereignissen der Revolutionsgeschichte u. s. w. zu erörtern; den rein privaten Charakter seiner im Juli 1789 unternommenen und von Robespierre als besonders verdächtig bezeichneten Reise nach England nachzuweisen, daran zu erinnern, daß er es gewesen, der der revolutionären Regierung ihre gegenwärtige Gestalt gegeben und mit der ironischen

Frage zu schließen, ob irgend wahrscheinlich sei, daß der hauptsächlichste Urheber des Sturzes der Monarchie sich auf eine anti-republikanische Verschwörung eingelassen habe?

Was am ersten und was am zweiten Tage des Verhörs gesagt worden, kann — aus den oben angegebenen Gründen — gegenwärtig nicht mehr im Einzelnen festgestellt werden. Alle Zeugnisse stimmen indessen darin überein, daß der gefürchtetste Redner seiner Zeit bereits am 2. April Zuhörer und Geschworene in fieberhafte Erregung versetzt hatte, und daß Fouquier-Tinville und Herman am Nachmittage des 3. April für den Ausgang des Processes ernstlich zu fürchten begannen. Die Sitzung dieses Tages war fast ausschließlich von den Reden Danton's ausgefüllt gewesen — Reden, die einer juristischen Substanz ebenso entbehrten, wie die Allgemeinheiten der Anklage, aber eben darum den nachhaltigsten Eindruck machten und eine Umstimmung der Jury fürchten ließen. Von der Vertheidigung war der ungestüme, in die furchtbarste Erregung gerathene Angeklagte zu einem Angriff auf seinen Ankläger übergegangen, den weder die Glocke noch der Zwischenruf des um alle Sicherheit gekommenen Präsidenten zu unterbrechen vermochten. Die blassen Gesichter der aus der Loge des Gerichtsbuchdruckers zuschauenden Mitglieder des Sicherheitsausschusses verschwanden eines nach dem andern; Herman rückte unruhig auf dem Stuhle hin und her, die Zuschauer der Tribüne begannen zu murren, die Passanten der anstoßenden Gasse stille zu stehen, als Danton mit gewaltiger Kraft dem Präsidenten zurief, der umsonst in Einem fort die Glocke rührte: „die Stimme eines Mannes, der sein Leben vertheidigt, wird Dein Geklingel übertönen." Unter dem Vorwande, daß Danton Spuren der Ermüdung zeige, entzog Herman ihm das Wort, um zum Verhör Philippeaux', Lacroix' und Desmoulins' zu schreiten. Die allgemeine Erregung hatte sich aber auch diesen mitgetheilt. Ermuthigt durch die Erfolge Danton's begannen sie ihren Anklägern mit Beschuldigungen zu erwidern, deren Abweisung dem mehr und mehr in die Enge getriebenen Vorsitzenden schlechterdings nicht gelingen wollte. Zum Schluß ergriff Danton abermals das Wort. Mit dem Aufgebot der vollen Gewalt seiner Löwenstimme und im Tone grimmigster Entrüstung erklärte er, daß er und seine Freunde auf der Anklagebank säßen, weil sie selbst anklagen wollten. Er fordere die Vorladung von sechzehn (im Einzelnen namhaft gemachten) Mitgliedern des Convents, die als Zeugen vernommen werden sollten. „Meine Stimme," so hieß es u. A., „die oft und nicht ohne Erfolg die Sache des Volks vertheidigt hat, wird keine Mühe haben, die Elenden zurückzutreiben, die mich verleumden konnten, die aber nicht wagen werden, mich offen anzugreifen. Wenn die Feigen sich vor mir zeigen, werde ich sie mit dem Schimpf bedecken, den sie längst auf sich geladen haben.... Meinen Kopf habt Ihr, er bürgt für Alles; das Leben ist mir längst zur Last geworden."

Die Verlegenheit Herman's hatte ihren Gipfelpunkt erreicht. Ging es in der bisherigen Weise fort, so war das Aeußerste zu fürchten, und der eigne Kopf gefährdet. Er suchte den Antrag Danton's durch den Einwurf zu entkräften, daß Mitglieder des Convents nicht wohl als Entlastungszeugen aufgeführt werden könnten, nachdem der Convent als solcher die Anklage beschlossen habe, wurde

dabei indessen durch Fouquier-Tinville unterbrochen, der das Versprechen abgab, an den Convent zu schreiben und dessen Bestimmungen einzuholen.

Damit schloß die zweite Sitzung (3. April). Die weitverbreitete Angabe, nach welcher der zuletzt erwähnte Auftritt erst am 4. April stattgefunden hat, beruht auf einem Irrthum: das Schreiben Fouquier's, allerdings vom Morgen des 4. datirt, lag dem Wohlfahrtsausschuß bereits vor Beginn der Gerichtssitzung dieses Tages vor, und war erst abgefaßt worden, nachdem Fouquier zwei vergebliche Versuche gemacht hatte, Robespierre und Saint-Just persönlich zu sprechen. Er hatte u. A. das Folgende geschrieben:

„Seit Beginn der Sitzung droht ein furchtbarer Sturm loszubrechen, schreckenerregende Stimmen verlangen das Erscheinen und die Vernehmung der Abgeordneten. Es ist unmöglich, die Aufregung zu schildern, die sich trotz der Festigkeit des Tribunals der Gemüther bemächtigt hat. Es ist nothwendig, daß Sie uns unser ferneres Verhalten vorschreiben. Das geeignetste Mittel dazu wäre ein Decret, wie wir es erwarten."

Die Adressaten des Schreibens mochten glauben, daß dieser Hülferuf sich auf die Sitzung vom 4. beziehe, mindestens trafen sie danach ihre Maßregeln. Erleichtert wurden dieselben durch eine gleichzeitig mit dem Schreiben Fouquier's eintreffende polizeiliche Denunciation. In der Verzweiflung ihres Herzens hatte Desmoulins' junge Frau, nachdem sie sich vergeblich an den ehemaligen Hausfreund Robespierre gewendet, einem in Luxembourg gefangenen Freunde ihres Mannes, General Dillon, geschrieben, im Publicum sei das Gerücht verbreitet, daß angesichts der Unwahrscheinlichkeit einer Verurtheilung Danton's eine Wiederholung des 2. September, d. h. eine Massenermordung der Gefangenen geplant werde. „Sollte es denkbar sein," hatte es zum Schluß dieses Briefes geheißen, „daß ein Mann von Herz nicht wenigstens sein Leben vertheidigte?" Dillon zeigte das Schreiben mehreren seiner Mitgefangenen, u. A. einem gewissen Laflotte. Dieser glaubte sein Leben retten zu können, indem er den Vorgang und die bei Gelegenheit desselben von Dillon und Anderen ausgestoßenen thörichten und drohenden Reden („Man werde losbrechen, nachdem Frau Desmoulins zuvor das Volk in Empörung gesetzt") als „Gefängnißverschwörung" denuncirte.

Saint-Just wußte diese nichtsnutzige Angeberei mit der ihm eigenthümlichen kalt berechneten Bosheit zu benutzen, indem er dieselbe mit dem Schreiben Fouquier's in eine Verbindung brachte, von der thatsächlich keine Spur vorhanden war. Statt das Schreiben des öffentlichen Anklägers zu verlesen, gab er dem Convente von dem Inhalte desselben durch die nachstehenden Worte Mittheilung: „Der öffentliche Ankläger berichtet, daß eine Revolte der Schuldigen die Fortsetzung der Gerichtsverhandlung bis zu einer Beschlußfassung des Convents unterbrochen habe." — Wenig später erschien der „Erzengel des Todes" abermals auf der Tribüne, um über „das wüthende Verhalten" der Angeklagten und die „furchtbare" von Laflotte angezeigte, angeblich auf Ermordung des Wohlfahrtsausschusses, Auflösung des Convents u. s. w. abzielende „Gefängnißverschwörung" zu berichten und mit den folgenden Worten zu schließen:

„Wir danken es Euch, daß Ihr uns auf diesen Ehrenposten gestellt habt: gleich Euch, werden auch wir das Vaterland mit unseren Leibern decken. Siegt nur die Revolution, so will der Tod nichts bedeuten. Der Tag des Ruhmes ist gekommen, ein Tag wie der, an welchem der Senat gegen Catilina stritt — ein Tag, an welchem es die öffentliche Freiheit für immer zu befestigen gilt. Ihre Ausschüsse bürgen dafür, daß die Ueberwachung eine heldenmüthige sein wird."

Daß diese elende, heroisch aufgeputzte Kapuzinade vom Convente mit Beifallsrufen begrüßt und daß nach Anhörung eines von Billaud verlesenen Polizeiberichts über die „große Verschwörung“ einstimmig der Beschluß gefaßt wurde, „jeder einer Verschwörung verdächtige Angeklagte, der der nationalen Justiz Widerstand leiste, oder dieselbe beleidige, solle für außer dem Gesetz erklärt werden“ — das darf unter die schimpflichsten Selbsterniedrigungen gerechnet werden, welche die entwürdigteste aller parlamentarischen Versammlungen des Jahrhunderts auf sich genommen hat. Drei Mitglieder des Sicherheitsausschusses, Amar, Vouland und der Maler David, begaben sich sofort in das Sitzungslocal des Revolutionstribunals, wo Fouquier und Herman ihrer bereits ungeduldig harrten.

Die Verhandlung hatte längst begonnen, infolge der Rathlosigkeit des Vorsitzenden indessen einen schleppenden, lediglich auf Zeitgewinn berechneten Gang genommen. Eben war Herman damit beschäftigt, den beiden Hauptangeklagten, Danton und Desmoulins, auseinanderzusetzen, daß der öffentliche Ankläger auf Abhörung der Masse (foule) ihm zur Seite stehender Belastungszeugen verzichtet habe, und daß ihnen, den Beklagten, nichts übrig bleiben werde, als diesem Beispiel nachzuahmen und von Vorführung der Entlastungszeugen abzusehen, als Fouquier hinausgerufen wurde: die drei Sendlinge des Convents waren angelangt, David hatte das Decret des Tages mitgebracht und dem öffentlichen Ankläger mit den Worten übergeben: „Wir haben sie — sie sollen uns nicht entwischen.“ Einen Augenblick später erschienen die drei Männer in der Loge des Buchdruckers Nicolas. „Sieh' unsre feigen Mörder,“ rief Danton zu Desmoulins hinüber, „sie folgen uns bis zum Tode.“

Herman verlas das verhängnißvolle Conventsdecret und ließ die Geschworenen abtreten, um ihnen auseinanderzusetzen, daß die Verhandlung geschlossen werden müsse, da das Gericht genügsam informirt sei. Er stieß anfänglich auf Widerstand, insbesondere bei dem Geschworenen Naulin, der die Abhörung von Zeugen für unbedingt geboten erklärte, den Mangel concludenter Beweise für die Schuld der Angeklagten geltend machte und durch die Hartnäckigkeit seiner Einwendungen mehrere Collegen zu sich hinüberzog. Erst nach langem Zureden und unter Anwendung von Drohungen, gelang es diesen Widerspruch zu brechen — es war bereits später Abend geworden, als Herman die Sitzung wieder eröffnete und die Verhandlung für geschlossen erklärte. „Geschlossen,“ donnerte Danton ihm entgegen — „noch ist sie gar nicht eröffnet worden; noch habt Ihr kein Actenstück verlesen, keinen Zeugen vernommen“, — Desmoulins aber schleuderte dem gewissenlosen Richter die Vertheidigungsschrift an den Kopf, die er hatte vortragen wollen. — Die Geschworenen traten abermals ab, um den Wahrspruch zu berathen und die sechs ihnen vorgelegten Fragen zu beantworten.

Punkt 1 betraf das Vorhandensein einer gegen den Convent und die Republik gerichteten Verschwörung, die im Einverständnisse mit dem Auslande geplant sein sollte.

Punkt 2 die (nicht näher substanzirte) Theilnahme Danton's, Desmoulins', Philippeaux' und Westermann's an der Verschwörung.

Die übrigen vier Punkte hatten die Beziehungen der Brüder Frey, Bazires u. s. w. zu Fabre d'Eglantine u. s. w., die angeblich von diesen und ihren Genossen verübten Betrügereien, die Verräthereien Hérault's und die Mitschuld eines gewissen L'Huillier zu Gegenständen (beiläufig bemerkt des einzigen Angeklagten, der freigesprochen wurde).

Abermals nahm die Berathung der Geschworenen mehrere Stunden in Anspruch; Naulin und Genossen wollten sich zu einem „Schuldig" nicht verstehen, und der Obmann Trinchard zeigte sich außer Stande, die erforderliche Mehrheit zusammenzubringen. Nach einer Notiz des — freilich höchst unzuverlässigen — Courtois'schen „Rapport sur les évènements du 9. Thermidor" soll es zur Bewältigung des von Naulin geleisteten Widerstandes der Intervention David's bedurft haben, der mit einer Denunciation bei den Ausschüssen drohte. Bei Verkündigung des Urtheils wiederholten sich die wilden Auftritte, die den Schluß der Verhandlung begleitet hatten. Desmoulins, der sich wie ein Rasender gebärdete und sich mit beiden Händen an die Bank klammerte, auf welcher er das Todesurtheil vernommen, mußte mit Gewalt aus dem Saale geschafft werden.

VII.

Ueber die Ungeheuerlichkeit des Processes, dessen Hauptstadien vorstehend erörtert worden, haben unter Zurechnungsfähigen verschiedene Meinungen niemals bestehen können. Schon der äußere Umstand, daß die Anklage gegen Danton mit zwei Processen in Zusammenhang gebracht worden, mit denen sie nichts gemein hatte, und daß diese Verkoppelung in der Absicht geschehen war, den Glauben an eine Betheiligung Danton's an den Veruntreuungen Fabre's und den angeblichen Verrath Hérault's zu wecken, stellt sich als Verhöhnung aller Grundregeln gerichtlichen Verfahrens dar. Nimmt man hinzu, daß die gegen Danton und Genossen erhobenen Anklagen des eigentlichen Körpers so vollständig entbehrten, daß eine formelle Widerlegung derselben überhaupt nicht möglich erschien, daß es zu Verhandlungen über Wesen und Zusammenhang der angeblichen Verschwörung und über die Betheiligung der Einzelnen ebenso wenig gekommen war, wie zu einer geordneten Beweisführung oder einem Schlußplaidoyer und daß in den an die Geschworenen gestellten Fragen jeder Hinweis auf bestimmte, den einzelnen Angeklagten zur Last gelegte Handlungen fehlte, so erscheint selbst die Bezeichnung „Justizmord" als Euphemismus. Die dem öffentlichen Ankläger von den Ausschüssen ertheilten Weisungen lauteten so bestimmt, die Absichten des am 4. April vom Convent erlassenen Decrets lagen so augenfällig zu Tage, daß die Geschworenen sich zu dem Glauben bekennen konnten, „nicht als jurés, sondern als hommes d'état" ihr Verdict abgeben zu müssen. „Zwei führende Männer," äußerte der Maler Topino-Lebrun gegen seinen zögernden Collegen Souberbielle während einer Pause in der Berathung, „zwei sind unmöglich, einer von ihnen muß fallen. Es handelt sich gar nicht um einen Proceß, sondern um eine Maßregel. Willst Du Robespierre den Stab brechen?" — „Nein!" — „Nun, indem Du das sagst, hast Du Danton bereits verurtheilt."

Möglich war diese Verurtheilung freilich nur dadurch geworden, daß ihr Hunderte ähnlicher Verurtheilungen vorausgegangen und Richter und Geschworene um die Reste von Ehre und Gewissen gebracht hatten, die denselben überhaupt geblieben waren. Danton hatte diesen Dingen lange schweigend zugesehen, er hatte der Abschlachtung der schändlichen, aber keines Verbrechens gegen die Republik schuldigen, geschweige denn überwiesenen Hébertisten sogar zugestimmt. Jetzt kam die Reihe an ihn, jetzt sollte er dafür büßen, daß er dem Morden erst Einhalt zu gebieten versucht, nachdem dasselbe durch ihn in Zug gebracht worden war. Die Größe des an ihm verübten Verbrechens entsprach der Größe der Verschuldung, die er auf sich geladen hatte und die mit erbarmungslosem Gewicht über ihm zusammenbrach.

In das Gefängniß zurückgeführt, wahrte Danton die stolze Ruhe eines Mannes, der mit dem Leben abgerechnet hatte. Einen Augenblick von dem Schmerz über die Trennung von seinem jungen Weibe übermannt, rief er sich das historisch gewordene „Danton, keine Schwäche!" selber zu, um sodann mit dem ihm eigenthümlichen derben Cynismus den unvermeidlichen Untergang der Sache seiner Gegner vorauszusagen. Den Menschen, „qui n'est même pas capable de cuire un œuf", bezeichnete er als Todescandidaten der nächsten Zukunft: „Ich, ich allein hätte ihn retten können! ... Es wird Alles in trostloser Verwirrung zu Grunde gehen! Ja, wenn ich Robespierre mein Gesäß, Couthon meine Beine hinterlassen könnte, so möchte die Sache sich noch eine Weile halten! So reiße ich Robespierre mit mir fort. ... An mir ist nicht viel gelegen, ich habe die Revolution genossen ... allons dormir." — Zu der Angabe der Büchner'schen Tragödie, nach welcher Danton Nachts vor der Hinrichtung die „Pucelle", Desmoulins Young's „Nachtgedanken" gelesen haben soll, hat eine Notiz des Riouffe'schen Memoire Veranlassung gegeben, nach welcher diese Bücher im Gefängniß des Luxembourg vorhanden waren: daß Danton sich eines derselben bedient habe, beruht auf Erfindung. Historisch ist dagegen die Notiz, nach welcher Danton seinem vom Henkerskarren aus zum Volke redenden Gefährten Desmoulins lachend gesagt hat: „Laß' das dumme Pack doch sein Vive la République brüllen", und daß der letztere beim Passiren der rue St. Honoré zu dem Hause Robespierre's hinüberrief, dasselbe werde demnächst vom Erdboden verschwinden, — eine Vorhersagung, die sich übrigens erst zweiundzwanzig Jahre später und das aus Gründen höchst unpolitischer Natur erfüllt hat.

Auf dem Richtplatz angelangt, wurden die fünfzehn Verurtheilten, Danton, Camille Desmoulins, Hérault des Séchelles, Westermann, Philippeaux, Chabot, Bazire, Lacroix, Fabre d'Eglantine, Espagnac, Delaunay, die Brüder Frey, Guzman und Diedrichsen sofort auf das Schaffott geführt. Als Hérault dasselbe bestieg, wollte er Danton umarmen, wurde von einem der Henker aber daran verhindert. „Dummer Teufel," herrschte Danton den rohen Gesellen an, „Du wirst nicht verhindern können, daß unsere Köpfe sich in Deinem Korbe küssen." Desmoulins übergab eine Locke seines Haars dem Scharfrichter mit der Bitte, dieselbe seiner Schwiegermutter zukommen zu lassen — Danton, der als letzter starb, befahl dem Henker, seinen abgeschlagenen Kopf dem Volke zu zeigen. „Er ist es werth," fügte er hinzu.

Als Meister Sanson den letzten Willen des Hingerichteten erfüllte, trat ein Augenblick stillen Grausens ein; dann rief die Bande bezahlter Zuschauer das unvermeidliche „Vive la République“ — die versammelte Menge trennte sich in tiefem Schweigen, und Alles war vorüber. — Mont-Gaillard's Erzählung, nach welcher Robespierre der Hinrichtung seines gefährlichsten Nebenbuhlers vom Pont Tournant aus zugesehen haben soll, scheint auf Erfindung zu beruhen. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat er der gleichzeitig abgehaltenen Conventssitzung beigewohnt.

Danton hatte bei seinem Ableben das sechsunddreißigste Lebensjahr noch nicht vollendet. Er hinterließ zwei Söhne erster Ehe, die vier und zwei Jahre alt waren und deren Nachkommen noch gegenwärtig zu Arcis-sur-Aube leben: seine zweite Frau, die sechzehnjährige Sohie Gély, hat ihn um viele Jahre überlebt (sie war noch im Jahre 1844 am Leben), die Mutter soll 1814 gestorben sein. Die Söhne haben eidlich versichert, von ihrem Vater lediglich die im Jahre 1791 gekauften und mit 84960 Francs bezahlten Grundstücke ererbt zu haben; rücksichtlich des Vermögens, das derselbe seiner zweiten Frau hinterlassen, bezw. bei der Eheschließung zugeschrieben hat, liegen dagegen Daten nicht vor. Das sonst ausführliche Robinet'sche Buch thut dieses immerhin in Betracht kommenden Umstandes keine Erwähnung.

Danton's äußere Erscheinung ist wiederholt und genau beschrieben worden. Die ihn gekannt hatten, behaupteten indessen, daß diese Beschreibungen dem Original ebenso wenig gerecht geworden seien, wie die auf die Nachwelt gekommenen Bildnisse des merkwürdigen Mannes. Allein von der Hand David's, des berühmtesten Malers seiner Zeit, gibt es zwei größere Bildnisse und zwei Zeichnungen Danton's. Nach Meinung Michelet's, der sich mit dem Gegenstande eingehend beschäftigt hat, stammt das erstere der beiden größeren Porträts aus Danton's einunddreißigstem Lebensjahre, ist aber nur zum Theil aus dem Pinsel David's hervorgegangen. „Er gab die Arbeit auf, weil er sich außer Stande fühlte, seinem Gegenstande gerecht zu werden; einer seiner Schüler aber setzte das angefangene Werk fort, indem er mit gewissenhafter, um nicht zu sagen knechtischer Treue, Haar für Haar, Narbe für Narbe, Furche für Furche, Berg und Thal dieses aufgestülpten Antlitzes auf die Leinwand brachte. Der Eindruck des Ganzen ist derjenige eines peinlichen und mühsamen Versuchs zur Entwirrung eines mächtigen, aber gewaltsamen und unreinen Geschöpfs: es ist als ob die Natur selbst im Zweifel gewesen sei, ob sie einen Menschen oder ein Monstrum zu Stande bringen werde.“ Vorzüglich soll das zweite, während einer Conventsitzung des Jahres 1793 aufgenommene Bild, eine Federzeichnung David's sein. „Es zeigt Danton mit weitgeöffneten, tiefliegenden Augen, rings um sich Schrecken verbreitend und doch von inneren Qualen zerrissen.“ Die beiden Profilskizzen werden von demselben Historiker in überschwenglicher Weise „als Mysterien des Schweigens und des Grausens“ bezeichnet. — Danton war von riesenmäßiger, aber plumper Gestalt. Auf dem Nacken eines Stiers saß ein ungeheurer Kopf, unter der mächtigen, hohen und breiten Stirn sahen kleine, schwarze, funkelnde Augen hervor, die Nase war plump und aufwärts gestülpt, der Mund groß, sinnlich und von dicken fleischigen Lippen eingefaßt, das Kinn rund und energisch, das medusenartig dreinschauende Antlitz von Blatternarben entstellt, die Gebärde unschön,

aber gebieterisch und von gigantischer Gewalt. Entsprechend dem mächtigen Bau seiner Gestalt, besaß Danton ein überwältigendes, donnerähnliches und dabei biegsames Organ. Bekannt ist, daß dasselbe Versammlungen von Tausenden beherrschte, daß Danton's Stimme bei Gelegenheit seines letzten Processes die Fenster des Verhandlungssaals zum Klirren brachte und jenseit der Seine hörbar wurde. In vertrautem Kreise konnte er von gewinnender Liebenswürdigkeit und ausgelassener Heiterkeit sein, Jovialität und gute Laune verließen ihn aber auch in der leidenschaftlichsten Erhitzung nur für Augenblicke, Regungen des Mitleids und der Großmuth hat er sich auch während der dunkelsten Abschnitte seiner demagogischen Thätigkeit zugänglich gezeigt, Mißtrauen, Rachsucht und Empfindlichkeit niemals gekannt. Trotz starken Hanges zu sinnlichen Ausschweifungen war er weder Feinschmecker noch Trinker oder Spieler, und trotz angeborener Verschwendungslust und unverbesserlicher Regellosigkeit in der Lebensführung allem Raffinement abgeneigt. Einmal in Bewegung gesetzt, konnte er von unermüdlicher Spannkraft sein, im gewöhnlichen Lauf der Dinge vermochte er seiner Trägheit nur schwer, seines Hangs zu Leichtsinn und Sorglosigkeit überhaupt nicht Herr zu werden. Seine demagogischen, politischen und rednerischen Leistungen waren ausnahmslos Improvisationen; Systeme und Doctrinen bleiben diesem Sohne einer durchweg doctrinär gearteten Zeit so vollständig fremd, daß er für dieselben höchstens Spott übrig hatte.

Wenn von befangenen Geschichtsschreibern der Versuch angestellt worden ist, Danton's Verbrechen und Versündigungen zu beschönigen, so erscheint das um so thörichter, als er selbst nie den Heiligen gespielt, die Dinge vielmehr rücksichtslos bei ihrem Namen genannt und mindestens gegen das Ende seines Lebens sein Schuldbewußtsein nicht verleugnet hat. Sorgloser und leichtfertiger Verwalter ist er als Hausherr in demselben Maße gewesen, wie als Staatsmann und Minister; daß er seine Natur hätte verwandeln müssen, um *systematisch* zu stehlen und zu veruntreuen, kann seinem Vertheidiger Michelet ohne Weiteres zugegeben werden. — Rücksichtlich seiner *politischen* Laufbahn ist Danton mit sich selbst ins Gericht gegangen, soweit das bei einem Manne von verdunkeltem Gewissen und cynischer Denkungsart überhaupt möglich war. Das schwerste seiner Verbrechen, den 2. September, hat er als „schmutzige Nachgeburt der Revolution" selber verurtheilt und eingeräumt, daß er dafür der Verzeihung bedürfe, — von der strafwürdigsten seiner Schöpfungen, dem Revolutionstribunal, öffentlich gesagt, daß er Gott und Menschen dafür um Vergebung bitte. Nie ist ihm in den Sinn gekommen, diese Scheußlichkeiten in der Weise Robespierre's und Saint-Just's als gerechte Volksgerichte zu verherrlichen, oder den verbrecherischen Charakter derselben in Abrede stellen zu wollen. Verglichen mit der kaltblütigen, innerlich verlogenen Art dieser Hohenpriester des Schreckens, kann Danton's sinnlich-derber Cynismus sogar wohlthuend und erfrischend genannt werden. Seiner gesunden Natur war das Gaukelspiel patriotischer, tugendhafter und opferfreudiger Redensarten so gründlich zuwider, daß er lieber bramarbasirte als log, daß er die besseren Seiten seines widerspruchsvollen Wesens lieber verbarg, als zur Schau trug. Robespierre schwor nicht höher als bei der angeborenen Güte der menschlichen Natur, und glaubte auch da als Volksfreund

zu handeln, wo er mitleidslos das Blut seiner Mitbürger in Strömen vergoß; Danton machte aus seiner niederen Schätzung der Rasse niemals ein Hehl, kannte aber Erbarmen mit den Einzelnen und rettete sie nicht selten mit Gefahr des eigenen Kopfes. Kein Zweifel, daß der „tugendhafte", unbestechliche und pedantische Advocat von Arres höhere und idealere Zwecke zu verfolgen meinte, als der wilde, cynische, wenn man will, grundsatzlose Mirabeau der Gasse: wo es zu handeln und den Augenblick beim Schopf zu ergreifen galt, hat sich Danton nichtsdestoweniger thätiger, umsichtiger und hingebender gezeigt, als sein Widerpart, der in Verlegenheit gerieth, „wenn es auch nur ein Ei abzukochen galt". Während der „große Maximilian" sich auf sich selbst zurückzog und vor abstracter Menschenliebe und eingebildeter Vortrefflichkeit niemals zur Theilnahme für Jemand anderes als sich selbst gedieh, besaß Danton volles und mitfühlendes Verständniß für die Leiden und Bedürfnisse der Masse, ein warmes Herz für Freunde und Genossen. Jener glaubte ein Opfer seines Patriotismus zu sein, während er Tausende dem eignen Ehrgeiz hinopferte; dieser verlor den eigenen Vortheil und das eigene Behagen nur selten aus den Augen, bewies aber durch die That, daß er sich lieber guillotiniren ließ, als daß er Andere nutz- und sinnlos unter die Guillotine brachte. Von dem „Fluch der hohen Meinung, mit dem der Geist sich selbst umfängt", ist dieser klare Kopf alle Zeit frei geblieben. Der Schwere des Verhängnisses, welches er heraufzubeschwören geholfen, war Danton sich so genau bewußt, daß er sich, wie Michelet treffend bemerkt, „seit dem Fall der Girondisten über das eigene Loos nicht mehr täuschte, dem Tode entgegensah und wünschen mußte, daß der Tod bald komme." An der Hartnäckigkeit, mit welcher er die Warnungen seiner Freunde ablehnte, haben Lebensüberdruß und Schuldbewußtsein ebenso reichlichen Antheil gehabt wie angeborene Sorglosigkeit. Die schwere Verschuldung seines Lebens hat Danton nicht gesühnt, er hat sie aber gemildert, indem er der Nothwendigkeit einer Umkehr den eigenen Kopf zum Opfer darbot.

Giovanni Battista de Rossi.

Von

Franz Xaver Kraus.

Wenige Monate sind es her, seit die deutsche Nation und mit ihr die gesammte gelehrte Welt den siebzigjährigen Geburtstag zweier Männer gefeiert hat, von denen der Rector der Berliner Hochschule wohl sagen durfte: „daß sie, zwei Helden der geistigen Arbeit und des geistigen Kampfes, geschmückt mit dem Lorbeer größter Erfolge in der Wissenschaft, durch siegreiche Bewältigung oder Klärung weltbewegender Probleme die geistige Stärke unseres Volkes, den Ruhm und das Ansehen unseres Vaterlandes bei den anderen Nationen der Erde zu erhalten und zu erhöhen mächtig geholfen haben." Solch' ein Jubelfest begeht in den nächsten Wochen ein uns engbefreundetes Volk: am 22. Februar 1892 feiert Italiens größter Alterthumsforscher, Giovanni Battista de Rossi, seinen siebzigsten Geburtstag. Die ganze archäologische Welt nimmt Theil an diesem Feste: wir Deutsche sicher nicht an letzter Stelle. Es wäre unbescheiden und überflüssig, den berufenen Vertretern der Alterthumswissenschaft auseinandersetzen zu wollen, welche Stellung sie diesem „Familienereignisse" gegenüber zu nehmen haben: wohl aber erscheint es mir angemessen, an diesem Tage de Rossi zu Ehren die Theilnahme weiterer Kreise auf einige Augenblicke in Anspruch zu nehmen, und ich halte es für selbstverständlich, daß man jenseits der Alpen erwartet, die „Deutsche Rundschau", welche allen bedeutenderen Erscheinungen des Auslandes ihre Aufmerksamkeit zuwendet, werde diese Veranlassung nicht vorübergehen lassen, ohne für Italien ein Wort der Sympathie und für dessen größten jetzt lebenden Gelehrten ein Zeichen der Hochachtung zu finden.

I.

Giovanni Battista de Rossi ist am 22. Februar 1822 in Rom geboren: seine Eltern waren der Commendatore Camillo Luigi de Rossi und dessen Gemahlin, die Marchesa Marianna Bruti-Liberati. Er erhielt im Schoße der Familie seine ganze Erziehung: die schöne Frucht dieses bei den romanischen Völkern leider so seltenen Systems sind seine von allen Bekannten des Hauses

bewunderten häuslichen Tugenden, sind das reine, ungetrübte Glück, das ihm später als Gatte einer trefflichen Frau, der Gräfin Constanze Bruno di San Giorgio, und als Vater einer einzig geliebten Tochter erblühte.

Seinen ersten Unterricht genoß de Rossi in den öffentlichen Schulen Roms, dann legte er die höheren Studien in der gregorianischen Universität zurück. Im Collegio Romano gewann er fast in allen Fächern die Jahrespreise, zuweilen wurden ihm ganz außergewöhnliche Anerkennungen zu Theil, welche ihm den Schulruhm eines Princeps perpetuus eintrugen: es war wie eine Prophezeihung seiner künftigen Stellung inmitten der christlichen Alterthumsforscher.

Der Geschmack an den Alterthümern lag in de Rossi's Natur. Aber dies Geschenk, welches gütige Musen ihm in die Wiege gelegt, gelangte durch die Umstände und den Ort, an dem er das Licht der Welt erblickt hatte, frühzeitig zur glücklichsten Ausbildung. Ein Freund der Familie, dem er auf seinen Spaziergängen anvertraut war, machte ihn von seinen Kinderjahren an mit den Denkmälern der ewigen Stadt bekannt. Solch' ein Genie, an solchem Orte geboren und erzogen, mußte spielend zum Archäologen werden. Sein Bruder, der jetzt auf dem Gebiete der Geologie und des Vulcanismus eine so hoch angesehene Stellung behauptende Professor Michele Stefano de Rossi, erzählt mir, Giovan Battista habe schon in seinen frühesten Jahren angefangen, auf den weißen Blättern der Gebetbüchlein, die er als Kind in der Tasche trug, Inschriften zu copiren. Einen eigentlichen Lehrmeister in diesen Dingen hat er auch nie gehabt: am Studium der großen Meister der Wissenschaft und im Umgang mit den Monumenten hat er sich selbst gebildet.

II.

Worauf es hier ankommt, ist, die Stellung de Rossi's zur Wissenschaft kurz zu charakterisiren, das Werk seines Lebens vor dem Auge des Lesers auszubreiten. Ich muß, um das zu können, mit wenigen Worten auf den Zustand der hauptsächlich von ihm vertretenen Wissenschaft, der christlichen Archäologie, bis zu dem Augenblick, wo er in die Action trat, eingehen.

Das Studium der christlichen Alterthümer ist, wie so manche andere Disciplin, ein Kind des sechzehnten Jahrhunderts. Die humanistische Bewegung ist ihm zunächst nur wenig zu gute gekommen. Sieht man von gelegentlichen Ausblicken in das christliche Alterthum ab, wie sie seit Dante und Petrarca uns hier und da begegnen, so muß man zugeben, daß der Enthusiasmus für das classische Alterthum, seine Literatur und Kunst, die italienischen Humanisten gänzlich absorbirte. Die Mitglieder der „römischen Akademie", welche sich in den Tagen Paul's II. mit einer weder politisch noch kirchlich unbedenklichen Restauration des Classicismus trug, hielten ihre geheimen Zusammenkünfte oft genug in den Katakomben. Man liest da ihre Namen angeschrieben, aber nichts verräth, daß Pomponio Leto und die Seinigen irgend ein Interesse für den Ort ihrer Berathungen und dessen Denkmäler hegten. Die deutschen Humanisten, Erasmus an ihrer Spitze, bewiesen wenigstens der altchristlichen Literatur eine warme Theilnahme. Aber erst durch das Auftreten der Reformatoren ward man auf die Erforschung der Culturzustände des alten Christenthums, auf die Darstellung

ihrer Antiquitäten, hingedrängt. Protestanten wie Katholiken mußten sich veranlaßt sehen, ihr Verhältniß zu der alten Kirche und deren Leben aus den Antiquitäten zu erläutern. Denkmäler der frühesten Jahrhunderte gab es diesseits der Alpen nicht oder sehr wenige, und diese wenigen waren noch unbekannt. Es lag daher nahe, daß die wissenschaftliche Arbeit in der berührten Richtung sich ganz auf die schriftliche Hinterlassenschaft der ersten christlichen Jahrhunderte stützte. Die Leistungen der nordischen Wissenschaft bis herab auf die berühmten „Antiquities of Christian Church“ des Anglicaners Bingham (1708 ff.) trugen alle diesen Charakter. Auch bei den katholischen Schriftstellern der Zeit waltete derselbe vor. Doch war es selbstverständlich, daß die Italiener den Monumenten früher und entschiedener ihre Aufmerksamkeit zuwandten. Ihr Land war selbst ein Monument des Alterthums. Baronius schrieb einen großen Theil seiner „Annalen“ in jener kleinen, reizenden Villa zu Frascati, welche nur durch die Straße von der weltberühmten Villa Aldobrandini getrennt ist, in der später das 1606 beim Bogen des Gallienus gefundene antike Wandgemälde, die Aldobrandinische Hochzeit, bis 1818 aufgestellt war: von Denkmälern umgeben, lernte Baronius auf ihre Sprache achten. Noch zu seinen Lebzeiten trat jenes Ereigniß ein, mit welchem sich die Erforschung der altchristlichen Monumente einleitete. Am letzten Mai 1578 stießen Arbeiter, welche an der Via Salaria nach Pozzolanerde gruben, auf eine unterirdische Begräbnißstätte, welche sich unter ihnen aufthat und deren Wände mit Inschriften, Gemälden, Sculpturen christlichen Ursprungs geschmückt waren. An jenem Tage entstand Name und Wissenschaft der „Roma sotterranea“ — des „unterirdischen Rom“. Baronius mochte die Bedeutung des Fundes ahnen; aber er war zu alt, um ihn zu verfolgen. In Rom lebende Fremde, wie Ciacconio, L'Heureux und de Winghe, waren die Ersten, welche die allmälig zu Tage tretenden Krypten und Galerien dieser seltsamen Todtenstadt untersuchten: dann aber kam in Antonio Bosio der eigentliche Entdecker derselben, der nun über dreißig Jahre seines Lebens diesem Studium sich widmete. Nach seinem Tode (1629) gab (1632) der Oratorianer Severano dessen großes Hauptwerk, die „Roma sotterranea“ heraus, in der die Topographie der Rom umgebenden unterirdischen Cömeterien der alten Christen untersucht, ihre Gemälde und Sculpturen beschrieben und abgebildet waren. Dieser grundlegenden Publication Bosio's folgten im achtzehnten Jahrhundert diejenigen Bottari's, Boldetti's, Buonarrotti's u. A. Inzwischen wurden die Katakomben meist völlig planlos nach Reliquien der Märtyrer und nach Schätzen durchsucht, die meisten Fundgegenstände ohne Controle verschleppt und zerstreut; die Forschung des achtzehnten Jahrhunderts selbst stand an Methode und Zuverlässigkeit weit hinter Bosio zurück.

Die Arbeit dieses Mannes und seiner nächsten Nachfolger konnte in keiner Weise eine abschließende sein, und es erklärt das zum Theil, wenn diesseits der Alpen sein Werk keinen nennenswerthen Einfluß auf den Betrieb der christlichen Archäologie ausgeübt hat. Es gab vor Winckelmann keine wissenschaftliche Kunstgeschichte; erst mit der sich an ihn anschließenden Ausbildung der classischen Kunstarchäologie und dann mit dem Auftreten einer Mittelalter und Renaissance umfassenden Kunstgeschichte konnte der Standpunkt gewonnen werden, von dem aus

die Denkmäler der frühesten christlichen Kunst in ihrem wirklichen Lichte zu sehen und zu beurtheilen waren. D'Agincourt, der 1779—1814, seit langer Zeit wieder der Erste, den Katakomben seine Aufmerksamkeit zuwandte, hatte zwar die gute Absicht, Winckelmann's Werk für die Jahrhunderte des Verfalles von Rom fortzusetzen: aber seine Thätigkeit fiel lange vor die Geburt der modernen — wir dürfen sagen — der deutschen Kunstgeschichte, und er war weit entfernt, jene archäologischen Sachkenntnisse zu besitzen, welche zu einem solchen Unternehmen befähigten. Man weiß, wie seit Anfang dieses Jahrhunderts die Philologie sich in Deutschland zu einer bis dahin nicht gekannten Höhe entwickelt und wie die von ihr gewonnene Methode der Archäologie zu gute gekommen ist. Man fing endlich an, die Denkmäler des griechischen und römischen Alterthums einem kritischen Studium zu unterwerfen, welches durch die Erleichterung des Verkehres, durch die Entdeckungen gelehrter Reisender nun einen ungeahnten Aufschwung nahm. Das von Preußen aus in Rom gegründete Institut für archäologische Correspondenz wurde bald Mittelpunkt dieser Bestrebungen und die vornehmste Stätte, wo deutsche und italienische Erudition sich befreunden und austauschen konnte. Deutschland brachte Italien die Schärfe seiner Kritik und die Sauberkeit seiner in der Schule der Wolf, Lachmann, G. Hermann, Fr. Ritschl philologisch geschärften Methode: aber Italien war doch nicht bloß der empfangende Theil. Es stellte in Bartolomeo Borghesi (1782—1859) einen Gelehrten ersten Ranges, der sich in der Anwendung einer sichern kritischen Methode auf die römischen Inschriften mit Ritschl und Mommsen begegnete. Die Grundlagen der Betrachtung, Autopsie und treueste bildliche Reproduction, wurden nunmehr, unterstützt durch das Aufkommen früher unbekannter technischer Verfahren, in hohem Grade vervollkommnet: für Inschriften wie für Kunstwerke trat damit ein neues Stadium der wissenschaftlichen Behandlung ein. Von großer Einwirkung auf die Studien der Zeit war das Auftreten Gerhard's, dessen so bedeutende Thätigkeit in Italien zwischen 1822 und 1836 fällt. Sie war, wenn ich mich nicht ganz irre, auch für de Rossi's Auffassung entscheidend. Hatten die Weimarischen Kunstfreunde „Kunst und Alterthum" der Betrachtung unterstellt, so handelte es sich für ihn um „Alterthum und Kunst". — „Wenn allerdings," sagt Gerhard in der Beschreibung Roms[1]), „nur ein durch Production erhöhtes Kunstgefühl es hoffen darf, die Trefflichkeiten eines Kunstwerkes dem Geiste des alten Künstlers nachzufühlen, so stellen doch andererseits Zeit, Bestimmung und Bedeutung jedes Kunstwerk in eine Mitte, die umfassender und gewiß nicht unwichtiger als sein Verhältniß zur verwandten Reihe gleichzeitiger Kunstwerke, außer dem Gefühl auch die gesammte Anschauung und Erkenntniß des alterthümlichen Lebens in Anspruch nimmt." Von diesem Standpunkt aus forderte Gerhard zur Gesammtbetrachtung antiker Kunstausstellungen auf, und der Ausgangspunkt dazu ist ihm die Gräberwelt mit der ganzen Fülle ihrer Ausstattung.

[1]) Gerhard, Beschreibung Roms, Bd. I, S. 278. Vergl. dazu Stark, Handbuch der Archäologie der Kunst, Bd. I, S. 285.

Diese Gesinnung, auf das Christliche angewandt, treffen wir im Wesentlichen auch bei de Rossi. Als er zu Anfang der vierziger Jahre in die gelehrten Kreise eintrat, waren die Grundlagen der neueren Kunstgeschichte in Deutschland durch den Freiherrn von Rumohr gelegt. Für die Kunstgeschichte des Mittelalters und der Renaissance waren dessen „Italienischen Forschungen" (1827 bis 1831) in ähnlicher Weise bahnbrechend, wie die Schriften Winckelmann's für das classische Alterthum. Die zwischenliegende altchristliche Periode kam für ihn und seine Nachfolger in Deutschland, für die Kugler, Schnaase und Alle, die seither sich auf ihren Schultern als Lehrer der Kunstgeschichte erhoben, so gut wie gar nicht in Betracht. Man wußte wenig über diese Zeit und ihre Denkmäler; das Wenige, was man zu wissen glaubte, war nicht hinreichend constatirt, und schien, wenn man den Begriff der „Kunst" voransetzte, nicht hinreichend interessant, um es zum Gegenstand einer eingehenden Forschung zu machen. Noch in den dreißiger und vierziger Jahren erschienen bei uns Handbücher der christlichen Archäologie, deren Verfasser kaum eine Ahnung von den Monumenten hatten. Was man in den Lehrbüchern der Kirchen- und Kunstgeschichte über die sechs ersten christlichen Jahrhunderte las, kam in Bezug auf „Kunst" nicht viel über eine „fable convenue" hinaus. Rumohr selbst hat, beim besten Willen von der Welt, eine gute Anzahl völlig falscher Urtheile und Vorstellungen, z. B. betreffs der sogenannten byzantinischen Frage, begründet, welche seither sich wie Seeschlangen durch die ganze Literatur hindurchzogen.

Das war die Lage der Dinge, als der junge de Rossi anfing, sich mit Archäologie, und speciell mit christlicher, zu befassen. In Verbindung mit dem deutschen archäologischen Institut emporgewachsen, gewann er sich rasch die epigraphische Schulung, die historische Methode der Deutschen, als deren Schüler er sich in diesem Punkte immer bekannt hat. Aber er setzte in seiner Arbeit nicht in der auf Mittelalter und Renaissance gewandten Richtung ein, in welcher bei uns Kugler und Schnaase Rumohr's Werk weiterführten; vielmehr erhob sich vor seinen Augen die altchristlich-römische Welt als ein in sich abgeschlossenes Object des Wissens, das in seiner Gesammtheit geschaut und nach allen Seiten des Lebens erforscht sein wollte. Wie Gerhard „jene Symbolik der alten Welt, welche nach dem Widerschein himmlischer Erscheinungen auf Erden sucht und die edelsten Gegenstände der wirklichen Welt im Spiegel göttlicher Abkunft zu erblicken begehrte, in den Göttersagen nicht voreilig aufsuchen wollte, ehe er selbst in den spielendsten Vorstellungen eines untergeordneten Göttergefolges und selbst im schlichtesten Gewand der Alltagswelt einen bald mystischen, bald rein symbolischen Bilderkreis gefunden hatte": so erhob sich vor de Rossi die Forderung, allen, auch den geringsten Erscheinungen des altchristlichen Lebens nachzugehen, um ein Gesammtbild jener Culturepoche zu gewinnen, welche die thatsächliche Grundlage der heutigen christlichen Welt darstellt. Nichts konnte in dieser Hinsicht von nun an geringfügig erscheinen. Inschriften, Münzen, Gläser, Lampen, Alles gewann ein Interesse, an das frühere Zeiten nicht gedacht hatten. Gemälde und Sculpturen, welche bisher als Werke der Decadenz keiner Beachtung gewürdigt worden waren, erschienen auf einmal in einem ganz neuen Lichte: sind sie doch die Zeugen einer Epoche tiefgehender

geistiger Kämpfe; einer Epoche, die das eigentliche Wunder der Weltgeschichte darstellt, insofern sich in ihr, vornehmlich zwischen 150 und 312, die Transformation der heidnischen Gesellschaft in eine christliche vollzogen hat. Was ist damals im Herzen der Menschheit vorgegangen? Bilder und Inschriften verrathen durch die Unmittelbarkeit ihrer Sprache so Manches, was kein literarisches Zeugniß ausspricht; sie verhelfen zu einem Gesammteindruck, den man ohne Zuhülfenahme der monumentalen Bezeugung nie gewonnen hätte. Die Gemälde und Sculpturen jener Zeit sind aber zugleich die Ausgangspunkte der gesammten christlichen Kunst. Will man den Weg erkennen, den die europäische Menschheit zurücklegte, bis sie zu Raffael's Sistina oder zu Michelangelo's jüngstem Gericht vordrang, so hat man die Wiege dieser Kunst in den Katakomben zu studiren. Ihre Denkmäler beanspruchen ein ähnliches Interesse, wie es die frühesten Anfänge der Organismen in der heutigen Naturwissenschaft bei allen biologischen Untersuchungen genießen.

So war nothwendigerweise auch für de Rossi die Gräberwelt der Ausgangs- und Mittelpunkt seiner Forschung. Was die Aufdeckung der durch die Eruption des Vesuvs verschütteten Städte Campaniens für die classische Archäologie, das — nur noch viel mehr — stellt Roms unterirdische Nekropole, stellen die Katakomben für die christlichen Alterthümer dar.

Aber freilich, das Reich, welches de Rossi zu gründen unternahm, konnte sich nicht auf der Betrachtung der Katakomben erheben, so wie sie bisher geübt war. Es mußte mit tausend Vorurtheilen gebrochen, es mußte der Dilettantismus ausgetrieben werden, der sich dieses Gegenstandes bemächtigt hatte. Es galt, die Principien der modernen philologischen und archäologischen Kritik auf das Studium der Katakomben anzuwenden. Ein systematischer Betrieb der Ausgrabungen war das Erste, was zu erstreben war. Schon in den vierziger Jahren hatte der Padre Marchi den Anstoß zu solchen gegeben. Aber er fand seine Schultern selbst zu schwach, um das Begonnene fortzusetzen; er überließ die Last der frischern Kraft des jungen Nobile, den er in eigener Person in die Kenntniß dieser unterirdischen Welt eingeführt hatte. Für dieses Unternehmen war de Rossi so glücklich, einen Protector zu finden, dessen Theilnahme für die Katakombenforschung und dessen gnädige Gesinnung für ihren Hauptvertreter sich niemals verleugnet hat. Pius IX. war kein Gelehrter, aber er besaß die den Italienern so oft wie angeborne instinctmäßige Empfindung von der Bedeutung der monumentalen Studien; er liebte de Rossi, und er hat durch Förderung seiner Arbeiten sich ein Verdienst erworben, das ich nicht anstehe, als die unbestrittenste Leistung seiner langen Regierung zu erklären.

Der größte Feldherr bedarf des Glückes, aber das Glück läßt sich gerne an den Siegeswagen des Genies fesseln. Napoleon und Moltke wußten, was sie Fortuna dankten; auch de Rossi ist ihr verpflichtet. Ich könnte von einigen Fällen berichten — de Rossi erzählte sie gerne selbst — wo der Zufall ihm mit köstlicher Grazie schöne Entdeckungen in die Hand gespielt hat. Aber seine großen Erfolge, namentlich bei den Ausgrabungen an der Via Appia, verdankt er keineswegs diesem launigen Gott, sondern vielmehr jener überaus seltenen Vereinigung von Scharfsinn, glücklichster Combinationsgabe, reifer Erfahrung und geduldiger

Ausnutzung aller Umstände, die wir an ihm bewundern. Die Topographie der „Roma sotterranea“ war, als er ans Werk ging, total verwirrt und verdunkelt; fabelhafte Angaben, wie die von der Bestattung der hl. Cäcilia in dem unter S. Sebastiano gelegenen Cömeterium, erschwerten die Orientirung. Es galt hier zuerst reinen Tisch zu schaffen. De Rossi griff auf die einzig richtige topographische Methode Bosio's zurück, studirte vor Allem die uns von dem christlichen Alterthum selbst hinterlassenen topographischen Notizen, die Angaben der Itinerarien, untersuchte die Bibliotheken Deutschlands, Italiens, Frankreichs auf diesen Zweck hin und stellte so das Netz der unterirdischen Begräbnißstätten — zunächst auf dem Papier — wieder her. Die Ausgrabungen bestätigten in glänzendster Weise seine Combinationen. Seit er im Jahre 1849 in dem Keller eines Weinberges an der Via Appia, nicht weit diesseits S. Sebastiano, auf dem Bruchstück einer Marmorplatte die Reste der Grabschrift des Papstes Cornelius entdeckt, that sich das große, offizielle Cömeterium des dritten Jahrhunderts allmälig vor ihm auf. Er wußte, daß die Krypta des hl. Cornelius nicht weit von derjenigen der hl. Cäcilia liegen müsse, daß neben dieser die Papstgruft zu suchen sei, in welcher die römischen Bischöfe des dritten Jahrhunderts beigesetzt waren. 1852 stieß er auf die Krypta des Cornelius; 1854 drang er endlich in die Papstgruft ein, an deren Boden noch in hundertundfünfundzwanzig Bruchstücken die einst von Papst Damasus gedichtete Inschrift zerstreut lag. Mit dieser glanzvollen Entdeckung waren der christlichen Alterthumskunde ganz neue, unerwartete und höchst ergiebige Perspectiven eröffnet. Die Aufdeckung der Krypten des Eusebius, die der sog. Sacramentscapellen, und mit den letztern überraschende Einblicke in die Geheimnisse der altchristlichen Liturgie, kurz die Aufdeckung des ganzen Cömeteriums des hl. Callistus reihte sich an diese ersten Funde. Die Ausgrabungen an der Via Ardeatina führten de Rossi zu neuen Triumphen seiner Methode und seiner ausdauernden Hingabe. Im Jahre 1865 wurde das mit Wandmalereien des ausgehenden ersten und beginnenden zweiten Jahrhunderts, ganz im pompejanischen Stil geschmückte Vestibulum der großen Domitillakatakombe bloßgelegt, in welcher sich die frühesten christlichen Grabanlagen und Bilder fanden, Werke jener Zeit nahestehend, in der das Flavische Kaiserhaus dies Terrain besaß und ein Mitglied desselben, Flavia Domitilla, es für sich und die Ihrigen zur Begräbnißstätte bestimmte. Die Ausgrabungen zu diesem, nach mancher Richtung wichtigsten Cömeterium wurden 1874 durch einen Haupterfolg gekrönt, als die Reste der 395 n. Chr. vollendeten Basilika der hl. Petronilla zu Tage traten. Ich habe diesen Ausgrabungen öfter beigewohnt; stundenlang durchwanderten wir, de Rossi und ich, die Galerieen, welche nun fast anderthalbtausend Jahre von ununterbrochenem Schweigen bedeckt waren; auf Schritt und Tritt konnte ich bewundern, wie die kühnsten Combinationen des Meisters sich bewahrheiteten, und die Steine das Glück und den Ruhm des großen Alterthumsforschers erzählten. Andere Schlachtfelder, auf denen er nicht mindere Siege erfocht, boten die Katakomben des Prätextat, und in noch höherem Maße diejenige von S. Priscilla an der salarischen Straße dar, wo die berühmte Madonna mit dem auf den Stern deutenden Propheten, ein Werk aus dem Ende des ersten oder Anfang des zweiten Jahrhunderts, zu Tage trat; wo weiter eine ganze große Familie von Inschriften

des ersten und zweiten Jahrhunderts, wo endlich neuestens höchst belangreiche Funde uns bis dicht an die Schwelle des Apostolischen Zeitalters führen.

So war nach und nach in wenigen Jahren eine ganze versunkene Welt vor unseren erstaunten Augen wieder auferstanden. Die christlichen Zeitgenossen Trajan's und Marc Aurel's, die Blutzeugen, welche der Verfolgung der Decius und Diocletian zum Opfer gefallen; die Männer, welche das Herz der antiken Menschheit zu Christus umgewandt; die Staatsmänner aus der Schule der Constantin und Theodosius: sie fingen auf einmal an, aus ihren Inschriften, aus den Bildern ihrer Gräber zu unserer Gegenwart zu sprechen; aus den einzelnen Zügen begann sich, wie aus zerstreuten Würfeln, ein Mosaikgemälde zusammenzufügen, welches uns zuerst ein adäquates Gesammtbild des christlichen Alterthums gewährte. Das ist das unsterbliche Werk, auf welches heute de Rossi zurückblicken darf.

In schweren, kostbaren Bänden hat de Rossi die Ergebnisse seiner Forschung der gelehrten Welt vorgelegt. Im Jahre 1857 erschien der erste Band jenes großen Werkes, welches die christlichen Inschriften der Stadt Rom zusammenfassen soll: dieser erste Band bringt von den etwa 14000 Nummern nur 1374, die datirten: mit ihrer Publication wurde die christliche Epigraphik als Wissenschaft begründet. Hätte de Rossi sonst nichts hinterlassen, er stände für alle Zeiten da als der Erste unter allen Vertretern der christlichen Alterthumsforschung. Dann aber kam 1864 der erste, 1867 der zweite, 1877 der dritte Band seines Hauptwerkes, der „Roma sotterranea" — dieses Monumentum aere perennius, in welcher alle die Gräberwelt der alten Christen betreffenden principiellen Fragen erörtert, die Topographie der römischen Katakomben hergestellt und endlich die eingehendste Beschreibung der Callistkatakombe und einiger kleineren Cömeterialanlagen gegeben ist. Daneben stattet de Rossi in dem seit 1863 erscheinenden, von ihm selbst verfaßten „Bullettino di archeologia cristiana" fortlaufenden Bericht über seine Ausgrabungen und alle einschlägigen Studien ab. Die Bewältigung so ungeheurer Aufgaben hat aber seine Arbeitskraft nicht erschöpft. Seit die Berliner Akademie die Herausgabe des alle Denkmäler der römischen Epigraphik umfassenden „Corpus Inscriptionum Latinarum" beschlossen, ist de Rossi ein thätiges Mitglied der dieses bewunderungswürdige Werk leitenden Commission gewesen, und sein Name glänzt mit demjenigen Th. Mommsen's, Ritschl's, Henzen's an der Spitze dieser der deutschen Wissenschaft zum höchsten Ruhme gereichenden Schöpfung.

Und daneben laufen zahlreiche und zum Theil auch dem Umfange nach bedeutende Nebenarbeiten, Gelegenheitsschriften, Reden, Abhandlungen, bald über Gegenstände der profanen, bald der christlichen Archäologie, wie sie kein Fachmann ohne jenes Gefühl köstlichen Genusses aus der Hand legt, der uns aus der Lectüre von Untersuchungen entspringt, in denen sich eine immense Belesenheit mit der Sicherheit einer bis zur Virtuosität gesteigerten Methode paart. Eine von diesen Nebenarbeiten darf ich hier nicht unerwähnt lassen: sie würde jedem Andern allein einen unvergänglichen Namen in der Wissenschaft gesichert haben. Ich meine jenes herrliche Prachtwerk der „Musaici cristiani", welches im Jahre 1870 bereits begonnen, in diesem Jahre endlich seinem Abschlusse entgegengeht. Die

christliche Mosaikmalerei stellt bekanntlich neben dem Basilikenbau das letzte Aufflammen des antiken Kunstgenius dar. Sie hat einen entscheidenden Antheil gehabt an der gewaltigen Wirkung, welche die altchristliche Basilika, von den Tagen Constantins ab, auf die Zeitgenossen geübt; sie erhielt sich auch in der Periode tiefsten Verfalles einigermaßen, um sich später wieder zu einer achtbaren Höhe emporzuschwingen. Die in den Kirchen Roms erhaltenen Denkmäler dieser Kunst wurden von de Rossi zum erstenmale in einer den Anforderungen der Gegenwart entsprechenden Weise in Chromolithographieen publicirt. Die Spithöver'sche Buchhandlung, die älteste deutsche Firma Roms, vielen Deutschen bekannt als eine stets bereitwillige und nützliche Vermittlerin, hat das nicht zu unterschätzende Verdienst, kein Opfer gescheut zu haben, um diese kostspielige und äußerst splendide Publication in würdiger Weise auszustatten und zu glücklichem Ende zu führen. Wer freut sich nicht an der Erinnerung, daß es deutsche Drucker gewesen sind, welche die italienischen Humanisten zuerst durch ihre neue Kunst der Typographie in Subiaco und anderwärts unterstützten, daß es deutsche Typographen waren, denen wir die ersten Drucke von Dante's Divina Commedia (die Ausgaben von Fuligno, Mantua) verdanken. So hat nun auch deutscher Fleiß seinen Antheil an de Rossi's Ruhme genommen.

Als ich vor vierzehn Jahren den dritten Band der „Roma sotterranea" besprach, schrieb ich die Worte nieder: „ich weiß nicht, ob Jemand in Deutschland, der die Rossi'sche Forschung sorgfältiger, ernster und gewissenhafter untersucht, dieses Gebäude Stein für Stein so nachgeprüft hat, wie der Referent; gewiß aber kann Niemand dem Urheber des Werkes eine tiefere Bewunderung zollen, als der Schreiber, so daß er sich gerne das Wort zu eigen macht, das einst zwischen zwei großen Männern getauscht wurde: „Tantae mihi in litteris tuis quae in manus nostras venire potuerunt apparent res, ut nihil studiorum meorum mallem, si possem, quam inhaerere lateri tuo"[1]).

III.

Gelehrte, welche ganz in der Vergangenheit leben, gehen meist in ihr auf. Gewohnt an die melancholische Poesie der Ruinen, haben sie für die Gegenwart nur selten mehr ein Auge. Frei und beglückt im Verkehr mit den Besten der Vorzeit, fühlen sie sich durch den Realismus, der sie umgibt, durch die niedrigen Leidenschaften und die erbärmlichen Nichtigkeiten des Tages abgestoßen. Wie viele von ihnen verlieren im ausschließlichen Umgang mit alten Steinen, Münzen, Sculpturen die Fähigkeit, noch etwas Anderes zu sehen, als das, was für sie die Welt ist. Solch ein „Antiquar" ist de Rossi nie gewesen. Weltmann von vollendeter Grazie der Formen und liebenswürdigstem Wesen hat er auch den Dingen dieser Zeit, dem Ringen und Kämpfen der heutigen Menschheit sein volles Interesse zu bewahren gewußt. Freilich, die Verhältnisse, die eigenthümliche Lage seines Vaterlandes und speciell Roms haben ihn in allen öffentlichen Angelegenheiten zu einer anscheinend vollkommenen Passivität verurtheilt. Einer gefallenen

[1]) S. Augustinus ad Hieronymus. Epist. LXXIII, 5. „Alles, was von Deinen Schriften in meine Hände kam, entzückte mich so sehr, daß ich am liebsten nur immer Seite an Seite mit Dir zusammengearbeitet hätte."

Macht, die ihm die großherzige Beschützerin seiner Studien gewesen ist, treu geblieben, ist er den höchsten Ehren und Aemtern ausgewichen, die ihm von anderer Seite gerne wären zugeworfen worden. Staatsmann im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist er nie gewesen. Aber es gibt Männer, die in einem höheren Sinne Staatsmänner sind, als diejenigen, welche in den Kammern reden oder auf Ministerfauteuils sitzen: Freunde ihres Volkes und ihres Souveräns, frei von Ehrgeiz und Selbstsucht, bleiben sie stille Beobachter des ewigen Kreislaufes menschlicher Dinge, um nur von Zeit zu Zeit, und auch da meist nur hinter der Schaubühne, in die Action zu treten, wenn es gilt, gut zu machen, was die Thorheit der officiellen Staatsmänner verdorben, zu ergreifen, was Unfähigkeit oder Leidenschaft nicht sieht oder sehen will. Nicht selten ist de Rossi in der Lage gewesen, seine staatsmännische Einsicht in dieser Weise zu bewähren. Es ist nicht meine Absicht, darüber mehr zu sagen, so wenig, wie ich daran denken kann, auf Dinge einzugehen, welche uns in Deutschland viel mehr noch als die italienischen Angelegenheiten berühren. Ich muß es mir namentlich versagen, von jenem Werke des Friedens und der Versöhnung zu sprechen, an dem wir beide Jahre lang zusammen gearbeitet haben: die Kenntniß dieser Vorgänge, denke ich, werden wir beide, de Rossi und ich, mit ins Grab nehmen. Es wäre mir nicht möglich, über die intimsten Phasen aus der Kirchenpolitik der letzten zwei Jahrzehnte zu sprechen, ohne den Undank der Einen, den Unverstand der Anderen anzuklagen. Beides ist kein Geschäft, welches meiner Neigung entspricht.

Hier und heute handelte es sich nur darum, meinen deutschen Lesern die Gestalt des großen Gelehrten vorzuführen, dessen Ehrentag wir Archäologen demnächst begehen. Wie vieles Andere hätte ich von ihm zu sagen, wollte oder dürfte ich ihn schildern nach seinen menschlich-edeln Eigenschaften, nach seiner Stellung in der Familie, in der Gesellschaft, nach seinem Denken, Empfinden, Leben als Christ. Ich weiß nicht, ob es je einen großen Forscher auf unserm Gebiete gegeben hat, der wie de Rossi innerlich gestimmt war. Während seine Tagesarbeit ganz den Resten einer großen Vergangenheit galt und sein Fuß unermüdet nach ihnen den Boden der irdischen Heimath durchwühlte, war sein inneres Auge immer und unverwandt auf das Jenseits gerichtet. Alle Erfolge und Ehren konnten ihn nicht hinwegtäuschen über das, was unser gemeinsamer Lieblingsschriftsteller „exilium cordis“ genannt hat. Von all' dem sei hier geschwiegen, und geschwiegen von dem, was der Freund über den Freund zu sagen hätte, wäre Solches gestattet, so lange man unter den Lebenden geht. Ich lasse ihm lieber selbst das Wort, indem ich die Indiscretion auf mich nehme, den Schlußpassus eines Briefes mitzutheilen, in dem der große und theuere Meister sich selber malt: „très cher ami,“ schreibt er einmal einem seiner Freunde, „je vous aime parceque je vois que vous avez surtout et avant tout le culte du Bien et de la verité, telle que doivent l'entendre les Chrétiens, les vrais Chrétiens. Payez-moi en retour d'un même amour; et regardons le ciel au milieu des tempêtes de cette orageuse période.“

Utopien.

Von

Rudolf Stammler.

I.

Weitab von unserem Vaterlande, im Weltmeere ferner Zonen, liegt die Insel Utopien.

Auf der Landkarte nimmt sich dieselbe ungefähr in Gestalt einer Mondsichel aus, nicht unähnlich der Figur, welche auf unseren Länderzeichnungen etwa der Genfer See beschreibt. Und wie vor grauen Zeiten dieses Wasserbecken seine Wogen weiter gen Südosten in die Berge hinein gerollt haben mag, bis die Rhone sandend ihn eindämmte, so ist es eine chronikmäßige Ueberlieferung der Utopier, daß vordem ihr Land durch eine schmale Zunge mit dem Continente verbunden gewesen sei und eine Halbinsel also gebildet habe. Aber in Tagen, die lange dahingesunken, habe der das Land erobernde König Utopus jenen natürlichen Damm durchstechen lassen; Wind und Wetter haben das Ihrige gethan, das Werk jener Hände zu ergänzen, und in der Periode, aus welcher wir zuerst nähere Nachrichten über Utopien erhalten haben, ist dasselbe allseitig vom Meere umrauscht, in insularer Abgeschlossenheit für sich bestehend.

Dieses entlegene Eiland, durch Anlage und Kunst gegen äußeren Angriff gesichert und stark befestigt, im Innern aber von der Natur begünstigte, fruchtbare Gefilde bergend, es kann uns ein hochgehendes Interesse bieten durch seine eigenartigen Rechtseinrichtungen, durch eine absonderliche und ungewohnte Organisation des dortigen Gemeinwesens, wie wir sie in keinem anderen Lande, zu keiner irgendwelchen Epoche der Rechtsgeschichte wiederfinden.

Wenn ich nun um Erlaubniß bitte, an dieser Stelle von den seltsamen Gesetzen und uns fremdartigen socialen Zuständen Utopiens in Kürze einige Kunde geben zu dürfen, so merke ich alsbald an, daß die Besonderheit des utopischen Rechtes weniger in der Verfassung des Staates begründet liegt, als vielmehr durch die dortige Regelung der wirthschaftlichen Angelegenheiten gegeben wird, der Fragen nach dem Mein und Dein und den rechtlich geordneten Beziehungen der Privatpersonen zu einander.

Zwar entbehrt auch das Staatsrecht Utopiens keineswegs des originalen Gepräges; allein es finden sich hier doch mannigfache Analogien und parallel gehende Erscheinungen in den staatlichen Ordnungen anderer Völker. Die Insel Utopien zerfällt in vierundfünfzig Bezirke, die wir als Städterepubliken bezeichnen können, je mit einer Stadt und zugehörigem Landgebiet. Jeder dieser Einzelkantone vollführt zunächst seine Verwaltung und die Besorgung seiner öffentlichen Angelegenheiten für sich. Die Verfassung ist demokratisch. Ein Kanton ist in kleine Wahlbezirke von je dreißig Familien eingetheilt, welche aus ihrer Mitte jeweils einen jährlich wechselnden Beamten wählen: einen „Syphogranten" oder „Philarchen", deren jeder Kanton zweihundert hat. Immer zehn von diesen Beamten der inneren Verwaltung, wie wir sagen würden, stehen unter einem „Traniboren" oder „Protophilarchen". Ueber diesen endlich waltet in jedem Stadtbezirk als ein oberster richterlicher und Vollzugsbeamter ein Präsident, „Barzam" oder „Adem" genannt, welcher von den Syphogranten des Kantons auf Lebenszeit gewählt wird; und zwar aus der Zahl von vier Candidaten, welche bei Erledigung des Stuhles das Volk in dazu einberufenen Versammlungen — in jedem Viertel der Stadt eine — nominirt hat. — Neben diesen Magistraturen der einzelnen Stadtbezirke besteht als gemeinschaftliches staatliches Organ für die Insel Utopien im Ganzen ein Senat. Jede der vierundfünfzig Städte Utopiens entsendet in diese Körperschaft drei jährlich wechselnde Mitglieder, welche in Amaurote, der Hauptstadt der Insel (von den anderen Städten allerdings zunächst nur durch ihre centrale Lage ausgezeichnet) zusammentreten, um alle der Insel Utopien gemeinsamen Angelegenheiten, nach außen wie nach innen, zu berathen, zu beschließen und zur Durchführung zu bringen.

Es ist nun klar, daß diese Form des Staatswesens an sich mit jeder Art von wirthschaftlichem Betriebe sich verträgt. Die Fragen: wie die zum Lebensunterhalte nothwendigen oder nützlichen Güter producirt, wie dieselben im Handel vertrieben werden und den Consumenten zufließen sollen, sind hiernach noch ganz offen. Es ist aber, wie erwähnt, gerade die eigenartige Beantwortung dieser Fragen, welche seit langen Zeiten die Blicke auf die fremde Insel gefesselt hält. Und es beruht nun die gesetzliche Regelung der zuletzt genannten Angelegenheiten in Utopien auf drei festen Grundsätzen.

Zum Ersten: System der allgemeinen Gütergemeinschaft, das Princip des Communismus. Wenn Jean Jacques Rousseau in seiner Schrift „discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes" ausführt (ich werde mir erlauben, in deutscher Sprache zu citiren): „Der Erste, der ein Stück Land einzäunte und sich einfallen ließ, zu sagen „das ist mein" und Andere fand, einfältig genug, es ihm zu glauben, der ist der wahre Gründer der bürgerlichen Gesellschaft gewesen;" — der Genfer Staatsphilosoph unterscheidet, wie man sieht, mit Anderen den Zustand menschlicher Civilisation von einem ursprünglichen Naturzustand: in diesem letzteren, da der Mensch noch wild umherirrte, durch Wald und Berg, dem Thiere gleich, mit dem in starkem, rohem Kampfe um des Lebens sparsame Nothdurft er rang, da gehörte die Erde Allen, und die Früchte, die sie sonder Arbeit spendete, standen Jedem offen und frei da zur Aneignung; aber an der Schwelle der Geschichte der Civilisation, am Eingange der

Epoche, von da ab wir, in unabläſſigem Fortgange ſchreitend, die Grundzüge unſerer Cultur erkennen mögen, da ſteht die Inſtitution des Privateigenthumes; — wenn Rouſſeau, wiederhole ich, den Communismus in den barbariſchen Stand der Natur verweiſt und mit geordneter Lage von Staaten und der civiliſirten menſchlichen Geſellſchaft für unvereinbar erachtet, ſo wird er durch die Geſetze in Utopien widerlegt. Auf der Inſel Utopien gibt es kein Privateigenthum. Kein Haus und Garten noch Acker, ſo dem, der ihn bebaute oder es bewohnte, zu eigen zuſtändig wäre; nicht ein Schrank, den man für ſich verſchließen darf. Die Kleidung auf dem Leibe, das Eſſen, das man ſpeiſt, die Möbel, welche um Einen ſtehen, dem Staate gehören ſie. Dem, der ſie hat, ſind ſie von dem ſtaatlichen Verwaltungsbeamten zum einſtweiligen Gebrauche überlaſſen worden; vielleicht zu gemeſſenem Verbrauche. Aber das letzte Wort der Entſcheidung, die in letzter Linie ſtehende Verfügungsgewalt über die Sache, welche, in den Schranken des allgemeinen Geſetzes natürlich, das Weſen unſeres Privateigenthumes ausmacht, hat dort der Einzelne nimmer. Nicht der freie Privatmann kann letztlich frei angeben, was mit ſeiner Sache zu geſchehen habe: wie die Bebauung und Bewirthſchaftung geſchehen ſoll, ob ſie auszubeſſern ſei, ob er ſie verkaufen und verſchenken mag, ſie behalten muß oder wegwerfen darf, — die ſtaatliche Verwaltung hat hier das Wort zu führen, die den Gegenſtand Jenem in erwähnter Art überweiſen; zu dem er nun in gleichem Verhältniſſe ſich befindet, wie wir zu dem Buche, das wir aus der Leihbibliothek heimtragen, oder der Miethwohnung, über welche wir Contract geſchloſſen mit dem Eigenthümer. Und wie bei uns die Straßen und der Weg, den man betritt, wie Brücken und der Marktplatz dem gleichen Gebrauche offen liegen, von dem Gemeinweſen verwaltet und beſorgt, ſo ſteht es auf der Inſel Utopien bedingungslos und ſonder Ausnahme, und Allen gehört Alles.

Zweitens, es gilt der Grundſatz der allgemeinen gleichen Arbeitspflicht. In Utopien muß ein Jeder, der das Alter der Kindheit überſchritten hat, täglich ſechs Stunden lang arbeiten, ohne Unterſchied des Geſchlechtes, Mann und Weib. Es iſt die Hauptaufgabe der Syphogranten, jener vom Volke gewählten Beamten, die genaue Erfüllung dieſer Arbeitspflicht ſeitens eines jeden Einzelnen zu überwachen und zu controliren. — Dabei werden unterſchieden: Ackerbau und Landwirthſchaft zum einen Theile, Gewerbe und Induſtrie auf der anderen Seite. Zu jenem erſten, zu der agrariſchen Thätigkeit iſt ein Jeder ohne Ausnahme während zweier Jahre verpflichtet. Die um die Stadt gelegenen Ländereien werden von kleinen Gruppen, ſogenannten Ackerbaufamilien, bewirthſchaftet; dieſelben beſtehen aus wenigſtens vierzig Individuen und befinden ſich unter der Leitung eines Familienvaters und einer Familienmutter. Alljährlich kehrt die Hälfte in die Stadt zurück und wird durch zwanzig Andere erſetzt, welche von den Gebliebenen im landwirthſchaftlichen Betriebe unterwieſen werden, um im folgenden Jahre ebenſo mit zwanzig neuen Ankömmlingen zu verfahren. Dabei trifft es ſich natürlich auch, daß Einige am Ackerbau Geſchmack finden, und dieſen erlaubt man gerne, mehrere Jahre auf dem Lande zuzubringen. — Die in die Stadt Zurückgekehrten werden nun für irgend ein Handwerk ausgebildet; im Allgemeinen ein Jeder für dasjenige ſeiner Eltern. Wenn indeſſen

Jemand mehr Geschick und Neigung für ein anderes Geschäft in sich fühlt, wird er durch Adoption von einer derjenigen Familien aufgenommen, die jenes üben. — Nur mit niedrigen und schmutzigen Arbeiten wird es anders gehalten, zu welchen, beiläufig bemerkt, nach dortigen Anschauungen auch das Gewerbe der Schlachter zählt. Für solche beschwerliche und abstoßende Verrichtungen hat sich in Utopien auf religiöser Grundlage eine Sekte frommer Männer gebildet, welche, zu einer Art Orden vereinigt — „Buthoresken" heißen sie — sich jenen lästigen Beschäftigungen unterziehen. Da aber die freiwillige Thätigkeit dieser Leute nicht vollauf genügt, so hat man auf der Insel Utopien eine andere Institution in Kraft und rechtlicher Geltung, uns fremd und zuwider: die Sklaverei. Sklave ist der Kriegsgefangene, der mit den Waffen in den Händen ergriffen wurde; zu Sklaven werden vor Allem die einheimischen Verbrecher, welche die Gesetze Utopiens in schwerem Vergehen übertraten; und als Sklaven kaufen die Utopier in großer Zahl in benachbarten Ländern solche auf, welche dort begangener Delicte halber zum Tode verurtheilt waren und ihrer Hinrichtung harrten[1]). Allen diesen Sklaven fallen nun recht eigentlich jene lästigen Beschäftigungen zu, die für den freien Bürger Utopiens zu niedrig sind oder allzu beschwerlich erscheinen; und die angestrengte Thätigkeit dieser Menschenklasse, welche dieselbe dauernd in Ketten verrichten muß, ergänzt erst die Ausführung des genannten Principes von der gleichen Arbeitspflicht Aller.

Und endlich besteht als Drittes in grundsätzlicher Weise die Einrichtung, daß der Zwischenhandel, die Uebermittelung der Waaren von dem Producenten an den Consumenten, verstaatlicht ist: in Utopien gibt es weder Kaufleute noch Geld. Ein Jeglicher liefert die Erzeugnisse seines Fleißes bei den staatlichen Beamten ab, welche sie in Niederlagen in Empfang nehmen und auf den Markt bringen. Dortselbst erhält jeder Familienvater zu seinem und der Seinigen Gebrauche von dem Beamten überwiesen, soviel als er nur immer fordert; worauf der sich stets noch ergebende Ueberschuß, nach Gattungen geordnet, in die staatlichen Magazine wandert. Hier werden Vorräthe für zwei folgende Jahre aufgesammelt. Von den vorhandenen Waarenmengen ist dem Senate alljährlich eine genaue Uebersicht zuzufertigen, welcher auf Grund dieser statistischen Tabellen die nöthigen Ausgleichungen unter den vierundfünfzig Magazinen der Einzelkantone verfügt. Mit den auch hiernach noch nicht verwendeten Gegenständen wird von Staatswegen ein einträglicher Exporthandel betrieben; wobei freilich das hierbei gewonnene Gold wiederum nicht zu Münzen für den Verkehr der Einzelnen im Lande verwendet wird, sondern einen Staatsschatz bildet, welcher namentlich im Kriegsfalle zur Anwerbung auswärtiger Söldner dient, indessen die Utopier selbst vom Kriegsdienste befreit sind. —

Wenn nun nach diesen drei Principien des wirthschaftlichen Betriebes auf Utopien der Staat, das organisirte Gemeinwesen, die allein waltende Macht ist, und der Initiative der Privaten ein Spielraum nicht verbleibt, so ist auch in

[1]) Noch eine andere Classe von Sklaven bilden die armen Tagelöhner der benachbarten Gegenden, die sich einfinden, um freiwillig ihre Dienste anzubieten. Diese werden in Allem wie Bürger behandelt, nur daß man sie in Rücksicht auf ihre größere Gewöhnung an Anstrengungen ein wenig mehr arbeiten läßt. Es steht ihnen frei, zurückzureisen, wann sie wollen.

allen anderen, nicht ökonomischen Fragen das Leben und Treiben der Bewohner jener Insel unter strengen allgemeinen Regeln stehend, und es werden ihre Geschicke vom Staate ungemein stark beeinflußt und bestimmt. Alles gemäß dem Satze der Verfassung Utopiens: daß alle Bewohner der Insel als Glieder einer großen Familie sich fühlen sollen.

Die Grundlage der utopischen Gesellschaft bildet zwar auch die Einzelfamilie, auf monogamischer Grundlage. Aber eine abgeschlossene Heimstätte und eigenen Hausstand hat ja keine; und um jeden Gedanken daran im Keime zu ersticken, so gilt die Bestimmung, daß alle zehn Jahre ein allgemeiner Wohnungswechsel stattzufinden hat, und die Familien um dasjenige Haus loosen müssen, welches ihnen von da ab zu Theil werden soll. Doch am schärfsten muß der Satz wirken, wonach eine staatliche Normalzahl für die zulässigen Familienglieder besteht, so daß kinderreiche Familien von ihrem Ueberflusse an andere weniger gesegnete abgeben müssen; ebenso übervölkerte Städte an weniger bewohnte; während bei zu starkem Anwachsen der Gesammtbevölkerung — denn jede Stadt darf und muß genau sechstausend Familien zählen — die überschüssige Bevölkerung zur Auswanderung und Coloniengründung gezwungen wird.

Früh Morgens sechs Uhr erheben sich die Bewohner Utopiens, nachdem sie die allgemein bestimmte Zeit von neun Stunden der Ruhe gewidmet haben. Die Straßen füllen sich mit einer Menge von Personen, welche alle gleichmäßig in die vom Staate vorgeschriebene Tracht gekleidet sind. Diese für alle Bewohner der Insel geltende Form der Kleider ist auch unveränderlich; sie unterscheidet bloß das männliche Geschlecht vom weiblichen, das Cölibat von der Ehe. Dabei ist die Kleidung sehr einfach, für Handarbeit berechnet, von Leder und Fellen hergestellt; jetzt aber am Morgen, da sie noch nicht unmittelbar an die Arbeit gehen, tragen Alle über jener eine Art Mantel oder Oberrock, der das grobe Arbeitskleid verbirgt. Schmucksachen irgend welcher Art, und Gold und Silber werden nicht geduldet; ja, man schätzt dort diese Metalle geringer, als das nützliche Eisen, und hat dieselben sogar verächtlich zu machen gesucht, indem man aus Gold unsaubere Gefäße herstellt [1]), auch Ketten und Fesseln für die Sklaven, sowie Schandmale für solche Verurtheilte daraus schmiedet, welche entehrende Verbrechen begangen; diese letzteren tragen goldene Ringe an den Fingern und in den Ohren, eine goldene Schnur am Halse und goldene Spangen am Kopfe. Und die Chronik der Insel erzählt drollige Mißverständnisse gegenüber einer Gesandtschaft des Nachbarvolkes der Anemolier, da die Utopier die reich und glänzend geschmückten Gesandten für Knechte und deren einfache Diener für die Gesandten hielten [2]). Auch der oberste Beamte des Kantons, obgleich seine

[1]) „Ex auro atque argento non in communibus aulis modo, sed in privatis etiam domibus matellas passim ac sordidissima quaeque vasa conficiunt."

[2]) „Die Kinder, welche im frühesten Alter mit Diamanten und Perlen gespielt und diese schon stolz abgelegt hatten, stießen, da sie solche an den Hüten der Gesandten erblickten, ihre Mütter an. — Sieh' doch diesen großen Schelm, sagten sie, der noch Juwelen trägt, wie wenn er ganz klein wäre. — Und die Mütter erwiderten ernst: Schweig', mein Sohn; er ist, wie ich denke, einer von den Spaßmachern der Gesellschaft. — Andere beurtheilten die Form der goldenen Ketten: sie sind allzu schwach, man könnte sie leicht zerbrechen; überdies sind sie nicht schroff genug angezogen, der Sklave könnte sich, wenn er wollte, ihrer entledigen und davon fliehen ..."

Stellung und Bezeichnung der eines Fürsten entspricht, trägt weder Purpur noch Diadem, sondern unterscheidet sich von der Menge einzig und allein durch einen Büschel Kornähren, welchen er in der Hand hält.

In den Morgenstunden nun werden in öffentlichen Sälen und Bibliotheken freie Vorträge gehalten, und dies von einer seither noch nicht erwähnten Gelehrtenklasse, welcher junge Leute, die für Wissenschaft und Kunst beanlagt sind, auf Vorschlag der Syphograntен vom Volke zugewiesen werden. Diese sind von der Verpflichtung zu gewöhnlicher Handarbeit gesetzlich ausgenommen. Sobald einer unter ihnen die öffentliche Hoffnung täuscht, wird er in die Klasse der Arbeiter zurückversetzt. Wenn aber umgekehrt (und dieser Fall ist in Utopien häufig) ein Arbeiter dahin gelangt, sich dadurch, daß er die Mußestunden wissenschaftlichen Studien widmet, eine genügende Bildung zu verschaffen, so wird er von der mechanischen Arbeit freigesprochen und in die Gelehrtenklasse erhoben. Diese letztere ist es auch, aus welcher die Gesandten, die Priester, die Traniboren und der Fürst gewählt werden.

Am Vormittage gehören sodann drei Stunden der Berufsarbeit. Um ein Uhr verkündet eine Trompete die Stunde der Mahlzeit. Die ganze Syphograntie, mit Ausnahme derjenigen, welche zu Hause oder im Hospitale krank darniederliegen, begibt sich nun nach dem Hause ihres Beamten, um dort gemeinschaftlich zu speisen; es ist zwar erlaubt, zu Hause sich selbst Lebensmittel für seinen Bedarf zuzurichten, allein in den Städten macht davon Niemand ohne ganz zwingende Gründe Gebrauch; die auf dem Lande Beschäftigten sind freilich zu weit von einander entfernt, um gemeinsam speisen zu können, sie halten ihre Mahlzeiten jedes für sich zu Hause. Die Zubereitung der Speisen und die Herrichtung der gemeinsamen Tafel fällt den Frauen anheim, welche in diesem Geschäfte familienweise sich ablösen; für die schmutzigen und beschwerlichen Küchenarbeiten werden auch ihnen Sklaven zugetheilt. Die Mahlzeit wird unter dem Vorsitze des Syphograntен und seiner Gattin abgehalten, und Jeder erhält seinen Platz, unter thunlichster Vermengung der verschiedenen vertretenen Altersstufen, angewiesen; den Dienst bei der Tafel, welche mit kurzer Lektüre eines moralischen Buches eröffnet wird, versehen Jünglinge und Jungfrauen.

Auch am Nachmittage vollzieht sich ein staatlicher Stundenplan in gleichheitlich geregelter Weise. Es treten zunächst zwei Stunden der Ruhe und Erholung ein, gefolgt von den noch ausstehenden drei Stunden der Handarbeit. Um sieben Uhr wird wiederum gemeinsam das Abendessen eingenommen. Und hiernach gehört eine Stunde der Pflege aufmunternder und bildender Gesellschaft, der Kunst und gestatteten Spielen, in öffentlichen Gärten oder den gemeinschaftlichen Speisesälen.

Wünscht ein Bürger einen Freund zu besuchen, der in einer anderen Stadt wohnt, oder will er zur sonstigen Erholung und Auffrischung eine Reise unternehmen, so hat er bei den Syphograntен um Urlaub einzukommen, über dessen Ertheilung ihm ein Paß, unter Festsetzung eines Tages der Rückkehr, ausgefertigt wird. Dem Reisenden werden Wagen und Sklaven unentgeltlich zur Verfügung gestellt; und wo er sich aufhält, wird er frei verpflegt, wogegen freilich, falls er länger als einen Tag in einer fremden Stadt verweilt, er dortselbst bei seinem

Handwerke sich melden und seine gesetzlichen sechs Stunden abarbeiten muß. Wer, ohne deshalb um die erforderliche Erlaubniß nachgesucht zu haben, die Grenzen seines Kantons überschreitet und ohne Paß ergriffen wird, der wird als Deserteur zurückgebracht und strenge — im Wiederholungsfalle mit dem Verluste der Freiheit — bestraft. Bekommt ein Bürger Lust, einen Ausflug auf das Land innerhalb des Grundgebietes seiner Stadt zu machen, so kann er dies (wie das dortige Gesetz sich ausdrückt) „mit Zustimmung seiner Gattin und seines Familienvaters"; aber er muß seine Nahrung dadurch vergüten, daß er vor dem Mittagessen und dem Abendbrot ebensoviel arbeitet, als man es in den Orten thut, wo er sich aufhält. —

Mancher möchte in allem diesem eine starke Beschränkung der persönlichen Freiheit finden. Die Utopier aber, indem sie den Zweck ihrer socialen Einrichtungen dahineinsetzen, daß einem Jeden, unter Sicherung seines leiblichen Nothbedarfes durch den Staat, genügend freie Zeit zur Ausbildung seines Geistes und seiner intellektuellen Talente verbleibe, — sie fühlen in ihren eigenartigen Verhältnissen sich wohl und sehr glücklich.

Auf die Ermittelung und Verwirklichung der verschiedenen Bedingungen menschlichen Glückes kommt ihnen aber Alles an. Die Tugend erklären sie durch ein „der Natur gemäßes Leben"; der Mensch, welcher dem Antriebe der Natur folge, gehorche in seinen Abneigungen und Gelüsten nur der Stimme der Vernunft. Diese lehrt und veranlaßt uns, fröhlich und harmlos zu leben und unserem Nächsten, der unser Bruder ist, dieselben Vortheile zu verschaffen; sie fordert alle Menschen auf, sich gegenseitig zu helfen und gemeinschaftlich das Freudenfest des Lebens zu feiern. Die Natur hat Allen dieselbe Gestalt gegeben, sie erwärmt Alle in gleichem Grade; sie umfaßt Alle mit derselben Liebe; was sie verdammt, ist die Vergrößerung des eigenen Wohlbefindens, während man dadurch das Unglück eines Anderen erschwert. Wenn hiernach die edelste und gewissermaßen die menschlichste Tugend darin bestehe, die Leiden des Nächsten zu lindern, ihn der Verzweiflung und dem Kummer zu entreißen, ihm die Freuden des Lebens zu verschaffen, oder, mit anderen Worten, ihn der Freude theilhaftig werden zu lassen: so erblicken die Utopier die Berechtigung ihrer Rechtseinrichtungen damit gegeben, daß dieselben die Annehmlichkeiten des Lebens, so zu sagen, den Stoff der Freude an alle Einzelnen in gleichem Maße austheilen.

Und gerne weisen sie dem Fremden gegenüber darauf hin, daß der so unnütze Stand der Juristen bei ihnen ganz unnöthig sei. Denn ihre Gesetze sind einfach; und die Anlässe zu Zwistigkeiten und Verbrechen sehr gemindert. Die wenigen Streitfälle, die sich hier und da ereignen, schlichtet und entscheidet der Fürst in gemeinschaftlicher Sitzung mit den Traniboren auf einfache Weise. So gibt es in Utopien keine Advokaten; man findet, wie man sich dort ausdrückt, keinen jener Sprecher von Profession, die sich befleißigen, das Gesetz zu verdrehen und mit der größten Gewandtheit eine Sache durchzuführen. Verwerflich erscheint vielmehr den Utopiern die unendliche Menge von Gesetzbüchern und Einzelverordnungen, die gleichwohl für die öffentliche Ordnung noch nicht hinreichen; und für unrichtig halten sie es, die Menschen durch Gesetze einzuschmieden, welche allzu zahlreich sind, als daß jene die Zeit hätten, sie zu lesen, oder allzu dunkel,

als daß sie dieselben verstehen könnten. „Die Gesetze," entgegnete ein Utopier dem fremden Reisenden, „sind zu dem einzigen Zwecke aufgestellt, daß Jeder von seinen Rechten und Pflichten Kenntniß erhalte. Die Feinheiten Ihrer Commentare und Monographien aber sind nur Wenigen zugänglich und klären nur eine geringe Zahl von Gelehrten auf. Was für ein Unterschied liegt jedoch für die Masse der Bevölkerung darin, ob es keine Gesetze gebe, oder ob die vorhandenen Gesetze so dunkel und verwirrt sind, daß man, um eine wahre Bedeutung herauszubekommen, ungewöhnlichen Scharfsinn besitzen und lange Untersuchungen und Studien gemacht haben müßte?"

Und endlich spielt hiernach auf der Insel Utopien die Rechtsentwicklung und eine etwa fortlaufende gesetzgeberische Thätigkeit keine Rolle; ein Streben nach Verbesserung und Vervollkommnung des geschichtlich überlieferten Rechtszustandes ist gar nicht von Nöthen, — denn an den getroffenen Einrichtungen gibt es nichts zu bessern. Denken läßt es sich, daß in der Technik auch dorten weitere Fortschritte gemacht und die Annehmlichkeiten des Lebens erhöht und gesteigert werden; ihre Gesetze aber sind nach der Meinung der Utopier keiner Vervollkommnung fähig: sie bedeuten, glauben sie, *den idealen Zustand eines menschlichen Gemeinwesens*.

II.

Woher, aus welcher Quelle wissen wir nun dieses Alles? Wer ist der glückliche Reisende, der in Utopiens Häfen eingelaufen, um uns die Kunde von dem wunderbaren Lande heimzubringen?

Der geneigte Leser hat längst errathen, und weithin ist es ja bekannt, daß eine Mär es ist, die uns beschäftigte, ein Werk der dichterischen Phantasie, die Vorstellung, die in *Gedanken* webte, von einem Staate, einer Gesellschaft, wie sie sein könnten und sein sollten. Nein, dies Utopien, dieses, zu deutsch, „Nirgendheim", hat niemals existirt; ein *Idealstaat* ist es, wie sie nur in Büchern leben.

Es war im Jahre 1516, da dies Buch, mit dessen Inhalt wir soeben uns bekannt gemacht haben, in der gelehrten Welt erschien. Sein Titel würde, aus der lateinischen Sprache, in der es abgefaßt ist[1]), in die unsrige übertragen, lauten: „Von dem besten Zustande eines Staatswesens und der neuentdeckten Insel Utopien", verfaßt von Thomas *More*, demselben Thomas *Morus*, welchem in der politischen Geschichte des Reformationszeitalters eine so hervorragende Rolle zu spielen zugefallen war, und dessen Name mit der blutigen Epoche Heinrich's VIII. von England in unauflöslicher Weise tragisch sich verwebt hat.

Wir stehen bei der Zeit, da König Heinrich VIII. seinen berüchtigten Ehescheidungsproceß mit Katharina von Arragonien betrieb, um Anna Boleyn, die zweite seiner nachmaligen sechs Gemahlinnen, heirathen zu können. Der Papst

[1]) Libellus vere aureus nec minus Salutaris quam festivus de optimo reipublicae statu, deque nova insula *Utopia* authore clarissimo viro *Thoma Moro* inclytae civitatis *Londinensis* cive et vicecomite cura M. *Petri Aegidii Antverpiensis*, et arte *Theodorici Martini Alustensis*, Typographi almae *Lovaniensium* Academiae nunc primum accuratissime editus. 4°.

hatte die Dispensation betreffs Auflösung der ersten und Eingehung der zweiten Ehe verweigert. Der König aber, im Beginne der Reformation ein eifriger Gegner Luther's — bekannt ist seine Schrift „von der Vertheidigung der sieben Sacramente" — sagte sich nunmehr vom päpstlichen Stuhle los, ließ durch ein besonderes Gericht die von ihm gewünschte Ehescheidung trotzdem aussprechen und erklärte sich unter Zustimmung des Parlamentes zum Oberhaupte der von nun ab bestehenden anglikanischen Kirche. — Thomas Morus, welcher die juristische Laufbahn erwählt hatte und durch selten hervorragende Begabung, Kenntnisse und Fertigkeiten aus der Stellung eines juridischen Sachwalters und dann eines richterlichen Beamten zu der höchsten Würde des Reiches emporgestiegen und Kanzler von England geworden war (der Erste, welcher nicht dem Priesterstande oder dem hohen Adel angehörte): vermochte nach seiner Ueberzeugung keiner jener königlichen Maßnahmen zuzustimmen. Nach fruchtlosen Versuchen, dieselben nicht zur Ausführung gedeihen zu lassen, legte er nach dreijähriger Kanzlerschaft das Siegel des Reiches in die Hand des Königs zurück. Aber man stellte ihm das besondere Ansinnen, daß er den Successionseid leiste, wonach eidlich anerkannt wurde, daß allein die zweite Ehe des Königs rechtsgültig sei und nur die Kinder aus dieser Verbindung auf den Thron von England erbberechtigt sein sollten; und forderte, daß er die Suprematie des Königs über die englische Kirche, an Stelle des Papstes, billigend zugestehe. Bei seiner Weigerung wurde er in den Tower geworfen und ihm wegen Hochverraths — da er des Königs Macht und Supremat boshaft widerstrebt hätte — der Proceß gemacht. Am 6. Juli 1535 ist er hingerichtet worden.

Es würde uns zu weit führen und den Zusammenhang dieser Betrachtungen gänzlich unterbrechen, wollten wir der viel verhandelten Streitfrage nachgehen, wie diese zähe, strenge Anhänglichkeit des Thomas Morus an die römisch-katholische Kirche, die er vordem ebensowohl in literarischer Fehde gegen die deutschen Reformatoren, wie durch scharfe amtliche Verfolgung der Ketzer bethätigt, und welche er nunmehr mit dem Märtyrertode besiegelt hatte, mit den freien Anschauungen des Verfassers der Utopia in Einklang zu bringen sei, welcher — die (oben charakterisirte) Moral seiner Utopier von deren religiösem Glauben vollständig scheidend — bei der Schilderung der verschiedenartigsten religiösen Secten auf der Insel die Duldsamkeit in Sachen der Religion mit so beredtem Munde gefordert und verherrlicht hatte; — ich kehre vielmehr von dem Verfasser zu dem Werke selbst zurück, dem Buche, welches, dem Titel wie dem Inhalte nach, typisch für alle Schilderung idealer Staatszustände geworden ist.

Allerdings war das Unternehmen, das in der Dichtung von Utopien vor uns liegt, im Alterthume schon einmal in Angriff genommen gewesen, und zwar vor Allen von Platon. Unter den hinterlassenen Werken des griechischen Weltweisen findet sich der Anfang eines unvollendet gebliebenen Dialoges „Kritias oder Athen und Atlantis neuntausend Jahre vor Solon". Derselbe steht im Zusammenhange mit dem Gespräche „Timäos oder Gott und die Welt"; als dessen Fortführung geplant, ist die Ausführung unseres Dialoges besonders aus dem Eingange des Timäos wesentlich zu ergänzen. Hiernach erzählt die Schrift: In jener sagenhaften Urzeit, die der Titel nennt, habe es eine Insel Atlantis gegeben, draußen

vor der Meerenge von Gibraltar gelegen. In üppiger Pracht hätten auf ihr mächtige Könige geherrscht, deren herrliche Fürstensitze und reiche Paläste mit weiter Phantasie geschildert, und deren glänzende Hofhaltung und Lebensart im Einzelnen ausgemalt werden. Dereinst hätten sie eine große Heeresmacht aufgestellt und die Nationen Europas unterjochend mit Krieg überzogen; bis ihre gewaltigen Heeressäulen an dem mannhaften, tapferen Widerstande der alten Athener — deren damalige angebliche Staatsverfassung dabei in knappem Umrisse kurz mitgetheilt wird — zerschellt wären. — Allein diese „Atlantis" kann nur in sehr beschränktem Maße als Vorläuferin von „Utopien" gelten. Denn nicht nur, daß sie im Aeußeren ein Bruchstück ja geblieben; nein, sie beschränkt sich auch inhaltlich auf Andeutungen, wie es kam, daß der so vornehm gleißende atlantische Staat zu Grunde gehen mußte, indessen das kleine attische Gemeinwesen tüchtig und stark nach außen verblieb; dagegen ist von den internen Einrichtungen beider Staaten und der socialen Frage innerhalb derselben so gut wie gar nicht die Rede. In den übrigen Werken aber, in welchen Platon seine mächtige Staatsphilosophie niedergelegt hat, da gibt er — wie auch Robert von Mohl in seiner Geschichte der Staatsromane richtig bemerkt[1]) — allerdings dogmatische Regeln für ideale Staatszustände, aber kein dichterisches Bild; und das, was dort in abstracter Untersuchung gelehrt wurde, hat er in concret vorgestellten Zuständen, die unter der Wirkung jener Gesetze entstanden wären, ersinnend nicht ausgeführt.

Zur Zeit Alexander's des Großen sollen vier Schriften erschienen sein, welche von erträumten trefflichen Staatseinrichtungen bei fremden Völkern berichtet hätten. Genannt werden hier Hekatäos von Abdera, der das glückliche Volk der Hyperboräer beschrieb, und Jambulos, welcher eine Insel im äthiopischen Meere schilderte, auf deren fruchtbarem Boden, dessen Bäume stets reife Früchte trugen, Riesen, 4 Ellen hoch, von 150jähriger Lebensdauer, ohne Krankheit und Beschwerden hausten; sie lebten in Abtheilungen von höchstens 400 Mitgliedern geordnet, hatten Weiber und Kinder gemeinsam und lösten sich in den nöthigen Arbeiten — in Handwerk und Künsten, dem Fischfang, in der Besorgung der Gemeindegeschäfte u. s. f. — abwechselnd ab. Auch der Historiker Theopomp soll sich in solcher Dichtung versucht haben. Einst habe König Midas von Phrygien, so führt er nach einer uralten Sage aus, den Silen durch Wein, den er in eine Quelle gemischt hatte, trunken gemacht und so in Fesseln schlagen lassen; erwacht, habe sich der Halbgott durch Offenbarung seines tiefsten Wissens lösen müssen, worauf dieser, im Gegensatz zu dem elenden Leben der hiesigen Menschen, von einem glückseligen Lande am fernsten Rande der Erde erzählte, in welchem Menschen und Thiere zu ungeheurer Größe gedeihen und Erstere doppelt so alt werden, als die Bewohner hiesiger Länder. Ganz besonders aber muß das Buch des Euhemeros über die Insel „Panchaia" im Vordergrunde dieser romanhaften Schilderungen gestanden und — wie Alterthumskenner versichern — zu den gelesensten Büchern der Antike gehört haben. Auch dieses Land der Panchäer tritt als entlegene Insel des fernsten indischen Oceanes von üppigster

[1]) Mohl, Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften, Bd. I, S. 172.

Fruchtbarkeit auf, bewohnt von einem glücklichen, frommen Menschengeschlechte, das in drei Kasten sich gliedert und die reichen Gaben, welche die Natur ihnen spendet, als Allen gemeinsam ansieht und unter Alle in gleicher Weise gerecht vertheilt.

Keines dieser Bücher ist uns erhalten. Allein soweit wir aus den indirecten Berichten über sie schließen dürfen[1]), haben Diejenigen wohl nicht Recht, welche auch in ihnen Vorbilder der Utopie des Morus zu sehen vermeinen. Das, was jene brachten, waren vielmehr nur sagenhafte Reiseabenteuer, unterhaltsame, ergötzende Märchen, poesievolle Ergüsse starker Phantasie, wie sie seit Sindbads, des Seefahrers, Zeiten in allen Perioden der Literaturgeschichte immer wieder aufgetaucht sind; wer gedächte hier nicht, um nur ein Allbekanntes zu erwähnen, der Darstellung, welche Jonathan Swift von „Gullivers Reisen" und dessen Erlebnissen und Abenteuern im Lande der Liliputaner und bei dem Riesenvolke gegeben hat. Aber wenn bei diesen Schilderungen der dichtende Erzähler von den fremden und fremdartigen Menschen sehr natürlich auch auf deren angebliche Familie, ihre Gesellschaft und das dortige Staatswesen zu sprechen kommt, so geschieht dies nicht in ernster und staatsphilosophischer Erwägung. Sondern es ist entweder die lediglich Freude an dem poetischen Walten schöpferischer Einbildungskraft, die hier die Feder geführt, oder wir haben es — wo reflectirende Tendenz zu bemerken ist — mit der „sentimentalen Idylle" (nach Schiller's Ausdruck) zu thun und mit jener ungesunden Auffassung, als ob gesteigerte und verfeinerte Cultur dem Menschen nothgedrungen zum Verderben gereiche und nur im Zurückgehen auf die primitiven Verhältnisse unentwickelter Naturvölker, die man dann in phantastischem Romane sich vorzaubert, Heil der Menschheit erwartet werden dürfe. — So haben wir alle derartigen Dichtungen alter und neuer Zeiten aus dem Kreise unserer Betrachtungen zu streichen: die in ernster Absicht frei ersonnene Darstellung eines vernunftgemäß eingerichteten Gemeinwesens, das ist in voller Durchführung zuerst die That des Thomas Morus gewesen.

Und ein glücklicher Griff war es, den der berühmte Staatsmann schriftstellernd hier gethan. Dies zeigen namentlich auch die zahlreichen Nachahmungen, welche er gefunden hat. Nach dem calabresischen Dominicanermönch Campanella, welcher in seinem „Sonnenstaate" ein auf Güter- und Weibergemeinschaft basirendes ideales Staatswesen beschrieb[2]), legte der Engländer Harrington den genauen Plan einer Staatsverfassung der von ihm erfundenen Insel „Oceana" dar[3]), machte der Franzose Vairasse mit den fabulirten Einrichtungen des Volkes der „Sevaramben" bekannt[4]), und folgte in weiterer ununterbrochener Reihe eine Fülle von Idealstaaten — manche freilich nur in slavischer Copirung des Morus — bis zu der sehr bekannt gewordenen „icarischen Reise"

---

[1]) Vergl. Erwin Rohde, Der griechische Roman und seine Vorläufer, S. 194—241.

[2]) Civitas solis vel de reipublicae idea dialogus poeticus. Interlocutores: hospitalarius magnus et nautarum gubernator Genuensis hospes, 1620. (In den gesammelten Werken des Campanella von 1623 als Anhang der „politica" abgedruckt.)

[3]) Oceana, 1656.

[4]) Histoire des Sevarambes, 1677.

von Cabet[1]), einem französischen Advocaten und politischen Schriftsteller, welcher nachmals den Versuch, sein communistisches Icarien an den Ufern des Mississippi mit einigen hundert Gesinnungsgenossen auf dort erworbenem Landgebiete in Wirklichkeit umzusetzen, mit gänzlichem Fehlschlagen aller seiner Pläne und kümmerlichem Ende gebüßt hat.

Allein vor Allem ist es unsere heutige Zeit, welche den Gedanken des Morus mit ganz besonderem Eifer aufgegriffen und neu belebt hat; sind doch gerade in diesen letzten Jahren, von kleineren Producten abgesehen, in verschiedenen bemerkenswerthen Utopien vielleicht die besten Nachfolger des Werkes von Morus auf dem Büchermarkte erschienen. Ich meine natürlich in erster Linie das heute in Aller Händen befindliche Buch von Bellamy „Im Jahre 2000; ein Rückblick auf das Jahr 1887“[2]); und nenne neben diesem im Besonderen das deutsche anonym (von „Jemand“) herausgegebene geistreiche Werk „Das Maschinenalter“[3]), — Zukunftsvorlesungen, von einem in weiter künftiger Zeit lebenden akademischen Docenten der Alterthumskunde gehalten, in welchen er die Ergebnisse seiner Forschungen über das Ende des neunzehnten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung — eine „Uebergangsperiode“, für welche er den genannten Titel anwendet — darlegt. Indem beide Bücher aus der lichten Höhe der idealen Zustände künftiger Gemeinwesen auf unsere arme Zeit zurückblicken, unterscheiden sie sich vornehmlich dadurch, daß das letztgenannte Werk mehr den inzwischen geschehenen Fortschritt der Humanität und der Aufklärung betont, während Bellamy seine Aufmerksamkeit in stärkerem Maße den inneren socialen Fragen und der Gesetzgebung zuwendet und dabei einen nicht communistischen, sondern socialistischen Idealstaat beschreibt, das heißt (denn leider kann dieser Unterschied heute noch nicht allgemein als bekannt vorausgesetzt werden) ein Staatswesen, in welchem nicht alles und jedes Privateigenthum verpönt ist, sondern nur dasjenige an den Productivmitteln, an Fabriken, Grund und Boden, an Bergwerken und Maschinen, nicht dagegen — in zweifelhafter und willkürlicher Unterscheidung — dasjenige an den Consumtionsgegenständen. Und noch mehr neigt, um damit unsere Reihe zu schließen, zu dem Individualismus und der Erhaltung des Privateigenthums wie dem Betriebe von Gewerbe und Industrie durch Einzelunternehmer ein Buch des österreichischen Nationalökonomen Theodor Hertzka „Freiland“[4]), in welchem derselbe ein im Innern von Afrika angelegtes Gemeinwesen schildert, welches auf den von ihm für gut erachteten wirthschaftlichen Grundsätzen errichtet wäre.

So haben nachgerade die verschiedensten bedeutsamen Reformbestrebungen ihren Idealstaat gedichtet erhalten, und es erscheint nur folgerichtig, wenn in der Presse unserer Tage Wunsch und Aufforderung zum Ausdrucke gekommen ist, nun auch endlich eine rein bürgerliche Utopie zu schreiben, die, im Gegensatze zu den eben genannten, von den Grundsätzen unserer heute bestehenden Rechtsordnung ausginge.

---

[1]) Voyage en Icarie, 1840.

[2]) Looking backward 2000—1887, in Boston 1887 ausgegeben, auch in vielen Uebersetzungen verbreitet.

[3]) Erschienen in Zürich (Verlags-Magazin) 1889.

[4]) Freiland, ein sociales Zukunftsbild. Leipzig, Duncker & Humblot. 1890. Zweite durchgesehene (wohlfeile) Ausgabe. Dresden und Leipzig, Pierson. 1890.

III.

Welchen Werth besitzt es nun aber, — einleitend greife ich zum andern Male zu der Frageform — was für einen Werth, fragen wir, kann es denn haben, der Erfindung und Schilderung solcher Idealstaaten nachzugehen? Ist es nicht nur ein Traum, ein müßig Spiel lebhafter Einbildungskraft, zur subjectiven Unterhaltung allein tauglich und ohne gegenständlichen Untergrund? Oder sollte vielleicht der Utopie, unangesehen des persönlichen Ergötzens von Autor und Leser, in objectiver Art Sinn und Bedeutung zukommen können?

Wenn ich in dem ersten Theile dieser Studie eine Schilderung der Insel Utopien entworfen habe, wie wir sie aus dem Buche des Thomas Morus kennen, um dann im zweiten den Zusammenhang skizzirend aufzuweisen, in welchem das Werk des englischen Kanzlers zu ähnlichen Elaboraten der Literaturgeschichte sich befindet, so mag es nun gestattet sein, in kurzem Schlußcapitel eine Antwort auf die soeben formulirte Frage zu suchen.

Indem ich mich anschicke, solches zu thun, habe ich nur auf wenige trockene Vorkenntnisse zurückzuverweisen. Denn es ist zunächst ja an sich einfach und klar, daß die Utopie, der erträumte Idealstaat, seinen Contrast in der rauhen Wirklichkeit in thatsächlich bestehender Rechtsordnung findet — und finden will. Wenn jene eine Gesellschaft und eine Ordnung menschlichen Zusammenlebens ausmalt, wie sie sein sollten, so liegt für dieses Alles, wenn ich so sagen darf, die Pointe erst in der Gegensätzlichkeit, in welcher das Gedichtete dem geschichtlich vorhandenen Rechte bewußtermaßen gegenübertritt. Diesem Gegensatze wird ja auch von den Dichtern der Utopien schon in dem Beiwerke ihrer Erzählungen durchgängig reichlich Rechnung getragen. Bald wird der Idealstaat auf eine ferne und seither unbekannte Insel verlegt, oder ist auf den wundervollen Hochlanden Innerafrika's zu suchen, da die Karte noch weiß ist; bald muß der Leser sich in alte, längst versunkene Zeiten zurückbemühen oder prophetisch in ferne Zukunft mit hineinblicken: in jedem Falle sind es zwei Rechtsordnungen, die ersonnene und die wirklich bestehende, deren Verhältniß zu einander nun kritisch zum Austrage zu bringen ist, und von welchen wir jetzt zuerst die an zweiter Stelle genannte, unser geschichtlich gegebenes, wirklich vorhandenes Recht vornehmen wollen.

Viel tausend Regeln und Sätze sind es, die mit rechtlich zwingender Kraft bei uns in Geltung stehen, und ihre Zahl und Masse ist in der Culturentwicklung der Völker so angeschwollen, daß die Beschäftigung mit ihnen, diesen juridischen Gesetzen, in Lehre und Anwendung seit langem Vielen zum ausschließlichen Lebensberufe dient. Aber sie alle, die ungezählten rechtlich und staatlich erlassenen Gesetze sind doch immer nur Menschenwerk! Und daraus folgt nun Zweierlei. Einmal, daß sie niemals vollkommen und immerdar der Verbesserung bedürftig sind: wie Alles unvollkommen ist, was von dem Menschen in der Welt der Erfahrung vollbracht wird. Sodann aber folgt daraus, daß an das dermalen bestehende Recht mit Fug alle Zeit die Frage gerichtet werden kann: ob so, wie es ist, es auch sein sollte? Die staatlichen Gesetze sind nicht Naturproducte. Den Regen und den Sonnenschein, die kann ich freilich nicht befragen, ob sie denn da sein sollten; so wie sie sind, so muß man sie hinnehmen, und gut oder böse kann Niemand sie schelten. Aber gegen das

Recht, das von Menschen überhaupt erst gesetzt wird, muß unsere Frage immer sich erheben lassen und wird ja auch in der That sonder Unterlaß aufgeworfen; und während das Gesetz der Schwere und das der Undurchdringlichkeit mit moralischem Urtheile gar nichts zu thun haben: ein Rechtssatz, von der Staatsgewalt geschaffen, kann sehr wohl als ungerecht oder schlecht am Ende behauptet werden.

Und um dies abzuschließen: Wenn nun Jemand eine bestimmte staatliche Einrichtung, irgend ein rechtliches Gesetz für ungerecht erklärt und seine Abschaffung oder Abänderung verlangt, so muß auch klar sein, daß ein solcher Kritiker die Vorstellung von einem Rechtszustande, wie er eigentlich sein sollte, nothwendiger Weise voraussetzt und zu Grunde legt; er trägt den Maßstab schon in seinem Kopfe, wenngleich vielleicht verborgen und verworren, ihm selber unbewußt. Wählen wir hierzu ein Beispiel. Wenn irgendwo und wann von einem bestimmten einzelnen Menschen die Rede wäre, und man von ihm urtheilen und sagen würde, daß es kein tugendhafter Mann sei, so leuchtet doch von selbst ein, daß man hier die Idee der Tugend und eines vollkommen tugendhaften Menschen als Richtmaß stillschweigend schon genommen und verwendet habe; denn an diese, als Obersatz eines abzugebenden Urtheiles, bringt man den concreten Fall, hier jene bestimmte Person, heran, und, da nun eine Differenz gewahrend, fällt man das Urtheil erst, von dem ich eben sprach; ohne diesen festen und objectiven Maßstab aber, wie ihn hier nur das Ideal vollständiger Tugendhaftigkeit zu liefern vermag, würde unser ganzes genanntes Urtheil subjectiv willkürlich und als allgemein gültiges sinnwidrig und unbeweisbar sein.

Genau ebenso verhält es sich nun mit dem Urtheile über rechtliche Einrichtungen und Staatsgesetze. Wie wollte denn Jemand, zum Exempel, beweisen, daß die bestehende Institution des Privateigenthums ungerecht sei, es sei denn unter der vorausgesetzten Idee einer hier möglichen Gerechtigkeit, welcher dieser vorhandene Rechtszustand nun nicht entspricht? In der That liegt jedem Reformvorschlag, jeder Kritik auch des geringsten Staatsgesetzes die Idee einer vollkommenen Rechtsordnung, der das jetzt Bestehende nicht gemäß sei, ganz sicher zu Grunde. Und indem ich diesem, bis dahin ja einfachen, Gedanken in einer sonst nöthigen schwierigeren Erörterung aus dem Gebiete der Rechtsphilosophie an dieser Stelle gar nicht weiter nachgehen will, so behaupte ich, daß dasjenige, was man gemeiniglich „sociale Frage" benennt, in dem Zielen nach vollkommener Rechtsordnung letztlich aufgeht: *sociale Frage ist das Streben nach vernunftgemäßen Rechtseinrichtungen.*

In diese Erwägungen tritt nun die Utopie ein. Auch sie stellt sich kritisch der heute bei uns bestehenden Rechtsordnung gegenüber und will, auf sichere Mängel hinweisend, die Unvollkommenheit derselben möglichst scharf zum Bewußtsein bringen; sie entwickelt sodann Vorschläge, wie an Stelle des Bestehenden durch andere Rechtseinrichtungen man einer vollkommenen Rechtsordnung nahe kommen könnte; und endlich belebt und unterstützt sie dieses durch die Einzelschilderung des socialen Zustandes, wie er unter der Herrschaft der vorgeschlagenen utopischen Principien sich concret gestalten würde. Es ist dieses Dritte, *die anschauliche Ausmalung der Wirkungen bestimmter Reform-*

vorschläge, welches der Utopie ganz wesentlich zu eigen ist und das charakteristische Merkmal ausmacht, dadurch sie von der rechtsphilosophischen Betrachtung und der allgemeinen Rechtstheorie einerseits und von dem einfachen politischen Programme zum anderen Theile sich unterscheidet.

Ein solcher utopischer Zustand aber, wie eine schöpferische Einbildungskraft dichtend ihn uns vorführt, kann eine ganz vollkommene und tadellose Rechtsordnung, die mithin das letzte Ziel für alle Rechts- und Staatsentwicklung sein würde, mit Fug nicht bedeuten. Auch die Gesetze auf der Insel Utopien und die Rechts- und Staatseinrichtungen in dem nationalistischen Gemeinwesen Bellamys bedeuten ja wieder nur Maßnahmen, die von Menschen zu treffen sind und das Attribut menschlicher Thaten deshalb an sich tragen müssen. Mithin unterliegt ein jeder concrete Idealstaat (wie immer man ihn sich ausmalen mag), da er sich doch gleichfalls auf einzelnen, menschlich gefertigten Rechtssätzen aufbauen muß, in gleicher Weise der Kritik, wie das geschichtlich vorhandene Recht — in Vergleichung mit welchem er vielleicht besser sein kann, indessen er doch niemals vollkommen und absolut gut zu sein vermag.

Doch umgekehrt darf auch die Utopie verlangen, daß man sie nicht lediglich und ausschließlich mit empirischem Material, nicht nur an der Hand der Rechtsgeschichte und nicht bloß auf der Grundlage eines bestimmten Einzelprogrammes messe. Einen festen Maßstab vermag uns nur die Vernunftidee einer vollkommen gerechten Rechtsordnung zu liefern: ein Ideal, welches noch zu keiner Zeit verwirklicht war, und das man niemals wohl in der Erfahrung wird herstellen können; dem nachzustreben aber doch das größte Problem der Menschengattung, die höchste Aufgabe der menschlichen Gesellschaft ist. Die Klarlegung jenes unwandelbaren Zielpunktes, wie die Verfolgung möglicher Beziehungen von geschichtlich gegebenen Verhältnissen zu demselben sollte die erste und vornehmste Aufgabe der Socialwissenschaft sein; sowie das Einbringen und das Durchführen von hiernach gerechtfertigten Reformen den (im rechten Sinne des Wortes) wissenschaftlichen Politiker kennzeichnen würde. So hatte der scharfsinnige französische Parlamentarier Clémenceau ganz Recht, als er der Meinung Ausdruck gab, daß als berechtigte politische Parteien nur zwei auftreten könnten, die aber auch allezeit unumgänglich nothwendig wären: eine solche, welche stetig darauf bedacht sei, die Unvollkommenheiten überlieferter Rechtsordnung in rechter Weise zu reformiren, und eine zweite, deren Beruf sein würde, die ausgeführten Reformen in Fleisch und Blut Aller übergehen zu lassen und in die Sitten einzubürgern; wobei das Vorwiegen der einen oder der anderen Richtung sich nach concreten geschichtlichen Umständen bestimmen würde, ohne daß doch eine von ihnen ganz in Wegfall kommen könnte[1]).

Und hiernach ist die Frage aufgelöst, die wir an den Eingang dieses Abschnittes gestellt haben: jede Utopie, wenngleich sie niemals ein ewig leuchtendes Ideal, unwandelbar und gültig für alle Völker und alle Zeiten, aufstellen kann, hält doch

[1]) Rede Clémenceau's in der Alhambra zu Bordeaux am 19. Juli 1885 (vergl. „Allgem. Zeitung" 1885, Nr. 201, Beil.). — In gleicher Richtung, aber bei Weitem nicht so klar und scharf ausgedacht, bewegt sich eine Ausführung in „Le temps" vom 10. Januar 1889 über politische Programme, mit der Unterscheidung derselben in „idealistische" und „realistische".

den Gedanken wach an die Unvollkommenheit des geschichtlich gewordenen Rechtes und mahnt, daß man auch hier immerdar auf Vernunftgründe und rationale Erwägungen bedacht sein müsse. Mehr als alles Andere solcher Art regt sie durch die poetische Ausschmückung eines glücklichen, unter anderen fremden Gesetzen blühenden Gemeinwesens dazu an, sich auf die Principien zu besinnen, nach welchen rechtliche Gesetze letztlich überall getroffen werden sollten, und wonach man solche überhaupt beurtheilen und verurtheilen darf.

Erst unter der Voraussetzung und mit Hülfe solcher fester Grundsätze würde man aber den Vorschlägen communistischer und socialistischer Utopien im Einzelnen mit Gründen wirksam begegnen können: indem man mit dem festen objectiven Maßstabe, von dem wir andeutend sprachen, bewiese, daß die vorgeschlagenen Mittel unzureichend wären, vollkommener Rechtsordnung uns näher zu bringen.

Alles Andere, was man zur Bekämpfung derartiger Bestrebungen ansonsten aufgeboten hat, versagt auf die Dauer und in der Tiefe den Dienst. Die Geschichte, und sei es auch die vaterländische, kann hier nichts nützen: denn die bloße nackte Thatsache, daß und wie eine bestehende Rechtseinrichtung historisch entstanden sei, ist für die Frage, ob dieselbe auch bleiben solle, in der That ganz unbeweisend; — die Werke christlicher Barmherzigkeit zu pflegen, so edel und gut dies ist — es trifft den Gegner doch nicht, der fragt, ob die gelinderte Noth von vornherein überall denn nothwendig und durch andere Gesetze und Einrichtungen nicht vermeidbar gewesen wäre; — und soll ich gar von Demjenigen sprechen, der für das Bestehende sich verlassen wollte auf Macht und rohe Gewalt: schlechtes Mittel und unzureichend zugleich! „Der Realpolitiker," sagt der geistvolle Friedrich Albert Lange[1]), „behält für den Augenblick Recht; den Ideen folgen die großen Zeiträume."

Einsicht in die vernunftgemäßen Principien des Rechtes, und hiernach Erkenntniß der für uns zutreffenden rechten Mittel zum guten Fortschreiten, solche Einsicht thut vor Allem Noth. Hilft hierbei uns die Utopie, und sei es auch nur in einigem Wenigen, so hat sie ihren Dienst gethan, und werthvoll ist sie uns gewesen. Denn „unser Zeitalter" — die Worte, die Immanuel Kant vor hundert Jahren niederschrieb[2]), sind wahrlich heute erst recht an ihrem Platz — „ist das eigentliche Zeitalter der Kritik, der sich Alles unterwerfen muß. Religion durch ihre Heiligkeit, und Gesetzgebung durch ihre Majestät wollen sich gemeiniglich derselben entziehen. Aber alsdann erregen sie gerechten Verdacht wider sich, und können auf unverstellte Achtung nicht Anspruch machen, die die Vernunft nur dem bewilligt, was ihre freie und öffentliche Prüfung hat aushalten können."

[1]) Die Arbeiterfrage. Ihre Bedeutung für Gegenwart und Zukunft. Dritte Aufl. 1875. S. 387.

[2]) Kritik der reinen Vernunft. Erste Aufl. S. V*.

Die Handelsverträge.

Mitte Januar.

Fragen der Handelspolitik haben im Allgemeinen nicht das Glück, weitere Kreise des gebildeten Publicums zu interessiren. Selbst die diplomatische Welt steht ihnen für gewöhnlich ziemlich theilnahmslos gegenüber. Es ist das Verdienst oder die Schuld der Amerikaner, auch auf diesem Gebiete einen vollständigen Umschwung bewirkt zu haben. Seit die berüchtigte Mac Kinley-Bill die Vereinigten Staaten mit einer fast unübersteiglichen Zollmauer umwallt und sämmtliche Exportindustrien Europas aufs Schwerste geschädigt, und zugleich Frankreich Kündigung aller seiner Verträge beschlossen hat, ist alle Welt darauf aus, Abhülfe zu ersinnen. Um die Wette haben sich Regierungen, Presse und Publicum bemüht, Ersatz für den verlorenen Markt zu suchen. In ganz Europa ist, seitdem die Gefahr, die Millionen der Arbeiterbevölkerung plötzlich ihr Brot verlieren zu sehen, in bedenkliche Nähe gerückt, für handelspolitische Dinge eine früher ungeahnte Antheilnahme aller Bevölkerungsschichten erwacht. — Kein Land wird von den Vorgängen in Amerika so nahe berührt wie Deutschland. Trotz ungünstiger geographischer Lage und trotz der Abschließungspolitik aller wichtigsten Nachbarn ist in unserem Vaterlande, Dank dem Unternehmungsgeiste des Volkes und der fördernden Thätigkeit der Regierung, eine Großindustrie entstanden, welche nur hinter derjenigen Englands noch zurückbleibt, und für deren Erzeugnisse der einheimische Markt längst nicht mehr zureicht. Die natürlichen Absatzgebiete nach dem Osten und Süden Europas sind ihr seit Langem versperrt. Frankreich hat ihr nie seine Grenzen geöffnet. England und seine überseeischen Besitzungen, sodann Amerika haben sich zu ihren besten Abnehmern herausgebildet. Selbst der vor der Hand nur theilweise Verlust des Marktes der Vereinigten Staaten muß also auf Deutschland eine sehr bedenkliche Wirkung üben. Was soll erst werden, wenn eines Tages die nordamerikanische Industrie den gesammten heimischen Bedarf versorgt und auch noch den Absatz nach den übrigen Staaten Amerikas monopolisirt, wie es das Ziel der Staatsmänner vom Schlage Blaine's ist! Nur ein Ausweg besteht zur Zeit aus dieser, unsere gesammte Existenz in Frage stellenden Schwierigkeit. Es ist der Ausweg, den verschiedene Volkswirthe längst empfohlen hatten, welchen auch Fürst Bismarck seiner Zeit bereits ins Auge gefaßt hat: enger Anschluß Deutschlands an das noch dünn bevölkerte, vorwiegend Landwirthschaft treibende Oesterreich-Ungarn und seine Hinterländer.

Als Mitte der siebziger Jahre Rußland seine ohnehin schon übermäßigen Zölle immer weiter erhöhte, als Frankreich vom Schutzzoll zu einem, dem Einfuhrverbote schon recht nahe kommenden Tarif überging und auch die Vereinigten Staaten die Einfuhr zu erschweren begannen, hatte Fürst Bismarck zum ersten Male eine engere Verbindung mit Oesterreich ins Auge gefaßt. Aber seine Absicht scheiterte an den unbescheidenen Forderungen der böhmischen Industriellen und dem Mangel an Compensationsobjecten im deutschen Tarife. Wohl drohte man damals mit Einführung von Getreidezöllen, aber die österreichischen Unterhändler glaubten nicht daran, daß es mit der Drohung Ernst sei und daß der Reichstag eine solche Maßregel genehmigen werde. Die Thatsache, daß kurz darauf die angekündigten Zölle in Deutschland zur Wirklichkeit und in kurzen Zeiträumen erheblich gesteigert wurden, zusammen mit der schwierigen allgemeinen Weltlage, haben aber auch die Oesterreicher einer Verständigung mit dem

Bruderstaate geneigt gemacht. Als im Herbste 1889 die großen Manöver die beiden Monarchen in Schlesien zusammenführten, sind in dem stillen Schlosse Rohnstock die Grundzüge des Vertrages verabredet worden, welcher am 6. December 1891 das Licht der Welt erblickte. Man kann nicht sagen, daß ein Theil den anderen zu diesem Abkommen überredet habe. Die Geneigtheit und das Bedürfniß waren auf beiden Seiten, wenn auch aus verschiedenen Beweggründen, gleich stark. Die Verhandlungen verliefen daher auch ungewöhnlich glatt und rasch. Auf deutscher Seite war man von vornherein entschlossen, einen Theil der einst hauptsächlich als Kampfmittel geschaffenen Getreide- und Viehzölle zu opfern. Und Oesterreichs Staatsmänner waren ebenso darauf vorbereitet, in den Tarifsätzen, welche für ihre Industrie ein geringeres Interesse besaßen, Deutschland entgegenzukommen. Bei solcher Stimmung der verhandelnden Theile konnte der Erfolg nicht ausbleiben. Die Anbahnung engerer als der bisherigen wirthschaftlichen Beziehungen beider großen Staaten wurde zur Thatsache. Und die in vieler Beziehung auf Deutschland und Oesterreich angewiesenen kleineren Nachbarländer fanden es bei den Nachtheilen, mit welchen die Zollpolitik Frankreichs und der Vereinigten Staaten sie bedrohte, angezeigt, trotz mancher gegnerischen Strömungen sich dem wirthschaftlichen Bunde thunlichst anzuschließen. Am 6. December ist das Vertragswerk zum Abschlusse gekommen; am 9. sind die Documente zur Kenntniß des deutschen Volkes gebracht worden; kaum eine Woche später hat der deutsche Reichstag, nach verhältnißmäßig kurzer Berathung, mit überwältigender Majorität den Vereinbarungen seine Zustimmung ertheilt. In Oesterreich-Ungarn, Italien und Belgien nimmt die parlamentarische Behandlung der Verträge längere Frist in Anspruch; doch ist ihre unveränderte Annahme ziemlich zweifellos.

Mit Ausnahme weniger Männer hat das deutsche Publicum das Werk der Regierung warm, ja enthusiastisch begrüßt. Im Anfange verstummte alle Kritik, denn die einstigen Oppositionsparteien hatten diesmal nur unbedingte Worte der Anerkennung, und die Ackerbauvertreter fanden nicht gleich passende Angriffspunkte. Es war daher nicht leicht, die Angelegenheit richtig zu würdigen. Seitdem aber hat die öffentliche Meinung sich geklärt, und, wenn einerseits schwerwiegendere Einwände erhoben worden sind, fehlt es auch nicht an neuen Argumenten für die Bedeutung der Verträge. Im Allgemeinen verschließt sich wohl Niemand mehr der Ueberzeugung, daß die Regierung mit ihnen das Einzige gethan hat, was ihr in der gegenwärtigen Weltlage zu thun übrig blieb und daß, mögen die Zugeständnisse der Nachbarstaaten ungenügend oder nicht befriedigend sein, andere Bedingungen eben nicht zu erlangen waren. Sehr verschieden ist dagegen die Beurtheilung des Verhältnisses, in welchem die Handelspolitik der Regierung zu der einst von Fürst Bismarck befolgten steht, und der allgemeinen Wirkungen der gegenwärtigen Action.

Fürst Bismarck hat sich wiederholt in Aufsehen erregender Weise gegen den Abschluß der vorliegenden Handelsverträge ausgesprochen. Er verurtheilt die Minderung des Zollschutzes besonders für die Landwirthschaft als das Werk unproductiver liberaler Bureaukraten und prophezeit daraus die schlimmsten Folgen für Deutschland. Aber wenn irgend Jemanden, trifft ihn Lob oder Tadel der Vertragsabschlüsse. Die Zollreform von 1879 hat nicht am wenigsten dazu beigetragen, den Siegeslauf des Abschließungssystems bei den verschiedensten Nationen zu befördern. Obwohl Deutschland bei der Erhöhung seiner Tarife nur dem von Frankreich, Oesterreich, Rußland und Amerika gegebenen Muster folgte, hat sein Vorgehen viel mehr Aufsehen erregt als das der anderen Staaten. Die Schutzzöllner aller Länder haben sich ein Jahrzehnt lang auf Bismarck als Muster berufen. In der Begründung des neuen französischen Zolltarifs wird ebenso wie in den Motiven der Mac Kinley-Bill die Schutzpolitik Deutschlands als eine der Ursachen bezeichnet, welche weitere autonome Tariferhöhungen nöthig machten. Selbst Rußland hat den Ausbau seines Absperrungssystems mit dem Hinweis auf Deutschland begründet. Thatsächlich sind Deutschlands Zölle weit hinter denen anderer Länder zurückgeblieben. Aber bei der führenden und weithin sichtbaren Stellung, welche 1879, kurz nach dem Berliner Congresse, das Deutsche Reich be-

hauptete, übte eben jede seiner Maßnahmen einen ungewöhnlichen Einfluß aus und fand mehr Beachtung als die Politik der übrigen Staaten. Auf der anderen Seite hat Fürst Bismarck zur Erhöhung des Zolltarifs und Einführung des Agrarschutzes gegriffen, um dem Reiche neue Einnahmequellen zu erschließen und um Waffen gegen die Absperrungspolitik der anderen Staaten in die Hand zu bekommen. Schon die veröffentlichten Actenstücke lassen darüber keinen Zweifel. Noch deutlicher sprechen die Mittheilungen der Männer, welche seiner Zeit an der Durchführung der Wirthschaftsreform näheren Antheil genommen haben. Herr Lotz sucht in seiner Schrift: „Die Ideen der deutschen Handelspolitik von 1860—1891", die wichtigste Veranlassung zum Umschwung von 1879 in der Agitation der industriellen und landwirthschaftlichen Interessenverbände, während er der Handelspolitik des Auslandes nur eine untergeordnete Einwirkung beimißt. In Wahrheit aber lagen die Dinge umgekehrt. Interessenverbände hat es jeder Zeit gegeben. Zeitweilig, wie z. B. in den Jahren vor 1848, haben dieselben eine weit energischere und geschicktere Agitation für Schutzzölle betrieben. Aber ihr Erfolg bei den Regierungen war Null, trotzdem mancher hochgestellte Mann ihren Argumenten ein williges Ohr lieh. Denn die in Deutschland von jeher maßgebenden politischen und handelspolitischen allgemeinen Verhältnisse erforderten Aufrechterhaltung einer liberalen Politik. Gerade im Deutschen Reiche, wo der Parlamentarismus bei der geringen politischen Bildung und Beanlagung des Volkes noch in den Windeln liegt, ist die Regierung in der Lage, selbst den stärksten Strömungen im Publicum gegenüber unbeeinflußt zu bleiben und nach eigenem Ermessen zu handeln. Fürst Bismarck sah Ende der siebziger Jahre in den Schutzzöllen ein geeignetes Mittel, das Reich nach innen und außen unabhängiger zu machen und gegenüber der Prohibitionspolitik der wichtigsten Abnehmer der deutschen Waaren eine schneidige Waffe zu gewinnen. Von diesem Gesichtspunkte aus nahm er den Systemwechsel vor. Und der Erfolg hat bewiesen, daß die Ideen, welche ihn bei der Annahme der Getreidezölle zuerst geleitet haben, richtig waren. So lange Deutschland keinen Ernst zeigte, waren von Oesterreich Zugeständnisse nicht zu erreichen. Heute hat das Nachgeben eines kleinen Theils der Agrarzölle eine Menge erheblicher Concessionen herbeigeführt.

Nur ein Unterschied besteht zwischen dem, was Fürst Bismarck einst wünschte und was jetzt erreicht ist: er rechnete auf eine Verständigung gleichzeitig mit Oesterreich und Rußland. Einen Abschluß mit ersterem allein und gar im ausgesprochenen Gegensatze zu letzterem hätte er niemals gut geheißen. Eher hätte er im Nothfalle einen Vertrag mit Rußland allein geschlossen in der Hoffnung, daß die nahen und naturgemäßen politischen Beziehungen zwischen Deutschland und Oesterreich auch durch Uneinigkeit auf wirthschaftlichem Gebiete nicht erschüttert werden könnten. Aufrechterhaltung der guten Beziehungen zu Rußland bildete einen der Angelpunkte seiner Politik; ja, seine eigenartige Theorie, daß politische Freundschaft mit wirthschaftlichem Kriege durchaus vereinbar sei, verdankte ihre Entstehung nicht zum wenigsten diesem Bestreben. Nun ist allerdings richtig, daß ein Krieg mit Rußland für uns, zumal so lange die Unversöhnlichkeit in Frankreich weiter besteht, nichts weniger als wünschenswerth ist. Nutzen vermag man sich kaum von einem Siege zu versprechen. Aber derselbe Gesichtspunkt besteht für Rußland. Auch ihm kann ein solcher Krieg nichts Wichtiges einbringen. Landzuwachs braucht das Riesenreich nicht, und die Herrschaft in den Balkanländern müßte der Zar nach Niederwerfung Deutschlands und Oesterreichs erst noch von England erkämpfen. Jetzt nun gar, wo eine nie dagewesene Hungersnoth den größten Theil des europäischen Rußland heimsucht, hätte dies Reich noch mehr zu verlieren als zu gewinnen. Es besteht also jedenfalls auch für uns keine Nothwendigkeit, bei Regelung unserer Angelegenheiten allzu ängstliche Rücksicht auf den östlichen Nachbar zu nehmen. Geleitet von diesen Erwägungen und unter dem Eindruck der französisch-russischen Freundschaftsbezeugungen ist die Regierung beim Abschluß der Handelsverträge vorgegangen. Nachdem alle Versuche, von Rußland für Begünstigung der Einfuhr seiner Rohstoffe irgend ein Zugeständniß zu erlangen, resultatlos geblieben sind, hat man sich entschlossen, die Getreidezollherabsetzung auf die

Vertragsstaaten und die meistbegünstigten Nationen zu beschränken. Es ist zwar weder im Reichstage noch in den amtlichen deutschen Actenstücken mit klaren Worten ausgesprochen, aber die Vorlage der ungarischen Regierung läßt keinen Zweifel darüber, daß Rußland in Zukunft den bisherigen höheren Zoll zahlen muß, wenn es sich nicht dazu entschließt, den deutschen und österreichischen Industrieproducten Einfuhrerleichterungen zu gewähren. In diesem Punkte ist also die gegenwärtige deutsche Regierung in offenen Gegensatz zu der früheren Tradition getreten. Fürst Bismarck hat diesen Schritt besonders lebhaft in der Presse kritisiren lassen, und mit ihm haben die Getreidehändler der Ostseeprovinzen wiederholt laut gegen die Benachtheiligung Rußlands protestirt. Nach ihren Ausführungen forderte Deutschland die Rache des mächtigen Nachbarn geradezu mit Gewalt heraus und setzte seinen Handel den größten Gefahren aus. Aber schon jetzt mahnt die besonnenere russische Presse selbst zu einer Verständigung mit Deutschland und warnt vor neuen feindseligen Schritten. Finden diese Mahnungen Gehör und erkauft auch das Zarenreich die deutschen Getreidezollherabsetzungen durch Entgegenkommen auf dem Gebiete der Industriezölle, so wird das erreicht, was Fürst Bismarck in den siebziger Jahren umsonst angestrebt hat.

Nicht minder als die landläufige Auffassung von dem Verhältniß Bismarck's zu der heutigen Handelspolitik bedürfen die Anschauungen, welche hinsichtlich der Bedeutung und Wirkung der Verträge vielfach aufgetaucht sind, einer Richtigstellung. Fast alle liberalen Blätter haben sie als ersten Schritt zur vollständigen Beseitigung der Lebensmittelzölle und als Bruch mit dem Schutzzollsystem gefeiert. Andere Stimmen erwarten von ihnen eine wirthschaftliche Besiegung Frankreichs und außerordentliche Hebung des deutschen Exports nach den mitteleuropäischen Staaten. Wer die Sachlage nüchtern betrachtet, wird keine dieser Auffassungen ganz zu theilen vermögen. Die Regierung denkt nicht an eine auch nur allmälige Aufhebung der Getreidezölle. Gibt sie sich auch über die Wirkung derselben nicht den mannigfach verbreiteten Illusionen hin, so ist sie doch durch zu viele und wichtige Motive genöthigt, an ihnen festzuhalten. Wegfall der Zölle würde das Aufgeben der besten handelspolitischen Waffe bedeuten, welche Deutschland besitzt. Er würde ferner einen sehr bedeutenden Einnahmeausfall nach sich ziehen, der gegenwärtig weniger als je angebracht wäre. Endlich läge die Befürchtung sehr nahe, daß durch die Minderung des Werthes der großen Güter eine Krisis ausbräche, welche die Aufgabe so mancher Wirthschaft nach sich ziehen müßte und Deutschlands Volksernährung noch mehr als bisher und sogar in einer die Sicherheit des Landes gefährdenden Weise vom Auslande abhängig machte. Die Erfahrung hat bewiesen, daß von einem Drucke dieser Zölle auf die Consumenten bei guten Ernten nicht die Rede ist. Bei schlechten Erträgen der Felder, wie im letzten Jahre, macht sich die Zollbelastung allerdings fühlbar, aber selbst dann würde die Theuerung ohne die Zölle nicht viel geringer sein. Ein so mäßiger Zoll überdies, wie der durch die Verträge festgesetzte, würde, wenn nicht der Detailhandel die Preise unverhältnißmäßig in die Höhe triebe, vom kaufenden Publicum kaum empfunden werden. Wie einmal die Dinge in Deutschland und der übrigen Welt liegen, hat es auch sonst, fürchten wir, mit dem vollständigen Uebergange zum Freihandelssystem noch seine guten Wege. Wer die Zusammenstellungen in dem neuesten Sammelbande des Vereins für Socialpolitik durchblättert, kann sich davon überzeugen, daß — mit Ausnahme Englands — alle Staaten in den letzten Jahren mehr und mehr zum Schutze der nationalen Arbeit übergegangen sind. Ja, man kann sagen, daß seit Menschengedenken eine wirklich freihändlerische Politik unter den großen Staaten nur von dem Zollverein und England befolgt worden ist. Napoleon III. ist auf dem Wege des Freihandels zu keiner Zeit so weit gegangen wie diese genannten Staatswesen. Frankreich ist auch in seiner liberalsten Zeit von recht beträchtlichen Zollmauern eingeschlossen gewesen. — Der Tarif, welchen Preußen im Jahre 1818 veröffentlichte, war der liberalste der Welt zu jener Zeit. Bei der Unmöglichkeit, die weit gedehnte, vielfach durchbrochene Grenze des damaligen Staates wirksam mit hohen Zöllen zu umgeben, und der Abgeneigtheit der damaligen Staatsleiter, eine ungesunde

künstliche Industrie groß zu ziehen, bildete der niedrige Tarif damals das einzige Mittel, die in ihren Interessen so verschiedenen Provinzen näher mit einander zu verschmelzen. Unter der Herrschaft dieser mäßigen Zölle ist Preußen stark geworden und die Industrie des Zollvereins langsam, aber gesund emporgewachsen. Die zu keiner Zeit ausgeschlossene fremde Concurrenz feuerte den Eifer der Gewerbetreibenden an und stählte ihre Kräfte. Nur einmal, zur Zeit der vierziger Jahre, ist ein ernstlicher Sturmlauf gegen die Regierung unternommen worden, um sie zur Einführung höherer Zölle zu veranlassen. Aber die damals und in den fünfziger Jahren erfolgten Abänderungen haben den gemäßigten Charakter des Tarifs nicht wesentlich beeinflußt. Es folgten dann die Zeiten des ausgesprochenen Freihandels, in welchen viele wichtige Zollpositionen ganz oder theilweise aufgehoben wurden. Vielleicht wären auch diese Schritte von der Industrie ohne besonderen Nachtheil ertragen worden, wenn nicht gerade zu jener Zeit die allgemeine wirthschaftliche Krise Deutschland schwer heimgesucht hätte. Unter ihrem Drucke und bei der Unmöglichkeit, neue Absatzmärkte zu finden, da das Ausland für die einseitigen, freiwillig erfolgenden Zollherabsetzungen Deutschlands keinerlei Entgegenkommen bewies, kam die schutzzöllnerische Reform von 1879 zu Stande. — Von Seiten der Schutzzöllner wird der seit jener Zeit stattgefundene Aufschwung der Industrie der Zollreform zugeschrieben, während die Freihändler behaupten, daß der Fortschritt ohne die hemmenden Zollschranken ein noch weit größerer gewesen sein würde. Eine Entscheidung dieses Streites ist natürlich unmöglich. Im Allgemeinen wird man wohl annehmen können, daß die Bedeutung der Zolltarife überhaupt einigermaßen überschätzt wird. In Frankreich ist unter fortwährendem hohen Zollschutze eine sehr gewaltige, der deutschen kaum nachstehende Industrie erwachsen, in England ist das gleiche Resultat bei vollständiger Freiheit der Einfuhr aller Gewerbserzeugnisse erreicht worden, und die Zollvereinsindustrie ist ebenfalls unter der Herrschaft sehr niedriger Tarife erstarkt. In Rußland herrscht seit hundert Jahren und in den Vereinigten Staaten seit nicht viel kürzerer Zeit ein wenig schwankendes Hochschutzzoll- und Verbotsystem. Manche Industrien sind dabei zu außerordentlicher Entwicklung gelangt, andere aber in ganz auffälliger Weise zurückgeblieben. Auch in Oesterreich hat das übertriebene Schutzsystem nur wenigen Industrien genützt. Mit Zolltarifen allein wird man also nie die Blüthe der Gewerbe, den ausreichenden Lebenserwerb der Arbeiter sicher zu stellen im Stande sein. Wichtiger und einschneidender als sie sind sicherlich andere Ursachen: die geographische Lage, die Consumfähigkeit und Culturhöhe der Abnehmer, die Sicherheit der Absatzmärkte, der Unternehmungsgeist der Bevölkerung, die Billigkeit der Lebensmittel, Löhne, Transportmittel u. s. w. Der Zollverein konnte ruhig seine Grenzen dem fremden Wettbewerb öffnen, da die große Dichtigkeit und der Wohlstand seiner Bewohner der Industrie den Absatz verbürgten, und die Intelligenz, der Schaffensdrang der Bürger durch das fremde Beispiel angeregt wurde. Erst in dem Momente, wo seine Industrie mehr hervorbrachte als im Inlande abgesetzt werden konnte, entstand für ihn die Nothwendigkeit, sich der Concurrenz zu erwehren und durch Zollmaßregeln neue Märkte zu gewinnen. Hätte Deutschland denselben ungeheuren sicheren Markt, welchen England in seinen Colonien besitzt, so könnte es ebenfalls, trotz seiner ungünstigeren geographischen Lage, seine Grenzen frei den fremden Gewerbserzeugnissen öffnen und seine finanziellen Bedürfnisse durch wenige Zölle auf Genußmittel decken. Aber die gesicherten überseeischen Märkte fehlen uns leider. Von Jahr zu Jahr verschließen sich die dem deutschen Handel erst mit sehr großen Anstrengungen gewonnenen Länder mehr und mehr. Nordamerika droht bereits ganz verloren zu gehen, und auch die wenigstens theilweise Sperrung Südamerikas ist in den Bereich der Möglichkeit getreten. In Ostasien drohen die Japaner mit Nachahmung der amerikanischen Politik. Auf China ist noch nicht viel zu rechnen. Centralasien ist durch Rußland versperrt. Nur Indien bietet noch einen ergiebigen Markt, aber bei dem raschen Wachsthum seiner Industrie ist auch hier eine Einschränkung der Kauflust zu fürchten. Australien umwallt sich immer mehr mit Zöllen. Afrikas Bevölkerung ist in der Hauptsache zu wenig consum-

fähig. Und die europäischen Länder suchen, wie schon erwähnt, fortgesetzt ihren Bedarf an Industrieproducten selbst zu decken. Geht das so fort, so muß der Moment eintreten, wo die deutschen Erzeugnisse keine Abnehmer mehr finden. Was soll dann aus der Industrie, was aus den überflüssig werdenden Arbeitern werden? Wie am Eingange dieses Aufsatzes ausgeführt wurde, muß Deutschland, da es sich nicht mit Gewalt Raum schaffen kann und mag, Ersatz im Osten und Süden Europas suchen. Die langjährige Erfahrung, welche eben wieder durch den Abschluß der Verträge bestätigt worden ist, beweist, daß dieser Ersatz nur mit Hülfe von beiderseitigen Concessionen zu erreichen ist. Mag man daher über den Nutzen oder Schaden der Zölle denken wie man will, so lange die gegenwärtige Weltlage fortbesteht, wird Deutschland genöthigt sein, seinen Tarif im Wesentlichen beizubehalten und nur gegen erhebliche Zugeständnisse anderer Länder herabzusetzen. Freilich steht ebenso wenig ein Fortschreiten im Wege des Schutzzolles bevor, da ein solches die handelspolitische Lage Deutschlands verschlimmern würde. Die Regierung ist sich dessen genau bewußt und auch von den großen Uebelständen des Schutzsystems für die innere Entwicklung durchdrungen, sonst würde sie den Tarif nicht für zwölf Jahre gebunden haben.

Die nothwendige Verständigung mit Oesterreich-Ungarn ist nun durch die Verträge zur Thatsache geworden; doch entspricht sie bei Weitem nicht dem anzustrebenden Ideale. Gewiß haben sich beide Staaten gegenseitig eine Reihe von Vortheilen eingeräumt, aber bis zur Herstellung eines geschlossenen Wirthschaftsgebietes, bis zu dem Zustande, wo Oesterreich-Ungarn sich mit deutschen Industrieartikeln versorgen und dafür den Ausfall des deutschen Körnerbaues mit seinen Ueberschüssen decken wird, ist noch ein weiter Weg. Vor der Hand baut unser Verbündeter kaum genug Roggen für seinen Bedarf und hat auch in Weizen nicht genügend Ueberschuß. Und gleichzeitig findet nicht einmal seine eigene, im Verhältniß zur Größe des Landes unbedeutende Industrie hinreichenden Absatz zu Hause. In Siebenbürgen liegt aller Handel und Wandel darnieder, weil der frühere lebhafte Absatz nach Rumänien in Folge des Zollkrieges verloren gegangen ist. Erst in neuester Zeit hat sich Ungarn aufgerafft und beginnt lang Versäumtes nachzuholen. Die Bodencultur wird gefördert, die Einführung von Industrien unterstützt, die Communication zu Wasser und zu Lande nach Kräften entwickelt. Wird diese Politik fortgesetzt, so kann vielleicht noch während der Dauer des jetzigen Vertrages das erstrebte Ziel wenigstens theilweise erreicht werden. Bis zu seiner vollen Verwirklichung werden freilich noch Menschenalter vergehen, und es wird dazu näherer Anschluß des osmanischen Reiches an Mitteleuropa erforderlich sein. Für den Augenblick bedeuten weder die Zugeständnisse Deutschlands noch die der anderen Staaten allzu viel für Industrie und Ackerbau der vertragschließenden Theile. Mehr als sie profitirt vor der Hand Nordamerika, indem es für sein Getreide den ermäßigten Zoll gemäß der fortbestehenden Meistbegünstigungsclausel genießt, und die deutsche Zuckerindustrie, indem sie die Zollfreiheit in den Vereinigten Staaten dafür behält. Frankreich hat dieselben Vortheile wie Oesterreich, ohne dafür Etwas zu gewähren, und behält freie Hand. Der einzige Nachtheil, der ihm durch die Verträge zugefügt wird, ist die weitere Abziehung Italiens, Belgiens und der Schweiz von seiner Politik, was eines Tages immerhin wichtige Folgen haben kann. Von einem handelspolitischen Sedan für Frankreich in Bezug auf die Verträge zu sprechen, ist aber arge Uebertreibung.

Die wichtigste Folge der handelspolitischen That des Grafen Caprivi ist gegenwärtig Sicherstellung der Zollsätze für zwölf Jahre, Gewährung der dem Handel so nöthigen Stabilität und daneben die Neubelebung der Hoffnung auf bessere Zeiten. Der moralische Eindruck der Verträge war ein großer im In- und Auslande; wir erhoffen von ihm das Beste. Nimmt Deutschland gegenwärtig auch nicht die imponirende Stellung wie zur Zeit des Berliner Congresses ein, es spielt doch noch immer eine der ersten Rollen auf dem Welttheater. Wir hoffen daher, daß seine Bestrebungen zur Minderung der Zollschranken und Herstellung erträglicherer Verhältnisse dieselbe Nachahmung wie seine einstmaligen entgegengesetzten Schritte finden werden.

Gustav von Loeper.

(Geb. 22. September 1822, gest. 13. December 1891.)

Als im Juni 1885 die deutsche Goethe-Gesellschaft zusammentrat, um ein köstliches Erbe zu wahren und auszubreiten, berief sie an ihre Spitze neben Wilhelm Scherer zwei Männer, die ihr als würdigste Vertreter dessen erschienen, was unser Heros Eponymos „ruhige Bildung" nannte: Eduard Simson, den ersten Richter des Reiches, den erfahrenen Politiker, den weisen Literaturfreund, und Gustav von Loeper, dessen Name uns nun aus einem Ruhmestitel zum Klagelied geworden ist. Die Zeiten, da freie Adelige und höhere Staatsdiener sich in den schönen Wissenschaften productiv oder in der vordersten Reihe der Empfangenden auszeichnen, schwinden unwiederbringlich dahin. Früher stand der wunderliche Meusebach als Sammler und Gelehrter nicht allein, wenn wir es auch nie zu dem Wettbewerb freier Kräfte, den England und romanische Völker aufweisen, haben bringen können. Der Dilettantismus ist nicht nur ein wild wucherndes Gewächs, das gerodet werden muß. Herr von Loeper war ein Vertreter jenes unzünftigen, aber durchgebildeten Dilettantismus reiner, hoher Art, der ohne äußeren Antrieb aus innerer Nöthigung heraus die Neigung zur Pflicht und seinen Namen von der Liebe hat. Mögen Andere ihre akademischen Signale blasen gegen diesen edlen, ehrwürdigen, fruchtbaren Dilettantismus, wir wiederholen an Loeper's Bahre den Spruch

„Was willst du, daß von deiner Gesinnung
Man dir nach ins Ewige sende?"
Er gehört zu keiner Innung,
Bleibt Liebhaber bis ans Ende.

Er war Liebhaber wie Salomon Hirzel, aber viel selbstthätiger als der kluge Werkmeister der „Goethe-Bibliothek", dessen Führerschaft in der gar nicht mehr „stillen" Gemeinde sich auf ihn vererbte.

Aus einem Genießenden war Loeper allmälig ein Forscher geworden. Der pommersche Edelmann hatte zunächst die Traditionen des norddeutschen Adels befolgt, der seine Söhne zu Soldaten oder Cameralisten bestimmt. Er durchmaß im Laufe der Jahre eine hochaufsteigende Bahn, that sich als scharfsinniger Jurist hervor, gewann der Krone bedeutende Processe und verwaltete das Archiv der Hohenzollern. Der erste Beamte nächst Herrn von Schleinitz nahm aber auch als feingebildeter Musikfreund regsten Antheil an dem Kunstleben im Hausministerium. Oft rührte er in seinen eigenen bescheidenen Zimmern, nach der Wilhelmstraße hinaus, die Saiten und versenkte sich in die Meister von Bach bis zur Gegenwart; das Leben und Wirken Felix Mendelssohn's ist von ihm knapp und lebendig dargestellt worden. Manchmal aber, wenn ein Besucher eintrat, war auch das Clavier bedeckt mit Büchern, und neben Notenheften lagen kostbare Blätter von der Hand Goethe's. Die Schreine strotzten von seltenen Drucken, denen der findige Sammler bis in elsässische Schlupfwinkel nachgejagt hatte, von Manuscripten aus der goldenen Zeit Weimars. Dahin sind sie denn auch vor ein paar Jahren fast alle zurückgekehrt.

„Berlin und Weimar", oder sagen wir besser, jeden mißverständlichen Dualismus abschneidend, Berlin-Weimar war die Losung, die Loeper einem hiesigen Literaturverein in die Wiege legte und 1890 als Festredner der Goethe-Gesellschaft erläuterte, um nicht sowohl zwei Städte, als zwei geistige und sittliche Großmächte Deutschlands symbolisch zu vereinigen, sowie er selbst in beiden Hemisphären zu Hause war und, wo immer er weilte, ein Stück Weimar gleich einer Scholle Muttererde mitführte. Der Altpreuße, der Berliner durfte sich Goethe's aus engem Winkel ins Weiteste zielendes Wort aneignen: „Ich bin Weltbewohner, bin Weimaraner."

Die „Deutsche Rundschau" hat Herrn von Loeper zu einem Vortrag über das Hausgesetz der „Achillea" wie für die eben erwähnte Festrede das Wort ertheilen dürfen und dergestalt sein zwiefaches, aber nicht zwiespältiges Bemühen zum Ausdruck gebracht.

Seit der Hempel'schen Goethe-Ausgabe stand Loeper im Vordertreffen der Forschung. Seine Commentare zu „Dichtung und Wahrheit", dem „Westöstlichen Divan", den „Sprüchen", den „Gedichten", dem „Faust" sind, wie Manches auch unerledigt blieb, Denkmäler einer umsichtigen, gelehrten, feinsinnigen Versenkung in Goethe's Welt. Wenigen Briefwechseln ist eine so saubere und reiche Mitgift beschert worden, wie durch ihn Goethe's Blättern an Sophie von La Roche und ihre Enkelin Bettina. Der genialen Umdichterin des Briefwechsels Goethe's mit einem Kinde widmete dieser sorgsame, aber in keiner Kleinkrämerei befangene Mann ein anschauliches Lebensbild. Er beherzigte stets die Lehre:

Willst du dich am Ganzen erquicken,
So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken.

Er verlor nie den großen Plan und Zusammenhang im Zutragen und Rühren des Mörtels. Nicht nur eine beneidenswerthe Herrschaft über Goethe's einzelne Werke und eine über Zeiten und Völker ausgebreitete Belesenheit, in der seine Noten mitunter allzu freigebig schwelgten, auch eigene Welterfahrung machte ihn zum Interpreten. Er hatte ein ungemein gegenwärtiges, fast nie versagendes Wissen in Allem, was näher oder ferner mit Goethe zusammenhing, und spendete unverdrossen aus dieser Fülle. Gar Mancher hat da vollauf erfahren:

Vor den Wissenden sich stellen,
Sicher ist's in allen Fällen.

Zur Belehrung oder Berichtigung gesellte sich gern die Anerkennung, denn da war nichts zu spüren von eingerosteter Rechthaberei, dünkelhaftem Eigensinn, griesgrämiger Scheelsucht, die anderen Paläophrons zur Seite gehen, grau und krächzend, und ihr Alter so unliebenswürdig machen. Loeper wurde wie sein Goethe niemals auf dem Neidpfade betroffen. Er ließ nicht ab zuzulernen und umzulernen. Er hatte großen Respect vor fremdem Verdienst, nahm auf jede ehrliche Leistung, woher sie auch kam, Rücksicht und war sich der Schranken seines Könnens bewußt. Wie er in Herman Grimm's Colleg auf der Studentenbank gesessen oder sich auch bei Scherer philologischen Rath geholt hatte, so verschmähte er für die Griffe und Kniffe eines „kritischen Apparates" zur letzten Ausgabe der Gedichte Beistand oder selbst Correctur geschulter Jüngerer nicht. Wahrhaft kameradschaftlich hauste er mit uns Monate lang zusammen, stets bereit, als der Fleißigste von Allen, die eigene Arbeit zu unterbrechen, um als der Allkundige jede Frage — woher ist dies? wem gehört das? — schlagfertig zu beantworten. Auch der Feuergeist des Grimms konnte den lebhaften Mann entflammen, und während des letzten Jahrzehnts war ihm ein Pfahl ins Fleisch gesetzt, der ihn nicht bloß zu monologischen Ergüssen der Polemik in dichtbeschriebenen Handexemplaren, sondern auch zu offenen und siegreichen Waffengängen reizte, zum Kampf ums Recht des Goethe'schen Dichterworts, seine Wahrung, Ordnung, Deutung. Das Wort sie sollen lassen stahn! rief der treue Diener am Wort den krittelnden Zerdünnern zu. Dann ging er erfrischt zurück an seine Arbeit.

Ihm war es vergönnt, daß, kurz bevor er ehrenvoll als Wirklicher Geheimer Rath und Excellenz aus dem Kgl. Hausarchiv zu Berlin scheiden mußte, die Riegel

des Goethe-Archivs zu Weimar sprangen und seine berufene Hand die langverwahrten Bündel zuerst aufschnürte, sein Mund dem versammelten Volke die gehobenen Schätze zuerst ankündigte. So beging er 1885 seine seligsten Stunden, Vertrauensmann und Conseilpräsident der Großherzogin Sophie. Berlin-Weimar nahm ihn nun ganz hin. Der die Testamente der Hohenzollern behütet hatte, vollstreckte die letzten Goethe'schen Legate. „Mekka" nannte er Weimar gern in seinen liebenswürdigen Briefen, erst an mich, dann an Suphan; dorthin wendete er, wie der fromme Muselman sein Antlitz zum Gebet, die Gedanken; dorthin fuhr er wieder und wieder, „Patriarchenluft zu kosten". Er hatte eine eigenthümliche Neigung, seine Arbeit unterwegs zu betreiben: auch in der Jenaer Lutherherberge oder als Waldbruder in Berka, in der Suleika-Stadt Heidelberg oder am Genfer See forschte und schrieb er, die ambulante Bibliothek zur Seite, ein unermüdeter Sendbote.

Kurz vor seiner tödtlichen Erkrankung trieb er mich mit freundlichem Ungestüm zu rascher Erledigung der „Xenien" an, damit unser gemeinsamer Band unverzüglich auf die Bahn komme und der siebzigste Geburtstag ihn frei von allen andern Pflichten über der großen Goethe-Biographie finden möge, die sein Lebenswerk, so hofften wir, krönen sollte und zu der er selbst sich am besten vorgearbeitet hatte. Das Glückauf ist in ein Valet ausgeklungen. Jüngere Hände müssen die Aufgabe ergreifen, die ihm ohne längeres Siechthum, aber in schwerem Todeskampf entsunken ist. Mitten aus unabläßiger kraftvoller Thätigkeit hat er Abschied genommen, dieser Edelmann, dieser Ehrendoctor zweier Facultäten, dieser Bürger Berlin's und Weimar's, dieser zugleich politische und ästhetische Mensch, der eine schöne, wohlgefugte, ausgeglichene Totalität der Bildung darstellte in einer Zeit, wo die classischen Ueberlieferungen und Verpflichtungen schwer gefährdet sind.

„Mit standhafter Neigung ein so würdiges Andenken immerfort zu beschützen, zu erhalten und zu verklären," liegt allen Freunden Berlin-Weimar's am Herzen.

Berlin, 16. December 1891. Erich Schmidt.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Januar.

Der preußische Landtag ist am 14. Januar mit einer Thronrede eröffnet worden, in der die Ankündigung des Entwurfes eines Volksschulgesetzes besonderes Interesse erregen mußte. Daran anknüpfend, daß die gesetzliche Ordnung des Volksschulwesens bereits im Vorjahre versucht wurde, betonte die Thronrede, daß der neue Entwurf bezwecke, die in Betracht kommenden Vorschriften der Verfassungsurkunde zur Ausführung zu bringen. Der neue Entwurf ist inzwischen dem Abgeordnetenhause zugegangen und rechtfertigt die Besorgnisse, die insbesondere von liberaler und gemäßigt conservativer Seite in Hinsicht auf das Preisgeben wichtiger Rechte der Staatsgewalt an die Geistlichkeit gehegt wurden. Mit Fug wird unter Anderem bemängelt, daß den kirchlichen Oberen ein Veto gegen die Anstellung des Candidaten an allen Schulen mit nur einem Lehrer, ja in der großen Mehrzahl aller Schulstellen gewährt werden soll. In dem Entwurfe finden sich vielfache Anklänge an Cavour's, in Italien selbst längst verworfenen Ausspruch: „libera Chiesa in libero Stato" — „Freie Kirche im freien Staate". Nur aus Opportunitätsrücksichten, um die politische Einheit seines Vaterlandes zu verwirklichen, hatte der große italienische Staatsmann das Schlagwort gebraucht. Jenseits der Alpen zweifelt kein Freund des geeinten Italiens auch nur im Geringsten daran, daß der Ultramontanismus die Freiheit lediglich benutzen würde, um Uebergriffe auf das Gebiet der Staatsgewalt zu versuchen. Wie sehr die „freien" Schulen in Belgien den clericalen Interessen dienen, ist eine unanfechtbare Thatsache. So darf der preußische Volksschulgesetzentwurf keineswegs mit Genugthuung begrüßt werden; vielmehr fordert er berechtigten Widerspruch heraus.

Erfreulicher waren die Ansprachen, die bei Gelegenheit des Neujahrsempfanges in den verschiedenen Hauptstädten gehalten wurden; spiegelten sie doch in charakteristischer Weise die allgemein herrschende friedliche Auffassung der Weltlage wieder. Wie sehr sich diese aber im Laufe der letzten Jahrzehnte verändert hat, erhellt unter Anderem aus der Thatsache, daß, während früher alle Welt mit Spannung erwartete, was wohl in Paris als Orakel verkündet werden würde, jetzt die Vorgänge, die sich am 1. Januar in der französischen Hauptstadt abspielen, nur ein untergeordnetes Interesse beanspruchen. Zwischen dem päpstlichen Nuntius als dem Wortführer des bei dem Präsidenten der französischen Republik beglaubigten diplomatischen Corps und Herrn Carnot fand auch diesmal ein Austausch von Ansprachen statt, von denen diejenige des französischen Staatschefs ganz besonders auf die Bestrebungen, den Frieden und die internationale Eintracht zu wahren, Gewicht legte. Nicht minder entschieden betonte der Präsident der französischen Republik die zuversichtliche Erwartung, daß die Regierungen in dem nunmehr begonnenen Jahre, das er als ein hoffentlich friedliches und fruchtbringendes bezeichnete, sich ungestört den wirthschaftlichen Interessen und den socialen Aufgaben widmen könnten, die sich ihrer Fürsorge immer dringender empfehlen. Allerdings faßt das französische Gouvernement, falls nicht alle Anzeichen trügen, die „wirthschaftlichen

Interessen" wesentlich anders auf wie die übrigen Regierungen. In dieser Beziehung muß denn auch darauf hingewiesen werden, daß der König von Italien beim Neujahrsempfange der Präsidenten und der Deputationen des Senats und der Kammer insbesondere seiner Genugthuung über die Vereinbarung der neuen Handelsverträge mit dem Hinweise Ausdruck lieh, wie die politische Lage Europas die Annahme rechtfertige, daß das Friedenswerk sich ohne Störung werde durchführen lassen. Mit Fug brachte König Humbert den Abschluß dieser Verträge in innigen Zusammenhang mit dem ernsten Streben, für die finanzielle und wirthschaftliche Besserung Sorge zu tragen. Auch der leitende Staatsmann in Ungarn, Graf Szapary, wies beim Neujahrsempfange nicht bloß auf die Wiederherstellung des finanziellen Gleichgewichts im Staatshaushalte, sondern auch auf die Handelsverträge hin, die in der That als die friedliche Signatur bezeichnet werden können, mit der das neue Jahr eröffnet worden ist.

Sollte jedoch der anscheinende Widerspruch hervorgehoben werden, der darin liegt, daß der Präsident der französischen Republik in derselben Weise die wirthschaftlichen Interessen in den Vordergrund rückt, obgleich Deputirtenkammer und Senat, weit davon entfernt, die Abschließung von Handelsverträgen zu befürworten, ihren extrem schutzzöllnerischen Maximaltarif und den von diesem trotz des schönen Namens nicht wesentlich abweichenden Minimaltarif angenommen haben, so liegt doch das Schwergewicht in der Thatsache, daß nicht bloß die zum europäischen Friedensbündnisse vereinigten Staaten, sondern im Anschlusse an diese auch andere keineswegs in der Isolirung das wirthschaftliche Heil erblicken. Auch darf nicht in Abrede gestellt werden, daß unmittelbar nach dem Bekanntwerden dieses Einvernehmens der anderen Staaten auf handelspolitischem Gebiete in Frankreich selbst sich ein Umschwung vollzogen hat, der sich sogleich in der Anbahnung von Verhandlungen mit verschiedenen Ländern äußerte. Bezwecken diese Verhandlungen auch an erster Stelle, für die französische Republik eine günstigere Position lediglich gegen die Gewährung des Minimaltarifes zu sichern, so darf doch jetzt bereits als gewiß gelten, daß die Macht der Verhältnisse zu weiteren Zugeständnissen führen wird, die dann auch Deutschland zu statten kommen müssen, da in dem Frankfurter Friedensvertrage die Clausel der Meistbegünstigung Aufnahme gefunden hat. Die französische Regierung wird auch sehr bald die Ueberzeugung gewinnen, daß in einer Zeit, in der der internationale Verkehr auf allen Gebieten unablässige Fortschritte macht, es unmöglich ist, sich mit einer Art chinesischer Mauer zu umgeben, als die das extrem schutzzöllnerische Régime mit Recht bezeichnet worden ist.

Konnte es nun im Hinblick auf die allgemeinen friedlichen Versicherungen, mit denen das neue Jahr eröffnet wurde, den Anschein gewinnen, daß am politischen Horizonte überhaupt keine dunklen Punkte mehr vorhanden wären, so werden die berufsmäßigen Schwarzseher nicht ermangeln, auf den „Fall Chadourne" hinzuweisen. Hat doch die bulgarische Regierung nach der Auffassung der französischen Presse „gewagt", einen Correspondenten der „Agence Havas", der allerdings, wie von anderer Seite festgestellt worden ist, in systematischer Weise die unrichtigsten Nachrichten über bulgarische Verhältnisse verbreitete, aus Sofia auszuweisen. Diese Maßregel rief dann in Frankreich nicht bloß einen allgemeinen Sturm der Entrüstung hervor, sondern sie bot auch den Anlaß zum Abbruche der bestehenden diplomatischen Beziehungen. Die französische Regierung beruft sich auf die Capitulationen, nach denen nur die Pforte als der souveräne Staat kraft ihrer Oberhoheit über Bulgarien berechtigt wäre, derartige Ausweisungsmaßregeln zu treffen. Beinahe könnte es wie Ironie erscheinen, daß die französische Regierung sich auch thatsächlich an die Pforte gewendet hat, während diese selbst doch mit den sogenannten Capitulationen gewissermaßen auf gespanntem Fuße steht. Der Zusammenhang zwischen dem diplomatischen Vorgehen Frankreichs und der Ausweisung Chadourne's, der nach allen vorliegenden authentischen Mittheilungen als eine wenig interessante Persönlichkeit erscheint, ist eigenthümlich genug. Man wird kaum bei der Annahme fehlgehen, daß das republikanische Frankreich der russischen Regierung einen Liebesdienst erweisen wollte, indem es der

bulgarischen Regierung Schwierigkeiten zu bereiten suchte. Nun stellt sich aber heraus, daß die öffentliche Meinung in Rußland keineswegs das richtige Verständniß für das Verhalten Frankreichs besitzt; ja, es werden vielfach Stimmen laut, die zum Theil den Abbruch der diplomatischen Beziehungen von Seiten der Republik als eine Uebereilung bezeichnen, zum Theil sich in dem Sinne vernehmen lassen, daß Frankreich nicht so sehr das russische wie das eigene Interesse im Auge hatte, als es aus der Ausweisung des französischen Correspondenten einen diplomatischen Zwischenfall machte. In Frankreich selbst ist man allem Anscheine nach nunmehr zu der Ueberzeugung gelangt, daß es besser ist, den eigenen Vertreter, Herrn Lanel, auf seinem Posten zu lassen. Andernfalls würde die Republik in die Lage gebracht, mit der Wahrung der französischen Interessen den diplomatischen Vertreter Großbritanniens oder gar denjenigen einer der Mächte der Tripelallianz zu betrauen. Hierzu kommt, daß wie Frankreich auch Rußland, das keinen officiellen eigenen Agenten in Sofia zur Verfügung hat, sehr dabei interessirt ist, die Vorgänge in Bulgarien aus der Nähe kennen zu lernen. Diesem Zwecke diente nun auch der diplomatische Vertreter der französischen Republik. Alles dies mußte sich der Wahrnehmung der französischen Regierung in so klarer Weise aufdrängen, daß Herr Lanel thatsächlich seinen Posten bisher nicht verlassen hat. Sollte aber die Entscheidung der Pforte abgewartet werden, so darf jetzt bereits als sicher gelten, daß eine Genugthuung in der Richtung, daß die Ausweisung des Correspondenten Chadourne rückgängig gemacht werde, keineswegs in Aussicht steht. Darf die bulgarische Regierung sich doch mit vollem Rechte darauf berufen, daß gerade von russischer Seite in früherer Zeit zu wiederholten Malen die Ausweisung russischer Nihilisten aus dem bulgarischen Gebiete gefordert wurde, woraus doch deutlich erhellt, daß das selbständige Recht, solche Maßregeln zu ergreifen, in vollem Maße anerkannt wurde. So ist die französische Regierung thatsächlich in eine „impasse", eine Sackgasse gerathen, aus der sie um so schwerer herauskommen wird, als der Minister des Auswärtigen, Ribot, bei Gelegenheit einer Interpellation über die bulgarischen Vorgänge in der Deputirtenkammer die in solchen Fällen üblichen energischen Erklärungen abgegeben hat. Sehr bemerkenswerth ist, daß in der Sitzung, in der diese Erörterungen stattfanden, es dem Abgeordneten Grafen Douville-Maillefeu vorbehalten blieb, für den gesunden Menschenverstand einzutreten, indem er Bulgarien und dessen leitenden Minister Stambulow gegen die gehässigen Angriffe in Schutz nahm, die der ausgewiesene Chadourne geflissentlich verbreitet hatte. Mögen nun die französischen Blätter immerhin darauf hinweisen, daß der Deputirte Douville-Maillefeu im Parlamente nicht ernsthaft genommen werde, so durfte dieser doch mit Recht hervorheben, daß er das einzige Kammermitglied sei, das die bulgarischen Verhältnisse aus eigener Anschauung kenne. In Frankreich spielen aber augenblicklich die Rücksichten auf Rußland eine so bedeutsame Rolle, daß das Vorgehen der Regierung in dem Falle Chadourne zunächst allgemeine Billigung fand.

Nur stellte sich eben sehr bald heraus, daß in Rußland die eigenen Interessen anders aufgefaßt wurden. Eine Zeitlang konnte es allerdings scheinen, als wollte man in Rußland das Ergebniß des von französischer Seite auf die Pforte ausgeübten Druckes abwarten. Sobald sich jedoch herausstellte, daß in dieser Richtung wenig Aussicht auf Erfolg wäre, wurde die Kritik des „voreiligen" Verhaltens Frankreichs immer lauter. Den Versicherungen gegenüber, daß die Republik nicht bloß die eigene Würde, sondern auch das Interesse Rußlands gewahrt, als sie die bulgarische Regierung in ihre Schranken gewiesen habe, betonten russische Organe sogar, daß es sich für Frankreich um etwas ganz Anderes gehandelt haben könnte. In diesem Zusammenhange wurde von russischer Seite darauf hingewiesen, daß die französische Regierung in Wirklichkeit die ägyptische Angelegenheit ins Auge faßte, als sie die bulgarische Streitfrage aufwarf. War doch von französischen Blättern hervorgehoben worden, daß, was die bulgarische Regierung jetzt ohne Rücksicht auf die Suzeränität der Pforte unternommen habe, demnächst von Aegypten unter der mehr oder minder verhüllten Zustimmung Englands unternommen werden könnte. Die Ironie, die in diesen Vor-

gängen liegt, muß jedem unbefangenen Beurtheiler einleuchten. Frankreich will für Rußland in Bulgarien die Kastanien aus dem Feuer holen und wird dafür eigenthümlich genug mit der Insinuation belohnt, daß es sein eigenes Interesse betreibe und nicht so sehr die bulgarische Angelegenheit zu Gunsten des Zarenreichs fördere, wie dieses aus Anlaß des Falles Chadourne für die Lösung der ägyptischen Frage anspannen wolle.

Eine Zeitlang konnte es scheinen, als ob diese durch den Tod des Vicekönigs Tewfik Pascha in eine neue Phase gelangt wäre. Zunächst darf daran festgehalten werden, daß die englische Verwaltung bei Lebzeiten des nunmehr am 7. Januar hingeschiedenen Chedive sich in vollem Maße bewährt hat, so daß vom Gesichtspunkte der weiteren friedlichen Gestaltung der Verhältnisse in Aegypten die Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes gewünscht werden muß. Jeder Zeitungsleser weiß noch, wie die ägyptische Militärpartei unter Achmed Arabi im Beginne der achtziger Jahre Revolten inscenirte und in ihrem Sinne sogenannte Reformen von dem wenig energischen Chedive Tewfik Pascha erzwang, wie der im Februar 1882 zum Kriegsminister ernannte Arabi Pascha die Beseitigung der europäischen Finanzcontrole und die Entfernung der europäischen Beamten überhaupt anstrebte, wie er sich als Chef der ägyptischen Nationalpartei proclamirte und den Pöbel zu den blutigen Juniausschreitungen in Alexandria aufreizte, die dann zur Intervention der englischen Flotte unter dem Oberbefehle des Admirals Seymour und zum Bombardement der ägyptischen Hafenstadt den Anlaß boten. Nachdem die Engländer unter General Wolseley ein Landheer nach Aegypten geschickt hatten, gelang es, das ägyptische Heer unter Arabi Pascha vollständig zu besiegen, worauf Tewfik Pascha als Chedive wieder eingesetzt wurde, ohne jedoch von jenem Zeitpunkte an in gewissem Sinne etwas Anderes zu sein als ein Scheinregent. Der Aufstand des Mahdi im Sudan trug ebenfalls dazu bei, das Ansehen des Chedive zu verringern. Dagegen gelang es der englischen Regierung, die ägyptische Finanzverwaltung in einer dem Lande durchaus förderlichen Weise zu reformiren, so daß, nachdem im Jahre 1885 unter Bürgschaft der Mächte eine Anleihe zu Stande gekommen war, in demselben Jahre bereits ein Ueberschuß im ägyptischen Staatshaushalte erzielt wurde, der sich in den folgenden Jahren noch erheblicher gestaltete. War alle Welt mit Ausnahme Frankreichs und Rußlands mit dieser Entwicklung der ägyptischen Verhältnisse einverstanden, so durften die Engländer, so oft die Franzosen die Räumung Aegyptens verlangten, mit Recht darauf hinweisen, daß die Sicherheit des Landes und die den Gläubigern Aegyptens gegebenen Garantien ihr Verbleiben erheischten. Auch konnten die Franzosen sich nicht darüber beklagen, daß sie aus dem Lande verdrängt worden wären, um das sie sich durch die von Lesseps geleitete Erbauung des Suezcanals unleugbar große Verdienste erworben haben. Trugen doch die Franzosen ausschließlich die Schuld, wenn sie auf maßgebenden Einfluß in Aegypten verzichten mußten; denn Gambetta und seine Parteigänger waren es selbst, die die von Freycinet im Jahre 1882 für die Beschützung des Suezcanals geforderten Credite ablehnten. Auf diese Thatsachen muß aber jetzt aus Anlaß des Hinscheidens Tewfik Pascha's von Neuem hingewiesen werden, weil von französischer Seite die Legende gepflegt wird, daß die Engländer den französischen Einfluß in Aegypten in rücksichtsloser Weise verdrängt haben, während auf die Franzosen in diesem Falle weit eher das Wort ihres großen Komödiendichters Anwendung finden darf: Vous l'avez voulu, George Dandin!

Auch daran erinnert man sich wohl noch, daß die Engländer im Jahre 1887 mit der Pforte einen Vertrag vereinbarten, laut welchem sie sich bereit erklärten, Aegypten drei Jahre nach der Ratification des Vertrages zu räumen, mit der Maßgabe, daß die commandirenden Officiere dann noch zwei Jahre auf ihrem Posten bleiben sollten. Aegypten sollte nach Ablauf dieser Gesammtfrist von fünf Jahren für unantastbares Gebiet erklärt und nur im Falle einer dringenden Gefahr von englischen und türkischen Truppen besetzt werden. Dieser Vertrag ist jedoch gerade in Folge der diplomatischen Intervention Frankreichs und Rußlands von der Pforte nicht ratificirt

worden, wodurch die thatsächliche Wirkung herbeigeführt wurde, daß England hinsichtlich der Besetzung Aegyptens in keiner Weise an eine Frist gebunden ist.

Erscheint die Position Großbritanniens in Aegypten von Seiten der europäischen Mächte wenig anfechtbar, so bietet auch der Thronwechsel, der sich soeben im Nillande vollzogen hat, keinen Grund zu ernsthaften Besorgnissen, daß die ruhige Fortentwicklung des Landes gestört werden könnte. Vielmehr darf die englische Regierung sich jetzt darauf berufen, daß das jugendliche Alter des Thronerben Abbas Pascha, der, am 14. Juli 1874 geboren ist, eine weitere Besetzung Aegyptens durch englische Truppen noch besonders geboten erscheinen läßt, weil anderen Falls die turbulenten Elemente der „Nationalpartei" sich von Neuem regen könnten. Die Regentschaftsfrage selbst ist vollständig geregelt, da der Sultan durch Ferman vom 30. Mai 1866 dem damaligen Chedive Ismail Pascha eine Aenderung der Thronfolgeordnung in dem Sinne zugestand, daß das Vicekönigthum in directer Linie forterben sollte, so daß die Brüder Ismail's ihres Erbrechts verlustig gingen, und Tewfik Pascha präsumtiver Thronerbe wurde. Im Jahre 1873 erlangte Ismail Pascha von dem Sultan Abdul Asis einen noch günstigeren Ferman, in dem die directe Erbfolge nach dem Principe der Erstgeburt und der Linearsuccession aufrecht erhalten wurde. Zugleich wurde die völlige Unabhängigkeit der Verwaltung und Justiz, ferner das Recht des Chedive, Verträge mit fremden Staaten abzuschließen, Anleihen aufzunehmen, die Stärke des Landheeres zu bestimmen und Kriegsschiffe anzuschaffen, zugestanden. Die Suzeränität der Pforte gelangte im Wesentlichen darin zum Ausdrucke, daß Ismail Pascha sich verpflichtete, dem Sultan einen bestimmten jährlichen Tribut zu entrichten. Erschien auf diese Weise die Unabhängigkeit Aegyptens von der Türkei begründet, so ersetzte eben Ismail Pascha das eine Abhängigkeitsverhältniß durch ein anderes, das abzuschütteln seinen Nachfolgern sehr schwer fallen würde. Es muß aber immer wieder betont werden, daß dieser von England ausgeübte maßgebende Einfluß für Aegypten selbst, insbesondere für dessen Finanzverwaltung, segensreich geworden ist. Die Franzosen allerdings mögen es bedauern, daß die ägyptische Regierung vor Jahren ihre Suezcanalactien an England verkauft hat, das zugleich einen Finanzmann zur Ordnung der Finanzen nach Aegypten entsendete. Sie mögen es ferner bedauern, auf die Mitbesetzung des Nillandes verzichtet zu haben; an der gegenwärtigen Lage kann dadurch jedoch nichts geändert werden. Die Thatsache, daß nach der im Jahre 1879 vollzogenen Absetzung Ismail Pascha's der Ferman von 1873 vom Sultan wieder aufgehoben worden ist, kann den Franzosen ebenfalls nicht zu statten kommen. Auch ist die in diesem Ferman bestätigte Erbfolgeordnung von allen Betheiligten bereits anerkannt worden. Der Großwesir theilte dem Präsidenten des ägyptischen Ministerrathes unverzüglich mit, daß der Sultan den Prinzen Abbas zum Chedive „ernannt" habe. Ebenso erklärte der Obercommissar der Pforte in Kairo unverzüglich, daß Prinz Abbas seinem Vater in der Regierung folgen werde. Nicht minder beeilte sich die türkische Regierung, die „Ernennung" des neuen Chedive im Amtsblatte zu veröffentlichen. Wird aber in den türkischen Versionen auf die „Ernennung" Gewicht gelegt, so handelt es sich nur um eine Formalität. Andererseits hat der Präsident der französischen Republik bereits an Abbas Pascha seine Glückwünsche gelangen lassen, so daß an irgend welchen Widerspruch gegen dessen Thronfolge gar nicht gedacht werden kann. Mit Spannung durfte man den Aeußerungen der dem englischen Cabinette nahe stehenden Organe entgegensehen. Der „Standard" betonte, daß, wenn England nicht in der Lage gewesen wäre, unter der Regierung Tewfik Pascha's Aegypten zu räumen, eine derartige Räumung jetzt eine „reine Thorheit" sein würde. Die „Morning Post" äußerte sich in demselben Sinne und faßte zugleich die Verdienste zusammen, die England sich um die Reorganisation aller Verwaltungszweige in Aegypten erworben habe. Mit Recht wird betont, daß Aegypten durch die englischen Bemühungen der Civilisation erhalten worden sei. Andererseits wird nicht unterlassen, hervorzuheben, daß, wie vier Fünftel aller Schiffe, die den Suezcanal passiren, eng-

lische sind, England auch an der Zukunft Aegyptens ein größeres Interesse habe als alle übrigen Mächte in ihrer Gesammtheit.

Neben der ägyptischen Angelegenheit ist auch die „marokkanische Frage" in diesen Tagen wieder zur Erörterung gelangt. Obgleich es sich nur um eine locale aufständische Bewegung handeln soll, sind doch in Marokko so mannigfache Interessen der europäischen Staaten im Spiele, daß es nicht überraschen kann, wenn die verschiedenen Regierungen diesen Interessen durch die Entsendung von Flotten oder Kriegsschiffen den geeigneten Nachdruck geben. Es braucht nur darauf hingewiesen zu werden, daß Spanien, England, Frankreich zwar zunächst betheiligt erscheinen, daß aber auch Deutschland und Italien handelspolitische Interessen in Marokko haben. Mit einer besonderen Eifersucht wachen aber Frankreich, England und Spanien darüber, daß der status quo nicht zum eigenen Nachtheile verändert werde. Besonders empfindlich zeigten sich die Spanier bei früheren Gelegenheiten, zumal ihre Marokko benachbarten afrikanischen Besitzungen oft genug von den marokkanischen Riffbewohnern heimgesucht wurden. Die Franzosen sind durch ihre nordafrikanische Colonialpolitik bereits mehrfach mit Marokko in Conflicte gerathen, die damit begannen, daß die Occupation Algeriens bei der fanatisch mohammedanischen Bevölkerung Marokkos sogleich den religiösen Fanatismus erregt hat. Freilich sind die Zeiten längst vorüber, in denen Abd-el-Kader in Marokko die wildesten Leidenschaften gegen Frankreich entfesselte. Vielmehr ist den Behörden in Algerien der Vorwurf gemacht worden, daß sie ihre Machtsphäre über die marokkanische Grenze hinaus auszudehnen bemüht sind, indem sie bald versichern lassen, daß es sich um ein herrenloses Gebiet handle, bald sich darauf berufen, daß von marokkanischer Seite Beutezüge nach Algerien hin unternommen worden seien, für die die Eingeborenen gezüchtigt werden müßten. Da nun noch in Aller Erinnerung ist, wie die Besetzung Tunesiens durch Frankreich damit eingeleitet wurde, daß die „Krumirs" den Franzosen allerlei Unbilden zugefügt haben sollten, ohne daß diese Behauptung jemals durch stichhaltige Beweise erhärtet worden wäre, riefen auch die Mittheilungen, nach denen marokkanische Stämme in Algerien Unheil angerichtet haben sollten, zumeist ein gewisses Mißtrauen hervor. Was England betrifft, so hat es ein nicht geringes Interesse daran, wer auf der afrikanischen Seite der Straße von Gibraltar maßgebenden Einfluß besitzt. In England gilt es eben nach wie vor als ein wichtiges Princip der gesammten Orientpolitik, die Seestraße nach Indien, die durch den Suezcanal führt, für die eigenen Schiffe frei zu halten. Andererseits ist wenig wahrscheinlich, daß der „Standard" sich auf bereits getroffene Entschließungen des Cabinets Salisbury stützen konnte, als er jüngst die Besitzergreifung Tangers durch England erörterte. Vielmehr hat dieses augenblicklich ebenso wie Frankreich und Spanien ein Interesse daran, daß die marokkanische Frage nicht „aufgerollt" werde. Sollten die Franzosen selbst in die Algerien benachbarten Tuatoasen vordringen, so würden sie doch Bedenken tragen, ihre Machtsphäre weiter auszudehnen, weil sie nicht bloß in einen Conflict mit dem Sultan von Marokko gerathen müßten, sondern auch bei England und Spanien auf Widerstand stoßen würden. Es braucht nur daran erinnert zu werden, daß Frankreich durch die Occupation Tunesiens, woselbst Italien wichtige Interessen geltend machen durfte, sich bereits zu diesem Lande in schroffen Gegensatz gebracht hat. Um so mehr wird die französische Republik daher Bedenken tragen, sich neue Widersacher am Mittelländischen Meere zu schaffen. Wie England und Spanien ein einseitiges Vorgehen Frankreichs behufs Vernichtung der Selbständigkeit Marokkos nicht zulassen könnten, würde auch Italien darauf hinweisen, daß eine neue Störung des Gleichgewichtes am Mittelländischen Meere nicht erfolgen darf. Bildet doch die Aufrechterhaltung dieses Gleichgewichtes einen der hauptsächlichen Punkte, die in dem europäischen Friedensbündnisse Deutschlands, Italiens und Oesterreich-Ungarns volle Berücksichtigung gefunden haben.

Literarische Rundschau.

Ernst Curtius' Stadtgeschichte von Athen.

Die Stadtgeschichte von Athen. Von Ernst Curtius. Mit einer Uebersicht der Schriftquellen zur Topographie von A. Milchhoefer. Mit 7 Kartenblättern, gezeichnet von J. A. Kaupert, und 32 in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1891.

Wie Alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem Andern wirkt und lebt!

Es ist mir die Ehre zugefallen, ein Werk von ganz ungewöhnlicher Bedeutung bei den Lesern der „Deutschen Rundschau" einführen zu dürfen. „Das Buch, das ich den Freunden des Alterthums übergebe, ist eine Topographie Athen's vom geschichtlichen Standpunkte," so hebt der Verfasser an und beginnt seine Betrachtung mit der Stadtlage. Eine mäßig große Ebene, an drei Seiten von Bergzügen umschlossen, öffnet sich nur dem Meere zu gastlich und bequem. Ein unvermittelt aufsteigender Hügelzug theilt sie, wie ihre Wasser und wirft, etwa eine Stunde von der Küste, mehrere Bodenwellen auf, welche durch natürliche Festigkeit, durch gesunde Lage und durch die mannigfach ertragreiche Umgebung gerade in sehr alten Zeiten Ansiedler besonders locken mußten. Curtius hat ihre Spuren von jeher in den zahlreichen Hausplätzen, Cisternen, Altären u. s. f. gesehen, welche in den lebendigen Felsen der südwestlichen Erhebungen Athen's eingeschnitten sind, und er hat den einstigen Bewohnern den uralten Namen attischer Tradition, der Kranaer gegeben. Auf der Burghöhe aber hausten die Kekropiden mit ihrem Hauptgotte, dem Zeus Polieus; dann treten an ihre Stelle die Verehrer der Athena, die Erechthiden, und von der Küste kommen die übers Meer gefahrenen Jonier mit ihrem Apollo herauf. Aus allen diesen Elementen wächst zusammen die älteste Stadt Athen, deren Geschlechter im Süden der Akropolis, in Kydathen wohnten, wie schon Thukydides aus den uralten heiligen Stätten jener später mehr verödeten Gegend erschloß. Auch eine ursprüngliche Sprödigkeit der binnenländischen Ansiedlung gegen Meer und Küste war durch das jonische Element überwunden worden.

Eine Reihe großer Staatsmänner, voll tiefer Einsicht in das Wesen ihrer Stadt, hat diese alsdann immer höheren Zielen zugeführt; es ist dieser Weg, den wir mit Curtius wandeln, wie er in Anlagen, Gründungen, Denkmälern, Festen auf dem Stadtboden und gerade im engen Anschluß an diesen seinen Ausdruck gefunden hat. Vorgezeichnet ward die Entwicklungsbahn durch Peisistratos und die Seinen; in naturgemäßer Stetigkeit ist sie alsdann immer weiter aufwärts gestiegen. Die Thätigkeit der Peisistratiden ist in gleicher Weise Göttlichem wie Menschlichem zugewendet: wie sie oben auf der Burg das Haus der immer mehr zur Stadtgöttin gewordenen Athene architektonisch und plastisch ausziereu, so geben sie den Bürgern unten und in der

Landschaft Straßen, Wege und Wasser; ja, sie verlegen den Schwerpunkt des Verkehrs, den Markt, aus dem vornehmen Viertel im Süden der Burg nach dem Norden, mitten hinein in den Kerameikos, das Quartier der Bürger und Handwerker; und diese Verschiebung ist auch hier ein politisches Symptom von handgreiflicher Bedeutung, gleichsam vorgreifend dem, was allmälig emporgewachsen ist und schließlich der Tyrannis selber ein Ende bereiten muß, dem zur Freiheit gereiften Bürgerthum. Die Neugliederung aller Landesbewohner in Stämme und Gaue, wie sie bald nach den Peisistratiden stattfand, machte dem Sonderleben und den Sonderinteressen der älteren Geschlechtsgenossenschaften ein Ende; Stadt und Landschaft sind endgültig mit einander verschmolzen.

Durch die harte Prüfung der Perserkriege ward Athen gleichsam erst seiner vollen Kraft und Art sich bewußt. Wäre es nach dem Themistokles gegangen, so würde damals der alte Wohnsitz verlassen, ein neuer an den unvergleichlichen Häfen, ein Seeathen entstanden sein, und es ist nicht zu leugnen, im Sinne der damals erreichten Entwicklung und Zeit wäre eine solche Lösung gewesen; aber doch nicht im Sinne der Alten, denen das Aufgeben eines angestammten Wohnplatzes immer als etwas besonders Bitteres erschienen ist. Auch die Römer haben einst, nach dem Einfall der Gallier, vor einer gleichen Alternative ebenso gewählt wie die Athener. Diesen hat dann Kimon ihre alte Stelle auf's Neue lieb gemacht mit den edelsten Mitteln: wie er die Burg ummauert, dort oben einen gewaltigen Tempel der zugleich mit ihrem Volke emporsteigenden Göttin anlegt, so macht er der Bürgerschaft ihren Boden wohnlicher, behaglicher, schöner als je zuvor. „Fontänen sprudelten im Kerameikos, Platanen beschatteten ihn, und Marmorhallen erhoben sich, welche den Bürger mit gerechtem Hochgefühl erfüllten. Was von den Inseln herüberkam, erkannte hier eine aufblühende Reichshauptstadt. Aus den Siegen erwuchsen die Siegesdenkmäler, welche der Gemeinde die Ehre gaben."

Durch Perikles ist das Programm nicht, wie man wohl meint, verändert, sondern lediglich erweitert worden: Athen sollte die erste Stadt in Hellas werden. Die Burg ward jetzt mit ihren Tempeln und Einzelstiftungen *ein* zusammenhängendes Kunstwerk, wie es so der gesäulte Festeingang der Propyläen auch weithin leuchtend für das Auge zusammenfaßte. Kauf- und Staatsmarkt wurden geschieden; vor den Thoren erwuchsen die Grabstätten zu historischen Ehrenplätzen, Gymnasien und Ringschulen wurden die liebsten Verkehrsplätze; die Verbindung von Stadt und Hafen durch die langen Mauern wurde zum Abschluß gebracht. Eine Thätigkeit ohne Gleichen, besonders deswegen, weil so viele durch sie geschaffene Werthe unsterblich geworden sind; die Zeitgenossen konnten noch nicht den rechten Maßstab für so übermächtige Leistungen finden, die Späteren nur staunen, daß scheinbar Ewiges in so kurzem irdischen Zeitraum ausgeführt worden.

Schon während des Peloponnesischen Krieges ist jeder vorübergehende Augenblick der Ruhe wiederum der Ausstattung von Burg und Stadt zu Gute gekommen; so sehr war solche Bethätigung das eigentliche Lebenselement der Athener; in einem Aphroditetempel im Piräus fanden Konon's Erfolge zur See ihren Ausdruck. Etwa um dieselbe Zeit aber wurde in aller Stille, seitab des städtischen Getriebes, der Keim zu einer neuen Großmacht gelegt, als draußen vor den Thoren die „Akademie" den Musen geweiht und zum Studiensitz gewählt ward von einer neuen, an Sokrates erwachsenen Menschenart, die nicht oder doch noch nicht in die Stadt paßte. Denn noch sind die staatlichen Interessen weitaus die ersten, ja „dem Lykurg ist es gelungen, die große Aufgabe, für welche Demosthenes als Märtyrer gefallen, die sittliche Erhebung der Gemeinde, in friedlicher Verwaltung, eine Zeitlang glücklich durchzuführen. Er ist der Vermittler zweier großen Epochen. Er hat die Geschichte des alten Athen's abgeschlossen, indem er die Kräfte der Republik noch einmal sammelte und sie in perikleischem Geiste leitete, zugleich aber auch klar erkannte, was unter allen Wechselfällen der Staatenverhältnisse die bleibenden Güter seiner Vaterstadt waren."

Von den Kämpfen der Diadochenreiche ist Athen durchaus nicht unberührt geblieben, aber schon fängt es an, einem wunderbar begabten Königskinde zu gleichen, dem Alle huldigen. Schon beginnen die durch die Vorfahren geschaffenen geistigen Werthe praktisch zu wirken und die thatkräftige Theilnahme der Menschen zu wecken, wie sie es wieder gethan bei der großen Erhebung der Griechen in unserm Jahrhundert und bis auf den heutigen Tag, ein erhebendes Zeugniß für die Macht des Idealen und der Idee.

Es ist bedeutungsvoll für den Umschwung der Zeit, daß ein Ptolemaios einen nach ihm benannten Studiensitz schon mitten in die Stadt legte; die Pergamenischen Fürsten aber schmückten mit aufwändigen Hallen den Südfuß der Burg und den Markt, der im Norden der Burg nunmehr noch weiter nach Osten verschoben ward, gleichsam fort von den Stellen, die immer an die staatliche Selbständigkeit und Großzeit erinnern mußten. Endlich Rom, das, wie auf so vielen Gebieten, auch Athen gegenüber ins Erbe dessen eingetreten ist, was die hellenistische Zeit hat werden lassen. Athen war eine gegebene Größe geworden, die nicht wie irgend ein beliebiger Ort behandelt werden konnte. Durch keinen der römischen Herrscher ist dies so lebendig zum Ausdruck gekommen, wie durch Hadrian, der in seiner alterthümelnden Weise Athen wiederum zum Mittelpunkt einer weit ausgedehnten „panhellenischen" Vereinigung erklärte. Keine Gefahr mehr, daß der Schein der Großmacht ernst genommen wurde. Athen war eine stille Stadt geworden; gern zogen sich die Römer hierher zurück, in das anmuthige Gegenbild ihrer überlauten Weltstadt, zu den Quellen dessen, was als vollendete, feinste Bildung galt. Die philosophischen Unterrichtsanstalten, im zweiten Jahrhundert auf den römischen Staat übernommen, gaben einzig dem städtischen Leben Inhalt und Wohlstand, bis sie spät, nach drei bis vier Jahrhunderten, als eine dem neuen erstarkten Glauben besonders antipathische Hochburg heidnischer Weisheit geschlossen wurden. Damit erlosch Athen bis beinahe in unsere Zeiten; oder sollen wir nicht vielmehr sagen, daß unsere Augen wieder sehend wurden für den unvergänglichen Glanz Athen's? Es gehört zu den schönsten und beruhigendsten Gefühlen, zu merken, daß es ewige Lichter gibt, die nie erlöschen, und die es nicht angeht, wenn auch die Menschheit eine Zeitlang gegen sie erblindet.

Ueberblicke ich meine Worte, so erscheinen sie mir gar dürftig, wenn ich sie mit dem Gemälde vergleiche, das Ernst Curtius entworfen hat; allein wie soll man auch ein solches in's Kleine ziehen, dessen Hauptvorzug und Hauptreiz gerade in der Fügung so unzähliger einzelner Züge besteht? Züge, die aus allen Gebieten antiken Lebens entlehnt, zu einem harmonischen Ganzen verarbeitet sind, scheinbar mühelos, wie es dem Meister zukommt. Man sagt wohl, daß etwas so Wunderbares, wie das Erfassen des Werdens der Dinge und die Fähigkeit, ein Ganzes außer sich hinzustellen, nur einzelnen Menschen gegeben sei, denen die Kraft des Schauens verliehen ward; aber man vergesse nicht, daß diese Kraft doch nur bei solchen in die Erscheinung tritt, die zuvor sich hindurchgearbeitet durch die einzige Pforte, welche zu dauerndem Erfolge aufgethan ist, durch die Treue im Kleinen. Ernst Curtius hat am Ende seines Buches eine Reihe von denen genannt, die in neuerer Zeit an der Wiederentdeckung Athen's gearbeitet, aber er hat dabei den Namen eines Mannes verschwiegen, den nachzutragen unsre Pflicht ist, da er Allen voran, seit einem halben Jahrhundert unablässig um jene einzige Stadt sich bemüht hat: dieser Mann ist er selber. Seit er am 22. December 1841 mit einer Schrift über die Häfen Athen's die Doctorwürde erworben, ist die Stadt im Mittelpunkte seiner Studien geblieben; es ist ihm die hohe Freude beschieden worden, seine Erfolge mit seinen Bemühungen immer wachsen zu sehen: ist es doch auch ihm zu danken, daß Attika nunmehr fast vollständig durch Officiere unsres Großen Generalstabes mit all der Genauigkeit aufgenommen ist, welche einer der denkwürdigsten Schauplätze menschlicher Geschichte verdient. Auch die dem vorliegenden Bande beigegebenen Karten, die von Herrn Kaupert herrühren, sind wahre topographische Gemälde. Herrn Milchhöfer aber, der im ersten Theile die antiken Schriftquellen zur Topographie Athen's im Wortlaute zusammengestellt hat, möge das Be-

wußtsein erheben, daß seine mühevolle und selbstlose Arbeit ihm alle Mitforscher danken werden, welche eine sehr würdige Aufgabe darin erblicken, Anderen Zeit und Mühe zu ersparen und dadurch gewissermaßen deren Leben zu verlängern.

Dem verehrten Manne aber wollen wir gleichsam zur Nachfeier seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums unsern innigen Dank dafür aussprechen, daß er hier eine reiche Lebensarbeit zusammengefaßt hat. Es ist ihm gelungen, was er sich vorgesetzt, „ein klares Gesammtbild zu entwerfen und die Hauptpunkte aus dem Staube, den die antiquarischen Einzelforschungen aufgerührt haben, in eine freiere Luftschicht und einen größeren Zusammenhang zu bringen." Die Gesammtwirkung des Gemäldes bleibt für alle Zeit gesichert, mögen Einzelheiten als verzeichnet sich erweisen, ja selbst, wenn im Verlaufe der Bodenforschung ganze Theile neu erwogen werden müßten. Denn was an diesem Werke unvergänglich bleiben *muß*, das steht über allen Zufälligkeiten: es ist die wundervolle Verknüpfung von Schauplätzen, Zuständen und Geschehnissen, die deswegen von so eminenter Fruchtbarkeit ist, weil sie auf dem Boden der Natur selber erwächst.

Schon vor fast vier Jahrzehnten hat Ernst Curtius im „Peloponnesos" ein leuchtendes Vorbild historisch-topographischer Forschung hingestellt; aber wo wäre ein Ort, der an Reichthum überlieferter und sichtbarer Züge mit Athen sich vergleichen ließe? Daß Curtius seine Gestaltungskraft, deren wunderbare Jugendfrische von den Jahren unberührt zu bleiben scheint, auch an diesem glänzendsten Beispiele durchgeführt hat, dafür können wir ihm auf keine bessere Weise danken, als daß wir ihm folgen auf dem von ihm betretenen Wege, und ich denke, daß auch ihm selber nichts erwünschter und erfreulicher wäre.

Gustav Hirschfeld.

„Ubaldino Peruzzi".

Meine Frage am Schluß des Nekrologs von Ubaldino Peruzzi (Deutsche Rundschau, Januarheft 1892, S. 116), ob der edle Todte nicht doch in Santa Croce zu Florenz die bleibende Stätte finden werde, ist rasch beantwortet worden. In seiner Sitzung vom 9. December 1891 nahm das italienische Parlament einen ihm von dem Minister des Innern präsentirten Gesetzentwurf einstimmig an, nach welchem auf einmüthigen Antrag des Stadtraths von Florenz die Beisetzung der Leiche des Verstorbenen in der Capella Peruzzi in Santa Croce genehmigt wird. Da es durch das Gesetz vom 22. December 1888 in Italien verboten ist, einen Todten irgendwo anders zu bestatten als auf einem Todtenhofe, muß jede Ausnahme von dieser Bestimmung durch ein besonderes Gesetz sanctionirt werden.

O. H.

„Wohlthätige und wohlthuende Frauen".

Von dem Director der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft, Herrn James Watt zu Berlin, erhalten wir nachstehende, vom 17. December 1891 datirte Zuschrift:

Geehrter Herr!

In dem December-Heft Nr. 3 der „Deutschen Rundschau" befindet sich in dem Aufsatz „Wohlthätige und wohlthuende Frauen" der Satz:

„Wer würde aber glauben, daß jahrelang die Bibeln der Englischen Bibelgesellschaft von Händen gebunden worden sind, die gleichzeitig nach unsittlichem Lohn ausgestreckt wurden," was wir Sie auf Grund des Preßgesetzes dahin zu berichtigen bitten:

1. Die Britische Bibelgesellschaft hat keine eigenen Buchbindereien und beschäftigt in Berlin denselben Buchbinder, welcher auch für die Preußische Haupt-Bibelgesellschaft und andere Buchhändler arbeitet.

2. Wie bei jeder anderen Verlagsbuchhandlung steht uns das Recht nicht zu, die Löhne der von uns beschäftigten Buchbinder zu controliren.

3. Die Billigkeit unserer Verkaufspreise ist durch Verwendung von Beiträgen, nicht durch billige Herstellungspreise, erzielt; im vergangenen Jahre mußten wir hierfür 135 145 Mark 85 Pf., d. h. 45 Pf. für jedes Exemplar zusetzen.

Hochachtungsvoll

James Watt.

Wir haben dieser „Berichtigung" Raum gegeben, obwohl sie den Punkt nicht trifft, ja nicht einmal berührt, um den es sich handelt. Denn nicht von „eigenen Buchbindereien" der Bibelgesellschaft, am wenigsten von solchen in Berlin oder Köln oder Frankfurt a. M. (denn auch aus diesen Städten sind uns ähnliche Schreiben von betheiligter Seite zugegangen) ist in dem Aufsatze des Herrn Professor Julius Post die Rede, noch spricht er darin von dem, was heute geschieht, sondern von dem, was „jahrelang" geschehen ist; und daß in Bezug hierauf seine Behauptung nur allzu sehr begründet war, erhellt unter Anderem aus dem folgenden Auszug aus den „Evangelisch-socialen Zeitfragen", erste Reihe, viertes Heft, 1891, S. 11 „Christenthum und Arbeiterbewegung" (Dr. Walther Lotz), woselbst es heißt: „Aber unbestreitbare Thatsache ist jedenfalls eines: daß nämlich 1845 die Bibelgesellschaft ein Fräulein Watkins mit dem Einbinden einer gewissen Art von Bibeln beauftragt hat, welche notorisch die Mädchen, die sie verwendete, aufs Aeußerste ausgepreßt hat. Daß diese Mädchen durch die Geringfügigkeit ihres Verdienstes vielfach gezwungen wurden, des Nachts auf den Straßen einen Nebenerwerb zu suchen, ist eine durch Veröffentlichungen, die ich Ihnen übergeben kann, beglaubigte Wahrheit, keine Erfindung"[1]). Gegen die Buchbindereien in den genannten deutschen Städten irgend einen Vorwurf dieser Art zu erheben, hatten wir weder die Absicht, noch einen Anlaß.

[1]) Vergl. Appeal of the Journeymen Bookbinders of London and Westminster to the Committee, Members, Donors and Subscribers of the British and Foreign Bible Society and the religious public in general, on the subject of cheap Bibles. 1849. p. 2; ferner An adress to the Donors, Subscribers and friends of the British and Foreign Bible Society and the religious public in general by the Journeymen etc. in reply to a statement of the contractress of the above Society contradictory of certain portions of their: „Appeal on the subject of Cheap Bibles." Vom 10. October 1849, S. 7: Reply to a letter from the Committee of the Southwark auxiliary Bible Society to the Committee of the British and Foreign Bible Society etc. Vom 25. März 1850, S. 10—12: Die „Contractress", welche für wöchentlich sechzig Arbeitsstunden in guten Wochen 6 sh, im Jahresdurchschnitt 4—5 sh wöchentlich Lohn zahlte, hieß in der That Miß Watkins. Vergl. auch Brentano's „Die christlich-sociale Bewegung in England", zweite Aufl., Leipzig 1883, S. 39. — Die derart hergestellten Bibeln wurden um 10 d verkauft, während die Herstellungskosten bei ehrbarer Production mindestens 10³/₄ d betrugen. Die „Pearl Bible" einer anderen Bibelgesellschaft, gegen welche keine Klagen über Ausbeutung vorlagen, der Society for promoting christian knowledge, konnte nur zu 1 sh 1 d geliefert werden. Daß Unsittlichkeit unter den von Miß Watkins beschäftigten Mädchen die Folge der ungenügenden Löhne war, bezeugen alle die drei angeführten Actenstücke passim.

λ. **Quellen zur deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte.** Zusammengestellt und mit Anmerkungen versehen von H. O. Lehmann, Prof. in Marburg. Berlin, Verlag von Otto Liebmann. 1891.

Oscar Jäger sagt in seinen „Bemerkungen über den geschichtlichen Unterricht“: „Dort — (bei der Lectüre griechischer und römischer Historiker) — schaut der Schüler das Leben einer interessanten Vergangenheit unmittelbar und mit eigenen Augen; ... er erarbeitet sich den intellectuellen Genuß, den dieses Betrachten längst entschwundenen Lebens gewährt, während er dem Geschichtsvortrage bloß folgen kann, gelangweilt, wenn er langweilig, neugierig, wenn er anziehend ist; aber in jedem Falle ohne jene intensive Freude, welche die ernste, productive Arbeit gegenüber der bloß receptiven begleitet.“ In dem Bestreben, den Schüler in die Quellen selbst einzuführen, ist im Laufe der Jahre eine Reihe von Hilfsmitteln geschaffen worden, welche dem historischen Vortrage als Grundlage dienen sollen. Das Beispiel der höheren Schulen hat auf der Universität Nachahmung gefunden; auch für den akademischen Unterricht besitzen wir jetzt eine Anzahl von „Quellenbüchern“. In den Stücken, welche Lehmann in chronologischer Folge bietet, stellen sich die Marksteine der Entwicklung des deutschen Reiches und Rechtes dar von Cäsar und Tacitus an bis zu den Zeiten des norddeutschen Bundes und des neuen Reiches. Sollten die Quellen den Zeitraum von fast zwei Jahrtausenden umfassen und dabei den Umfang eines mäßig großen Buches nicht überschreiten, so mußte der Verf. aus den Gesetzbüchern und Urkunden nur das Wichtigste herausheben, und das ist überall mit richtigem Tacte geschehen. Auch wer einmal einen Paragraphen oder eine ihn gerade interessirende Urkunde nicht darin findet, wird den Herausg. darum nicht tadeln dürfen. Man kann es in solchen Fällen nicht Jedem recht machen. — Im Vorwort ist kurz angegeben, aus welchen Werken die Stücke genommen sind, manchmal zu kurz; denn eine Angabe wie „Neue und vollständigere Sammlung“ genügt weder für den Studenten noch den Geschichtsfreund. Die Texte sind, so viel wir sehen, recht correct; bei der Goldnen Bulle hätte wohl auf Harnack's Ausgabe verwiesen werden können, und im Wormser Concordat, dessen kaiserliche Ausfertigung noch im Original erhalten ist, sind manche Stellen nach der Publication von Sickel-Breslau zu verbessern. — Wir wünschen, daß das Buch auch außerhalb der Universität Leser finde und zur Kenntniß der deutschen Vergangenheit das Seinige beitrage.

αqλ. **Die Lehre von der Theilnahme und die Rechtsprechung des deutschen Reichsgerichts.** Kritische Studien von Dr. Karl Birkmeyer, ordentlichem öffentlichen Professor der Rechte an der Universität zu München. Berlin, Otto Liebmann. 1890.

Solange es Strafgesetze und eine Wissenschaft des Strafrechts gibt, sind die Ansichten darüber auseinandergegangen, ob bei Bestimmung des Begriffs der strafbaren Handlungen, bei Bemessung der Strafe mehr die subjective Seite, d. h. der auf Verübung der Strafthat gerichtete Wille des Thäters, oder die objective Seite, der erzielte verbrecherische Erfolg, in Betracht zu ziehen ist. Auch in der Lehre von der Theilnahme am Verbrechen, d. h. von der Verübung einer strafbaren Handlung durch mehrere Personen (verschiedene Thäter [Mitthäter], Thäter und Gehilfe, Thäter und Anstifter) wird von einem Theil unserer Rechtslehrer das entscheidende Gewicht auf den Erfolg der Thätigkeit der Theilnehmer gelegt — objective Theilnahmetheorie —, während von anderen, den Vertretern der subjectiven Theilnahmetheorie, der Unterschied zwischen Thätern und Theilnehmern und der verschiedenen Arten von Theilnehmern in der verschiedenen Willensrichtung der zu der Begehung der strafbaren Handlung zusammenwirkenden Personen gefunden wird. Das eigentliche Haupt der letzteren Schule ist neuerdings von Buri. Der Zweck der vorliegenden, außerordentlich gründlichen und scharfsinnigen Abhandlung ist einmal, diese Theorie v. Buri's zu widerlegen. Abgesehen von diesem rein wissenschaftlichen verfolgt Birkmeyer aber einen praktischen Zweck. Er legt dar, daß unser höchster deutscher Gerichtshof wesentlich unter dem Einfluß v. Buri's (vgl. S. 230. 231) in der Rechtsprechung sich grundsätzlich auf den Boden der subjectiven Theilnahmetheorie gestellt habe. Dies hält Birkmeyer an sich für unrichtig. Es befremdet ihn aber umsomehr, als unser deutsches Strafgesetzbuch in den von der Theilnahme handelnden §§ 47 bis 50 unzweifelhaft die Strafbarkeit der Theilnehmer nach dem von ihnen erreichten Erfolge, d. h. nach objectiven Merkmalen, beurtheilt wissen will. Die Rechtsprechung des Reichsgerichts befindet sich also im Widerspruch mit dem Strafgesetzbuche selbst. Das Gericht glaubt diesen Widerspruch rechtfertigen zu können durch Hinweis auf eine Stelle der Motive zum revidirten Entwurf des Strafgesetzbuchs, in welcher es heißt, daß bei der Beurtheilung der Theilnehmer „nicht sowohl das Maß und die Bedeutung der Mitwirkung zu der That, als vielmehr die Absicht, aus welcher sie entsprungen, das wesentlich entscheidende Moment bilden wird.“ Mit Recht macht Birkmeyer geltend, daß, wo, wie hier, der Wille des Gesetzgebers im Gesetz selbst einen klaren und unzweideutigen Ausdruck gefunden, eine einzelne Stelle der Begründung nicht gegen das Gesetz in's Feld geführt werden kann. — Ist also dieser grundsätzliche Standpunkt des Reichsgerichts ein irriger, so ist es, wenn man, wie Birkmeyer, die gesammte Rechtsprechung des Reichsgerichts auf diesem Gebiete unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten beurtheilt, weiterhin bedauerlich, daß dieser Standpunkt keineswegs beharrlich und mit Folgerichtigkeit festgehalten wird. An zahlreichen Urtheilen des Reichsgerichts wird vom Verfasser mit Erfolg der Nachweis geführt, daß ihre Begründung mit der subjectiven Theilnahmetheorie nicht vereinbar ist. Stellt man sich aber auf den Boden der Praxis, so wird man allerdings

eine solche Inkonsequenz weniger beklagen, im Gegentheil es vielleicht eher als ein Glück bezeichnen müssen, daß im großen Ganzen das Reichsgericht sich in seiner Rechtsprechung nicht sowohl und jedenfalls nicht ausschließlich von wissenschaftlicher Theorie hat leiten lassen, als vielmehr das Gesetz selbst zur Richtschnur genommen hat. Und deswegen macht das Sündenregister, in welchem Birkmeyer seine Ausführungen zusammenfassend beschließt, keinen allzu niederschmetternden Eindruck. Uebrigens ist das Buch mit Ruhe, Ernst und Sachlichkeit geschrieben; nur selten findet man eine schärfere Ausdrucksweise, und man glaubt gern den Versicherungen des Vorworts, daß es dem Verf. keine Freude gewesen ist, das höchste Gericht im deutschen Reiche bekämpfen zu müssen. Der Verfasser hat ausschließlich für den sachverständigen Kenner des Strafrechts geschrieben. Daß die von ihm bekämpfte Rechtsprechung des Reichsgerichts auch zu bedenklichen Consequenzen für die literarischen Kreise führen und das vorliegende Buch auch für diese besonderen Werth erlangen kann, sehen wir in dem seiner Zeit in der Presse vielbesprochenen Urtheil des Reichsgerichts vom 16. Februar 1891, in welchem der Corrector eines strafbaren Zeitungsartikels als Theilnehmer bestraft ist, weil er den strafbaren Inhalt gekannt und also in bewußter Weise zur Herstellung der Druckschrift mitgewirkt habe. —

aq. **Geschichte des Kammergerichts in Brandenburg-Preußen,** bearbeitet von Dr. jur. Friedrich Holtze. Zweiter Theil: Das Kammergericht von 1540 bis 1688. Mit dem Porträt von M. F. Seidel. Berlin, Verlag von Franz Vahlen, 1891.

Der erste Band dieses Werkes ist in Band LVI, S. 319 der „Rundschau" 1891 angezeigt. In dem vorliegenden mit anerkennenswerther Pünktlichkeit erschienenen zweiten Bande wird die Geschichte des Kammergerichts bis zum Tode des großen Kurfürsten weitergeführt, während es die ursprüngliche Absicht des Verfassers war, diesen Band erst mit der Thronbesteigung Friedrich's des Großen abzuschließen. Lediglich der äußerliche Grund, sein Buch nicht zu sehr anschwellen zu lassen, hat den Verfasser zu dieser Aenderung seines Planes veranlaßt. Die Erzählung umfaßt die Regierungszeit der Kurfürsten Joachim II., Johann Georg, Joachim Friedrich, Johann Siegismund, Georg Wilhelm und Friedrich Wilhelm. Unter fast allen Regenten finden wir, besonders zu Beginn ihrer Regierungen, Versuche und Anläufe, die Verfassung des Kammergerichts zu ändern. Alle diese Versuche scheitern. Nur in geringen und untergeordneten Punkten wird an dem durch die Kammergerichtsordnung von 1540 geschaffenen Zustande hier und da geändert. Der Verfasser schildert nach den Akten und sonstigen Urquellen die verschiedenen Reformversuche, ihren Anlaß und ihre Urheber, meist Kanzler oder Vicekanzler, welche zugleich Vorsitzende des Kammergerichts waren. Er giebt eingehende Mittheilungen über die bedeutenderen Mitglieder des Kammergerichts, die Grundsätze, welche bei Besetzung der Stellen obwalteten, die Beziehungen zwischen den adligen und bürgerlichen Kammergerichtsräthen u. dgl. Auch der vorliegende Band enthält daneben mancherlei für den Kulturhistoriker werthvolle Einzelheiten, so z. B. viele Züge aus dem damaligen Berliner Leben, die ganze Schilderung der Thätigkeit des Kammergerichts zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, während dessen es fast andauernd seinen Sitz in Berlin behielt, nur einige Monate nach Bernau übersiedelte. Während die Stellung der Kammergerichtsräthe im Allgemeinen eine sehr angesehene und gut bezahlte war, berührt es, wie der Verf. S. 122 mit Recht bemerkt, „peinlich, wenn man liest, wie kleine Edelleute dem märkischen Kanzler „ein schlechtes Reh" zuschicken und an diese Sendung die Bitte um Beantwortung irgend einer schwierigen Lehnsrechtsfrage knüpfen und diese Bitte mit Dank „für das stattliche Reh" gewährt erhalten." Von weitgehendem allgemeinen Interesse erscheint die Darstellung von den Streitigkeiten zwischen dem Kammergericht und dem märkischen Landadel in den ersten Regiegierungsjahren des großen Kurfürsten, den letzten des dreißigjährigen Krieges, über die von den Grundbesitzern beanspruchten Stundungen, Erlasse und Ermäßigung schuldiger Hypothekenzinsen. Mit lobenswerther Pflichttreue wies das Kammergericht hier die weitgehenden Ansprüche der damaligen Agrarier grundsätzlich zurück, und sprach sich nur für billige Behandlung derartiger Angelegenheiten von Fall zu Fall aus. Der jugendliche Kurfürst gab zwar dem Kammergericht theoretisch Recht, beschämte es aber doch tief durch die bekannte Aufhängung des Bildes von Kambyses und dem bestochenen Richter im Sitzungssaale. (20. April 1643.) Das auch in der „Rundschau" eingehend besprochene meisterhafte Werk Stölzel's „Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung" ist von dem Verfasser selbstverständlich, soweit es anging, benutzt worden, wobei hier und da Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und Stölzel hervortreten, auf welche im Einzelnen einzugehen hier kein Anlaß vorliegt. Nur müssen wir bemerken, daß wir Stölzel's Urtheil über den Kanzler Christian Distelmeier denn doch wohl für das richtigere halten. Auch der jüngere Distelmeier war, wenngleich seinem Vater Lamprecht nicht ebenbürtig, ein bedeutenderer Mann, als Holtze annimmt.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aronstein. — Benjamin Disraeli's Dichtungen. I. Disraeli's Leben und Jugendschriften. Von Dr. ph. Aronstein. Offenbach a. M. Theodor Steinmetz Hofbuchhandlung (Karl Seyd). 1892.

Asher's Collection of English Authors. Vol. 276: The Story of Chris. By Rowland Grey. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1892.

Bibliothek der Frauenfrage, herausgegeben von Frau J. Kettler. Heft 1: Was wird aus unsern Töchtern? Von Frau J. Kettler. 5 Auflage. Weimarer Verlagsanstalt in Weimar.

Binder-Krieglstein. — Realismus und Naturalismus in der Dichtung. Ihre Ursachen und ihr Werth. Eine Studie von Karl Freiherr von Binder-Krieglstein. Leipzig. Duncker & Humblot. 1892.

Bismarck-Anthologie. Eine systematisch geordnete Blütenlese aus Bismarcks Reden und Briefen. Stuttgart. Verlag von Otto Weisert. 1891.

Brand. — Venus Astaroth. Dichtungen von Julius Brand. Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhändler.

Brenning. — Gottfried Keller nach seinem Leben und Dichten. Ein Versuch von Emil Brenning. Bremen. Verlag und Druck von M. Heinsius Nachfolger. 1892.

Comenius-Studien, Heft 1: Was muss uns veranlassen, im Jahre 1892 das Andenken des A. Comenius festlich zu begehen? Vortrag von A. Castens, Seminar-Direktor in Hadersleben. Znaim, 1892. Fournier & Haberler (Karl Bornemann).

David. — Gedichte von J. J. David. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden. 1892.

Denkmäler der Aelteren deutschen Litteratur für den litteraturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten im Sinne der amtlichen Bestimmungen vom 31. März 1882 herausgegeben von Dr. Gotthold Bötticher, Oberlehrer am Lessing-Gymnasium, und Dr. Karl Kinzel, Ord. Lehrer am Grauen Kloster zu Berlin III, 2: Martin Luther. 1. Schriften zur Reformationsgeschichte und verwandten Inhaltes. III, 3: Martin Luther. 2. Vermischte Schriften weltlichen Inhaltes, Fabeln, Dichtungen ꝛc. Von Dr. Richard Neubauer, Professor am Grauen Kloster in Berlin. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1890 91.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Begründet von Franz von Holtzendorff. Neue Folge. Sechster Jahrgang. Heft 92: Die Lehre Henry Georges. Von Dr. J. G. Weiß in Adelsheim. Hamburg 1891. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Deym. — Friedrich Graf Deym (geb. 1801, gest. 1853) und die österreichische Frage in der Paulskirche. Vom Grafen Franz Xav. Deym, Regierungsrath in Breslau. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel 1891.

Die jüdische Litteratur seit Abschluss des Kanons. Eine prosaische und poetische Anthologie mit biographischen und litterargeschichtlichen Einleitungen unter Mitwirkung von Prof. Dr. W. Bacher u. a. herausgegeben von J. Winter, Rabbiner Dr., und Aug. Wünsche, Prof. Dr. theol. u. phil. 2. Lieferung: Der Talmud. Mischna und Thosephtha. Trier. Sigmund Mayer. 1891.

Flaubert. — Madame Bovary. Ein Sittenbild aus der Provinz von Gustave Flaubert. Uebersetzt von Josef Ettlinger. Mit einem Nachwort. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Flemming. — „Unser Hans". Erzählung von F. Flemming. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Freie Kritik. Unterredungen eines freundschaftlichen Kreises über literarische Gegenstände. I. Heft: „Einsame Menschen" von Gerhart Hauptmann. Leipzig. Literarische Anstalt (August Schulze). 1892.

Gebhardt. — Handbuch der Deutschen Geschichte. In Verbindung mit R. Bethge, W. Schultze, H. Hahn, E. Köhler, F. Großmann, G. Liebe, G. Ellinger, G. Erler, G. Winter, F. Hirsch, A. Kleinschmidt herausgegeben von Bruno Gebhardt. I. Band: Von der Urzeit bis zur Reformation. — II. Band: Von der Reformation bis zum Frankfurter Frieden. Nebst einer Uebersicht über die Ereignisse bis zum Jahre 1890. Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 1892.

Goethe und Charlotte von Stein. Acht Lieder. London: Druck und Verlag von Aug. Siegle. 1891.

Gregorovius. — Der Himmel auf Erden in den Jahren 1901 bis 1912. Von Emil Gregorovius. Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1892.

Haarmann. — Das Eisenbahn-Geleise von A. Haarmann, Generaldirektor des Georgs-Marien-Bergwerks- und Hütten-Vereins. Geschichtlicher Theil. Mit 1837 in den Text gedruckten Holzschnitten. Erste und zweite Hälfte. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1891.

Hauff. — Hauff's Werke. Illustrirte Ausgabe. Lieferung 15–20. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt.

Hausrath. — Arnold von Brescia. Von Adolf Hausrath. Leipzig. Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. 1891.

Heyse. — Wahrheit? Schauspiel in drei Akten von Paul Heyse. (Dramatische Dichtungen. 25. Bändchen.) Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1892.

Janitschek. — Lichthungrige Leute. Novellen von Maria Janitschek. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Klauwell. — Musikalische Bekenntnisse. Aphoristische Bemerkungen zur Tonkunst. Von Otto Klauwell. Zweite, durchgesehene Auflage der „Musikalischen Gesichtspunkte". Leipzig, Wolfgang Gerhard. 1892.

Kluge. — Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache von Friedrich Kluge, Professor an der Universität Jena. Fünfte verbesserte Auflage. 2. Lieferung. Straßburg, Karl J. Trübner. 1892.

Kont. — Balladenbuch. Choix de Ballades Allemandes. Avec une Introduction et des Notes. Par J. Kont, Agrégé de l'Université, Professeur au Lycée du Havre. Paris. Garnier Frères, Libraires-Editeurs.

Körper-Erziehung und Schulreform. Von einem rheinischen Juristen. Hannover—Linden. Verlags-Anstalt von Manz & Lange. 1891.

Kottié. — Die Natural-Contribution als System für die Verpflegung der Armee im Felde. Studie von J. N. Ritter von Kottié, K. K. General-Intendant a. D. Graz. Verlagsbuchhandlung „Styria". 1890.

Krause. — The Growth of German Unity. An historical and critical Study by Gustav Krause. London. David Nutt. 1892.

Kühn. — Die Prostitution im neunzehnten Jahrhundert. Ihre Gefahren und deren Abwendung. Von Dr. Julius Kühn. Nach dem Tode des Verfassers neu herausgegeben von Dr. Ed. Reich. Vierte Aufl. Leipzig. Verlag von H. Barsdorf. 1892.

Kuntze. — Gustav Theodor Fechner (Dr. Mises). Ein deutsches Gelehrtenleben. Von Prof. Dr. jur. J. E. Kuntze, Geh. Hofrath. Mit drei Bildnissen. Leipzig. Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. 1892.

Lou Andreas-Salomé. — Henrik Ibsen's Frauengestalten nach seinen sechs Familien-Dramen: Ein Puppenheim. — Gespenster. — Die Wildente. — Rosmersholm. — Die Frau vom Meere. — Hedda Gabler. Von Lou Andreas-Salomé. Berlin, Verlag von Hugo Bloch 1892.

Moleschott. — Plaudereien für kleine und große Kinder von Sophie Moleschott. Verlag von Emil Roth in Gießen.

Nagel v. Brawe. — Mausfall-Marie. Eine Künstlergeschichte von Hans Nagel v. Brawe. Glogau, Verlag von Carl Flemming.

Oeri. — Die Mädchen von Trachis oder das Problem des Erdenglücks. Tragödie des Sophokles, übersetzt und mit erklärender Einleitung versehen von Jacob Oeri. Basel, Verlag von Carl Sallmann. 1892.

Ragnisco. — Documenti inediti e rari intorno alla vita ed agli scritti di Nicoletto Vernia e di Elia del Medigo. Di Prof. Pietro Ragnisco. Padova. Tipografia Gio. Batt. Randi. 1891.

Ragnisco. — Nicoletto Vernia. Studi storici sulla filosofia padovana nella 2.ª metà del secolo decimoquinto del Prof. Pietro Ragnisco. Venezia. Tip. Antonelli. 1891.

Reder. — Wotan's Heer. Eine Märe aus dem Odenwald. Von Heinrich von Reder. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Reichau. — Ursprung und Wesen der Schule. Von Dr. Heinrich Reichau, Oberlehrer an der Guerickeschule zu Magdeburg. Magdeburg. Druck und Verlag von E. Baensch jun. 1891.

Roberts. — Aus Mitleid. — Die gekaufte Stimme. — Des Kaisers Fünf u. s. w. Neue Novellen und Skizzen von Alexander Baron von Roberts. Berlin. Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 1891.

Sailer. — Introduzione allo studio della letteratura. Di Luigi Sailer. Milano. Tipografia e libreria editrice Giacomo Agnelli. 1880.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. Neue Folge. Sechste Serie. Heft 138: Die Sage von der Doppelehe eines Grafen von Gleichen. Von Carl Reineck in Arnstadt. Mit einem Titelbilde in Lichtdruck. — Heft 139: Falb und die Erdbeben. Von Dr. Chr. Tarnuzzer in Chur. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1892.

Scheffler. — Michelangelo. Eine Renaissancestudie von Ludwig von Scheffler. Altenburg. Verlag von Stephan Geibel. 1892.

Schlesische Zeitung. — 150 Jahre Schlesische Zeitung 1742—1892. Ein Beitrag zur vaterländischen Kulturgeschichte. Breslau. Verlag von Wilh. Gottl. Korn. 1892.

Schöbel. — Unser Teufelchen und andere Novellen von Agnes Schöbel. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Schubin. — Gräfin Eritas Lehr- und Wanderjahre. Roman von Ossip Schubin. Drei Bände. Braunschweig. George Westermann. 1892.

Schubin. — Thorschlußpanik. Erzählung von Ossip Schubin. Zweites Tausend. Dresden und Leipzig. Verlag von Heinrich Minden. 1892.

Schulz. — Catalogue méthodique des Revues et Journaux parus à Paris jusqu'à fin 1891. Publié par Albert Schulz. Paris Librairie Albert Schulz.

Stern. — Ausgewählte Gedichte von Maurice Reinhold von Stern. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag.

Stoltze. — Die gemeinschaftliche Hochzeitsreise. Schwank in sieben Bildern von Adolf Stoltze. Frankfurt a. M. Druck von Gebrüder Knauer. 1891.

Stoltze. — Adolf Stoltze's Gesammelte Schriften. Erster Band: Gedichte in Frankfurter Mundart. — Zweiter Band: Durch den kaufmännischen Verein. — Verspekuliert. — Der Jubiläumsgast. Druck und Verlag Gebrüder Knauer in Frankfurt am Main. 1892.

Teuber. — Im Kreuzgang. Skizzen und Geschichten aus der Klosterwelt. Von Oscar Teuber. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Thude. — Führer durch das Museum von Gizeh von Leo Thude. Kairo. Selbstverlag des Verfassers.

Universal-Bibliothek für die Jugend. Nr. 255/256: Erzählungen von G. H. v. Schubert. Ausgewählt und bearbeitet von B. Schlegel. Mit vier Abbildungen von J. Kleinmichel. — Nr. 257/259: Der neue Robinson oder die Schicksale Philipp Ashton's unter Seeräubern und auf der Insel Anatan von G. H. v. Schubert. Bearbeitet von B. Schlegel. Mit sechs Abbildungen von A. Knötel. — Nr. 260/262: Mutter und Kind in deutschen Liedern und Reimen, für die Jugend ausgewählt von O. M. Seidel. Mit sechs Abbildungen von H. Lefler. — Nr. 263/265: Spiel und Scherz. Deutsche Spiele und Neckereien für die Jugend ausgewählt von O. M. Seidel. Mit sechs Abbildungen von H. Lefler. — Nr. 266/267: Kindermärchen. Erzählt von Aurelie. Mit vier Abbildungen von Fritz Bergen. — Nr. 268/271: Jugendmärchen. Erzählt von Aurelie. Mit acht Abbildungen von Fritz Bergen. — Nr. 272/273: Märchen von H. C. Andersen. Ausgewählt und aus dem Dänischen übersetzt von J. Cal. Poestion. Mit vier Abbildungen von E. Herger. Zweite Sammlung. Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Unserm kleinen Guck-in-die-Welt. Illustrirt von Will. Gibbons und Andern. Stuttgart. Verlag von Gustav Weise.

Vely. — Wer sühnt's? Roman von E. Vely. Mannheim. Druck und Verlag von J. Bensheimer. 1891.

Verdy du Vernois. — Studien über den Krieg. Auf Grundlage des deutsch französischen Krieges 1870/71 von J. v. Verdy du Vernois, General der Infanterie. Erster Theil: Ereignisse in den Grenzbezirken. (Vom 15. Juli bis 2. August 1870.) 1. Heft. Nebst einer Anlage (Ordre de bataille der französischen Armee), einer Skizze (Nr. 1) und einer Karte (Nr. 1). Berlin 1891. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Verne. — Cäsar Cascabel. Von Jules Verne. Mit 85 Zeichnungen von Georg Roux und einer geographischen Karte in Farbendruck. Berlin. Verlag von Herm. J. Meidinger.

Vischer. — Allotria von Friedrich Theodor Vischer Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1892.

Vogel. — Praktisches Taschenbuch der Photographie. Ein kurzer Leitfaden für die Ausübung aller gebräuchlicheren photographischen Verfahren. Für Fachmänner und Liebhaber verfasst von Dr. E. Vogel, Assistent am Photochem. Laboratorium der Kgl. Technischen Hochschule zu Berlin. Mit vielen Abbildungen und einem ausführlichen Sachregister. Berlin. 1891. Verlag von Robert Oppenheim (Gustav Schmidt).

Völderndorff. — Harmlose Plaudereien eines alten Münchners. Von Otto Freiherrn von Völderndorff. München. 1892. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

Volkelt. — Vorträge zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. Gehalten zu Frankfurt a. M. im Februar und März 1891 von Johannes Volkelt, Professor der Philosophie an der Universität in Würzburg. München 1892. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

Walcker. — Die Verhütung und die Beilegung von Streiks. Von Dr. Karl Walcker, Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig. München 1892. Verlag des Literarischen Instituts von Dr. M. Huttler, Konrad Fischer, Buch- und Kunstdruckerei.

Waldmann. — Fahrten und Abenteuer im deutschen Elchlande von C. Waldmann. Mit 32 Photographien nach Originalzeichnungen von Albert Richter. Leipzig. Verlag und Druck von Otto Spamer.

Wedekind. — Frühlings Erwachen. Eine Kindertragödie. Von Fr. Wedekind. Zürich. Verlag von Jean Groß.

Weech. — Badische Biographien. Herausgegeben von Dr. Friedrich von Weech, Großh. Bad. Kammerherrn und Direktor des General-Landesarchives. Vierter Theil. Karlsruhe. Druck und Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung. 1891.

Wegele. — Das Nordseebad Sylt. Eine Studie von Dr. Carl Wegele, Badearzt in Königsborn i. Westfalen (vorm. 1. Badearzt auf Sylt). Mit einer Karte. Tondern u. Westerland. Druck u. Verlag von F. Dröhse.

Wehl. — Dramaturgische Bausteine. Gesammelte Aufsätze von Fedor Wehl. Aus dem Nachlasse Wehl's herausgegeben von Eugen Kilian. Oldenburg und Leipzig. Schulze'sche Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei (A. Schwartz).

Weise. — Gustav Weise's Bilderwelt. Erster Anschauungs-Unterricht in 400 Abbildungen aus Haus und Hof, aus Wald und Feld. Verlag von Gustav Weise in Stuttgart.

Weismann. — Gedichte von Heinrich Weismann, ehemaligem Direktor der Elisabethenschule zu Frankfurt am Main. Mit biographischer Einleitung nach des Verfassers Tode herausgegeben von Heinrich Bulle. Mit einem Bilde Weismann's. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1891.

Weltuntergangsdämonen an der Arbeit. Von Z. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag.

Welzhofer. — Sophokles' Antigone. Ein Beitrag zur Geschichte und Beurteilung des antiken Dramas. Von Heinrich Welzhofer. Berlin. Verlag von Oswald Seehagen.

Wesendonck. — Der modern-religiöse Wahnsinn oder Christi Lehre — keine göttliche Lehre, Graf Leo Tolstois Evangelium-Narrheit. Von Dr Herm Wesendonck, Verfasser von „Die neueste religiöse Bewegung und die Religion der Zukunft" u. s. w. Leipzig. Dr. H. Wesendonck's Selbstverlag. 1892.

Westermann. — Die Schildner von Alt Zürich. Ein Gedicht von Albert Westermann. Stuttgart. Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer. 1892.

Westermann. — Die zu Gersau. Ein Gedicht von Albert Westermann. Zweite Auflage. Stuttgart. Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer. 1892.

Wichert v. Gogh. — Flügelschläge des Neuen Jahrhunderts. Gedichte von Otto Wichert v. Gogh. Zürich 1891. Verlagsmagazin (J. Schabelitz).

Wichmann. — Volksthümliche Geschichten. Vier Erzählungen von Franz Wichmann. Konstanz 1891. Verlag von W. Meck's Buchhandlung.

Wichmann. — Dichter-Ehe. Roman von Franz Wichmann. Leipzig. Verlag von Robert Claußner. 1892.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Rudolf Schwartz in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Frau Jenny Treibel

oder

„Wo sich Herz zum Herzen findt".

Roman

von

Theodor Fontane.

Neuntes Capitel.

Eine Woche war vergangen und über dem Schmidt'schen Hause lag eine starke Verstimmung; Corinna grollte mit Marcell, weil er mit ihr grollte (so wenigstens mußte sie sein Ausbleiben deuten), und die gute Schmolke wiederum grollte mit Corinna wegen ihres Grollens auf Marcell. „Das thut nicht gut, Corinna, so sein Glück von sich zu stoßen. Glaube mir, das Glück wird ärgerlich, wenn man es wegjagt und kommt dann nicht wieder. Marcell ist, was man einen Schatz nennt oder auch ein Juwel, Marcell ist ganz so wie Schmolke war." So hieß es jeden Abend. Nur Schmidt selbst merkte nichts von der über seinem Hause lagernden Wolke, studirte sich vielmehr immer tiefer in die Goldmasken hinein und entschied sich, in einem mit Distelkamp immer heftiger geführten Streite, auf das Bestimmteste hinsichtlich der einen für Aegisth. Aegisth sei doch immerhin sieben Jahre lang Klytämnestra's Gemahl gewesen, außerdem naher Anverwandter des Hauses, und wenn er, Schmidt, auch seinerseits zugeben müsse, daß der Mord Agamemnon's einigermaßen gegen seine Aegisth-Hypothese spreche, so sei doch andererseits nicht zu vergessen, daß die ganze Mordaffaire mehr oder weniger etwas Internes, so zu sagen eine reine Familienangelegenheit gewesen sei, wodurch die nach außen hin auf Volk und Staat berechnete Beisetzungs- und Ceremonialfrage nicht eigentlich berührt werden könne. Distelkamp schwieg und zog sich unter Lächeln aus der Debatte zurück.

Auch bei den alten und jungen Treibel's herrschte eine gewisse schlechte Laune vor: Helene war unzufrieden mit Otto, Otto mit Helenen, und die Mama wiederum mit beiden. Am unzufriedensten, wenn auch nur mit sich selber, war Leopold, und nur der alte Treibel merkte von der ihn umgebenden Verstimmung herzlich wenig oder wollte nichts davon merken, erfreute sich vielmehr einer

ungewöhnlich guten Laune. Daß dem so war, hatte, wie bei Wilibald Schmidt, darin seinen Grund, daß er all' die Zeit über sein Steckenpferd tummeln und sich einiger schon erzielter Triumphe rühmen durfte. Vogelsang war nämlich, unmittelbar nach dem zu seinen und Mr. Nelson's Ehren stattgehabten Diner, in den für Treibel zu erobernden Wahlkreis abgegangen, und zwar um hier in einer Art Vorcampagne die Herzen und Nieren der Teupitz-Zossener und ihre muthmaßliche Haltung in der entscheidenden Stunde zu prüfen. Es muß gesagt werden, daß er, bei Durchführung dieser seiner Aufgabe, nicht bloß eine bemerkenswerthe Thätigkeit entfaltet, sondern auch beinahe täglich etliche Telegramme geschickt hatte, darin er über die Resultate seines Wahlfeldzuges, je nach der Bedeutung der Action, länger oder kürzer berichtete. Daß diese Telegramme mit denen des ehemaligen Bernauer Kriegscorrespondenten eine verzweifelte Aehnlichkeit hatten, war Treibel nicht entgangen, aber von diesem, weil er schließlich nur auf das achtete, was ihm persönlich gefiel, ohne sonderliche Beanstandung hingenommen worden. In einem dieser Telegramme hieß es: „Alles geht gut. Bitte, Geldanweisung nach Teupitz hin. Ihr V." Und dann: „Die Dörfer am Schermützelsee sind unser. Gott sei Dank. Ueberall dieselbe Gesinnung wie am Teupitzsee. Anweisung noch nicht eingetroffen. Bitte dringend. Ihr V." . . . „Morgen nach Storkow! Dort muß es sich entscheiden. Anweisung inzwischen empfangen. Aber deckt nur gerade das schon Verausgabte. Montecuculi's Wort über Kriegführung gilt auch für Wahlfeldzüge. Bitte Weiteres nach Groß-Rietz hin. Ihr V." Treibel, in geschmeichelter Eitelkeit, betrachtete hiernach den Wahlkreis als für ihn gesichert, und in den Becher seiner Freude fiel eigentlich nur ein Wermuthstropfen: er wußte, wie kritisch ablehnend Jenny zu dieser Sache stand, und sah sich dadurch gezwungen, sein Glück allein zu genießen. Friedrich, überhaupt sein Vertrauter, war ihm auch jetzt wieder „unter Larven die einzig fühlende Brust", ein Citat, das er nicht müde wurde, sich zu wiederholen. Aber eine gewisse Leere blieb doch. Auffallend war ihm außerdem, daß die Berliner Zeitungen gar nichts brachten, und zwar war ihm dies um so auffallender, als von scharfer Gegnerschaft, allen Vogelsang'schen Berichten nach, eigentlich keine Rede sein konnte. Die Conservativen und Nationalliberalen, und vielleicht auch ein paar Parlamentarier von Fach, mochten gegen ihn sein, aber was bedeutete das? Nach einer ohngefähren Schätzung, die Vogelsang angestellt und in einem eingeschriebenen Briefe nach Villa Treibel hin adressirt hatte, besaß der ganze Kreis nur sieben Nationalliberale: drei Oberlehrer, einen Kreisrichter, einen rationalistischen Superintendenten und zwei studirte Bauergutsbesitzer, während die Zahl der Orthodox-Conservativen noch hinter diesem bescheidenen Häuflein zurückblieb. „Ernst zu nehmende Gegnerschaft, vacat." So schloß Vogelsang's Brief, und „vacat" war unterstrichen. Das klang hoffnungsreich genug, ließ aber, inmitten aufrichtiger Freude, doch einen Rest von Unruhe fortbestehen, und als eine runde Woche seit Vogelsang's Abreise vergangen war, brach denn auch wirklich der große Tag an, der die Berechtigung der instinctiv immer wieder sich einstellenden Aengstlichkeit und Sorge darthun sollte. Nicht unmittelbar, nicht gleich im ersten Moment, aber die Frist war nur eine nach Minuten ganz kurz bemessene.

Treibel saß in seinem Zimmer und frühstückte. Jenny hatte sich mit Kopfweh und einem schweren Traum entschuldigen lassen. „Sollte sie wieder von Vogelsang geträumt haben?“ Er ahnte nicht, daß dieser Spott sich in derselben Stunde noch an ihm rächen würde. Friedrich brachte die Postsachen, unter denen diesmal wenig Karten und Briefe, dafür aber desto mehr Zeitungen unter Kreuzband waren, einige, so viel sich äußerlich erkennen ließ, mit merkwürdigen Emblemen und Stadtwappen ausgerüstet.

All' dies (zunächst nur Vermuthung) sollte sich, bei schärferem Zusehen, rasch bestätigen, und als Treibel die Kreuzbänder entfernt und das weiche Löschpapier über den Tisch hin ausgebreitet hatte, las er mit einer gewissen heiteren Andacht: „Der Wächter an der wendischen Spree“, „Wehrlos, ehrlos“, „Alltied Vorupp“ und „Der Storkower Bote“, — zwei davon waren cis-, zwei transspreeanischen Ursprunges. Treibel, sonst ein Feind alles überstürzten Lesens, weil er von jedem blinden Eifer nur Unheil erwartete, machte sich diesmal mit bemerkenswerther Raschheit über die Blätter und überflog die blau angestrichenen Stellen. Lieutenant Vogelsang (so hieß es in jedem in wörtlicher Wiederholung), ein Mann, der schon Anno 48 gegen die Revolution gestanden und der Hydra das Haupt zertreten, hätte sich an drei hintereinander folgenden Tagen dem Kreise vorgestellt, nicht um seiner selbst, sondern um seines politischen Freundes, des Commerzienraths Treibel willen, der später den Kreis besuchen und bei der Gelegenheit die von Lieutenant Vogelsang ausgesprochenen Grundsätze wiederholen werde, was, so viel lasse sich schon heute sagen, als die wärmste Empfehlung des eigentlichen Candidaten anzusehen sei. Denn das Vogelsang'sche Programm laufe darauf hinaus, daß zu viel und namentlich unter zu starker Wahrnehmung persönlicher Interessen regiert werde, daß also demgemäß alle kostspieligen „Zwischenstufen“ fallen müßten (was wiederum gleichbedeutend sei mit Herabsetzung der Steuern), und daß von den gegenwärtigen, zum Theil unverständlichen Complicirtheiten nichts übrig bleiben dürfe, als ein freier Fürst und ein freies Volk. Damit seien freilich *zwei* Dreh- oder Mittelpunkte gegeben, aber nicht zum Schaden der Sache. Denn wer die Tiefe des Lebens ergründet oder ihr auch nur nachgespürt habe, der wisse, daß die Sache mit dem einfachen Mittelpunkt — er vermeide mit Vorbedacht das Wort Centrum — falsch sei, und daß sich das Leben nicht im Kreise, wohl aber in der Ellipse bewege. Weshalb zwei Drehpunkte das natürlich Gegebene seien.

„Nicht übel,“ sagte Treibel, als er gelesen, „nicht übel. Es hat so was Logisches; ein bischen verrückt, aber doch logisch. Das Einzige, was mich stutzig macht, ist, daß es Alles klingt, als ob es Vogelsang selber geschrieben hätte. Die zertretene Hydra, die herabgesetzten Steuern, das gräßliche Wortspiel mit dem Centrum und zuletzt der Unsinn mit dem Kreis und der Ellipse, das Alles ist Vogelsang. Und der Einsender an die vier Spreeblätter ist natürlich wiederum Vogelsang. Ich kenne meinen Pappenheimer.“ Und dabei schob Treibel den „Wächter an der wendischen Spree“ sammt dem ganzen Rest vom Tisch auf das Sopha hinunter und nahm eine halbe „Nationalzeitung“ zur Hand, die gleichfalls mit den anderen Blättern unter Kreuzband eingegangen war, aber der Handschrift und ganzen Adresse nach, von Jemand anderem als Vogelsang auf-

gegeben sein mußte. Früher war der Commerzienrath Abonnent und eifriger Leser der „Nationalzeitung" gewesen, und es kamen ihm auch jetzt noch tagtäglich Viertelstunden, in denen er den Wechsel in seiner Lectüre bedauerte.

„Nun laß seh'n," sagte er schließlich und ging, das Blatt aufschlagend, mit lesegewandtem Auge die drei Spalten hinunter und richtig, da war es: „Parlamentarische Nachrichten. Aus dem Kreise Teupitz-Zossen." Als er den Kopftitel gelesen, unterbrach er sich. „Ich weiß nicht, es klingt so sonderbar. Und doch auch wieder, wie soll es am Ende anders klingen? Es ist der natürlichste Anfang von der Welt; also nur vorwärts."

Und so las er denn weiter: „Seit drei Tagen haben in unserem stillen und durch politische Kämpfe sonst wenig gestörten Kreise die Wahlvorbereitungen begonnen und zwar Seitens einer Partei, die sich augenscheinlich vorgesetzt hat, das, was ihr an historischer Kenntniß und politischer Erfahrung, ja, man darf füglich sagen an gesundem Menschenverstande fehlt, durch ‚Fixigkeit' zu ersetzen. Eben diese Partei, die sonst nichts weiß und kennt, kennt augenscheinlich das Märchen vom ‚Swinegel und siner Fru' und scheint gewillt, an dem Tage, wo der Wettbewerb mit den wirklichen Parteien zu beginnen hat, eine jede derselben mit dem aus jenem Märchen wohlbekannten Swinegelzurufe: ‚Ick bin all hier' empfangen zu wollen. Nur so vermögen wir uns dies überfrühe Zurstellesein zu erklären. Alle Plätze scheinen, wie bei Theaterpremièren, von Lieutenant Vogelsang und den Seinen im Voraus belegt werden zu sollen. Aber man wird sich täuschen. Es fehlt dieser Partei nicht an Stirn, wohl aber an dem, was noch mit dazu gehört; der Kasten ist da, nicht der Inhalt . . ."

„Alle Wetter," sagte Treibel, „der setzt scharf ein . . . Was davon auf mein Theil kommt, ist mir nicht eben angenehm, aber dem Vogelsang gönn' ich es. Etwas ist in seinem Programm, das blendet, und damit hat er mich eingefangen. Indessen, je mehr ich mir's ansehe, desto fraglicher erscheint es mir. Unter diesen Knickstiebeln, die sich einbilden, schon vor vierzig Jahren die Hydra zertreten zu haben, sind immer etliche Zirkelquadratur- und Perpetuum mobile-Sucher, immer Solche, die das Unmögliche, das sich in sich Widersprechende zu Stande bringen wollen. Vogelsang gehört dazu. Vielleicht ist es auch bloß Geschäft; wenn ich mir zusammenrechne, was ich in diesen acht Tagen . . . Aber ich bin erst bis an den ersten Absatz der Correspondenz gekommen; die zweite Hälfte wird ihm wohl noch schärfer zu Leibe gehen oder vielleicht auch mir." Und Treibel las weiter:

„Es ist kaum möglich, den Herrn, der uns gestern und vorgestern — seiner in unserem Kreise voraufgegangenen Thaten zu geschweigen — zunächst in Markgraf-Pieske, dann aber in Storkow und Groß-Rietz beglückt hat, ernsthaft zu nehmen, und zwar um so weniger, je ernsthafter das Gesicht ist, das er macht. Er gehört in die Classe der Malvoglios, der feierlichen Narren, deren Zahl leider größer ist, als man gewöhnlich annimmt. Wenn sein Galimathias noch keinen Namen hat, so könnte man ihn das Lied vom dreigestrichenen C nennen, denn Cabinet, Churbrandenburg und Cantonale-Freiheit, das sind die drei großen C, womit dieser Kurpfuscher die Welt oder doch wenigstens den preußischen Staat retten will. Eine gewisse Methode läßt sich darin nicht verkennen, indessen Methode hat auch der Wahnsinn. Lieutenant Vogelsang's Sang

hat uns aufs Aeußerste mißfallen. Alles in seinem Programm ist gemeingefährlich. Aber was wir am meisten beklagen, ist das, daß er nicht für sich und in seinem Namen sprach, sondern im Namen eines unserer geachtetsten Berliner Industriellen, des Commerzienraths Treibel (Berliner-Blaufabrik, Köpnickerstraße), von dem wir uns eines Besseren versehen hätten. Ein neuer Beweis dafür, daß man ein guter Mensch und doch ein schlechter Musikant sein kann, und desgleichen ein Beweis, wohin der politische Dilettantismus führt."

Treibel klappte das Blatt wieder zusammen, schlug mit der Hand darauf und sagte: „Nun, so viel ist gewiß, in Teupitz-Zossen ist das nicht geschrieben. Das ist Tell's Geschoß. Das kommt aus nächster Nähe. Das ist von dem national-liberalen Oberlehrer, der uns neulich bei Buggenhagen nicht bloß Opposition machte, sondern uns zu verhöhnen suchte. Drang aber nicht durch. Alles in Allem, ich mag ihm nicht Unrecht geben, und jedenfalls gefällt er mir besser als Vogelsang. Außerdem sind sie jetzt bei der „Nationalzeitung" halbe Hofpartei, gehen mit den Frei-Conservativen zusammen. Es war eine Dummheit von mir, mindestens eine Uebereilung, daß ich abschwenkte. Wenn ich gewartet hätte, könnt' ich jetzt, in viel besserer Gesellschaft, auf Seiten der Regierung stehen. Statt dessen bin ich auf den dummen Kerl und Principienreiter eingeschworen. Ich werde mich aber aus der ganzen Geschichte herausziehen und zwar für immer; der Gebrannte scheut das Feuer . . . Eigentlich könnt' ich mich noch beglückwünschen, so mit tausend Mark, oder doch nicht viel mehr, davongekommen zu sein, wenn nur nicht mein Name genannt wäre. Mein Name. Das ist fatal . . ." Und dabei schlug er das Blatt wieder auf. „Ich will die Stelle noch einmal lesen: ‚einer unserer geachtetsten Berliner Industriellen, der Commerzienrath Treibel' — ja, das laß' ich mir gefallen, das klingt gut. Und nun lächerliche Figur von Vogelsang's Gnaden."

Und unter diesen Worten stand er auf, um sich draußen im Garten zu ergehen und in der frischen Luft seinen Aerger nach Möglichkeit los zu werden.

Es schien aber nicht recht glücken zu sollen, denn im selben Augenblick, wo er, um den Giebel des Hauses herum, in den Hintergarten einbog, sah er die Honig, die, wie jeden Morgen, so auch heute wieder das Bologneser Hündchen um das Bassin führte. Treibel prallte zurück, denn nach einer Unterhaltung mit dem aufgesteiften Fräulein stand ihm durchaus nicht der Sinn. Er war aber schon gesehen und begrüßt worden, und da große Höflichkeit und mehr noch große Herzensgüte zu seinen Tugenden zählte, so gab er sich einen Ruck und ging guten Muths auf die Honig zu, zu deren Kenntnissen und Urtheilen er übrigens ein aufrichtiges Vertrauen hegte.

„Sehr erfreut, mein liebes Fräulein, Sie 'mal allein und zu so guter Stunde zu treffen . . . Ich habe seit lange so dies und das auf dem Herzen, mit dem ich gern herunter möchte . . ."

Die Honig erröthete, weil sie, trotz des guten Rufes, dessen sich Treibel erfreute, doch von einem ängstlich süßen Gefühl überrieselt wurde, dessen äußerste Nichtberechtigung ihr freilich im nächsten Momente schon in beinah grausamer Weise klar werden sollte.

„. . . Mich beschäftigt nämlich meiner lieben kleinen Enkelin Erziehung, an der ich denn doch das Hamburgische sich in einem Grade vollstrecken sehe — ich wähle diesen Schaffot-Ausdruck absichtlich — der mich von meinem einfacheren Berliner Standpunkt aus mit einiger Sorge erfüllt."

Das Bologneser Hündchen, das Czicka hieß, zog in diesem Augenblick an der Schnur und schien einem Perlhuhn nachlaufen zu wollen, das sich, vom Hof her, in den Garten verirrt hatte; die Honig verstand aber keinen Spaß und gab dem Hündchen einen Klaps. Czicka seinerseits that einen Blaff und warf den Kopf hin und her, so daß die seinem Röckchen (eigentlich bloß eine Leibbinde) dicht aufgenähten Glöckchen in ein Klingen kamen. Dann aber beruhigte sich das Thierchen wieder, und die Promenade um das Bassin herum begann aufs Neue.

„Sehen Sie, Fräulein Honig, so wird auch das Lizzichen erzogen. Immer an einer Strippe, die die Mutter in Händen hält, und wenn 'mal ein Perlhuhn kommt und das Lizzichen fort will, dann gibt es auch einen Klaps, aber einen ganz, ganz kleinen, und der Unterschied ist bloß, daß Lizzi keinen Blaff thut und nicht den Kopf wirft und natürlich auch kein Schellengeläut hat, das ins Klingen kommen kann."

„Lizzichen ist ein Engel," sagte die Honig, die während einer sechzehnjährigen Erzieherinnenlaufbahn Vorsicht im Ausdruck gelernt hatte.

„Glauben Sie das wirklich?"

„Ich glaub' es wirklich, Herr Commerzienrath, vorausgesetzt, daß wir uns über ‚Engel' einigen."

„Sehr gut, Fräulein Honig, das kommt mir zu paß. Ich wollte nur über Lizzi mit Ihnen sprechen und höre nun auch noch 'was über Engel. Im Ganzen genommen ist die Gelegenheit, sich über Engel ein festes Urtheil zu bilden, nicht groß. Nun sagen Sie, was verstehen Sie unter Engel? Aber kommen Sie mir nicht mit Flügel."

Die Honig lächelte. „Nein, Herr Commerzienrath, nichts von Flügel, aber ich möchte doch sagen dürfen ‚Unberührtheit vom Irdischen', das ist ein Engel."

„Das läßt sich hören. Unberührtheit vom Irdischen, — nicht übel. Ja, noch mehr, ich will es ohne Weiteres gelten lassen und will es schön finden, und wenn Otto und meine Schwiegertochter Helene sich klar und zielbewußt vorsetzen würden, eine richtige kleine Genoveva auszubilden oder eine kleine keusche Susanna, Pardon, ich kann im Augenblicke kein besseres Beispiel finden, oder wenn Alles ganz ernsthaft darauf hinausliefe, sagen wir für irgend einen Thüringer Landgrafen oder meinetwegen auch für ein geringeres Geschöpf Gottes einen Abklatsch der heiligen Elisabeth herzustellen, so hätte ich nichts dagegen. Ich halte die Lösung solcher Aufgabe für sehr schwierig, aber nicht für unmöglich, und wie so schön gesagt worden ist und immer noch gesagt wird, solche Dinge auch bloß gewollt zu haben, ist schon etwas Großes."

Die Honig nickte, weil sie der eigenen, nach dieser Seite hin liegenden Anstrengungen gedenken mochte.

„Sie stimmen mir zu," fuhr Treibel fort. „Nun, das freut mich. Und ich denke, wir sollen auch in dem Zweiten einig bleiben. Sehen Sie, liebes Fräu-

lein, ich begreife vollkommen, trotzdem es meinem persönlichen Geschmack widerspricht, daß eine Mutter ihr Kind auf einen richtigen Engel hin erzieht; man kann nie ganz genau wissen, wie diese Dinge liegen, und wenn es zum Letzten kommt, so ganz zweifelsohne vor seinem Richter zu stehen, wer sollte sich das nicht wünschen? Ich möchte beinah' sagen, ich wünsch' es mir selber. Aber, mein liebes Fräulein, Engel und Engel ist ein Unterschied, und wenn der Engel weiter nichts ist als ein Wasch-Engel und die Fleckenlosigkeit der Seele nach dem Seifenconsum berechnet und die ganze Reinheit des werdenden Menschen auf die Weißheit seiner Strümpfe gestellt wird, so erfüllt mich dies mit einem leisen Grauen. Und wenn es nun gar das eigene Enkelkind ist, dessen flachsene Haare, Sie werden es auch bemerkt haben, vor lauter Pflege schon halb ins Kakerlakige fallen, so wird einem alten Großvater himmelangst dabei. Könnten Sie sich nicht hinter die Wulsten stecken? Die Wulsten ist eine verständige Person und bäumt, glaub' ich, innerlich gegen diese Hamburgereien auf. Ich würde mich freuen, wenn Sie Gelegenheit nähmen . . ."

In diesem Augenblicke wurde Czicka wieder unruhig und blaffte lauter als zuvor. Treibel, der sich in Auseinandersetzungen derart nicht gern unterbrochen sah, wollte verdrießlich werden, aber ehe er noch recht dazu kommen konnte, wurden drei junge Damen von der Villa her sichtbar, zwei von ihnen ganz gleichartig in bastfarbene Sommerstoffe gekleidet. Es waren die beiden Felgentreu's, denen Helene folgte.

„Gott sei Dank, Helene," sagte Treibel, der sich — vielleicht weil er ein schlechtes Gewissen hatte — zunächst an die Schwiegertochter wandte, „Gott sei Dank, daß ich Dich einmal wiedersehe. Du warst eben der Gegenstand unseres Gesprächs, oder mehr noch Dein liebes Lizzichen, und Fräulein Honig stellte fest, daß Lizzichen ein Engel sei. Du kannst Dir denken, daß ich nicht widersprochen habe. Wer ist nicht gern der Großvater eines Engels? Aber, meine Damen, was verschafft mir so früh diese Ehre? Oder gilt es meiner Frau? Sie hat ihre Migräne. Soll ich sie rufen lassen . . ?"

„O nein, Papa," sagte Helene mit einer Freundlichkeit, die nicht immer ihre Sache war. „Wir kommen zu Dir. Felgentreu's haben nämlich vor, heute Nachmittag eine Partie nach Halensee zu machen, aber nur wenn alle Treibel's, von Otto und mir ganz abgesehen, daran theilnehmen." Die Felgentreu'schen Schwestern bestätigten dies Alles durch Schwenken ihrer Sonnenschirme, während Helene fortfuhr: „Und nicht später als drei. Wir müssen also versuchen, unserem Lunch einen kleinen Dinnercharakter zu geben, oder aber unser Dinner bis auf acht Uhr Abends hinausschieben. Elfriede und Blanca wollen noch in die Adlerstraße, um auch Schmidt's aufzufordern, zum mindesten Corinna; der Professor kommt dann vielleicht nach. Krola hat schon zugesagt und will ein Quartett mitbringen, darunter zwei Referendare von der Potsdamer Regierung . . ."

„Und Reserveofficiere," ergänzte Blanca, die jüngere Felgentreu . . .

„Reserveofficiere," wiederholte Treibel ernsthaft. „Ja, meine Damen, das gibt den Ausschlag. Ich glaube nicht, daß ein hierlandes lebender Familienvater, auch wenn ihm ein grausames Schicksal eigene Töchter versagte, den Muth haben wird, eine Landpartie mit zwei Reservelieutenants auszuschlagen. Also

bestens acceptirt. Und drei Uhr. Meine Frau wird zwar verstimmt sein, daß, über ihr Haupt hinweg, endgültige Beschlüsse gefaßt worden sind, und ich fürchte beinah' ein momentanes Wachsen des tic douloureux. Trotzdem bin ich ihrer sicher. Landpartie mit Quartett und von solcher gesellschaftlichen Zusammensetzung, — die Freude darüber bleibt prädominirendes Gefühl. Dem ist keine Migräne gewachsen. Darf ich Ihnen übrigens meine Melonenbeete zeigen? Oder nehmen wir lieber einen leichten Imbiß, ganz leicht, ohne jede ernste Gefährdung des Lunch?"

Alle Drei dankten, die Felgentreu's, weil sie sich direct zu Corinna begeben wollten, Helene, weil sie Lizzi's halber wieder nach Hause müsse. Die Wulsten sei nicht achtsam genug und lasse Dinge durchgehen, von denen sie nur sagen könne, daß sie „shocking" seien. Zum Glück sei Lizzichen ein so gutes Kind, sonst würde sie sich ernstlicher Sorge darüber hingeben müssen.

„Lizzichen ist ein Engel, die ganze Mutter," sagte Treibel und wechselte, während er das sagte, Blicke mit der Honig, welche die ganze Zeit über in einer gewissen reservirten Haltung seitab gestanden hatte.

Zehntes Capitel.

Auch Schmidt's hatten zugesagt, Corinna mit besonderer Freudigkeit, weil sie sich seit dem Dinertage bei Treibel's in ihrer häuslichen Einsamkeit herzlich gelangweilt hatte; die großen Sätze des Alten kannte sie längst auswendig, und von den Erzählungen der guten Schmolke galt dasselbe. So klang denn „ein Nachmittag in Halensee" fast so poetisch wie „vier Wochen auf Capri", und Corinna beschloß darauf hin, ihr Bestes zu thun, um sich bei dieser Gelegenheit auch äußerlich neben den Felgentreu's behaupten zu können. Denn in ihrer Seele dämmerte eine unklare Vorstellung davon, daß diese Landpartie nicht gewöhnlich verlaufen, sondern etwas Großes bringen werde. Marcell war zur Theilnahme nicht aufgefordert worden, womit seine Cousine, nach der eine ganze Woche lang von ihm beobachteten Haltung, durchaus einverstanden war. Alles versprach einen frohen Tag, besonders auch mit Rücksicht auf die Zusammensetzung der Gesellschaft. Unter dem, was man im Voraus vereinbart hatte, war, nach Verwerfung eines von Treibel in Vorschlag gebrachten Kremsers, „der immer das Eigentliche sei", das die Hauptsache gewesen, daß man auf gemeinschaftliche Fahrt verzichten, dafür aber männiglich sich verpflichten wolle, Punkt vier Uhr und jedenfalls nicht mit Ueberschreitung des akademischen Viertels in Halensee zu sein.

Und wirklich um vier Uhr war Alles versammelt oder doch fast Alles. Alte und junge Treibel's, desgleichen die Felgentreu's, hatten sich in eigenen Equipagen eingefunden, während Krola, von seinem Quartett begleitet, aus nicht aufgeklärten Gründen die neue Dampfbahn, Corinna aber mutterwindallein — der Alte wollte nachkommen — die Stadtbahn benutzt hatte. Von den Treibel's fehlte nur Leopold, der sich, weil er durchaus an Mr. Nelson zu schreiben habe, wegen einer halben Stunde Verspätung im Voraus entschuldigen ließ. Corinna war momentan verstimmt darüber, bis ihr der Gedanke kam, es sei wohl eigentlich besser so; kurze Begegnungen seien inhaltreicher als lange.

„Nun, lieben Freunde," nahm Treibel das Wort, „Alles nach der Ordnung. Erste Frage, wo bringen wir uns unter? Wir haben Verschiedenes zur Wahl. Bleiben wir hier Parterre, zwischen diesen formidablen Tischreihen, oder rücken wir auf die benachbarte Veranda hinauf, die Sie, wenn Sie Gewicht darauf legen, auch als Altan oder als Söller bezeichnen können? Oder bevorzugen Sie vielleicht die Verschwiegenheit der inneren Gemächer, irgend einer Kemenate von Halensee? Oder endlich, viertens und letztens, sind Sie für Thurmbesteigung und treibt es Sie, diese Wunderwelt, in der keines Menschen Auge bisher einen frischen Grashalm entdecken konnte, treibt es Sie, sag' ich, dieses von Spargelbeeten und Eisenbahndämmen durchsetzte Wüstenpanorama zu Ihren Füßen ausgebreitet zu sehen?"

„Ich denke," sagte Frau Felgentreu, die, trotzdem sie kaum ausgangs vierzig war, schon das Embonpoint und das Asthma einer Sechzigerin hatte, „ich denke, lieber Treibel, wir bleiben, wo wir sind. Ich bin nicht für Steigen, und dann mein' ich auch immer, man muß mit dem zufrieden sein, was man gerade hat."

„Eine merkwürdig bescheidene Frau," sagte Corinna zu Krola, der seinerseits mit einfacher Zahlennennung antwortete, leise hinzusetzend „aber Thaler."

„Gut denn," fuhr Treibel fort, „wir bleiben also in der Tiefe. Wozu dem Höheren zustreben? Man muß zufrieden sein mit dem durch Schicksalsbeschluß Gegebenen, wie meine Freundin Felgentreu soeben versichert hat. Mit anderen Worten, ‚Genieße fröhlich, was Du hast'. Aber, liebe Festgenossen, was thun wir, um unsere Fröhlichkeit zu beleben, oder, richtiger und artiger, um ihr Dauer zu geben? Denn von Belebung unserer Fröhlichkeit sprechen, hieße das augenblickliche Vorhandensein derselben in Zweifel ziehen, — eine Blasphemie, deren ich mich nicht schuldig machen werde. Landpartien sind immer fröhlich. Nicht wahr, Krola?"

Krola bestätigte mit einem verschmitzten Lächeln, das für den Eingeweihten eine stille Sehnsucht nach Siechen oder dem schweren Wagner ausdrücken sollte.

Treibel verstand es auch so. „Landpartien also sind immer fröhlich, und dann haben wir das Quartett in Bereitschaft und haben Professor Schmidt in Sicht, und Leopold auch. Ich finde, daß dies allein schon ein Programm ausdrückt." Und nach diesen Einleitungsworten einen in der Nähe stehenden mittelalterlichen Kellner heranwinkend, fuhr er in einer anscheinend an diesen, in Wahrheit aber an seine Freunde gerichteten Rede fort: „Ich denke, Kellner, wir rücken zunächst einige Tische zusammen, hier zwischen Brunnen und Fliederbosquet; da haben wir frische Luft und etwas Schatten. Und dann, Freund, sobald die Localfrage geregelt und das Actionsfeld abgesteckt ist, dann etwelche Portionen Kaffee, sagen wir vorläufig fünf, Zucker doppelt, und etwas Kuchiges, gleichviel was, mit Ausnahme von altdeutschem Napfkuchen, der mir immer eine Mahnung ist, es mit dem neuen Deutschland ernst und ehrlich zu versuchen. Die Bierfrage können wir später regeln, wenn unser Zuzug eingetroffen ist."

Dieser Zuzug war nun in der That näher, als die ganze Gesellschaft zu hoffen gewagt hatte. Schmidt, in einer ihn begleitenden Wolke herankommend, war müllergrau von Chausseestaub und mußte es sich gefallen lassen, von den jungen, dabei nicht wenig kokettirenden Damen abgeklopft zu werden, und kaum

daß er in Stand gesetzt und in den Kreis der Uebrigen eingereiht war, so ward auch schon Leopold in einer langsam herantrottenden Droschke sichtbar, und beide Felgentreu's (Corinna hielt sich zurück) liefen auch ihm bis auf die Chaussee hinaus entgegen und schwenkten dieselben kleinen Battisttücher zu seiner Begrüßung, mit denen sie eben den alten Schmidt restituirt und wieder leidlich gesellschaftsfähig gemacht hatten.

Auch Treibel hatte sich erhoben und sah der Anfahrt seines Jüngsten zu. „Sonderbar," sagte er zu Schmidt und Felgentreu, zwischen denen er saß, „sonderbar; es heißt immer, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Aber mitunter thut er's doch. Alle Naturgesetze schwanken heut' zu Tage. Die Wissenschaft setzt ihnen zu arg zu. Sehen Sie, Schmidt, wenn ich Leopold Treibel wäre (mit meinem Vater war das etwas Anderes, der war noch aus der alten Zeit), so hätte mich doch kein Deubel davon abgehalten, hier heute hoch zu Roß vorzureiten, und hätte mich graziös — denn, Schmidt, wir haben doch auch unsere Zeit gehabt — hätte mich graziös, sag' ich, aus dem Sattel geschwungen und mir mit der Badine die Stiefel und die Unaussprechlichen abgeklopft und wäre hier, schlecht gerechnet, wie ein junger Gott erschienen, mit einer rothen Nelke im Knopfloch, ganz wie Ehrenlegion oder ein ähnlicher Unsinn. Und nun sehen Sie sich den Jungen an. Kommt er nicht an, als ob er hingerichtet werden sollte? Denn das ist ja gar keine Droschke, das ist ein Karren, eine Schleife. Weiß der Himmel, wo's nicht drin steckt, da kommt es auch nicht."

Unter diesen Worten war Leopold herangekommen, untergefaßt von den beiden Felgentreu's, die sich vorgesetzt zu haben schienen, à tout prix für das „Landpartieliche" zu sorgen. Corinna, wie sich denken läßt, gefiel sich in Mißbilligung dieser Vertraulichkeit und sagte vor sich hin: „Dumme Dinger!" Dann aber erhob auch sie sich, um Leopold gemeinschaftlich mit den Andern zu begrüßen.

Die Droschke draußen hielt noch immer, was dem alten Treibel schließlich auffiel. „Sage, Leopold, warum hält er noch? Rechnet er auf Rückfahrt?"

„Ich glaube, Papa, daß er futtern will."

„Wohl und weise. Freilich mit seinem Häckselsack wird er nicht weit kommen. Hier müssen energischere Belebungsmittel angewandt werden, sonst passirt 'was. Bitte, Kellner, geben Sie dem Schimmel ein Seidel. Aber Löwenbräu. Dessen ist er am bedürftigsten."

„Ich wette," sagte Krola, „der Kranke wird von Ihrer Arznei nichts wissen wollen."

„Ich verbürge mich für das Gegentheil. In dem Schimmel steckt 'was; bloß heruntergekommen."

Und während das Gespräch noch andauerte, folgte man dem Vorgange draußen und sah, wie das arme verschmachtete Thier mit Gier das Seidel austrank, und in ein schwaches Freudengewieher ausbrach.

„Da haben wir's," triumphirte Treibel. „Ich bin ein Menschenkenner; der hat bessere Tage gesehen, und mit diesem Seidel zogen alte Zeiten in ihm herauf. Und Erinnerungen sind immer das Beste. Nicht wahr, Jenny?"

Die Commerzienräthin antwortete mit einem langgedehnten „ja, Treibel," und deutete durch den Ton an, daß er besser thäte, sie mit solchen Betrachtungen zu verschonen.

* * *

Eine Stunde verging unter allerhand Plaudereien, und wer gerade schwieg, der versäumte nicht, das Bild auf sich wirken zu lassen, das sich um ihn her ausbreitete. Da stieg zunächst eine Terrasse nach dem See hinunter, von dessen anderm Ufer her man den schwachen Knall einiger Teschins hörte, mit denen in einer dort etablirten Schießbude nach der Scheibe geschossen wurde, während man aus verhältnißmäßiger Nähe das Kugelrollen einer am diesseitigen Ufer sich hinziehenden Doppelkegelbahn und dazwischen die Rufe des Kegeljungen vernahm. Den See selbst aber sah man nicht recht, was die Felgentreu'schen Mädchen zuletzt ungeduldig machte. „Wir müssen doch den See sehen. Wir können doch nicht in Halensee gewesen sein, ohne den Halensee gesehen zu haben!" Und dabei schoben sie zwei Stühle mit den Lehnen zusammen und kletterten hinauf, um so den Wasserspiegel vielleicht entdecken zu können. „Ach, da ist er. Etwas klein."

„Das ‚Auge der Landschaft' muß klein sein," sagte Treibel. „Ein Ocean ist kein Auge mehr."

„Und wo nur die Schwäne sind?" fragte die ältere Felgentreu neugierig. „Ich sehe doch zwei Schwanenhäuser."

„Ja, liebe Elfriede," sagte Treibel. „Sie verlangen zu viel. Das ist immer so; wo Schwäne sind, sind keine Schwanenhäuser, und wo Schwanenhäuser sind, sind keine Schwäne. Der Eine hat den Beutel, der Andre hat das Geld. Diese Wahrnehmung, meine junge Freundin, werden Sie noch verschiedentlich im Leben machen. Lassen Sie mich annehmen, nicht zu sehr zu Ihrem Schaden."

Elfriede sah ihn groß an. „Worauf bezog sich das und auf wen? Auf Leopold? oder auf den früheren Hauslehrer, mit dem sie sich noch schrieb, aber doch nur so, daß es nicht völlig einschlief. Oder auf den Pionierlieutenant? Es konnte sich auf alle Drei beziehen. Leopold hatte das Geld . . . Hm."

„Im Uebrigen," fuhr Treibel an die Gesammtheit gewendet fort, „ich habe 'mal wo gelesen, daß es immer das Gerathenste sei, das Schönste nicht auszukosten, sondern mitten im Genusse dem Genuß Valet zu sagen. Und dieser Gedanke kommt mir auch jetzt wieder. Es ist kein Zweifel, daß dieser Fleck Erde mit zu dem Schönsten zählt, was die norddeutsche Tiefebene besitzt, durchaus angethan, durch Sang und Bild verherrlicht zu werden, wenn es nicht schon geschehen ist, — denn wir haben jetzt eine märkische Schule, vor der nichts sicher ist, Beleuchtungskünstler ersten Ranges, wobei Wort oder Farbe keinen Unterschied macht. Aber eben *weil* es so schön ist, gedenken wir jenes vorcitirten Satzes, der von einem letzten Auskosten nichts wissen will, mit andern Worten beschäftigen wir uns mit dem Gedanken an Aufbruch. Ich sage wohlüberlegt „Aufbruch", nicht Rückfahrt, nicht vorzeitige Rückkehr in die alten Geleise, das sei ferne von mir; dieser Tag hat sein letztes Wort noch nicht gesprochen. Nur ein Scheiden speciell aus diesem Idyll, eh' es uns ganz umstrickt! Ich proponire Waldpromenade bis Paulsborn oder, wenn dies zu kühn erscheinen sollte, bis

Hundekehle. Die Prosa des Namens wird ausgeglichen durch die Poesie der größeren Nähe. Vielleicht, daß ich mir den besonderen Dank meiner Freundin Felgentreu durch diese Modification verdiene."

Frau Felgentreu, der nichts ärgerlicher war, als Anspielungen auf ihre Wohlbeleibtheit und Kurzathmigkeit, begnügte sich, ihrem Freunde Treibel den Rücken zu kehren.

„Dank vom Hause Oesterreich. Aber es ist immer so, der Gerechte muß viel leiden. Ich werde mich auf einem verschwiegenen Waldwege bemühen, Ihrem schönen Unmuth die Spitze abzubrechen. Darf ich um Ihren Arm bitten, liebe Freundin?"

Und Alles erhob sich, um in Gruppen zu Zweien und Dreien die Terrasse hinabzusteigen und zu beiden Seiten des Sees, auf den schon im halben Dämmer liegenden Grunewald zuzuschreiten.

* * *

Die Hauptcolonne hielt sich links. Sie bestand, unter Vorantritt des Felgentreu'schen Ehepaares (Treibel hatte sich von seiner Freundin wieder frei gemacht), aus dem Krola'schen Quartett, in das sich Elfriede und Blanca Felgentreu derart eingereiht hatten, daß sie zwischen den beiden Referendarien und zwei jungen Kaufleuten gingen. Einer der jungen Kaufleute war ein berühmter Jodler und trug auch den entsprechenden Hut. Dann kamen Otto und Helene, während Treibel und Krola abschlossen.

„Es geht doch nichts über eine richtige Ehe," sagte Krola zu Treibel und wies auf das junge Paar vor ihnen. „Sie müssen sich doch aufrichtig freuen, Commerzienrath, wenn Sie Ihren Aeltesten so glücklich und so zärtlich neben dieser hübschen und immer blink und blanken Frau einherschreiten sehen. Schon oben saßen sie dicht beisammen, und nun gehen sie Arm in Arm. Ich glaube beinah, sie drücken sich leise."

„Mir ein sichrer Beweis, daß sie sich Vormittags gezankt haben. Otto, der arme Kerl, muß nun Reugeld zahlen."

„Ach, Treibel, Sie sind ewig ein Spötter. Ihnen kann es Keiner recht machen und am wenigsten die Kinder. Glücklicherweise sagen Sie das so hin, ohne recht dran zu glauben. Mit einer Dame, die so gut erzogen wurde, kann man sich überhaupt nicht zanken."

In diesem Augenblicke hörte man den Jodler einige Juchzer ausstoßen, so tirolerhaft echt, daß sich das Echo der Pichelsberge nicht veranlaßt sah, darauf zu antworten.

Krola lachte. „Das ist der junge Metzner. Er hat eine merkwürdig gute Stimme, wenigstens für einen Dilettanten, und hält eigentlich das Quartett zusammen. Aber so wie er eine Prise frische Luft wittert, ist es mit ihm vorbei. Dann faßt ihn das Schicksal mit rasender Gewalt, und er muß jodeln . . . Aber wir wollen von den Kindern nicht abkommen. Sie werden mir doch nicht weiß machen wollen" — Krola war neugierig und hörte gern Intimitäten — „Sie werden mir doch nicht weiß machen wollen, daß die beiden da vor uns in einer unglücklichen Ehe leben. Und was das Zanken angeht, so kann ich nur

wiederholen, Hamburgerinnen stehen auf einer Bildungsstufe, die den Zank ausschließt."

Treibel wiegte den Kopf. „Ja, sehen Sie, Krola, Sie sind nun ein so gescheidter Kerl und kennen die Weiber, ja, wie soll ich sagen, Sie kennen sie, wie sie nur ein Tenor kennen kann. Denn ein Tenor geht noch weit übern Lieutenant. Und doch offenbaren Sie hier in dem speciell Ehelichen, was noch wieder ein Gebiet für sich ist, ein furchtbares Manquement. Und warum? Weil Sie's in Ihrer eigenen Ehe, gleichviel nun, ob durch Ihr oder Ihrer Frau Verdienst, ausnahmsweise gut getroffen haben. Natürlich, wie Ihr Fall beweist, kommt auch das vor. Aber die Folge davon ist einfach die, daß Sie — auch das Beste hat seine Kehrseite — daß Sie, sag' ich, kein richtiger Ehemann sind, daß Sie keine volle Kenntniß von der Sache haben; Sie kennen den Ausnahmefall, aber nicht die Regel. Ueber Ehe kann nur sprechen, wer sie durchgefochten hat, nur der Veteran, der auf Wundenmale zeigt . . . Wie heißt es doch? ‚Nach Frankreich zogen zwei Grenadier', die ließen die Köpfe hangen' . . . Da haben Sie's."

„Ach, das sind Redensarten, Treibel . . ."

„. . . Und die schlimmsten Ehen sind die, lieber Krola, wo furchtbar „gebildet" gestritten wird, wo, wenn Sie mir den Ausdruck gestatten wollen, eine Kriegsführung mit Sammethandschuhen stattfindet, oder richtiger noch, wo man sich, wie beim römischen Carneval, Confetti ins Gesicht wirft. Es sieht hübsch aus, aber verwundet doch. Und in dieser Kunst anscheinend gefälligen Confettiwerfens ist meine Schwiegertochter eine Meisterin. Ich wette, daß mein armer Otto schon oft bei sich gedacht hat, wenn sie dich doch kratzte, wenn sie doch 'mal außer sich wäre, wenn sie doch 'mal sagte: Scheusal oder Lügner oder elender Verführer . . ."

„Aber, Treibel, das kann sie doch nicht sagen. Das wäre ja Unsinn. Otto ist ja doch kein Verführer, also auch kein Scheusal . . ."

„Ach, Krola, darauf kommt es ja gar nicht an. Worauf es ankommt, ist, sie muß sich dergleichen wenigstens denken können, sie muß eine eifersüchtige Regung haben und in solchem Momente muß es afrikanisch aus ihr losbrechen. Aber Alles, was Helene hat, hat höchstens die Temperatur der Uhlenhorst. Sie hat nichts als einen unerschütterlichen Glauben an Tugend und Windsor-soap."

„Nun meinetwegen. Aber wenn es so ist, wo kommt dann der Zank her?"

„Der kommt doch. Er tritt nur anders auf, anders, aber nicht besser. Kein Donnerwetter, nur kleine Worte mit dem Giftgehalt eines halben Mückenstichs, oder aber Schweigen, Stummheit, Muffeln, das innere Düppel der Ehe, während nach außen hin das Gesicht keine Falte schlägt. Das sind so die Formen. Und ich fürchte, die ganze Zärtlichkeit, die wir da vor uns wandeln sehen, und die sich augenscheinlich sehr einseitig gibt, ist nichts als ein Bußethun — Otto Treibel im Schloßhof zu Canossa und mit Schnee unter den Füßen. Sehen Sie nun den armen Kerl; er biegt den Kopf in einem fort nach rechts, und Helene rührt sich nicht und kommt aus der graden Hamburger Linie nicht heraus . . . Aber jetzt müssen wir schweigen. Ihr Quartett hebt eben an. Was ist es denn?"

„Es ist das bekannte: ‚Ich weiß nicht, was soll es bedeuten?‘“

„Ah, das ist recht. Eine jeder Zeit wohl aufzuwerfende Frage, besonders auf Landpartieen.“

* * *

Rechts um den See hin gingen nur zwei Paare, vorauf der alte Schmidt und seine Jugendfreundin Jenny und in einiger Entfernung hinter ihnen Leopold und Corinna.

Schmidt hatte seiner Dame den Arm gereicht und zugleich gebeten, ihr die Mantille tragen zu dürfen, denn es war etwas schwül unter den Bäumen. Jenny hatte das Anerbieten auch dankbar angenommen; als sie aber wahrnahm, daß der gute Professor den Spitzenbesatz immer nachschleppen und sich abwechselnd in Wachholder und Haidekraut verfangen ließ, bat sie sich die Mantille wieder aus. „Sie sind noch gerade so wie vor vierzig Jahren, lieber Schmidt. Galant, aber mit keinem rechten Erfolge.“

„Ja, gnädigste Frau, diese Schuld kann ich nicht von mir abwälzen und sie war zugleich mein Schicksal. Wenn ich mit meinen Huldigungen erfolgreicher gewesen wäre, denken Sie, wie ganz anders sich mein Leben und auch das Ihrige gestaltet hätte . . .“

Jenny seufzte leise.

„Ja, gnädigste Frau, dann hätten sie das Märchen Ihres Lebens nie begonnen. Denn alles große Glück ist ein Märchen.“

„Alles große Glück ist ein Märchen,“ wiederholte Jenny langsam und gefühlvoll. „Wie wahr, wie schön! Und sehen Sie, Wilibald, daß das beneidete Leben, das ich jetzt führe, meinem Ohr und meinem Herzen solche Worte versagt, daß lange Zeiten vergehen, ehe Aussprüche von solcher poetischen Tiefe zu mir sprechen, das ist für eine Natur, wie sie mir nun 'mal geworden, ein ewig zehrender Schmerz. Und Sie sprechen dabei von Glück, Wilibald, sogar von großem Glück! Glauben Sie mir, mir, die ich dies Alles durchlebt habe, diese so viel begehrten Dinge sind werthlos für den, der sie hat. Oft, wenn ich nicht schlafen kann und mein Leben überdenke, wird es mir klar, daß das Glück, das anscheinend so viel für mich that, mich nicht die Wege geführt hat, die für mich paßten, und daß ich in einfacheren Verhältnissen und als Gattin eines in der Welt der Ideen und vor Allem auch des Idealen stehenden Mannes wahrscheinlich glücklicher geworden wäre. Sie wissen, wie gut Treibel ist, und daß ich ein dankbares Gefühl für seine Güte habe. Trotzdem muß ich es leider aussprechen, es fehlt mir, meinem Manne gegenüber, jene hohe Freude der Unterordnung, die doch unser schönstes Glück ausmacht und so recht gleichbedeutend ist mit echter Liebe. Niemandem darf ich dergleichen sagen; aber vor Ihnen, Wilibald, mein Herz auszuschütten, ist, glaub' ich, mein schön menschliches Recht und vielleicht sogar meine Pflicht . . .“

Schmidt nickte zustimmend und sprach dann ein einfaches: „Ach, Jenny . . .“ mit einem Tone, drin er den ganzen Schmerz eines verfehlten Lebens zum Ausdruck zu bringen trachtete. Was ihm auch gelang. Er lauschte selber dem Klang und beglückwünschte sich im Stillen, daß er sein Spiel so gut gespielt

habe. Jenny, trotz aller Klugheit, war doch eitel genug, an das „Ach“ ihres ehemaligen Anbeters zu glauben.

So gingen sie, schweigend und anscheinend ihren Gefühlen hingegeben, nebeneinander her, bis Schmidt die Nothwendigkeit fühlte, mit irgend einer Frage das Schweigen zu brechen. Er entschied sich dabei für das alte Rettungsmittel und lenkte das Gespräch auf die Kinder. „Ja, Jenny,“ hob er mit immer noch verschleierter Stimme an, „was versäumt ist, ist versäumt. Und wer fühlte das tiefer, als ich selbst. Aber eine Frau wie Sie, die das Leben begreift, findet auch im Leben selbst ihren Trost, vor Allem in der Freude täglicher Pflichterfüllung. Da sind in erster Reihe die Kinder, ja, schon ein Enkelkind ist da, wie Milch und Blut, das liebe Lizzichen, und das sind dann, mein' ich, die Hülfen, daran Frauenherzen sich aufrichten müssen. Und wenn ich auch Ihnen gegenüber, theure Freundin, von einem eigentlichen Eheglücke nicht sprechen will, denn wir sind wohl einig in dem, was Treibel ist und nicht ist, so darf ich doch sagen, Sie sind eine glückliche Mutter. Zwei Söhne sind Ihnen herangewachsen, gesund oder doch was man so gesund zu nennen pflegt, von guter Bildung und guten Sitten. Und bedenken Sie, was allein dies Letzte heut zu Tage bedeuten will. Otto hat sich nach Neigung verheirathet und sein Herz einer schönen und reichen Dame geschenkt, die, so viel ich weiß, der Gegenstand allgemeiner Verehrung ist, und wenn ich recht berichtet bin, so bereitet sich im Hause Treibel ein zweites Verlöbniß vor, und Helenen's Schwester steht auf dem Punkte, Leopold's Braut zu werden . . .“

„Wer sagt das?“ fuhr jetzt Jenny heraus, plötzlich, aus dem sentimental Schwärmerischen in den Ton ausgesprochenster Wirklichkeit verfallend. „Wer sagt das?“

Schmidt gerieth, diesem erregten Tone gegenüber, in eine kleine Verlegenheit. Er hatte sich das so gedacht oder vielleicht auch 'mal etwas Aehnliches gehört und stand nun ziemlich rathlos vor der Frage „wer sagt das?“ Zum Glück war es damit nicht sonderlich ernsthaft gemeint, so wenig, daß Jenny, ohne eine Antwort abgewartet zu haben, mit großer Lebhaftigkeit fortfuhr: „Sie können gar nicht ahnen, Freund, wie mich das Alles reizt. Das ist so die Seitens des Holzhofs beliebte Art, mir die Dinge über den Kopf weg zu nehmen. Sie, lieber Schmidt, sprechen nach, was Sie hören, aber die, die solche Dinge wie von ungefähr unter die Leute bringen, mit denen hab' ich ernstlich ein Hühnchen zu pflücken. Es ist eine Insolenz. Und Helene mag sich vorsehen.“

„Aber, Jenny, liebe Freundin, Sie dürfen sich nicht so erregen. Ich habe das so hingesagt, weil ich es als selbstverständlich annahm.“

„Als selbstverständlich,“ wiederholte Jenny spöttisch, die, während sie das sagte, die Mantille wieder abriß und dem Professor über den Arm warf. „Als selbstverständlich. So weit also hat es der Holzhof schon gebracht, daß die nächsten Freunde solche Verlobung als eine Selbstverständlichkeit ansehen. Es ist aber keine Selbstverständlichkeit, ganz im Gegentheil, und wenn ich mir vergegenwärtige, daß Otto's Alles besser wissende Frau neben ihrer Schwester Hildegard ein bloßer Schatten sein soll — und ich glaub' es gern, denn sie war schon als Backfisch von einer geradezu ridikülen Ueberheblichkeit — so muß ich

sagen, ich habe an einer Hamburger Schwiegertochter aus dem Hause Munk gerade genug."

„Aber, theuerste Freundin, ich begreife Sie nicht. Sie setzen mich in das aufrichtigste Erstaunen. Es ist doch kein Zweifel, daß Helene eine schöne Frau ist und von einer, wenn ich mich so ausdrücken darf, ganz aparten Appetitlichkeit .."

Jenny lachte.

„. . . Zum Anbeißen, wenn Sie mir das Wort gestatten," fuhr Schmidt fort, „und von jenem eigenthümlichen Charme, den schon, von Alters her, Alles besitzt, was mit dem flüssigen Element in eine constante Berührung kommt. Vor Allem aber ist mir kein Zweifel darüber, daß Otto seine Frau liebt, um nicht zu sagen in sie verliebt ist. Und Sie, Freundin, Otto's leibliche Mutter, fechten gegen dies Glück an und sind empört, dies Glück in Ihrem Hause vielleicht verdoppelt zu sehen. Alle Männer sind abhängig von weiblicher Schönheit; ich war es auch, und ich möchte beinah sagen dürfen, ich bin es noch, und wenn nun diese Hildegard, wie mir durchaus wahrscheinlich — denn die Nestkücken sehen immer am besten aus — wenn diese Hildegard noch über Helenen hinauswächst, so weiß ich nicht, was Sie gegen sie haben können. Leopold ist ein guter Junge, von vielleicht nicht allzu feurigem Temperament; aber ich denke mir, daß er doch nichts dagegen haben kann, eine sehr hübsche Frau zu heirathen. Sehr hübsch und reich dazu."

„Leopold ist ein Kind und darf sich überhaupt nicht nach eigenem Willen verheirathen, am wenigsten aber nach dem Willen seiner Schwägerin Helene. Das fehlte noch, das hieße denn doch abdanken und mich ins Altentheil setzen. Und wenn es sich noch um eine junge Dame handelte, der gegenüber einen allenfalls die Lust anwandeln könnte, sich unterzuordnen, also eine Freiin oder eine wirkliche, ich meine eine richtige Geheimerathstochter oder die Tochter eines Oberhofpredigers . . . Aber ein unbedeutendes Ding, das nichts kennt, als mit Ponies nach Blankenese fahren und sich einbildet, mit einem Goldfaden in der Plattstichnadel eine Wirthschaft führen oder wohl gar Kinder erziehen zu können, und ganz ernsthaft glaubt, daß wir hier zu Lande nicht einmal eine Seezunge von einem Steinbutt unterscheiden können, und immer von Lobster spricht, wo wir Hummer sagen und Curry-Powder und Soja wie höhere Geheimnisse behandelt, — ein solcher eingebildeter Quack, lieber Wilibald, das ist nichts für meinen Leopold. Leopold, trotz Allem, was ihm fehlt, soll höher hinaus. Er ist nur einfach, aber er ist gut, was doch auch einen Anspruch gibt. Und deshalb soll er eine kluge Frau haben, eine wirklich kluge; Wissen und Klugheit und überhaupt das Höhere, — darauf kommt es an. Alles Andere wiegt keinen Pfifferling. Es ist ein Elend mit den Aeußerlichkeiten. Glück, Glück! Ach Wilibald, daß ich es in solcher Stunde gerade vor Ihnen bekennen muß, das Glück, es ruht hier allein."

Und dabei legte sie die Hand aufs Herz.

* * *

Leopold und Corinna waren in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritt gefolgt und hatten ihr Gespräch in herkömmlicher Art geführt, d. h. Corinna hatte gesprochen. Leopold war aber fest entschlossen, auch zu Worte zu kommen,

wohl oder übel. Der quälende Druck der letzten Tage machte, daß er vor dem, was er vorhatte, nicht mehr so geängstigt stand, wie früher; — er mußte sich eben Ruhe schaffen. Ein paar Mal schon war er nahe daran gewesen, eine wenigstens auf sein Ziel überleitende Frage zu thun; wenn er dann aber der Gestalt seiner stattlich vor ihm dahinschreitenden Mutter ansichtig wurde, gab er's wieder auf, so daß er schließlich den Vorschlag machte, eine gerade vor ihnen liegende Waldlichtung in schräger Linie zu passiren, damit sie, statt immer zu folgen, auch 'mal an die Tête kämen. Er wußte zwar, daß er in Folge dieses Manövers, den Blick der Mama vom Rücken oder von der Seite her haben würde, aber etwas auf den Vogel Strauß hin angelegt, fand er doch eine Beruhigung in dem Gefühl, die seinen Muth beständig lähmende Mama nicht immer gerade vor Augen haben zu müssen. Er konnte sich über diesen eigenthümlichen Nervenzustand keine rechte Rechenschaft geben und entschied sich einfach für das, was ihm von zwei Uebeln als das kleinere erschien.

Die Benutzung der Schräglinie war geglückt, sie waren jetzt um ebenso viel voraus, als sie vorher zurück gewesen waren, und ein Gleichgültigkeitsgespräch fallen lassend, das sich, ziemlich gezwungen, um die Spargelbeete von Halensee sammt ihrer Cultur und ihrer sanitären Bedeutung gedreht hatte, nahm Leopold einen plötzlichen Anlauf und sagte: „Wissen Sie, Corinna, daß ich Grüße für Sie habe?"

„Von wem?"

„Rathen Sie."

„Nun, sagen wir von Mr. Nelson."

„Aber das geht doch nicht mit rechten Dingen zu, das ist ja wie Hellseherei; nun können Sie auch noch Briefe lesen, von denen Sie nicht einmal wissen, daß sie geschrieben wurden."

„Ja, Leopold, dabei könnt' ich Sie nun belassen und mich vor Ihnen als Seherin etabliren. Aber ich werde mich hüten. Denn vor Allem, was so mystisch und hypnotisch und geisterseherig ist, haben gesunde Menschen bloß ein Grauen. Und ein Grauen einzuflößen, ist nicht das, was ich liebe. Mir ist es lieber, daß mir die Herzen guter Menschen zufallen."

„Ach, Corinna, das brauchen Sie sich doch nicht erst zu wünschen. Ich kann mir keinen Menschen denken, dessen Herz Ihnen nicht zufiele. Sie sollten nur lesen, was Mr. Nelson über Sie geschrieben hat; mit amusing fängt er an, und dann kommt charming und high-spirited, und mit fascinating schließt er ab. Und dann erst kommen die Grüße, die sich, nach Allem, was vorausgegangen, beinahe nüchtern [und alltäglich ausnehmen Aber wie wußten Sie, daß die Grüße von Mr. Nelson kämen?"

„Ein leichteres Räthsel ist mir nicht bald vorgekommen. Ihr Papa theilte mit, Sie kämen erst später, weil Sie nach Liverpool zu schreiben hätten. Nun, Liverpool heißt Mr. Nelson. Und hat man erst Mr. Nelson, so gibt sich das Andere von selbst. Ich glaube, daß es mit aller Hellseherei ganz ähnlich liegt. Und sehen Sie, Leopold, mit derselben Leichtigkeit, mit der ich in Mr. Nelson's Brief gelesen habe, mit derselben Sicherheit lese ich zum Beispiel Ihre Zukunft."

Ein tiefes Aufathmen Leopold's war die Antwort, und sein Herz hätte jubeln mögen, in einem Gefühl von Glück und Erlösung. Denn wenn Corinna richtig las, und sie mußte richtig lesen, so war er allem Anfragen und allen damit verknüpften Aengsten überhoben, und sie sprach dann aus, was er zu sagen noch immer nicht den Muth finden konnte. Wie beseligt nahm er ihre Hand und sagte: „Das können Sie nicht."

„Ist es so schwer?"

„Nein. Es ist eigentlich leicht. Aber leicht oder schwer, Corinna, lassen Sie mich's hören. Und ich will auch ehrlich sagen, ob Sie's getroffen haben oder nicht. Nur keine ferne Zukunft, bloß die nächste, allernächste."

„Nun denn," hob Corinna schelmisch und hier und da mit besonderer Betonung an, „was ich sehe, ist das: zunächst ein schöner Septembertag, und vor einem schönen Hause halten viele schöne Kutschen und die vorderste, mit einem Perrückenkutscher auf dem Bock und zwei Bedienten hinten, das ist eine Brautkutsche. Der Straßendamm aber steht voller Menschen, die die Braut sehen wollen, und nun kommt die Braut, und neben ihr schreitet ihr Bräutigam, und dieser Bräutigam ist mein Freund Leopold Treibel. Und nun fährt die Brautkutsche, während die anderen Wagen folgen, an einem breiten, breiten Wasser hin . . ."

„Aber Corinna, Sie werden doch unsere Spree zwischen Schleuse und Jungfernbrücke nicht ein breites Wasser nennen wollen . . ."

„. . . An einem breiten Wasser hin und hält endlich vor einer gothischen Kirche."

„Zwölf Apostel . . ."

„Und der Bräutigam steigt aus und bietet der Braut seinen Arm, und so schreitet das junge Paar der Kirche zu, drin schon die Orgel spielt und die Lichter brennen."

„Und nun . . ."

„Und nun stehen sie vor dem Altar, und nach dem Ringewechsel wird der Segen gesprochen und ein Lied gesungen oder doch der letzte Vers. Und nun geht es wieder zurück, an demselben breiten Wasser entlang, aber nicht dem Stadthause zu, von dem sie ausgefahren waren, sondern immer weiter ins Freie, bis sie vor einer Cottage-Villa halten . . ."

„Ja, Corinna, so soll es sein . . ."

„Bis sie vor einer Cottage-Villa halten und vor einem Triumphbogen, an dessen oberster Wölbung ein Riesenkranz hängt, und in dem Kranze leuchten die beiden Anfangsbuchstaben: L und H."

„L und H?"

„Ja, Leopold, L und H. Und wie könnte es auch anders sein? Denn die Brautkutsche kam ja von der Uhlenhorst her und fuhr die Alster entlang und nachher die Elbe hinunter, und nun halten sie vor der Munk'schen Villa draußen in Blankenese, und L heißt Leopold und H heißt Hildegard."

Einen Augenblick überkam es Leopold wie wirkliche Verstimmung. Aber, sich rasch besinnend, gab er der vorgeblichen Seherin einen kleinen Liebesklaps und sagte: „Sie sind immer dieselbe, Corinna. Und wenn der gute Nelson, der

der beste Mensch und mein einziger Vertrauter ist, wenn er dies Alles gehört hätte, so würd' er begeistert sein und von ‚capital fun' sprechen, weil Sie mir so gnädig die Schwester meiner Schwägerin zuwenden wollen."

„Ich bin eben eine Prophetin," sagte Corinna.

„Prophetin," wiederholte Leopold. „Aber diesmal eine falsche. Hildegard ist ein schönes Mädchen, und Hunderte würden sich glücklich schätzen. Aber Sie wissen, wie meine Mama zu dieser Frage steht; sie leidet unter dem beständigen sich Besserdünken der dortigen Anverwandten und hat es wohl hundertmal geschworen, daß ihr eine Hamburger Schwiegertochter, eine Repräsentantin aus dem großen Hause Thompson-Munk, gerade genug sei. Sie hat ganz ehrlich einen halben Haß gegen die Munk's, und wenn ich mit Hildegard so vor sie hinträte, so weiß ich nicht, was geschähe; sie würde ‚nein' sagen, und wir hätten eine furchtbare Scene."

„Wer weiß," sagte Corinna, die jetzt das entscheidende Wort ganz nahe wußte.

„. . . Sie würde ‚nein' sagen und immer wieder ‚nein', das ist so sicher wie Amen in der Kirche," fuhr Leopold mit gehobener Stimme fort. „Aber dieser Fall kann sich gar nicht ereignen. Ich werde nicht mit Hildegard vor sie hintreten und werde statt dessen näher und besser wählen . . . Ich weiß, und Sie wissen es auch, das Bild, das Sie da gemalt haben, es war nur Scherz und Uebermuth, und vor Allem wissen Sie, wenn mir Armen überhaupt noch eine Triumphpforte gebaut werden soll, daß der Kranz, der dann zu Häupten hängt, einen ganz anderen Buchstaben als das Hildegard-H in hundert und tausend Blumen tragen müßte. Brauch' ich zu sagen welchen? Ach, Corinna, ich kann ohne Sie nicht leben, und diese Stunde muß über mich entscheiden. Und nun sagen Sie Ja oder Nein." Und unter diesen Worten nahm er ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen. Denn sie gingen im Schutz einer Haselnußhecke.

Corinna — nach Confessions, wie diese, die Verlobung mit gutem Recht als ein fait accompli betrachtend — nahm kluger Weise von jeder weiteren Auseinandersetzung Abstand und sagte nur kurzer Hand: „Aber Eines, Leopold, dürfen wir uns nicht verhehlen, uns stehen noch schwere Kämpfe bevor. Deine Mama hat an einer Munk genug, das leuchtet mir ein; aber ob ihr eine Schmidt recht ist, ist noch sehr die Frage. Sie hat zwar mitunter Andeutungen gemacht, als ob ich ein Ideal in ihren Augen wäre, vielleicht weil ich das habe, was Dir fehlt, und vielleicht auch was Hildegard fehlt. Ich sage ‚vielleicht' und kann dies einschränkende Wort nicht genug betonen. Denn die Liebe, das seh' ich klar, ist demüthig, und ich fühle, wie meine Fehler von mir abfallen. Es soll dies ja ein Kennzeichen sein. Ja, Leopold, ein Leben voll Glück und Liebe liegt vor uns, aber es hat Deinen Muth und Deine Festigkeit zur Voraussetzung, und hier unter diesem Waldesdom, drin es geheimnißvoll rauscht und dämmert, hier, Leopold, mußt Du mir schwören, ausharren zu wollen in Deiner Liebe."

Leopold betheuerte, daß er nicht bloß wolle, daß er es auch werde. Denn wenn die Liebe demüthig und bescheiden mache, was gewiß richtig sei, so mache sie sicherlich auch stark. Wenn Corinna sich geändert habe, er fühle sich auch ein Anderer. „Und," so schloß er, „das Eine darf ich sagen, ich habe nie große Worte

gemacht und Prahlereien werden mir auch meine Feinde nicht nachsagen; aber glaube mir, mir schlägt das Herz so hoch, so glücklich, daß ich mir Schwierigkeiten und Kämpfe beinah' herbeiwünsche. Mich drängt es, Dir zu zeigen, daß ich Deiner werth bin . . ."

In diesem Augenblicke wurde die Mondsichel zwischen den Baumkronen sichtbar, und von Schloß Grunewald her, vor dem das Quartett eben angekommen war, klang es über den See herüber:

Wenn nach Dir ich oft vergebens
In die Nacht geseh'n,
Scheint der dunkle Strom des Lebens
Trauernd still zu steh'n . . .

Und nun schwieg es, oder der Abendwind, der sich aufmachte, trug die Töne nach der anderen Seite hin.

* * *

Eine Viertelstunde später hielt Alles vor Paulsborn, und nachdem man sich daselbst wieder begrüßt und bei herumgereichtem Crême de Cacao (Treibel selbst machte die Honneurs) eine kurze Rast genommen hatte, brach man — die Wagen waren von Halensee her gefolgt — nach einigen Minuten endgültig auf, um die Rückfahrt anzutreten. Die Felgentreu's nahmen bewegten Abschied von dem Quartett, jetzt lebhaft beklagend, den von Treibel vorgeschlagenen Kremser abgelehnt zu haben.

Auch Leopold und Corinna trennten sich, aber doch nicht eher, als bis sie sich, im Schatten des hochstehenden Schilfes, noch einmal fest und verschwiegen die Hände gedrückt hatten.

Elftes Capitel.

Leopold, als man zur Abfahrt sich anschickte, mußte sich mit einem Platz vorn auf dem Bock des elterlichen Landauers begnügen, was ihm, Alles in Allem, immer noch lieber war als innerhalb des Wagens selbst, en vue seiner Mutter zu sitzen, die doch vielleicht, sei's im Wald, sei's bei der kurzen Rast in Paulsborn, Etwas bemerkt haben mochte; Schmidt benutzte wieder den Vorortszug, während Corinna bei den Felgentreu's mit einstieg. Man placirte sie, so gut es ging, zwischen das den Fond des Wagens redlich ausfüllende Ehepaar, und weil sie nach all' dem Voraufgegangenen eine geringere Neigung zum Plaudern als sonst wohl hatte, so kam es ihr außerordentlich zu paß, sowohl Elfriede wie Blanca doppelt redelustig und noch ganz voll und beglückt von dem Quartett zu finden. Der Jodler, eine sehr gute Partie, schien über die freilich nur in Civil erschienenen Sommerlieutenants einen entschiedenen Sieg davon getragen zu haben. Im Uebrigen ließen es sich die Felgentreu's nicht nehmen, in der Adlerstraße vorzufahren und ihren Gast daselbst abzusetzen. Corinna bedankte sich herzlich und stieg, noch einmal grüßend, erst die drei Steinstufen und gleich danach vom Flur aus die alte Holztreppe hinauf.

Sie hatte den Drücker zum Entrée nicht mitgenommen, und so blieb ihr nichts Anderes übrig, als zu klingeln, was sie nicht gerne that. Alsbald erschien denn auch die Schmolke, die die Abwesenheit der „Herrschaft", wie sie mitunter

mit Betonung sagte, dazu benutzt hatte, sich ein bischen sonntäglich herauszuputzen. Das Auffallendste war wieder die Haube, deren Rüschen eben aus dem Tolleisen zu kommen schienen.

„Aber liebe Schmolke," sagte Corinna, während sie die Thür wieder ins Schloß zog, „was ist denn los? Ist Geburtstag? Aber nein, den kenn' ich ja. Oder seiner?"

„Nein," sagte die Schmolke, „seiner is auch nich. Und da werd' ich auch nicht solchen Shlips umbinden und solch Band."

„Aber wenn kein Geburtstag ist, was ist dann?"

„Nichts, Corinna. Muß denn immer 'was sein, wenn man sich 'mal ordentlich macht? Sieh, Du hast gut reden; Du sitzt jeden Tag, den Gott werden läßt, eine halbe Stunde vorm Spiegel, und mitunter auch noch länger, und brennst Dir Dein Wuschelhaar . . ."

„Aber, liebe Schmolke . . ."

„Ja, Corinna, Du denkst, ich seh' es nicht. Aber ich sehe Alles und seh' noch viel mehr . . . Und ich kann Dir auch sagen, Schmolke sagte 'mal, er fänd' es eigentlich hübsch, solch Wuschelhaar . . ."

„Aber war denn Schmolke so?"

„Nein, Corinna, Schmolke war *nich* so. Schmolke war ein sehr anständiger Mann, und wenn man so 'was Sonderbares und eigentlich Unrechtes sagen darf, er war beinah' *zu* anständig. Aber nun gib erst Deinen Hut und Deine Mantille. Gott, Kind, wie sieht denn das Alles aus? Is denn solch' furchtbarer Staub? Un noch ein Glück, daß es nich gedrippelt hat, denn is der Sammt hin. Un so viel hat ein Professor auch nich, un wenn er auch nich geradezu klagt, Seide spinnen kann er nich."

„Nein, nein," lachte Corinna.

„Nu höre, Corinna, da lachst Du nu wieder. Das ist aber gar nicht zum Lachen. Der Alte quält sich genug, und wenn er so die Bündel ins Haus kriegt und die Strippe mitunter nich ausreicht, so viele sind es, denn thut es mir mitunter ordentlich weh hier. Denn Papa is ein sehr guter Mann, und seine Sechzig drücken ihn nu doch auch schon ein bischen. Er will es freilich nich wahr haben und thut immer noch so, wie wenn er zwanzig wäre. Ja, hat sich 'was. Un neulich ist er von der Pferdebahn 'runtergesprungen, un ich muß auch gerade dazu kommen; na, ich dachte doch gleich, der Schlag soll mich rühren . . . Aber nu sage, Corinna, was soll ich Dir bringen? Oder hast Du schon gegessen und bist froh, wenn Du nichts siehst . . ."

„Nein, ich habe nichts gegessen. Oder doch so gut wie nichts; die Zwiebacke, die man kriegt, sind immer so alt. Und dann in Paulsborn einen kleinen süßen Likör. Das kann man doch nicht rechnen. Aber ich habe auch keinen rechten Appetit, und der Kopf ist mir so benommen; ich werde am Ende krank . . ."

„Ach, dummes Zeug, Corinna. Das ist auch eine von Deinen Nücken; wenn Du 'mal Ohrensausen hast oder ein bischen heiße Stirn, dann redest Du immer gleich von Nervenfieber. Un das is eigentlich gottlos, denn man muß den Teufel nich an die Wand malen. Es wird wohl ein bischen feucht gewesen sein, ein bischen neblig und Abenddunst."

„Ja, neblig war es gerade, wie wir neben dem Schilf standen, und der See war eigentlich gar nicht mehr zu sehen. Davon wird es wohl sein. Aber der Kopf ist mir wirklich benommen, und ich möchte zu Bett gehen und mich einmummeln. Und dann mag ich auch nicht mehr sprechen, wenn Papa nach Hause kommt. Und wer weiß wann, und ob es nicht zu spät wird."

„Warum ist er denn nich gleich mitgekommen?"

„Er wollte nicht und hat ja auch seinen ‚Abend' heut'. Ich glaube bei Kuh's. Und da sitzen sie meist lange, weil sich die Kälber mit einmischen. Aber mit Ihnen, liebe, gute Schmolke, möchte ich wohl noch eine halbe Stunde plaudern. Sie haben ja immer so 'was Herzliches . . ."

„Ach, rede doch nich, Corinna. Wovon soll ich denn 'was Herzliches haben? Oder eigentlich, wovon soll ich denn 'was Herzliches nich haben. Du warst ja noch so, als ich ins Haus kam."

„Nun also 'was Herzliches oder auch nicht 'was Herzliches," sagte Corinna, „gefallen wird es mir schon. Und wenn ich liege, liebe Schmolke, dann bringen Sie mir meinen Thee ans Bett, die kleine Meißner Kanne und die andere kleine Kanne, die nehmen Sie sich; und bloß ein paar Theebrötchen, recht dünn geschnitten und nicht zu viel Butter. Denn ich muß mich mit meinem Magen in Acht nehmen, sonst wird es gastrisch, und man liegt sechs Wochen."

„Is schon gut," lachte die Schmolke und ging in die Küche, um den Kessel noch wieder in die Gluth zu setzen. Denn heißes Wasser war immer da, und es bullerte nur noch nicht.

* * *

Eine Viertelstunde später trat die Schmolke wieder ein und fand ihren Liebling schon im Bette. Corinna saß mehr auf als sie lag und empfing die Schmolke mit der trostreichen Versicherung, „es sei ihr schon viel besser;" was man so immer zum Lobe der Bettwärme sage, das sei doch wahr, und sie glaube jetzt beinahe, daß sie noch 'mal durchkommen und Alles glücklich überstehen werde.

„Glaub' ich auch," sagte die Schmolke, während sie das Tablett auf den kleinen, am Kopfende stehenden Tisch setzte. „Nun, Corinna, von welchem soll ich Dir einschenken? Der hier, mit der abgebrochenen Tülle, hat länger gezogen, und ich weiß, Du hast ihn gern stark und bitterlich, so daß er schon ein bischen nach Tinte schmeckt . . ."

„Versteht sich, ich will von dem starken. Und dann ordentlich Zucker; aber ganz wenig Milch, Milch macht immer gastrisch."

„Gott, Corinna, laß doch das Gastrische. Du liegst da wie ein Borsdorfer Apfel und redst immer, als ob Dir der Tod schon um die Nase säße. Nein, Corinnchen, so schnell geht es nich. Un nu nimm Dir ein Theebrötchen. Ich habe sie so dünn geschnitten, wie's nur gehen wollte . . ."

„Das ist recht. Aber da haben Sie ja eine Schinkenstulle mit 'reingebracht."

„Für mich, Corinnchen. Ich will doch auch 'was essen."

„Ach, liebe Schmolke, da möcht' ich mich aber doch zu Gaste laden. Die Theebrötchen sehen ja nach gar nichts aus, und die Schinkenstulle lacht einen ordentlich an. Und Alles schon so appetitlich durchgeschnitten. Nun merk' ich

erst, daß ich eigentlich hungrig bin. Geben Sie mir ein Schnittchen ab, wenn es Ihnen nicht sauer wird."

„Wie Du nur redest, Corinna. Wie kann es mir denn sauer werden. Ich führe ja bloß die Wirthschaft und bin bloß eine Dienerin."

„Ein Glück, daß Papa das nicht hört. Sie wissen doch, das kann er nicht leiden, daß Sie so von Dienerin reden, und er nennt es eine falsche Bescheidenheit . . ."

„Ja, ja, so sagt er. Aber Schmolke, der auch ein ganz kluger Mann war, wenn er auch nicht studirt hatte, der sagte immer, ‚höre, Rosalie, Bescheidenheit ist gut, und eine falsche Bescheidenheit (denn die Bescheidenheit ist eigentlich immer falsch) ist immer noch besser als gar keine'."

„Hm," sagte Corinna, die sich etwas getroffen fühlte, „das läßt sich hören. Ueberhaupt, liebe Schmolke, Ihr Schmolke muß eigentlich ein ausgezeichneter Mann gewesen sein. Und Sie sagten ja auch vorhin schon, er habe so etwas Anständiges gehabt und beinah' zu anständig. Sehen Sie, so 'was höre ich gern, und ich möchte mir wohl Etwas dabei denken können. Worin war er denn nun eigentlich so sehr anständig . . . Und dann, er war ja doch bei der Polizei. Nun, offen gestanden, ich bin zwar froh, daß wir eine Polizei haben, und freue mich immer über jeden Schutzmann, an den ich herantreten und den ich nach dem Weg fragen und um Auskunft bitten kann, und das muß wahr sein, Alle sind artig und manierlich, wenigstens hab' ich es immer so gefunden. Aber das von der Anständigkeit und von zu anständig . . ."

„Ja, liebe Corinna, das is schon richtig. Aber da sind ja Unterschiedlichkeiten, und was sie Abtheilungen nennen. Und Schmolke war bei solcher Abtheilung."

„Natürlich. Er kann doch nicht überall gewesen sein."

„Nein, nicht überall. Und er war gerade bei der allerschwersten, die für den Anstand und die gute Sitte zu sorgen hat."

„Und so 'was gibt es?"

„Ja, Corinna, so 'was gibt es und muß es auch geben. Und wenn nu — was ja doch vorkommt, und auch bei Frauen und Mädchen vorkommt, wie Du ja wohl gesehen und gehört haben wirst, denn Berliner Kinder sehen und hören Alles — wenn nu solch' armes und unglückliches Geschöpf (denn manche sind wirklich bloß arm und unglücklich) etwas gegen den Anstand und die gute Sitte thut, dann wird sie vernommen und bestraft. Und da, wo die Vernehmung is, da gerade saß Schmolke . . ."

„Merkwürdig. Aber davon haben Sie mir ja noch nie 'was erzählt. Und Schmolke, sagen Sie, war mit dabei? Wirklich, sehr sonderbar. Und Sie meinen, daß er gerade deshalb so sehr anständig und so solide war?"

„Ja, Corinna, das mein' ich."

„Nun, wenn Sie's sagen, liebe Schmolke, so will ich es glauben. Aber ist es nicht eigentlich zum Verwundern? Denn Ihr Schmolke war ja damals noch jung oder so ein Mann in seinen besten Jahren. Und viele von unserem Geschlecht, und gerade solche, sind ja doch oft bildhübsch. Und da sitzt nun Einer, wie Schmolke da gesessen, und muß immer streng und ehrbar aussehen, bloß weil

er da zufällig sitzt. Ich kann mir nicht helfen, ich finde das schwer. Denn das ist ja gerade so wie der Versucher in der Wüste: „Dies Alles schenke ich Dir.“

Die Schmolke seufzte. „Ja, Corinna, daß ich es Dir offen gestehe, ich habe auch manchmal geweint, und mein furchtbares Reißen, hier gerad' im Nacken, das is noch von der Zeit her. Und zwischen das zweite und dritte Jahr, daß wir verheirathet waren, da hab' ich beinah' elf Pfund abgenommen, und wenn wir damals schon die vielen Wiegewagen gehabt hätten, da wär' es wohl eigentlich noch mehr gewesen, denn als ich zu's Wiegen kam, da setzte ich schon wieder an.“

„Arme Frau,“ sagte Corinna. „Ja, das müssen schwere Tage gewesen sein. Aber wie kamen Sie denn darüber hin? Und wenn Sie wieder ansetzten, so muß doch so 'was von Trost und Beruhigung gewesen sein.“

„War auch, Corinnchen. Und weil Du ja nu Alles weißt, will ich Dir auch erzählen, wie's kam, un wie ich meine Ruhe wieder kriegte. Denn ich kann Dir sagen, es war schlimm, und ich habe mitunter viele Wochen lang kein Auge zugethan. Na, zuletzt schläft man doch ein bischen; die Natur will es un is auch zuletzt noch stärker als die Eifersucht. Aber Eifersucht ist sehr stark, viel stärker als Liebe. Mit Liebe is es nich so schlimm. Aber was ich sagen wollte, wie ich nu so ganz 'runter war und man bloß noch so hing un bloß noch so viel Kraft hatte, daß ich ihm doch sein Hammelfleisch un seine Bohnen vorsetzen konnte, daß heißt geschnitzelte mocht' er nich un sagte immer, sie schmeckten nach Messer, da sah er doch wohl, daß er 'mal mit mir reden müsse. Denn i ch red'te nich, dazu war ich viel zu stolz. Also er wollte reden mit mir, und als es nu so weit war und er die Gelegenheit auch ganz gut abgepaßt hatte, nahm er einen kleinen vierbeinigen Schemel, der sonst immer in der Küche stand, un is mir, als ob es gestern gewesen wäre, un rückte den Schemel zu mir 'ran und sagte: ‚Rosalie, nu sage 'mal, was hast Du denn eigentlich'.“

Um Corinna's Mund verlor sich jeder Ausdruck von Spott; sie schob das Tablett etwas bei Seite, stützte sich, während sie sich aufrichtete, mit dem rechten Arm auf den Tisch und sagte: „Nun weiter, liebe Schmolke.“

„Also, was hast Du eigentlich? sagte er zu mir. Na, da stürzten mir denn die Thränen man so pimperlings 'raus, und ich sagte: ‚Schmolke, Schmolke,‘ und dabei sah ich ihn an, als ob ich ihn ergründen wollte. Un ich kann wohl sagen, es war ein scharfer Blick, aber doch immer noch freundlich. Denn ich liebte ihn. Und da sah ich, daß er ganz ruhig blieb un sich gar nicht verfärbte. Un dann nahm er meine Hand, streichelte sie ganz zärtlich un sagte: ‚Rosalie, das is alles Unsinn. Davon verstehst Du nichts. Davon verstehst Du nichts, weil Du nicht in der ‚Sitte‘ bist. Denn ich sage Dir, wer da so tagaus tagein in der Sitte sitzen muß, dem vergeht es, dem stehen die Haare zu Berge über all' das Elend und all' den Jammer, und wenn dann welche kommen, die nebenher auch noch ganz verhungert sind, was auch vorkommt, und wo wir ganz genau wissen, da sitzen nu die Eltern zu Hause un grämen sich Tag und Nacht über die Schande, weil sie das arme Wurm, das mitunter sehr merkwürdig dazu gekommen ist, immer noch lieb haben und helfen und retten möchten, wenn zu helfen und zu retten noch menschenmöglich wäre — ich sage Dir, Rosalie, wenn man das jeden Tag sehen muß, un man hat ein Herz im Leibe un hat

bei's erste Garderegiment gedient un is für Proppertät und Strammheit und Gesundheit, na, ich sage Dir, denn is es mit Verführung un all so was vorbei, un man möchte 'raus gehn und weinen, un ein paar Mal hab' ich's auch, alter Kerl der ich bin, und von Caressiren und ‚Fräuleinchen' steht nichts mehr drin, un man geht nach Hause und is froh, wenn man sein Hammelfleisch kriegt un eine ordentliche Frau hat, die Rosalie heißt. Bist Du nu zufrieden, Rosalie? Un dabei gab er mir einen Kuß . . ."

Die Schmolke, der bei der Erzählung wieder ganz weh ums Herz geworden war, ging an Corinna's Schrank, um sich ein Taschentuch zu holen. Und als sie sich nun wieder zurecht gemacht hatte, so daß ihr die Worte nicht mehr in der Kehle blieben, nahm sie Corinna's Hand und sagte: „Sieh', so war Schmolke. Was sagst Du dazu?"

„Ein sehr anständiger Mann."

„Na ob."

* * *

In diesem Augenblicke hörte man die Klingel. „Der Papa," sagte Corinna, und die Schmolke stand auf, um dem Herrn Professor zu öffnen. Sie war auch bald wieder zurück und erzählte, daß sich der Papa nur gewundert habe, Corinnchen nicht mehr zu finden; was denn passirt sei? Wegen ein bischen Kopfweh gehe man doch nicht gleich zu Bett. Und dann habe er sich seine Pfeife angesteckt und die Zeitung in die Hand genommen und habe dabei gesagt: „Gott sei Dank, liebe Schmolke, daß ich wieder da bin; alle Gesellschaften sind Unsinn; diesen Satz vermache ich Ihnen auf Lebenszeit." Er habe aber ganz fidel dabei ausgesehen, und sie sei überzeugt, daß er sich eigentlich sehr gut amüsirt habe. Denn er habe den Fehler, den so Viele hätten, und die Schmidt's voran: sie redten über Alles und wüßten Alles besser. „Ja, Corinnchen, in diesem Belange bist Du auch ganz Schmidtsch."

Corinna gab der guten Alten die Hand und sagte: „Sie werden wohl Recht haben, liebe Schmolke, und es ist ganz gut, daß Sie mir's sagen. Wenn Sie nicht gewesen wären, wer hätte mir denn überhaupt 'was gesagt? Keiner. Ich bin ja wie wild aufgewachsen, und ist eigentlich zu verwundern, daß ich nicht noch schlimmer geworden bin als ich bin. Papa ist ein guter Professor, aber kein guter Erzieher, und dann war er immer zu sehr von mir eingenommen und sagte: ‚das Schmidt'sche hilft sich selbst' oder ‚es wird schon zum Durchbruch kommen'."

„Ja, so 'was sagt er immer. Aber mitunter ist eine Maulschelle besser."

„Um Gotteswillen, liebe Schmolke, sagen Sie doch so 'was nicht. Das ängstigt mich."

„Ach, Du bist närrisch, Corinna. Was soll Dich denn ängstigen? Du bist ja nun eine große, forsche Person und hast die Kinderschuhe längst ausgetreten und könntest schon sechs Jahre verheirathet sein."

„Ja," sagte Corinna, „das könnt' ich, wenn mich wer gewollt hätte. Aber dummerweise hat mich noch Keiner gewollt. Und da habe ich denn für mich selber sorgen müssen . . ."

Die Schmolke glaubte nicht recht gehört zu haben und sagte: „Du hast für Dich selber sorgen müssen? Was meinst Du damit, was soll das heißen?“

„Es soll heißen, liebe Schmolke, daß ich mich heut' Abend verlobt habe.“

„Himmlischer Vater, is es möglich. Aber sei nich böse, daß ich mich so verfiere . . . Denn es is ja doch eigentlich 'was Gutes. Na, mit wem denn?“

„Rathe.“

„Mit Marcell.“

„Nein, mit Marcell nicht.“

„Mit Marcell nich? Ja, Corinna, dann weiß ich es nich und will es auch nich wissen. Bloß wissen muß ich es am Ende doch. Wer is es denn?“

„Leopold Treibel.“

„Herr, Du meine Güte . . .“

„Findest Du's so schlimm? Hast Du 'was dagegen?“

„I bewahre, wie werd' ich denn. Un würde sich auch gar nich vor mir passen. Un denn die Treibel's, die sind Alle gut un sehr proppre Leute, der alte Commerzienrath voran, der immer so spaßig is und immer sagt: ‚Je später der Abend, je schöner die Leute‘ un ‚noch fufzig Jahre so wie heut'‘ und so 'was. Und der älteste Sohn is auch sehr gut und Leopold auch. Ein bischen spitzer, das is wahr, aber heirathen is ja nich bei Renz in 'n Circus. Und Schmolke sagte oft: ‚Höre, Rosalie, das laß gut sein, so was täuscht, da kann man sich irren; die Dünnen un die so schwach aussehn, die sind oft gar nich so schwach.‘ Ja, Corinna, die Treibel's sind gut, un bloß die Mama, die Commerzienräthin, ja höre, da kann ich mir nich helfen, die Räthin, die hat so 'was, was mir nich recht paßt, un ziert sich immer un thut so, un wenn 'was Weinerliches erzählt wird von einem Pudel, der ein Kind aus dem Canal gezogen, oder wenn der Professor 'was vorpredigt un mit seiner Baßstimme so vor sich hinbrummelt: ‚wie der Unsterbliche sagt‘ . . . un dann kommt immer ein Name, den kein Christenmensch kennt un die Commerzienräthin woll auch nich — dann hat sie gleich immer ihre Thräne un sind immer wie Stehthränen, die gar nich 'runter woll'n.“

„Daß sie so weinen kann, ist aber doch eigentlich 'was Gutes, liebe Schmolke.“

„Ja, bei Manchem is es was Gutes un zeigt ein weiches Herz. Un ich will auch weiter nichts sagen un lieber an meine eig'ne Brust schlagen, un muß auch, denn mir sitzen sie auch man lose . . . Gott, wenn ich daran denke, wie Schmolke noch lebte, na, da war Vieles anders, un Billetter für den dritten Rang hatte Schmolke jeden Tag un mitunter auch für den zweiten. Un da machte ich mich denn fein, Corinna, denn ich war damals noch keine dreißig un noch ganz gut im Stande. Gott, Kind, wenn ich daran denke! Da war damals eine, die hieß die Erharten, die nachher einen Grafen geheirathet. Ach, Corinnchen, da hab' ich auch manche schöne Thräne vergossen. Ich sage schöne Thräne, denn es erleichtert einen. Un in Maria Stuart war es am meisten. Da war denn doch eine Schnauberei, daß man gar nichts mehr versteh'n konnte, das heißt aber bloß ganz zuletzt, wie sie von all' ihre Dienerinnen und von ihrer alten Amme Abschied nimmt, Alle ganz schwarz, un sie selber immer mit's Kreuz, ganz wie 'ne Katholische. Aber die Erharten war keine. Un wenn ich mir das Alles

wieder so denke un wie ich da aus der Thräne gar nich 'raus gekommen bin, da kann ich auch gegen die Commerzienräthin eigentlich nichts sagen."

Corinna seufzte, halb im Scherz und halb im Ernst.

„Warum seufzst Du, Corinna?"

„Ja, warum seufze ich, liebe Schmolke? Ich seufze, weil ich glaube, daß Sie Recht haben, und daß sich gegen die Räthin eigentlich nichts sagen läßt, bloß weil sie so leicht weint oder immer einen Flimmer im Auge hat. Gott, den hat Mancher. Aber die Räthin ist freilich eine ganz eigene Frau, und ich trau' ihr nicht, und der arme Leopold hat eigentlich eine große Furcht vor ihr und weiß auch noch nicht, wie er da heraus will. Es wird eben noch allerlei harte Kämpfe geben. Aber ich laß es darauf ankommen und halt' ihn fest, und wenn meine Schwiegermutter gegen mich ist, so schad't es am Ende nicht allzu viel. Die Schwiegermütter sind eigentlich immer dagegen, und jede denkt, ihr Püppchen ist zu schade. Na, wir werden ja seh'n; ich habe sein Wort, und das Andere muß sich finden."

„Das ist Recht, Corinna, halt' ihn fest. Eigentlich hab' ich ja einen Schreck gekriegt, und glaube mir, Marcell wäre besser gewesen, denn Ihr paßt zusammen. Aber das sag' ich so bloß zu Dir. Un da Du nu 'mal den Treibel'schen hast, na, so hast Du'n, un da hilft kein Prätzelbacken, un er muß still halten und die Alte auch. Ja, die Alte erst recht. Der gönn' ich's."

Corinna nickte.

„Un nu schlafe, Kind. Ausschlafen is immer gut, denn man kann nie wissen, wie's kommt, un wie man den andern Tag seine Kräfte braucht."

(Schluß folgt.)

Architektur und Plastik [1]).

Von

Ernst Curtius.

Seitdem der Plan gefaßt war, aus Reichsmitteln ein Gebäude herzustellen, in dem die Abgeordneten des endlich zu einem Ganzen vereinten Volks tagen sollten, war in vielen Kreisen der Gedanke lebendig, daß das neue Volkshaus in seiner monumentalen Ausstattung von der glücklichen Entwicklung, welche unter Gottes gnädiger Führung das Vaterland gewonnen hat, ein vollgültiges Zeugniß ablegen solle, und je höher wir jetzt den Prachtbau aufsteigen sehen, um so lebendiger ist unser Aller Wunsch, daß es von innen und außen sich so gestalte, daß es unsern von Vaterlandsliebe erwärmten Ansprüchen voll entspreche. Es handelt sich also nicht bloß darum, daß der Bestimmung der Räume in zweckmäßiger und würdiger Weise genügt werde, sondern daß ein Werk zu Stande komme, in welchem die Früchte deutscher Bildung und Kunst zu voller Entfaltung gedeihen. Dazu gehört aber, daß die bildenden Künste zusammenwirken, nicht bloß äußerlich neben einander hergehend, sondern innerlich verbunden, eine die andere ergänzend und belebend. Unwillkürlich wenden sich also unsere Gedanken der Betrachtung zu, wie in vergangenen Zeiten zur Ausstattung öffentlicher Gebäude die verschiedenen Künste, namentlich Plastik und Architektur, sich mit einander verbunden haben. Denn so wenig auch die Wissenschaft darauf ausgehen kann, den Genius der Künstler zu leiten, ebenso verkehrt wäre es, die beiden Richtungen menschlicher Geistesthätigkeit, die betrachtend forschende und die schöpferisch werkthätige, durch eine Scheidewand trennen zu wollen. Dies wird ja auch auf keiner Seite beabsichtigt. Denn warum ziehen sonst unsere Künstler Jahr aus Jahr ein nach Rom und Athen, wenn sie nicht in aufmerksamer Betrachtung des Vorzeitlichen immer neue Anregung zu selbständigem Schaffen suchen?

Alle Leistungen echter Kunst haben den gemeinsamen Endzweck, das Geistige im Körperlichen, das Unsichtbare im Sichtbaren zum Ausdruck zu bringen.

---

[1]) Rede zur Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs in der Aula der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität am 27. Januar 1892.

Wie sehr dies der Baukunst gelingt, wissen wir Alle aus eigener Empfindung; denn wenn es darauf ankäme, Jemanden den vollen Eindruck von dem, was das Wesen der Antike im Gegensatz zur mittelalterlichen Kunstwelt ist, in kräftigster Weise auf einmal empfinden zu lassen, so könnten wir nichts Besseres thun, als ihn aus dem Gewölbe eines Doms vor die Säulen des Parthenon zu führen. Doch sind es nur allgemeine Stimmungen, die hier empfunden werden; es sind gewisse Grundtöne des geistigen Lebens. Der ganze Aufbau steht uns, nach mathematischen Gesetzen gegründet und gegliedert, in seinen körperlichen Verhältnissen wie ein Aeußerliches gegenüber. Der starren Form Wärme und Mannigfaltigkeit zu geben, und in jene Grundaccorde melodische Weisen einzuflechten, welche das Gemüth vertraulicher ansprechen, werden figürliche Darstellungen, Gestalten, welche im religiösen Glauben oder in volksthümlicher Dichtung wurzeln, angewendet. So werden in dem strengen Gliederbau einzelne Theile ausgezeichnet; das Einförmige wird unterbrochen, jede Leere gefüllt, Phantasie und Gefühl angeregt.

Wie dieser Zug mit einer gewissen Nothwendigkeit durch Jahrtausende hindurch geht, so lange wir bauende und bildende Völker kennen, zeigt ein Blick in die einander fremdesten Culturperioden, das orientalische Alterthum und das christliche Mittelalter.

Doppelreihen heiliger Thiere führen vom Nil zu den Tempeln Aegyptens. Ihre Pforten und Wände sind mit Relief bedeckt; die Standbilder anbetender Könige lassen uns die Heiligkeit des Platzes empfinden. In den assyrischen Palästen wurden alle Säle zu geschichtlichen Denkmälern, indem die Thaten der Erbauer in Krieg und Frieden die breiten Wandflächen füllten. Die europäische Denkmälerkunde beginnt mit dem Löwenrelief, das in vornehmem Wappenstil das Burgthor der Atriden schmückt.

Bei den christlichen Kirchen war es das Streben nach Ausstattung der Portale, das in vorzüglichem Grade die beiden Künste verband. Erst Malerei, dann Sculptur wurde, dem Raum entsprechend, angewendet, um den Herantretenden religiös zu stimmen und ihn über die Bedeutung des Gebäudes zu orientiren. Es war, wie Violet le Duc sich ausdrückt, la préface du monument. Statuarisch über dem Eingange sieht man den Inhaber des Gotteshauses stehen, die Himmelskönigin, den Täufer oder einen der Heiligen. In dem darüber sich öffnenden Bogenraum konnte man Zusammenhängendes zur Darstellung bringen, biblische Geschichten oder Bilder, die den der Kirche Nahenden zu ernster Einkehr mahnten, wie das Weltgericht.

Der Spitzbogen war zur Aufnahme der Plastik weniger geeignet, und je reichlicher die Gedanken zuströmten, welche am Eingange das Gemüth erbauen und den Zusammenhang der göttlichen Offenbarung erkennen lassen sollten, um so mehr wurde die Fülle, in der man sich erging, zu einem Uebermaße; die Statuetten von Propheten und Heiligen schoben sich über einander in die Hohlkehlen der Bogen ein; die Bildkunst kam nicht zu ihrem Rechte.

Nur *einem* Volke ist es gelungen, durch eine Folge von Versuchen und Entwicklungsstufen Architektur und Plastik in vollkommener Weise mit einander zu verbinden; das sind die Hellenen, und darum ist die Geschichte ihrer Tempel-

plastik für alle Zeit das unerschöpfliche Lehrbuch der Verbindung von Plastik und Architektur.

In weiterem Sinne gehört zur Tempelplastik, was die Tempelwege mit Denkmälern begleitet, was den Tempelraum mit figurenreichen Schranken einhegt oder die Gebäude mit tragenden Gestalten schmückt; im engeren Sinne, was in die Architektur des Ganzen aufgenommen ist. Auch diese eingegliederten Bildwerke, welche die attische Kunst zuerst harmonisch zu verbinden wußte, sind verschiedener Art. Metopen und Fries haben immer den Charakter einer gelegentlichen Ausstattung, einer Decoration behalten, die an verschiedenen Plätzen, mehr oder minder vollständig, in Farbe oder Relief ausgeführt werden konnte. Das Wesentliche und Unentbehrliche war des Giebels plastische Ausstattung, und hier erkennen wir am deutlichsten, wie Alles allmälig geworden ist und die genialsten Schöpfungen aus materiellen Raumbedingungen erwachsen sind. Denn die Construction des Regendachs war das Maßgebende; es wurde durch die Bürger von Korinth so umgestaltet, daß es anstatt eines nach vier Seiten abfallenden Walmdachs in Ost und West einen dreieckigen Giebel bildete. Dadurch ergab sich ein hoher, weit sichtbarer Raum, der nicht leer bleiben durfte; das Gotteshaus erhielt eine Front, an der man zuerst ein bescheidenes Relief anbrachte, ein Symbol, um wie mit einer Hausmarke den Eigenthümer zu bezeichnen. Ein Adler, ein Bogen, eine Mondscheibe waren solche plastische Epigramme.

Als die Tempel stattlicher, die Giebel breiter und höher wurden, reizte es den erfinderischen Sinn, aus dem engsten Kreise solcher Wappenbilder hinauszugehen. Mythische Wesen, halb Mensch, halb Thier, füllten am besten die unbequemen Ecken, während in der Mitte des Dreiecks Göttergestalten emporstiegen. Die Zusammenstellung verschiedener Figuren führte zu dramatischer Gruppirung. Lebhaft bewegte Gruppen verlangten kräftige Licht- und Schattenwirkung. Man gab das Relief auf; die Gestalten wurden von der Rückwand gelöst, so daß sie, vom vorspringenden Rande des Tempeldaches sicher eingefaßt, weithin wirkungsvoll vortraten. Nun entfalteten sich innerhalb des gleichschenkligen Dreiecks ganze Reihen plastischer Motive. Zunächst blieb die Mittelfigur das Centrum, auf welches Alles bezogen wurde, entweder der Gegenstand friedlicher Huldigung oder auch die Mitte eines bewegten Gegensatzes; denn die gleichen Flügel rechts und links waren vorzüglich geeignet, zwei Parteien, sowohl im Wettkampfe als auch im blutigen Streit, einander gegenüber zu stellen. So scheidet Athena die Feldschlacht am Tempel der Aegineten, so Zeus die Parteien im Ostgiebel von Olympia, beide in feierlich senkrechter Haltung.

Eine neue Idee der Anordnung ging von Phidias aus. Er wagte es, die bewegteste Gruppe in die Mitte zu stellen. Dadurch hatte er den großen Vortheil, seitwärts, wo die Giebelform keine emporgerichteten Stellungen duldet, ruhende Gestalten sich lagern zu lassen, während für den Hauptvorgang die hohe Mitte gewonnen wurde. Während also früher die Bewegung mit steigender Wellenhöhe sich von beiden Seiten gegen den ruhigen Mittelpunkt vorschob, ging jetzt vom Centrum die Bewegung aus, welche sich nach den Flügeln hin beruhigte, wie ein vollrauschender Accord allmälig austönt.

Damit hing eine andere Aenderung unmittelbar zusammen. An Stelle der Einzelfigur, welche wie die Zunge der Wagschale den Mittelpunkt bezeichnete und den überweltlichen Wesen vorbehalten war, traten zwei Gottheiten ein, die als Paar das Centrum bildeten. Dadurch ward es möglich, statt Heroengeschichte Göttergeschichte darzustellen und die wichtigsten Dogmen der Landesreligion an den Fronten der Tempel in kolossalen Marmorbildern zur Anschauung zu bringen, einerseits Athena, die neugeborene, vollgereifte im Waffenschmuck dem Vater Zeus gegenüber, andererseits die in Wohlthaten für das Land wetteifernden Burggötter, Athena und Poseidon. Bei aller Entsprechung blieb zwischen beiden Fronten ein feiner Unterschied. Der Osten behauptete den Vorrang, indem er die Olympier im Olymp darstellte, und dann gab man ihm dadurch einen eigenthümlichen Charakter, daß man hier feierlicheren und ruhigeren Darstellungen den Vorzug gab, wie uns dies in Olympia am deutlichsten entgegentritt. Am Parthenon wird im Westgiebel nicht der Conflict selbst dargestellt, sondern die friedliche Lösung, indem Poseidon die Ueberlegenheit seiner Nebenbuhlerin anerkennt und nur in gemeinsamer Segnung der geliebten Stadt mit Athena wetteifern will. Im Parthenon erkennen wir die höchste Verklärung dessen, was in monumentaler Tempelplastik die Alten geleistet haben; die Kampfmotive, welche auf den früheren Stufen vorwalteten, sind vor einer höheren Auffassung zurückgetreten, die großartigste und schwierigste Aufgabe religiöser Plastik ist in unübertrefflicher Weise gelöst; der räumliche Zwang ist mit idealer Freiheit, Würde mit Anmuth, Ruhe mit Bewegung in wohlthuender Harmonie vereinigt.

Wenn wir der Entwicklung einer so eigenartigen Kunstgattung aufmerksam folgen, so empfinden wir erst in vollem Maße, wie viel Dank wir unserm glorreichen Kaiser Wilhelm I. und Seinem unvergeßlichen Sohne schulden, deren persönliches, hochherziges und energisches Eintreten für ein großes Friedenswerk den heiligen Boden der Altis geöffnet hat, aus dem durch ein wunderbares Glück zwei Tempelgiebelgruppen in fast vollständigen Statuenreihen emporstiegen, zwei im Alterthum hochberühmte Schöpfungen namhafter Künstler, die unmittelbaren Vorgänger des Parthenon, welche wir hier in unserer nordischen Hauptstadt wieder aufbauen durften. Das ist eine Epoche für die Kunstwissenschaft geworden, und der Lichtblick, welcher die Geschichte der Tempelplastik erleuchtete, ist um so wichtiger, weil die im Parthenon zur Vollendung entfaltete Kunst bald im Rückgange war; der feste Zusammenhang zwischen Architektur und Plastik, auf dem die monumentale Kunst des perikleischen Athens ruhte, lockerte sich sehr bald, als die durch Parteien zerrüttete und nicht mehr von hervorragenden Geistern geleitete Stadt außer Stande war, großartige Bauwerke ins Leben zu rufen. Die jüngere Kunst wendete sich mit Vorliebe der Aufgabe zu, in Einzelstatuen von Marmor und Erz die vollendete Meisterschaft darzustellen. Praxiteles machte den Thebanern einen Tempelgiebel, in welchem elf Heraklesthaten an einander gereiht waren. Das war schon eine Auflösung des einheitlich gedachten Giebelbildes der alten Hellenen.

Der Rückgang der hohen Kunst offenbarte sich auf verschiedene Weise. Zuerst in der Technik, in der man zum Relief zurückkehrte, weil Vermögen und Lust zu plastischer Gestaltung erloschen war; gewohnheitsmäßig begnügte man sich,

das leere Dreieck figürlich auszufüllen; es wurde zu einer gedankenlosen Decoration, bei der unter dem Zwange des Raumes die Figuren nach den Enden zu willkürlich einschrumpften.

Ein zweites Kennzeichen des Rückganges ist die Wucherung, wie sie sich in der griechisch-römischen Kunst breit macht. Man trägt neuen Schmuck herbei, um die innere Verarmung äußerlich zu verkleiden. So sehen wir am capitolinischen Tempel, wie im Innern des Giebelfeldes nur einzelne matte Reminiscenzen, wie hockende Knaben und Wasserdämonen, angebracht werden; oberhalb des Giebels aber, wo ursprünglich eine bescheidene Palmette das Ganze krönte, erhebt sich nun der kolossale Aufbau eines mächtigen Viergespanns, und auf den schrägen Giebelkanten, die zu plastischer Ausstattung gänzlich ungeeignet sind, steht eine in sich unverbundene Reihe von Statuen. Das sind willkürlich entstandene Zuthaten, in denen man die innere Krankheit eines an echte Ueberlieferung anknüpfenden Kunstzweiges des Alterthums erkennt.

Architektur und Plastik sind nicht von einander zu trennen. Sie suchen einander; sie gehen neben einander her und in einander über, und in den Zeitaltern, in welchen sich das menschliche Kunstvermögen am normalsten entfaltet hat, vollzieht sich auch die glücklichste Verbindung der Schwesterkünste. Sie dienen einander ohne Rangstreit und Eifersucht; jede fühlt sich durch die andere geehrt, gehoben und gefördert. Ihre Zusammengehörigkeit kommt auch in den Personen der Künstler zum Ausdruck. Skopas und Polyklet, Bernini und Schlüter waren die gefeiertsten Architekten und die ersten Bildhauer ihrer Zeit.

Die Architektur ist ihrer Natur nach die leitende Kunst; das gegenseitige Verhältniß aber ein ungemein mannigfaltiges.

Es kann ein durchaus freier Anschluß sein, eine lose, ungebundene und doch wirksame Beziehung. Ich erinnere an die beiden Feldherrnstatuen neben der Hauptwache; sie machen, so oft wir vorübergehen, einen wohlthuenden Eindruck, weil sie sich an ein dem Waffendienst gewidmetes, mächtiges Gebäude anschließen. Daß die schönsten Bildwerke an Wirkung verlieren, wenn sie auf weiten Flächen ohne Anschluß oder Einrahmung dastehen, hat man immer gefühlt. Als Michel Angelo's David fertig war, suchte man noch nachträglich Anschluß an große Gebäude. Eine andere architektonische Verwendung von Bildwerken ist es, wenn man sie vor großen Bauanlagen aufstellt, um dem Eingange zu Burgen und heiligen Bezirken eine würdevolle Auszeichnung zu verleihen. So ließ Perikles das eherne Viergespann als Denkmal der Besiegung von Chalkis vorn an den Propyläen aufrichten; so wurden die beiden Reiterbilder, auch Denkmäler von Großthaten der Vorzeit, symmetrisch aufgestellt, um den Eingang zur Akropolis einzufassen, wie wir uns ja auch die beiden Rossebändiger von Monte Cavallo zu beiden Seiten eines festlichen Einganges stehend denken.

Auch auf den Zinnen der Gebäude hat die Plastik Raum gefunden, wie die Römer Statuen, in loser Verbindung mit der Architektur, reihenweise auf dem Rande ihrer Triumphbogen aufgestellt haben; es war ein äußerer Schmuck, von allen baulichen Schranken befreit. Die Renaissance hat sich diese Form des bildnerischen Schmuckes begierig angeeignet, um die Kirchendächer sowohl wie die Stirnseiten von Palästen und Bürgerhäusern mit Statuen zu besetzen, wie wir

sie noch heute auf unseren Plätzen und Straßen sehen. Aber man geht theilnahmlos daran vorüber, und wenn es geschichtliche Persönlichkeiten sind, welche die Bedeutung eines Bauwerkes kennzeichnen sollen, berühmte Staatsmänner und Gelehrte, so bedauert man, daß dieselben ohne Zusammenhang, oben in windiger Höhe aufgestellt, sich der Betrachtung entziehen und jeden Kunstgenuß unmöglich machen.

Mit der Lösung aus den Banden der Architektur ist der Plastik kein Dienst geleistet worden. Ja, wir können behaupten, in unbequemen, geometrisch zugemessenen Räumen hat sie ihre freiesten, kühnsten, großartigsten Darstellungen von Götter- und Heroengeschichte geschaffen, und bei dem Tempelgiebel weiß man nicht zu sagen, ob der Architekt dem Bildhauer den Platz herrichten wollte, wo er seine geniale Kraft am glänzendsten entfalten konnte, oder aber der Bildhauer dem Architekten zu Liebe den leeren Raum füllte.

Diese geschwisterliche Einordnung einer Kunst in die andere, diese für beide segenbringende Gegenseitigkeit ist nur bei den Griechen zu Stande gekommen, wie wir es jetzt erkennen, seit wir aus der hellenistisch-römischen Tradition, welcher die Renaissance folgte, wie durch ein Zeitalter der Reformation, zu der ursprünglichen, echten Ueberlieferung wieder hindurchgedrungen sind. Es war eine Epoche unseres ganzen Culturlebens, als die Alterthümer von Athen durch Stuart und durch Elgin erst zu wissenschaftlicher Erkenntniß und dann zur Anschauung gelangten, eine zweite, als die künstlerische Werkthätigkeit an griechische Vorbilder anknüpfte. Es ist der Ruhm unserer Stadt, daß dies hier geschehen ist, und zwar nicht in der geistlosen Weise, wie Rom die Griechen nachahmte. Berlin hatte zu viel eigene Geschichte durchlebt, um auch in der Kunst das Vaterländische aufgeben zu können. Darum erhob sich Gottfried Schadow mit stolzer Zuversicht gegen den kosmopolitischen Hellenismus Goethe's, und die Zeit, welcher Schinkel angehörte, war von neu erwachtem Volksgefühl, von männlicher Kraft im Denken und Schaffen zu sehr erfüllt, als daß er sich am Nachbilden alter Muster genügen lassen konnte. Als schaffender Künstler erkannte Schinkel, daß man an den Formen der Antike nicht nach Laune ändern dürfe, ohne daß eine Entstellung des Ganzen eintrete. Hier mußte also, so erkannte er, wie in der Natur, ein Gesetz walten, welches, in sich zusammenhängend und vernunftgemäß, auch der Vernunft erkennbar sein mußte. Der Künstler selbst stellte die Erforschung dieses Gesetzes als eine unabweisbare Aufgabe hin, und um dieselbe Zeit, da die Säulen des alten Museums aufstiegen, erschien Böttticher's Tektonik der Hellenen, um den vernunftmäßigen Zusammenhang des Tempelbaues darzulegen. Ein so kühnes Unternehmen konnte nicht auf einmal gelingen, aber je unbefangener wir auf diese Bestrebungen zurückschauen, um so mehr werden wir anerkennen, daß es eine seltene Verbindung von künstlerischer Genialität mit geschichtlicher Forschung und philosophischem Denken war, welche jener großen Zeit ihr Gepräge gab.

Der Widerspruch konnte nicht fehlen. Das Unabhängigkeitsgefühl der Künstler fühlte sich beengt und verletzt. Man wollte nicht aus Büchern lernen, nicht aus dem Alterthum die Bauformen entnehmen. Schinkel aber dachte nicht daran, ein altes Formensystem neu zu beleben, sondern den Normen nachzugehen,

die eine von allen Geschmacksrichtungen unabhängige Gültigkeit in sich tragen. Gibt es deren nicht auf allen Gebieten menschlicher Erkenntniß und Kunst? Wir nennen Aristoteles, den Schöpfer der Logik, und Niemandem fällt es ein, nach anderen Grundregeln Begriffe ordnen, Urtheile und Schlüsse bilden zu wollen. Euklides' Lehrsätze sind für alle Zeitalter maßgebend geblieben, ohne daß daraus eine Gebundenheit der Wissenschaft folgte. Es gibt Normen, die nicht erfunden, sondern gefunden werden, und, einmal gefunden, ein bleibendes Besitzthum der Menschheit sind.

Was Schinkel that, war eine Befreiung des Geistes im Bilden und Denken. Er war kein Mann, der den Flügelschlag der Geister hemmen, kein einseitiger Pedant, der die Kunst in akademische Geleise einfahren wollte. Er wollte nur den Boden rein machen von dem Wuste willkürlicher Mischformen, welche wie mißverstandene Wörter fremder Sprachen ein unerträgliches Kauderwelsch bilden; er wollte nach den Normen des Alterthums, die ebenso unvergänglich sind wie die Denkregeln des Aristoteles, Maß und Ordnung, klare Gliederung, einfache Größe, innere Wahrheit in Verwendung aller Bauglieder. Es ging ein Zug der Freiheit durch sein Streben, denn nichts widerstrebt dem angeborenen und vollberechtigten Unabhängigkeitssinne mehr, als wenn wir dem aus willkürlicher Geschmacksrichtung Entstandenen die anerkennende Zustimmung geben sollen, während man jedem Werke, in dem ein Geist gesetzmäßiger Ordnung herrscht, mit Freude huldigt. Mit Schinkel verständigte sich Goethe leichter als mit Schadow. Er bewunderte an den Entwürfen zum Museum und zum Schauspielhause die geniale Freiheit, mit welcher die hellenischen Baugedanken in die Gegenwart eingeführt waren. Es waren durchaus neue Schöpfungen, und doch hatte man wieder, wie in der Antike, den Eindruck von Würde und einfacher Größe, einen geistigen Eindruck, welcher über die bescheidenen Maße weit hinausging.

Die rasche Entwicklung unserer Stadt ist für ihre öffentlichen Bauten nicht günstig gewesen. Aller Orten wurden die Räume zu eng; anstatt den neuen Bedürfnissen durch zweckentsprechende Neubauten zu genügen, wurden zu gegenseitigem Nachtheile die alten den neuen angehängt; Prachträume mußten wie Polterkammern ausgebeutet werden, so daß Schinkel mit Entsetzen zurückfahren würde, wenn er jetzt das Innere seines Museums beträte, das einst das unvergleichliche Kleinod unserer Stadt war.

Wir pflegen es als ein Entwicklungsgesetz der Menschengeschichte anzusehen, daß die Blüthe von Wissenschaft und Kunst mit den Höhepunkten nationaler Kraftentwicklung zusammentreffe. Das ist in vollem Maße der Fall gewesen, als sich unser Volk in den Freiheitskriegen emporhob und ein hoher Sinn alle Gebiete des geistigen Lebens durchdrang. Es war die gesunde Gegenwirkung gegen die Alles ausgleichende Revolutionszeit, daß man der Eigenart von Land und Volk mit sinniger Aufmerksamkeit nachging und jede volksthümliche Ueberlieferung neu belebte. Das erstrebten jene Meister geschichtlicher Forschung, zu denen wir wie Epigonen hinaufschauen, Niebuhr, Savigny, Eichhorn, Schleiermacher, Böckh, die Grimms, Wilhelm von Humboldt. In gleichem Geiste wirkten als schöpferische Meister Cornelius und Schinkel. Das waren Blüthen einer großen Zeit, deren Werke noch die beiden letzten Jahrzehnte von Goethe's Leben erfreuten.

Dem Geistesfrühling folgte ein halbes Jahrhundert deutscher Geschichte, in welchem das Gefühl überwog, daß die öffentlichen Zustände dem nicht entsprächen, was das Volk gethan und gelitten hatte, bis nach langen unbehaglichen Zuständen auf neuen Schlachtfeldern dem Vaterlande endlich der Preis errungen wurde, wofür die Freiheitshelden geblutet hatten. Politische Arbeit war nun die Hauptaufgabe des Volkes, und mit hochherzigen Fürsten, großen Staatsmännern und Feldherren an seiner Spitze hat es in Krieg und Frieden ein Werk zu Stande gebracht, das zu den ruhmreichsten Denkmälern der Menschengeschichte gehört. Der Ernst der Tagesarbeit nahm alle Geisteskräfte in Anspruch und die Entscheidungen waren zu gewaltig, zu rasch, um in Werken der Kunst entsprechenden Ausdruck zu finden. Auch ist ja das menschliche Herz so geartet, daß es durch das Streben nach den höchsten Lebensgütern mehr begeistert wird als durch den Besitz. Sehen wir, wie rathlos man noch immer den höchsten Aufgaben schöpferischer Thätigkeit gegenübersteht, so müssen wir erkennen, daß die Zeit noch nicht reif ist; es ist noch nicht gelungen, dem Ebenbürtiges zu leisten, was bei sehr beschränkten Mitteln und ohne persönliche Herrschergunst in der Zeit nach den Freiheitskriegen gebaut ist. Es wird aber die Zeit kommen, da wir in dankbarem Bewußtsein dessen, was in der glorreichen Zeit unseres ersten Kaisers dem deutschen Volke zu Theil geworden ist, der größten Zeit unserer vaterländischen Geschichte Würdiges zu Stande bringen.

In monumentalen Gemälden, welche sich an Cornelius' größte Schöpfungen würdig anreihen, hat die deutsche Kunst bei uns schon eine großartige Siegesfeier begonnen. Auch Architektur und Plastik werden wieder den alten Bund schließen, so daß die Bildhauerwerke nicht nur gelegentlich zu decorativen Zwecken verwerthet werden, sondern in organischer Verbindung mit dem Bau demselben eine höhere Weihe geben. Je würdiger aber der Bau sich erhebt, den Kaiser Wilhelm I. dem geeinigten Volke gegründet hat, um so fester soll es selbst zu einem unlösbaren Ganzen zusammenwachsen.

So treten wir unmittelbar in den Kreis der Gedanken und Empfindungen ein, welche uns am heutigen Tage bewegen. Wir wissen Alle, mit wie jugendlicher Begeisterung unser Kaiser und König die Lebensaufgabe ergriffen hat, das von Großvater und Vater gegründete Reich mit fester Hand zu leiten, stark zu erhalten und zu immer größerem Wohlstande zu führen. Für dies Gedeihen soll auch der Prachtbau eine neue Bürgschaft, ein glückverheißendes Symbol sein.

Unsere Aufgabe ist, die geistigen Kräfte zu pflegen, deren in Krieg und Frieden das Reich bedarf. Wir können also den Geburtstag unseres Herrschers nicht besser feiern als mit dem Gelöbniß, den Geist, aus welchem unsere Universität geboren ist, den Geist der Gottesfurcht, der Vaterlandsliebe und der Liebe zur Wissenschaft in der Jugend zu pflegen und mit allen Kräften dafür einzutreten, daß die innere Einheit, die das Volk durch die Hohenzollern erlangt hat, unter Gottes Schutz immer fester und fruchtbarer werde, und so schließen wir mit dem aus dem Herzen kommenden Segensrufe: Gott erhalte und segne unsern Kaiser und König, Gott segne den Kaiser und Sein ganzes Haus!

Ein Thronerbe als Diplomat.

Historische Studie aus der Rheinbundszeit.

Nach archivalischen Quellen

von

Ludwig von Hirschfeld,

Kaiserl. Botschaftsrath z. D.

II.

Am 23. October 1807 traf Erbprinz Friedrich Ludwig in Paris ein, stieg zunächst in einem Hôtel ab und sah sich dann nach einer passenden Wohnung um. Er wählte ein geräumiges und vornehm eingerichtetes Appartement in einer der Seitenstraßen der Rue Rivoli, unweit der Tuilerien. Der Name der Straße ist aus den vorliegenden Acten nicht festzustellen, seitdem übrigens wahrscheinlich verändert. Die Wohnung lag unmittelbar neben dem Palais des Königs von Holland. Equipagen, Köche und Diener wurden gemiethet; man richtete sich behaglich ein. In der Begleitung des Erbprinzen befanden sich der Geheimrath und Minister Freiherr von Brandenstein, der Hofmarschall Kammerherr von Oertzen und der Kammerherr von der Kettenburg. Zur Führung der Correspondenz mit den französischen Behörden, und weil die Anwesenheit eines mit den diplomatischen Gepflogenheiten vertrauten Rathgebers erforderlich schien, war dem Erbprinzen außerdem der mecklenburgische Geschäftsträger im Haag, Baron v. Bosset, beigegeben. Bosset gehörte zu jener kosmopolitischen Classe zunftmäßig ausgebildeter Agenten, deren sich die kleineren Höfe da zu bedienen pflegten, wo die Haltung eines eigenen Gesandten nicht nothwendig oder zu kostspielig war. Er vertrat im Haag auch Baden, Oldenburg und Hamburg und führte eigenthümlicherweise den Titel eines herzoglich-mecklenburgischen Hofmarschalls, der ihm wohl deshalb verliehen war, um den Zutritt am holländischen Hofe zu erleichtern. Er war schon einige Zeit vor dem Erbprinzen in Paris eingetroffen, hatte sich durch eine Vollmacht des Herzogs als Chargé d'affaires beim Minister des Auswärtigen eingeführt und im Auftrag seiner Regierung die Rheinbundsverhandlungen auch bereits durch eine officielle Note eingeleitet. Dieser Note lag ein umfängliches Memoire bei, welches die mecklenburgischen Wünsche und Forderungen, sowie wir sie oben flüchtig skizzirt haben, ausführlich darlegte und historisch begründete.

Während seines Aufenthalts in Frankreich sandte der Erbprinz eine Reihe von Berichten an seinen Vater und zwar fünfundzwanzig mit der Post, vierzehn, geheimen Inhalts, mittels Courier. Diese Schriftstücke waren sehr umfangreich, da der Prinz fast an jedem Tage schrieb und seine Aufzeichnungen dann in einen Bericht zusammenfaßte. Nur die geheimen Berichte gewähren völligen Aufschluß über die Lage. In den andern ist sorgfältig Alles vermieden, was den Absender oder den Empfänger compromittiren konnte. Auch sind die in letzteren vorkommenden Lobeserhebungen auf Napoleon in leicht erkennbarer Absicht eingefügt.

„Es ist ganz unmöglich," schrieb der Prinz einmal, „irgend etwas mit der Post zu schreiben, was nicht gelesen wird. Ich bitte daher um die Erlaubniß, meine geheimen Berichte nur durch sichere Gelegenheit absenden zu dürfen. Alle paar Wochen schickt einer der Gesandten der sächsischen Höfe einen Courier ab. Ich werde diese Gelegenheit benutzen und bitten, daß man meine Briefe von Weimar aus allemal mit einem sicheren Menschen befördert. Freilich werden diese Sendungen wegen Vergütung der Reisekosten ziemlich kostspielig werden, allein ich kenne kein anderes Mittel der sicheren Beförderung."

Der Depeschenverkehr mit Mecklenburg wurde denn auch in dieser Weise geregelt. Der sächsische oder der russische Courier nahm den Brief bis Weimar mit; von dort wurde er durch einen weimarischen Hofbediensteten nach Ludwigslust gebracht. Derselbe erhielt für die Hin- und Rückfahrt jedesmal vierzig Louisdor (zweihundert Thaler Gold), wovon circa hundertundsechzig Thaler auf die Fahrkosten entfielen, und der Rest dem Courier als Gratification verblieb. Diese Ausgabe für eine einfache Briefbeförderung war in der That beträchtlich, und der Herzog, der in Geldsachen genau war, glaubte billiger wegzukommen, wenn er einen seiner Leute in Weimar stationirte und ihm auftrug, gelegentlich auch die gewöhnliche Post streckenweise zu benutzen, denn die vierspännige Extrapost kostete per Meile 1 Thaler 6 Groschen. Mit zwei Pferden konnte man aber auf den schlechten Wegen im Winter nicht durchkommen. Ein Kammerdiener wurde zu diesem Zweck nach Weimar entsendet. Allerdings ermäßigten sich die Fahrkosten dadurch um etwas, die Gesammtkosten aber nicht, da die Diäten und Zehrungskosten bei mehrwöchentlichem Aufenthalt in Weimar sich sehr hoch stellten. Dieselben beliefen sich nach den vorliegenden Liquidationen auf nahezu drei Thaler täglich, wobei eine Flasche Medoc zu sechzehn Groschen pro Tag in Rechnung gestellt und auch anstandslos vergütet wurde. Die russischen Couriere erhielten außerdem noch eine besondere Gratification von zwanzig Louisdor. Eine Courierbeförderung von Ludwigslust nach Neu-Strelitz hin und zurück kostete fünfzig Thaler Gold. Aus all' diesen Ziffern wird ersichtlich, daß die Beförderung von Briefen wichtigen und geheimen Inhalts in damaliger Zeit äußerst kostspielig war, und es kann befremden, daß man nicht zu chiffrirten Depeschen, welche die Post befördern konnte, seine Zuflucht nahm. Ein durch Estafette oder Courier von Paris nach Ludwigslust geschickter Brief traf über Hamburg in zwölf Tagen, über Weimar in vierzehn Tagen ein.

Die Berichte des Erbprinzen geben ein so anschauliches Bild der damaligen Verhältnisse; es wird in ihnen die Machtvollkommenheit des Imperators, die

unwürdige Lage der deutschen Fürsten, das Willkürliche und Unzusammenhängende des napoleonischen Systems oft mit so treffenden Zügen dargestellt, daß wir dieselben hier theilweise im Wortlaut folgen lassen. Der Erbprinz war ein scharfer Beobachter und mit der Feder gewandt. Sind es auch nur Skizzen, die er gibt, so haben sie den Vorzug, nach der Natur aufgenommen zu sein.

Das Hoflager des Kaisers befand sich zu Ende October noch in Fontainebleau. Wir kennen das Leben dort aus den Memoiren der Frau v. Rémusat. Was Friedrich Ludwig darüber schreibt, deckt sich in der Hauptsache mit jener Schilderung. Ein Hof von großer Prachtentfaltung, nicht ohne ein gewisses Pathos, doch von etwas steifem, gezwungenem Wesen. Glanzvolle Effecte und prunkende Schaustellungen, aber innere Hast und Unruhe, kein Gleichmaß, keine vornehme Würde. Die meisten deutschen Fürsten, welche dem Imperator nach seiner Rückkehr von Tilsit ihre Huldigungen und Glückwünsche dargebracht hatten, waren bereits wieder abgereist. Nur der Großherzog von Würzburg, der Fürst Primas des Rheinbundes, der Herzog von Coburg mit dem Erbprinzen waren noch in Fontainebleau anwesend. Auch der Erbprinz von Strelitz traf in Begleitung des Grafen v. Schlitz jetzt dort ein, um ebenso wie sein Vetter von Schwerin, den Beitritt zum Rheinbund zu vereinbaren. Seine Schwester, die Fürstin von Thurn und Taxis, war schon längere Zeit in Paris anwesend, um die Aufhebung des Sequesters, mit dem ihre Güter in den Niederlanden belegt waren, zu erwirken. Die kluge, welterfahrene Dame, der wir später noch bei dem Erfurter Fürstencongreß begegnen werden, setzte dies auch wirklich durch.

Die Saison in Fontainebleau war im Herbst 1807 ganz besonders glänzend und währte länger als in früheren Jahren. Die letzten Siege und Eroberungen hatten den Ruhm der französischen Waffen noch erhöht. In diesem wie im nächsten Jahr befand sich Bonaparte auf dem Gipfel seiner Laufbahn. Mit der Trennung von Josephine sollte ihn sein Glücksstern verlassen. Der Hof, den der Erbprinz nun kennen lernte, und an welchem er die nächsten sieben Monate verlebte, war eine völlig neue Schöpfung und konnte das Gepräge einer solchen nicht verleugnen. Als Bonaparte in die Tuilerien eingezogen war, hatte sein Haushalt noch längere Zeit einen bürgerlichen Charakter bewahrt. Die Lebensweise blieb einfach; Freunde kamen und gingen, wie in einem Privathaus. Einige Adjutanten bildeten die einzige offizielle Umgebung. Madame Bonaparte und ihre Tochter Hortense verkehrten mit den Familien der andern beiden Consuln, der Minister und Generale, wie mit Ihresgleichen. Aber schon mit der Proclamation des Consulats auf Lebenszeit, namentlich mit der Uebersiedelung der Familie Bonaparte nach Saint-Cloud hatte eine größere Isolirung, ein vornehmes Abschließen gegen die Gesellschaft Platz gegriffen. Eine Art Hoftracht war eingeführt. Man erschien zu den Empfängen des Consuls und seiner Gemahlin nur noch in gesticktem Frack, in seidnen Strümpfen und Schnallenschuhen, und nicht viel hätte gefehlt, so wäre auch der Puder wieder in seine alten Rechte getreten. Der einheimische, alte Adel ward geflissentlich herangezogen und begünstigt, der ausländische drängte sich herzu. Man bemerkte in Josephine's Salon bereits die Trägerinnen der Namen Potocka, Castel-Forte, Dorset, Gordon, Newcastle, Dolgorucki, Galitzin ꝛc. Napoleon ging von da an

in der Bildung eines Hofstaates und Hofceremoniells systematisch und sicher vor. Er wollte vergessen machen, daß sein öffentliches Auftreten Anfangs in eine wüste Schreckenszeit, später in eine Zeit gesellschaftlicher Zerfahrenheit fiel. Er wußte auch, daß die Franzosen das Glänzende lieben, und daß sie trotz der schwärmerischen Betheuerungen für Gleichheit und Freiheit doch das Gepränge als Ausdruck der Macht schätzen und einen Herrscher von allzu bürgerlicher Geschmacksrichtung verspotten. Als das Consulat zum Kaiserthum wurde, waren die Vorbereitungen für den Hof schon getroffen, die Rollen vertheilt, die Spötter und Nörgler in den Kreisen des Jakobinerthums zum Schweigen gebracht.

Man suchte sich nun eifrig über die einstigen Hofregeln zu informiren, durchforschte die alten Compendien der Rangordnung und des Ceremoniells, befragte die Höflinge und Kammerdiener aus den Zeiten des ancien régime. „Wie war das?“ — „wie machte man das früher?“ — das waren in der ersten Zeit die immer wiederkehrenden Fragen in den Gemächern des jungen Kaiserthums, und da man nichts Neues erfinden konnte, glitt man unwillkürlich in die Arme der alten, einst mit so viel Haß verfolgten Etiquette zurück. Kaiserin Josephine hatte eine gute Lehrmeisterin an der Gräfin Montesson, die mit den Orleans verwandt war, mit dem Faubourg auf dem vertrautesten Fuße stand, und deren Salon ein Verbindungsglied zwischen diesem und den Tuilerien bildete. Auch die Rathschläge der Madame Campan, einstigen Kammerfrau Marie Antoinette's, neuerdings Erzieherin von Hortense Beauharnais und auch nach deren Vermählung in nahen Beziehungen zur Familie Bonaparte's, waren für die Damen des Hofes von Nutzen gewesen. Die Verbindungen mit der Finanzwelt, welche einst den Salon des ersten Consuls bevölkert hatte, waren von Napoleon längst abgestreift. Der Ton dieser Kreise war theils frivol, theils unfein gewesen, und Napoleon wollte vor Allem den Principien der Wohlanständigkeit und Ehrbarkeit an seinem Hof wieder Geltung verschaffen. Wir wissen durch Frau v. Rémusat und andere Memoirenschriftsteller, welchen Werth er vor Allem auf den äußeren Schein der Sittlichkeit legte, und wie er durch geschraubtes Wesen, eisige Kälte und lächerliche Pruderie den Geist harmloser Heiterkeit und natürlicher Grazie aus den Abendgesellschaften seiner Gattin verbannte. Er sollte es außerdem bald erfahren, daß es leichter ist, einen Hofstaat zu bilden als eine Hofgesellschaft. Der alte Adel fand sich zwar ein, aber wohlerfahren in den Formen einer Lebensweise, die ihm anerzogen war, belächelte er höhnisch die linkischen Versuche seiner neuen Standesgenossen. Immerhin hatte sich zu dem Zeitpunkt, als der Erbprinz in diese Welt eintrat, die Umgebung des Kaisers bereits so viel Sicherheit und Routine erworben, daß dem deutschen Fürsten die innern Gegensätze nicht mehr deutlich erkennbar wurden, und Aufwand, Glanz und Geschmack an dem Hoflager von Fontainebleau einen gewissermaßen blendenden Eindruck zu machen nicht verfehlten.

Die obersten Hofämter waren besetzt durch Cardinal Fesch (Großalmosenier), Duroc (Palastmarschall), Berthier (Vice-Connetable), Montesquiou (Oberkammerherr) und Ségur (Oberceremonienmeister). Drei Palastpräfecten Lucay, Bausset und Saint-Didier versahen wechselweise den Dienst der heutigen Hofmarschälle, unterstützt durch einen Stab von zwanzig Kammerherren, von denen

fünf zur Zeit im Dienst waren. In diesen, wie auch in den andern Departements des Marstalls, der Hofjägerei u. s. w. fand man schon eine Reihe bekannter Namen aus der alten Aristokratie, z. B. Rémusat, Broglie, Caussy, Villoutreys, Girardin, Crillon und Contades. Ueberwiegender war noch die Zahl solcher Namen im Hofstaat der Kaiserin. Derselbe bestand aus den beiden Hofdamen de la Rochefoucauld und de Lavalette und dreißig Palastdamen, meistens Gemahlinnen der Marschälle und Kammerherren, welche nach bestimmtem Turnus zum Dienst herangezogen wurden, ferner einem Almosenier, Ferdinand de Rohan, acht Kammerherren und drei Stallmeistern. [In dem „Tableau de la cour“ von 1807 sind alle diese Namen noch ohne Titel und Prädikat (duc, marquis, comte ꝛc.) verzeichnet. Erst 1810, nach der Heirath mit Marie Luise, wurden die alten, historischen Adelsprädicate officiell wieder eingeführt.] Ein Corps von vierzig Pagen, welche unter einem Pagen-Commandanten militärisch ausgebildet und mit achtzehn Jahren als Officiere angestellt wurden, versah den Dienst in den Gemächern der Kaiserin und an der Tafel.

So glänzend und zahlreich dieser Hofstaat, so üppig die Tafel, und so reich die Ausstattung der Schlösser war, so herrschte doch große Ordnung und eine weise Sparsamkeit in den Ausgaben. Marschall Duroc führte ein strenges Regiment; das Hofgesinde stand in einer Art von militärischer Zucht. Um es mit den Traditionen der alten Hofetiquette vertraut zu machen, hatte Napoleon auf Mademoiselle Campan's Verwendung einen Theil der einstigen Diener Ludwig's XVI. wieder angestellt. Die Lever's und Coucher's waren wieder eingeführt, zwar nicht in ihrer alten Form einer wirklichen Toilette, aber doch als eine Art Audienz, zum Zweck intimer persönlicher Aussprache mit den zum Zutritt Berechtigten. Dieser Zutritt, der auch durch Gunst verliehen werden konnte, galt als eine besondere Auszeichnung. Der Kaiser trat gewöhnlich um neun Uhr, völlig angekleidet, aus seinem Cabinett, verweilte eine halbe Stunde in dieser Versammlung und begab sich dann zum Frühstück, welches er stets allein einnahm; ein Palastpräfect stand neben ihm, und ein Haushofmeister wartete auf. Manchmal ließ er auch Personen eintreten, um sich während des Frühstücks mit ihnen zu unterhalten, meistens Männer der Kunst und Wissenschaft. Diese Auszeichnung genossen häufig die Gelehrten Monge, Berthollet und Denon, die Maler David und Isabey, die Architekten Costaz und Fontaine, der Schauspieler Talma, Doctor Corvisart u. a. In sein Arbeitscabinett zurückgekehrt, nahm der Kaiser die Vorträge entgegen, die sich bis in die Nachmittagsstunden ausdehnten. Um sechs Uhr war Tafel, welche ca. zwanzig Minuten währte. Napoleon trank gewöhnlich nur Chambertin und auch diesen meist mit Wasser vermischt. Wenn keine Gäste geladen waren, speiste er mit der Kaiserin allein; Familientafel fand nur Sonntags statt. Nach Tisch begab sich der Kaiser wieder in sein Arbeitscabinett und erschien dann später in den Gemächern seiner Gemahlin, wo die Herren und Damen vom Dienst und einige geladene Gäste versammelt waren. Diese an sich regelmäßige Lebensweise ward natürlich durch Revuen, Jagden, Audienzen und Besichtigungen verschiedener Art vielfach unterbrochen.

Nachdem Erbprinz Friedrich Ludwig dem Palaſt-Marſchall Duroc von Paris aus ſeine Anweſenheit gemeldet und eine Audienz beim Kaiſer nachgeſucht hatte, wurde er auf Sonntag, den 1. November nach Fontainebleau beſchieden. Ueber ſeine Zuſammenkunft mit Napoleon berichtete er ſeinem Vater an demſelben Tage, wie folgt:

„Gegen zwölf Uhr Mittags begab ich mich aufs Schloß und ward in ein Vorzimmer geführt, in welchem ſich mehrere Generale, Leute vom Hofe und andere Perſonen befanden, die dem Kaiſer vorgeſtellt werden ſollten. Meine Cavaliere begleiteten mich dorthin. Auch der kleine Prinz Leopold von Coburg befand ſich dort. Die regierenden Fürſten ſowie alle Perſonen, welche die Entreen haben, befanden ſich in einem großen inneren Salon. Der türkiſche Geſandte hatte Audienz. Nachher gingen Ihre Majeſtäten durch zur Meſſe. Die Kaiſerin zuerſt, welcher die Großherzogin von Berg folgte; dann der Kaiſer, gefolgt von den Prinzen und anweſenden fremden Souverainen.

Als der Kaiſer wieder aus der Meſſe kam, präſentirte mich der Kammerherr vom Dienſt. Der Kaiſer ſah ſehr freundlich aus und ſagte zu mir:

„„Wann ſind Sie von Schwerin abgereiſt?““

Ich nannte ihm die Zeit.

„„Sind Sie verheirathet?““

„„Ich war es, Sire, mit der Tochter des Kaiſers von Rußland.““

„„Ihr Land hat viel durch den Krieg gelitten?““

„„Ja, Sire, ſehr viel, aber Ihre Güte wird es uns vergeſſen machen.““

Darauf wurden ihm Herr von Brandenſtein, Herr von Oertzen und Herr von der Kettenburg vorgeſtellt. Er grüßte ſie und fragte mich:

„„Herr von Brandenſtein iſt Staatsminiſter? Er gehört alſo zu Ihrem Gefolge?““

Hierauf ward ihm der Erbprinz von Strelitz präſentirt, welchen er auch nach der Zeit ſeiner Abreiſe fragte und nachher hinzuſetzte:

„„Haben Sie Kinder?““

„„Ich bin nicht verheirathet, Sire!““

„„Sie haben alſo Brüder?““

„„Ja, Sire, ich habe einen.““

Hierauf ward Graf Schlitz präſentirt, dann die übrigen anweſenden Perſonen, denen er jedem ein paar Worte ſagte und darauf in das Innere ſeiner Gemächer ging.

Hierauf ward im Schloßhofe eine curée von dem geſtern foreirten Hirſche gemacht, was denn ſehr luſtig anzuſehen war.

Dann begab ich mich ins Vorzimmer Ihrer Majeſtät der Kaiſerin, wo eine Menge Menſchen verſammelt waren. Nach einiger Zeit ward ich ins Audienzzimmer der Kaiſerin geführt, welche dort von ihrem Hofe umgeben ſtand. Sie nahm mich ungemein gnädig auf. Es iſt nicht leicht möglich, aimabler zu ſein. Sie hat viel Anſtand und Würde. Wie ich herausgegangen war, wurden meine Herren hereingerufen und präſentirt. Sie iſt ganz ausnehmend artig gegen Alle geweſen.

Hierauf hatte der Erbprinz von Strelitz Audienz, nach ihm der Graf Schlitz.

Von dort gingen wir zur Großherzogin von Berg, welche ungemein artig und ſehr hübſch iſt; dann zum Großherzog von Berg, welcher mich ſehr freundſchaftlich empfing und mich ſehr viel nach meinen gnädigſten Eltern frug. Der König von Weſtphalen war heute nicht wohl, nahm daher ſo wenig wie ſeine Gemahlin an. Beide haben mich auf morgen Mittag nach zwölf Uhr befehlen laſſen. Mein Vetter und ich haben alle unſere Viſiten zuſammen gemacht und wurden beide zum Concert und Cercle heute Abend bei der Kaiſerin eingeladen, wobei unſere Cavaliere keinen Zutritt hatten. Wir machten nun verſchiedene Viſiten bei den Erſten des Hofes. Beim Fürſten-Primas waren wir lange Zeit. Der Prinz Le Brun, Erz-Schatzmeiſter, empfing uns ſehr höflich. Der Fürſt von Benevent war ausgegangen, der Fürſt von Neufchâtel ausgereiſt.

Um vier Uhr gingen wir zur Königin von Holland, welche, ohne gerade hübsch zu sein, sehr angenehm und selten liebenswürdig ist. Ich dankte ihr für die gnädige Verwendung und den Antheil, den der König von Holland an unserem Unglück genommen habe. Sie antwortete sehr gütig und setzte hinzu, wie es dem Könige sehr leid gewesen wäre, nicht mehr haben thun zu können. Wie ich noch verschiedenen anderen Personen des Hofes meinen Besuch abstatten wollte, kam ein Läufer mit einem Billet von dem aufwartenden Kammerherrn, welcher mir anzeigte, daß ich um sechs Uhr mit Ihren Kaiserlichen Majestäten zu Mittag speisen sollte.

Da ich nebst allen unseren Herren beim Herrn von Champagny zu Tische eingeladen war, so ging ich zu ihm, um ihm meine Entschuldigung zu machen. Er schien diese Attention sehr zu erkennen und bat mich auf morgen zu Tische.

Um sechs Uhr begab ich mich ins Appartement der Kaiserin und ward in das Zimmer geführt, wo die Audienz stattgefunden hatte. Dort waren der Prinz Le Brun, der Marschall Moully und der Großrichter Reynier (ein sehr artiger Mann). Bald darauf kamen auch die regierende Fürstin von der Lippe-Detmold und die Königin von Holland, welche mir viel von meinen Kindern sprach und bitterlich über den Tod ihres Sohnes weinte. Dann kamen der Kaiser und die Kaiserin, und es ging zur Tafel. An der einen Seite derselben saß der Kaiser, neben ihm zur Rechten die Königin von Holland, zur Linken die Fürstin v. d. Lippe, gegenüber die Kaiserin. Rechts von dieser der Prinz Le Brun, links saß ich. Der Großrichter und der Marschall auf den beiden Ecken.

Bei Tafel sprach der Kaiser fast nur mit mir, indessen auch mit der Fürstin. Ich setze hier die verschiedenen Dinge her, welche er mir sagte, und was ich ihm antwortete:

„„Sie sind derselbe, den ich in Marienburg gesehen habe?““

„„Ja, Sire, ich habe dort das Glück gehabt, Ew. Kaiserlichen Majestät aufzuwarten.““

„„Sie lieben das Reisen? Ich glaube, Sie kommen aus Rußland?““

„„Ja, Sire, ich war dort im Sommer.““

„„Wie lange waren Sie in Petersburg?““

„„Siebzehn Tage, Sire.““

„„Der Kaiser von Rußland liebt Sie sehr; es ist fast das Erste, wovon er mit mir gesprochen hat.““

Eine tiefe Verbeugung.

„„Sie haben Kinder?““

„„Ja, Sire.““

„„Wie viele?““

„„Zwei, Ew. Majestät.““

„„Der Sohn ist der Älteste? wie alt ist er?““

„„Sieben Jahre.““

„„Und Ihre Tochter?““

„„Vier und einhalb, Ew. Majestät.““

„„Sie haben Ihre Frau recht jung verloren, wie alt war sie?““

„„Neunzehn Jahre, Sire.““

„„Sie sterben alle recht jung, diese Prinzessinnen? Die Pfalzgräfin ist ja wohl im Wochenbett gestorben?““

Ich bejahte.

„„Befindet sich die Prinzessin von Weimar wohl?““

„„Ja, Sire.““

Die Kaiserin sagte mir: „„Sie thun wohl daran zu reisen; das wird Sie zerstreuen.““

Ich erwiderte: „„Es gibt Wunden, Madame, welche niemals heilen; vier Jahre sind seitdem vergangen, und ich fühle, daß mein Schmerz immer noch der gleiche ist.““

Der Kaiser frug nachher: „„Wie alt ist Ihr Vater?““

„„Zwei und fünfzig Jahre, Sire.““

„„Aber dann ist er ja ein junger Fürst, ich glaubte ihn viel älter.““

„„Wie viel Einwohner hat Schwerin?““

„„Zehn Tausend, Sire.““

„„Ihre Gestüte haben sehr gelitten; haben Sie einige von den Hengsten retten können?““

„„Nein, Sire.““

„„Sie sind also alle weggenommen worden?““

„„Ja, Ew. Majestät.““

„„Wie viel Pferde verkaufen Sie im Jahre in Mecklenburg?““

„„Etwa zweitausend““ (um doch etwas zu antworten).

„„Ich glaubte, es seien viel mehr. Diese Pferde haben überall in Europa einen großen Ruf; alle Welt hat davon.““

„„Gewiß, Sire, aber man bezeichnet als mecklenburgische Pferde oft solche, die es nicht sind.““

Der Kaiser antwortete lachend: „„Das ist wie mit dem Champagnerwein, den man Euch in Hamburg fabricirt.““

„„Sie haben also mit Herrn von Tolstoi jenen Vertrag abgeschlossen, wegen dessen ich Ihnen den Krieg erklärt habe?““

„„Aber, Sire, man hat zwanzigtausend Mann gegenüber keinen Widerspruch. Uebrigens hat Ew. Kaiserliche Majestät dies alles zu vergessen geruht.““

Er antwortete lachend: „„Aber ich spreche davon ja nur wie von einem militairischen Factum. Ist der Friede geschlossen, so ist Alles vergessen. Aber Sie haben einen Vertrag unterzeichnet. Sie hätten besser gethan, nicht zu unterzeichnen.““

Ich erwiderte lächelnd: „„Aber Ew. Majestät hat alles das vergessen, ich bin dessen gewiß.““ — Dies schien ihm zu gefallen.

„„Hat denn der König von Preußen von Ihnen ein Contingent gefordert?““

„„Nein, Sire, aber Lieferungen, die der Herzog beständig verweigert hat.““

Er frug nachher nach den Entfernungen von Schwerin nach Hamburg, Stralsund, Stettin, Berlin, welches ich denn der Wahrheit gemäß beantwortete.

„„Ich besitze vortreffliche Karten von Mecklenburg,““ sagte er; „„ich habe sie genau studirt, als es sich darum handelte, die Corps des Generals Blücher und des Prinzen von Hohenlohe abzuschneiden. Wie kommt es, daß man so schöne Karten bei Ihnen angefertigt hat?““

„„Sire, das war ein Unternehmen des Grafen Schmettau.““

Hier wandte er sich zu der Kaiserin und sagte zu ihr:

„„Das ist derselbe, der in Weimar gestorben ist; er war einer von den Anstiftern des Krieges.““

„„Friert denn die Ostsee bei Ihnen zu?““

„„Nein, Sire.““

„„Friert die Passage zwischen Rügen und Stralsund im Winter zu?““

„„Ich glaube es nicht, obschon ich es nicht mit Bestimmtheit sagen kann.““

„„Hat man Ihnen Ihre Kanonen weggenommen?““

„„Ja, Sire, alle.““

„„Waren sie gut?““

„„Es gab gute darunter. In dem Augenblick, in dem man unsere Truppen entwaffnete, wurde Alles fortgeführt. Es ist zur Zeit nichts mehr davon vorhanden.““

„„Es sind wohl nicht gerade Ihre Geschütze, die Sie am meisten bedauern?““

„„Gewiß nicht, Sire, wir haben leider noch manches Andere zu beklagen.““

„„Ist Rostock ein Platz, den man befestigen könnte?““

„„Ich glaube, dies würde nicht viel nützen; wenigstens war dies die Meinung der Generale Ew. Majestät, die dort commandirten.““

„„Man hat dort, glaube ich, Befestigungen aufgeworfen?““

„„Jawohl, infolge Ew. Majestät Befehl.““

„„Sie haben da in dem König von Schweden einen recht unruhigen Nachbar.““

„„Wir haben es nur zu sehr empfunden.““

„„Er hat sich Pommern sehr gegen meinen Wunsch nehmen lassen.““

„„Haben Sie Beziehungen zum Hause Strelitz? Sein Land ist sehr viel kleiner als das Ihrige. Es hat, glaube ich, nur fünfzigtausend Einwohner.““

„„Es macht ungefähr den sechsten Theil des Unserigen aus, Sire; aber wir gehören einer und derselben Familie an. Der erste Herzog von Strelitz war ein Prinz aus dem Schweriner Hause.““

„„Ihre Linie ist also die ältere; wann hat die Trennung stattgefunden?““

„„Im Jahre 1701. Wir haben aber immer eine enge Union und eine intime Freundschaft zu einander bewahrt. Der Herzog von Strelitz, Vater des Erbprinzen, welcher Ew. Majestät heute vorgestellt worden ist, ist ein Fürst von den allergrößten Vorzügen und sehr würdig des Wohlwollens, welches Ew. Majestät ihm zu bezeigen geruht haben.““

Nachher wandte sich der Kaiser zur ganzen Gesellschaft und sagte: „„Die Engländer haben Kopenhagen geräumt und die Flotte geraubt; es ist das eine abscheuliche That, die sie mit Schande überhäuft. Der Kronprinz von Dänemark hat die Convention niemals ratificiren wollen. Wenn ich die Engländer bezahlt hätte, sie hätten mir nicht besser dienen können. Sie haben den Kaiser von Rußland gegen sich aufgebracht. Dänemark schließt ihnen jetzt die holsteinischen Häfen, denn sie werden sich erinnern, daß es sich früher weigerte, als ich den Blokadezustand anbefahl. — Es ist das ein abscheuliches Verfahren (horrible expédition), ganz zwecklos, nur um Böses zu thun, und sehr unpolitisch.““

Nach der Tafel blieb man im Audienzzimmer der Kaiserin versammelt, wo der Kaiser lange sprach und sehr heiter war.

Der Cardinal Fesch kam herein, bald darauf die Großherzogin und der Großherzog von Berg, der Fürst-Primas, der Großherzog von Würzburg, verschiedene Marschälle, auch der Erbprinz von Strelitz, welchen der Kaiser viel nach seiner ganzen Familie fragte.

Er kam auch einmal zu mir und frug mich nochmals: „„Wieviel Tage waren Sie in St. Petersburg?““

„„Siebzehn Tage, Sire.““

„„Wo haben Sie gewohnt?““

„„Im Winterpalais.““

„„Ist es ein schönes Palais?““

„„Ja, Sire, aber ich finde es nicht so schön, wie die Paläste, die man in Frankreich sieht. Im Allgemeinen ist es nur hier, wo man so viele Meisterwerke vereinigt findet.““

„„Petersburg ist eine schöne Stadt, aber wohl nicht sehr bevölkert?““

„„Sie scheint es vielleicht weniger zu sein wegen der außerordentlichen Breite der Straßen.““

Bald darauf ging es ins Concert. Gegenüber dem Kaiser war das Orchester, welches aus sieben Personen bestand. Es ward nichts als Vocalmusik gemacht. Es sangen die Damen Grassini und Pas, die Herren Brizzi und Crescentini. Der Kaiser und die Kaiserin hatten Fauteuils, die übrigen Herrschaften chaises à dos. Hierzu gehörte auch der Prinz Le Brun. In zwei langen Reihen auf beiden Seiten standen Tabouret's, auf welchen die vielen anwesenden Damen saßen. Der Herzog von Coburg und wir Andern standen mit den übrigen Herren hinten herum.

Nach dem Concert ging es in ein anderes großes Appartement, wo Ihre Majestäten Cercle hielten. Darauf setzte sich die Kaiserin zum Spiel. Ganz allein in diesem Zimmer stand ihr Spieltisch. Alle Anderen spielten im Nebenzimmer, auf Tabouret's sitzend; nur die Königin von Holland hatte einen Stuhl mit einer Lehne.

Ich spielte mit der Großherzogin von Berg, dem Großherzog von Würzburg und Madame d'Aremberg, ehemals Herzogin, Mutter des jetzigen Herzogs.

Der Kaiser ging herum und sprach; er retirirte sich nachher. Nach aufgehobenem Spiel sprach die Kaiserin noch sehr lange mit mir, wie sehr sie meine Traurigkeit über den Verlust meiner Frau rührte, lange von meinen Kindern. Ueberhaupt ist es nicht möglich, liebenswürdigere Dinge zu sagen, wie sie es thut. Sie invitirte mich auf morgen Mittag, einigen physikalischen Experimenten[1]) in ihren Zimmern beizuwohnen, desgleichen den Erbprinzen von Strelitz. Nach elf Uhr retirirte sich die Kaiserin.

Da ich gehört hatte, daß morgen Messe sei, so frug ich den Herrn von Ségur, ob ich hinkommen dürfte. Er sagte, daß es von mir abhinge, ließ mich aber fein und höflich merken, daß ich mich nicht wohl an meiner Stelle befinden würde. Da ich nur Erbprinz sei, so könnte ich nicht die Entreen haben, müsse also in der Galerie bleiben, wo der Kaiser nur flüchtig durchgehe. Er rieth mir, den Sonntag abzuwarten, wo es voller sein würde. „„Sobald der Kaiser Ew. Hoheit die Entreen gegeben hat, wird das anders sein,"" sagte er ein paarmal, „„aber Sie werden besondere Einladungen erhalten; wir haben hier Schauspiel, Jagden, Concerte.""

„Den 2. November. — Der General Knobelsdorf ist heute nach Paris gegangen und wird in einigen Tagen seine Rückreise antreten. Herr von Brockhusen bleibt als preußischer Gesandter hier. Unendlich traurig ist die Lage des Königs von Preußen. Nach vielem Handeln ist endlich die Summe von 140 Millionen Livr. Contribution in 112 verwandelt worden. Indessen ehe diese nicht bezahlt worden, ist nicht ans Räumen der preußischen Lande zu denken. Französischerseits hat man sich zur Räumung unter folgenden Bedingungen erboten: siebzehn Millionen gleich baar, für vierzig Millionen Domänen verpfändet und bis zum Abtrag der übrigen die Festungen Stettin, Graudenz, Kolberg und Küstrin sowie Glogau fortwährend zu besetzen, wenn ich nicht irre Stettin, und noch einige andere, jede mit achttausend Mann. Die preußischerseits niedergesetzte Commission hat natürlich darauf nicht eingehen können. Die Lage der Dinge ist also fortwährend gleich unglücklich. Man hofft jetzt nur noch auf die Verwendung von Rußland.

Man versichert bestimmt, daß der Fürst von Benevent in wenigen Tagen zum Chancelier de Cour et d'État ernannt werden und die Leitung aller oberen, auswärtigen Verhältnisse erhalten wird. Herr von Champagny würde alsdann nur für die Details sein."

„Den 3. November. — Heute Mittag hatte Herr von Bosset die in meinem unterthänigsten Bericht gemeldete Conferenz mit dem Minister Champagny, welche aber nicht mit unseren Wünschen übereinstimmt. Der Minister gab dem Herrn von Bosset das Project zu der Accessionsacte zum Rheinbunde, welche wörtlich so, wie die aller Uebrigen abgefaßt und worin bestimmt war, daß der Herzog von Mecklenburg-Schwerin auf der Fürstenbank seinen Platz nehmen würde. Das Contingent war bestimmt zu zweitausend Mann Infanterie, fünfhundert Mann Cavallerie und zweihundert Mann Artillerie, welches nach dem einmal angenommenen Princip, von einhundertfünfzig Menschen einen zu stellen, für Mecklenburg sehr hoch ist, weil man stets drei Mann auf einen Cavalleristen rechnet. Zusammen also würde es auf diese Art 3700 Mann ausmachen.

Herr von Bosset war nicht wenig betreten und erstaunt über diese Propositionen und versicherte dem Minister, wie mein gnädigster Vater von der Gerechtigkeit des Kaisers ganz etwas Anderes erwartet hätte, und wie unendlich hart es sein würde, wenn das Haus Mecklenburg auf einmal hinter alle Häuser gesetzt werden würde. Er

[1]) Es waren dies vermuthlich Vorträge Biot's über den erst kürzlich entdeckten Galvanismus.

frug den Minister: ob denn Se. Majestät keine Kenntniß von der ihm übergebenen Note genommen hätten? „„Ich weiß es nicht,““ war die Antwort, welche schließen ließ, daß Se. Excellenz vielleicht selbst der Note keinen Blick gegönnt hatten. Herr von Bosset äußerte: wie er nicht glauben könne, daß der Kaiser, welcher selber dem Herzoge den Kurhut zugedacht hätte, anjetzt denselben so weit hintenan setzen würde. „„Wie? Der Kaiser hat dem Herzog die Kurwürde gewähren wollen?““ erwiderte der Minister, „„ich wußte es nicht.““ Eine seltene Unbekanntschaft mit den Begebenheiten der letzten Zeiten. Er sagte noch: „„Es hat nicht von mir abgehangen, anders zu handeln. Ich hatte in den Vertragsentwurf die beiden Alternativen eingetragen: auf der Bank der Könige oder auf der Fürstenbank. Der Kaiser hat die erstere durchstrichen.““ Herr von Bosset erwiderte, daß er nichts thun könnte, als darüber zu berichten und vorläufig es mir anzuzeigen, welcher ich anwesend und mit der Vollmacht und dem Zutrauen meines gnädigsten Vaters beehrt sei. Als er frug, ob nicht eine Aenderung möglich sei, meinte der Minister, daß ich eine Audienz beim Kaiser fordern und dort meine Gegenvorstellung anbringen möge.

Im ersten Augenblick erschien mir alles dieses in keinem heiteren Lichte, jedoch bei näherem Nachdenken fand ich, daß es vielleicht nur mit Fleiß so angestellt sei, um nach der Ankunft des russischen Gesandten, welcher morgen hier eintrifft, etwas Mehreres thun zu können und sich dem Kaiser von Rußland gefällig zu bezeigen.

Ich glaubte, am besten zu thun und meines gnädigsten Vaters Beifall nicht zu verfehlen, wenn ich, ehe ich irgend zu einem Schritte mich entschlösse, erst den Fürsten-Primas um Rath fragte. Ich fuhr sogleich zu Sr. Hoheit, welcher mich mit seiner gewohnten Güte aufnahm und unsern Wunsch, auf die Bank der Großherzoge gesetzt zu werden, nicht mehr als billig und gerecht fand. Nachdem wir lange über diese Sachen geredet hatten, gab er mir den Rath, nichts zu thun, ehe ich den russischen Gesandten gesprochen hätte, weil seine Verwendung von großer Wirkung sein würde. Dann möchte ich mit dem Fürsten von Benevent reden, ihm eine Abschrift der Bossetschen Note zustellen und, wenn es dann nöthig werden würde, eine Audienz beim Kaiser begehren. Das Contingent fand er auch zu hoch angesetzt, meinte aber, daß nur in Kriegszeiten dasselbe effectiv zu halten nöthig sei; wenigstens mache er es so. Heute Abend auf dem Balle bei der Königin von Holland sagte er mir noch, wie er die Königin von Westphalen (welche wirklich meine recht gute Freundin ist) gebeten habe, mit dem Kaiser davon zu reden; auch habe er seinem Gesandten, dem Grafen Beust befohlen, allenthalben zu sagen, wie sehr es seine Meinung und sein Wunsch sei, daß uns unsere Stelle auf der königlichen Bank angewiesen werde. Die Königin von Westphalen hat mir bestimmt versichert, daß die Ankunft des russischen Gesandten von der größten Wichtigkeit sein würde, indem der Kaiser ihrem Gemahl, dem Könige, welcher schon vor drei Wochen habe abreisen wollen, befohlen habe, bis zu dessen Ankunft zu bleiben, indem erst dann die deutschen Angelegenheiten definitiv beendigt werden würden.

Heute Abend auf dem Balle kam der erste Kammerherr des Kaisers, Herr von Remusat, zu mir und dem Erbprinzen von Strelitz, um uns anzuzeigen, daß Se. Majestät der Kaiser uns die Entreen verliehen habe, daß wir also das Recht hätten, bei den Levers und Couchers Sr. Majestät zu erscheinen, und von morgen an Gebrauch davon machen könnten.

Die Kaiserin sagte mir die gnädigsten Dinge: wie der Kaiser sich in den schmeichelhaftesten Ausdrücken über mich geäußert habe; wie sie beide wünschten, daß ich hier in Fontainebleau bleiben möchte; wie sie mir fürchteten, daß ich zu schlecht logirt sei; daß, wenn ich Bücher zu haben wünschte, ich nur welche aus ihrer Bibliothek nehmen solle; daß es bei mir stände, alle Morgen von zwölf bis drei Uhr zu kommen. Sie selber würde sich immer freuen, wenn sie Gelegenheit hätte, etwas thun zu können, was unserm Lande nützlich und mir persönlich angenehm sein würde.“ —

Der Erbprinz konnte mit der Aufnahme, die er am französischen Hofe gefunden, zufrieden sein. Die fürstlichen Damen bezeigten ihm ein Wohlwollen, welches ebenso sehr ihrer Theilnahme an seinem Schicksal als dem Eindruck entsprang, den seine einnehmende Erscheinung, sein gewandtes und dabei freimüthiges Wesen hervorriefen. Der jugendliche Wittwer war augenscheinlich interessant. Er seinerseits bemerkte bald, daß hinter dem Glanz und Schimmer, der die fürstlichen Frauen umgab, Kummer und Herzeleid verborgen waren. Zwar konnte er nicht ahnen, welch' schwere Sorge auf dem Herzen Josephine's lastete, der Fouché erst kürzlich noch in Fontainebleau das Ansinnen gestellt hatte, sich freiwillig von Napoleon zu trennen, um ihm durch eine zweite Ehe die Möglichkeit einer Vererbung des Thrones auf directe Nachkommen zu gewähren. Mit Unwillen hatte die Kaiserin die Zumuthung des intriganten Polizeiministers verworfen, der übrigens nicht, wie sie Anfangs glaubte, im Auftrag Napoleon's gehandelt hatte und von ihm aufs Entschiedenste desavouirt wurde. Aber die Besorgniß, daß früher oder später doch einmal dies Opfer von ihr verlangt werden würde, lastete unaufhörlich auf der Seele der geängstigten Frau und verrieth sich gelegentlich in einer tiefen Melancholie, welche sie ihrer Umgebung vergeblich zu verbergen bemüht war.

Ihre Tochter, die anmuthige und liebenswürdige Königin Hortense, war noch tief gebeugt durch den vor einigen Monaten, im Mai 1807 erfolgten Tod ihres ältesten Knaben, des sechsjährigen Prinzen Louis Napoléon Charles. Dieser Verlust hatte die beiden Ehegatten, welche sich nicht aus Neigung die Hand gereicht, einander näher gebracht. Sie waren bis zum September in einem Pyrenäenbad gewesen, hatten Südfrankreich bereist und sich erst kurz vor Eintreffen des Erbprinzen an das kaiserliche Hoflager begeben, von wo der König allein nach dem Haag zurückgekehrt war. Königin Hortense beabsichtigte, den Winter in Paris zu verbringen, theils weil sie das holländische Klima für die zarte Gesundheit ihres zweiten, nunmehr einzigen Sohnes für schädlich hielt, theils weil sie in der Nähe ihrer Mutter ihre Niederkunft abwarten wollte. Das Kind, dem sie am 20. April 1808 das Leben gab, war wieder ein Sohn, ward Charles Louis Napoléon getauft und sollte dereinst als Kaiser den Thron Frankreichs besteigen.

Friedrich Ludwig fühlte sich von der jungen, vierundzwanzigjährigen Königin sehr angezogen und kam im Laufe des Winters noch viel mit ihr zusammen. Wenn er sie in seinem Bericht als „nicht gerade hübsch" bezeichnet, so mögen ihr damaliger Zustand und die Nachwirkung der seelischen Leiden nach dem Tod des Kindes die sonst so reizenden Züge ihres Gesichts vertieft haben. Sonst stimmen alle Memoirenwerke jener Zeit in dem Lobe ihrer äußeren Erscheinung überein. Sie preisen ihre volle und doch zierliche Gestalt, ihre madonnenhaften Augen, den blendenden Teint und das reiche, blonde Haar, das ihr nach damaliger Sitte frei in Locken über die Schultern fiel. Ebenso anmuthig und, damals wenigstens ebenso unglücklich war die gleichfalls in Fontainebleau anwesende Königin von Westphalen. Sie stand mit Königin Hortense in gleichem Alter und hatte erst kürzlich, am 23. August, dem um zwei Jahre jüngeren Jérome widerstrebend die Hand gereicht. Ihr Vater, König Friedrich von Württemberg, hatte, gefügig

gegen jeden Wunsch Napoleon's, diese Verbindung erzwungen, und die junge Prinzessin schweren Herzens der Staatsraison das Opfer gebracht. Allein das Schicksal fügte es, daß der leichtsinnige und sonst so wenig achtungswerthe Jérome bald die Neigung seiner Gattin gewann, und als nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs und der ihm affiliirten Dynastien König Friedrich von seiner Tochter die Scheidung verlangte, wies dieselbe die wiederholten, darauf gerichteten Zumuthungen zurück, erklärte hochherzig, ihren Gatten, dessen glanzvolle Zeit sie getheilt, nun im Unglück nicht verlassen zu können und folgte ihm ins Exil. In dieser Wandlung der Empfindungen glich ihr Schicksal dem der Prinzessin Auguste von Bayern, welche die Ehe mit Eugen Beauharnais, dem Vicekönig von Italien, gleichfalls gegen ihren Willen hatte eingehen müssen und dennoch in derselben ihr Glück fand.

Die hier genannten Fürstinnen bildeten den Mittelpunkt des glänzenden Kreises, der sich in Fontainebleau versammelt hatte und der durch das unablässige Zuströmen fürstlicher und vornehmer Fremden, litterarischer oder künstlerischer Berühmtheiten und geladener Gäste sich in anregender Weise erneuerte. Kaiserin Josephine entfaltete bei den Festen, die sie veranstaltete, einen Luxus, der dem Kaiser oft zu weit ging. Denn bei aller Prachtliebe war er doch ökonomisch. So rühmte er sich, daß die Hofjagden, die hier abgehalten wurden, bei Weitem nicht so viel kosteten, als zur bourbonischen Zeit. Der Etat des Hofjagddepartements habe unter Ludwig XVI. vier Millionen betragen, während er jetzt unter ihm höchstens ca. eine halbe Million ausmache. Allerdings war die kostspielige Falknerei abgeschafft. Die Jagden in Fontainebleau, an welchen auch der Erbprinz theilnahm, bestanden in Hetzen auf Hirsche und Sauen mit chiens courants und Treibjagen, bei welchen das Jagdrevier mit Netzen abgestellt war. Das Frühstück wurde im Wald unter einem prachtvollen Zelt eingenommen. Die Damen der kaiserlichen Familie und des Hofes erschienen zu demselben, folgten auch der Jagd in Kaleschen.

Nachdem der russische Botschafter, Graf Tolstoi, am 6. November seine Antrittsaudienz gehabt hatte, suchte der Erbprinz ihn auf und theilte ihm die Zusicherungen mit, welche er vor einigen Monaten in Petersburg mündlich vom Zaren erhalten. Der Botschafter erklärte, daß ihm dies Alles bekannt sei, stellte auch bereitwillig seine Dienste zur Unterstützung der mecklenburgischen Wünsche zur Verfügung, rieth aber dem Erbprinzen, sich mit seinem Vortrag direct an den Kaiser zu wenden und zunächst in generellen Ausdrücken seine Bereitwilligkeit zum Eintritt in den Rheinbund zu erkennen zu geben.

Friedrich Ludwig folgte diesem Rath. Gleich am nächsten Tage beim Lever blieb er, nachdem die andern Anwesenden das Zimmer verlassen hatten, zurück, näherte sich dem Kaiser und sprach sich im obigen Sinne aus. Zugleich empfahl er auch die Interessen des Strelitzer Hauses, welches eine ähnliche Erklärung abgeben werde. Napoleon nahm diese Mittheilungen wohlwollend auf und bemerkte am Schluß: „Sobald unser Bündniß feststeht, werde ich seine Bedingungen gewissenhaft halten."

Der Erbprinz begab sich nun zu Graf Tolstoi, der von dem Ergebniß der Unterredung befriedigt schien und seine Verwendung aufs Neue zusagte. Nur

könne er vorläufig noch nichts thun, indem der Fürst von Benevent sich weigere, von Geschäften zu reden unter dem Hinweise, daß die auswärtigen Angelegenheiten ihn nichts mehr angingen. Dies war richtig. Herr von Talleyrand hatte kurz nach der Rückkehr Napoleon's nach Paris seine Entlassung als Minister des Auswärtigen erbeten und erhalten. Um ihn aber in seine Nähe zu fesseln, hatte der Kaiser theils aus Mißtrauen, theils weil er des gelegentlichen Raths des gewandten Staatsmanns nicht entbehren wollte, die Würde eines vice grand-électeur für ihn creirt. Der Fürst von Neuschâtel wurde gleichzeitig zum Vice-Connetable ernannt. Es waren dies angesehene und sehr einträgliche Sinecuren, doch zwangen sie ihre Inhaber, häufig bei Hof zu erscheinen. Talleyrand spricht sich in seinen Memoiren sehr offen dahin aus, daß das Motiv dieser Anstellung hauptsächlich Argwohn des Kaisers gewesen sei. Herr v. Champagny übernahm in jenen Tagen definitiv das Ministerium des Auswärtigen, welches er in den letzten Wochen schon provisorisch geführt hatte.

„Den 7. November. — Heute Abend bin ich endlich dazu gekommen, mit dem Fürsten von Neuschâtel zu reden und ihm über die Abberufung des Generals Laval und der übrigen Wünsche, welche vor sein Departement gehören, zu sprechen. Er war sehr freundschaftlich und bat mich, die Hauptpunkte aufzusetzen und sie ihm morgen Mittag durch den Minister Brandenstein zu schicken, welchen er zu Tische bat, um mit ihm ausführlich zu reden.

Ich habe bloß mit ein paar Worten die Sache angedeutet und werde demnächst den Bericht des Herrn von Brandenstein über die gehabte Unterredung beischließen.

Der Prinz Jérôme (doch dieses ist zur Zeit noch ein großes Geheimniß) hat heute Abend den Befehl erhalten, morgen nach Cherbourg abzureisen, man sagt zu einer besonderen Commission. Am künftigen Dienstag wird er wiederkommen und, sowie der Hof nach Paris geht, am Ende der Woche auf zehn Tage nach Stuttgart und dann nach Cassel gehen."

„Den 8. November. — Ich bin so glücklich, meinem gnädigsten Vater versichern zu können, daß Se. Majestät der Kaiser mich fortdauernd mit vieler Gnade behandelt. Gegen den Fürsten-Primas sind Se. Majestät auch so gnädig gewesen, sich vortheilhaft über mich zu äußern.

Für heute kann ich die angenehme Nachricht mittheilen, daß in sehr Kurzem der Bewohner meines Hauses in Schwerin, General Laval, dasselbe und die dortigen Gegenden verlassen wird." —

Der Erbprinz schloß dies aus der günstigen Aufnahme, welche der Vortrag des Ministers Brandenstein beim Fürsten von Neuschâtel gefunden. Letzterer hatte versprochen, die vom Erbprinzen aufgesetzte Note dem Kaiser zu übergeben. Er hatte sich eingehend über das Verhalten Laval's und dessen Adjutanten Desmouzay in Schwerin erkundigt, ob man über sie zu klagen habe, wie viel der General vom Lande beziehe u. s. w. Brandenstein hatte erwidert, General Laval habe als Gouverneur monatlich dreihundert Pistolen Tafelgelder erhalten, welche man ihm auch nach der Rückkehr des Herzogs aus Höflichkeit lassen zu müssen geglaubt habe. Zu Klagen sei sonst kein Anlaß, die Abberufung des Generals aber sehr erwünscht, weil seinetwegen in Schwerin noch eine französische Besatzung liege. Auf die Zurückziehung der französischen Truppen aus dem Lande war der Marschall nicht eingegangen, auch einer Erörterung über die Frage der Entschädigung für Naturallieferungen ausgewichen. Obwohl nach

Artikel XII. des Tilsiter Friedens in Mecklenburg nur die Seehäfen französische Besatzung behalten sollten, befanden sich noch überall französische Garnisonen im Lande; außerdem litt dasselbe ungemein durch die fortgesetzten Durchmärsche, welche der Krieg mit Schweden und die Besetzung Pommerns veranlaßten. Die Bemühungen des Erbprinzen, dem Artikel XII. Geltung zu verschaffen, stießen, wie wir weiter unten sehen werden, fortgesetzt auf Schwierigkeiten.

Zunächst boten diese sich auch auf dem Boden der Vertragsunterhandlungen. So freundlich sich der Kaiser gegen den deutschen Prinzen gezeigt, so bemerkte dieser doch sehr bald, daß die Minister und Marschälle eine kühle Zurückhaltung bewahrten, sobald es sich um geschäftliche Abmachungen handelte. Sie verschanzten sich dann hinter allgemeine Instructionen, nahmen Alles ad referendum und vertrösteten auf Entscheidungen des Kaisers, die lange auf sich warten ließen und ohne neue Demarche gewöhnlich nicht zu erlangen waren. Herr v. Champagny namentlich war in solcher dilatorischen Behandlung äußerst geschickt. Der Erbprinz, der in den ersten Tagen noch gehofft hatte, seine Mission in Kürze erledigen zu können, fühlte bald, daß er ohne kräftige Unterstützung nicht so rasch weiter kommen werde. Er erbat sich diese daher aufs Neue von dem Zaren, schrieb auch an dessen Minister des Auswärtigen, den Grafen Romanzoff, der kurz zuvor auf Baron Budberg gefolgt war, und hatte eine längere Unterredung mit Herrn von Talleyrand. Der Prinz berichtete darüber am 11. November:

„Der Fürst hörte mich sehr ruhig und freundlich an und bat, ich möge ihm erlauben, seine Ansicht ganz offen zu äußern, wie Jemand, der mein Freund und meinem Interesse zugethan sei. Er habe stets gesucht, unser mecklenburgisches Interesse innigst an das russische zu knüpfen, sehr überzeugt, daß, wenn einmal mit dieser Macht negotiirt würde, unser Schicksal sich wenden müsse. Dieses sei nun auch der Fall gewesen. Man betrachte mich hier wie einen point de contact mit Rußland. Alles also, was man für uns thue, sei bis jetzt um Rußlands willen geschehen, und so würde es auch nur in der Folge sein, da man nichts mehr erwünsche, als demselben gefällig zu sein. Einen Theil dieses Wohlwollens könne ich anjetzt meiner Persönlichkeit zuschreiben. Da der Kaiser mich kennen und schätzen gelernt habe, so würde er auch aus diesem Grunde gerne etwas thun. Das große Einverständniß mit Rußland würde machen, daß ich Alles erhalten würde, was ich wünschte. „„Sie haben nun hier einen Gesandten; der russische Botschafter ist auch Gesandter Mecklenburgs,““ setzte er hinzu. Hierauf sagte er mir, daß gleich bei der Reintegration meines gnädigsten Vaters des Kaisers Wille gewesen sei, daß Mecklenburg gänzlich von den Truppen evacuirt werden sollte. Zu gleicher Zeit rieth er mir, uns nicht zu schwach zu schildern, weil dies oft die Achtung vermindere, auch nicht von dem Nutzen zu reden, von welchem wir der Conföderation sein würden. „„Denn im Grunde sind Sie uns von gar keinem Nutzen, so wenig wie der ganze Rheinbund. Wir legen nur insofern Werth darauf, als er dazu dient, die öffentliche Meinung auf einen Mittelpunkt zu lenken. Geben Sie Ihr Memoire dem russischen Botschafter, damit er es selbst vorlegt. Thun Sie es lieber heut als morgen, lieber morgen, als in drei Tagen.““ Er sagte alles dieses auf die höflichste und artigste Weise.

Ich ergreife diese Gelegenheit zu berichten, wie außerordentlich geschätzt und geliebt der Oberhofmeister von Lützow hier ist. Der Fürst von Benevent und die meisten französischen Minister haben mit vieler Wärme nach ihm gefragt und mir versichert, wie sehr er ihr Zutrauen und ihre Achtung besäße, mit welcher Treue und welchem Eifer er sich in Warschau dem Dienste seines Herrn gewidmet hätte. Fast scheint es mir, als wenn man hier verwundert, ja selbst ein wenig empfindlich darüber gewesen ist, daß die Wahl eines Gesandten nicht auf ihn gefallen ist.

Plötzlich ist entschieden worden, daß Se. Majestät der Kaiser von hier auf einige Wochen nach Italien geht. Länger wird aber die Abwesenheit nicht dauern. Niemand auf der Welt kann dieses mehr wünschen, wie ich, weil ich bezweifle, daß vor der Abreise des Kaisers in unseren Angelegenheiten eine Entscheidung stattfinden wird."

„Den 12. November. — Ich habe heute Mittag halb drei Uhr meine Conferenz mit dem Herrn von Champagny gehabt. Um nicht zu weitläufig zu werden, bat ich ihn um Erlaubniß, ihm mein Memoire vorlesen zu dürfen. Er erwiderte, daß er gewohnt sei, es selbst zu thun, welches denn auch gleich der Fall war. Wie er bis zu dem Artikel gekommen war wegen Abminderung des Contingents, hielt er ein und sagte: „„Gestatten Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie da zwei Anträge stellen, die sich widersprechen. Sie wollen Großherzog werden, und Sie wollen dabei weniger Truppen stellen, als viele andere in dem Fürstencollegium. Das wird dem Kaiser die Sache erschweren."" Ich führte mit einigen Details an, was Mecklenburg gelitten habe und durch die starke Einquartirung noch leide. Er kam aber immer wieder darauf zurück, wie schwierig es sein würde, diesen Punkt zu bewilligen. Ich sagte zuletzt, daß dieses nur ein Wunsch unsererseits sei, daß natürlich Alles von der Entscheidung Sr. Majestät abhängen würde, daß es sich vielleicht ermöglichen lasse, wenn der Kaiser die Gnade hätte, Mecklenburg gänzlich von den französischen Truppen zu evacuiren. Solange wie die da wären, sei es ganz unmöglich, die geforderten Truppen zu stellen. Jeder Tag kostet an fünf tausend Thaler, und die Mittel zum eigenen Bedarf des herzoglichen Hauses fehlten in diesem Augenblicke. Ich sprach auch von den nach Pommern gemachten Lieferungen und von der Hoffnung, die man uns eröffnet hätte, daß solche von der Hamburger Contribution bezahlt werden sollten.

Das Ende unseres Gesprächs war, daß er mein Memoire dem Kaiser zu lesen geben würde. Er bemerkte aber dabei: „„Alles das ist eigentlich weniger Gegenstand einer Unterhandlung als des persönlichen Wohlwollens des Kaisers."" Die Annahme eines Gegenprojects lehnte er zunächst ab. —"

Auch der russische Botschafter, der die mecklenburgischen Wünsche bei dem Minister unterstützte, fand diesen sehr kühl. Champagny hatte sehr wohl bemerkt, daß ausdrückliche Instructionen des Zaren für diesen Fall nicht oder noch nicht ertheilt waren.

„Unser Schicksal," schrieb der Prinz, „liegt ganz in den Händen Rußlands, und wenn ich auch überzeugt bin, daß solches sich unserer kräftig annehmen wird, so werden doch immerhin noch Wochen bis zur Rückkunft des vorgestern abgesandten Couriers verstreichen, und wird dadurch mein Aufenthalt leider verlängert werden.

Heute Morgen beim Lever erinnerte ich den Herzog von Neufchâtel an meine Note wegen Rückziehung der Truppen. Er sagte, er sei vier Tage in Paris gewesen, werde aber dem Kaiser jetzt Vortrag halten. Er fügte hinzu, er fühle ganz unsere Lage und, als ich ihm bemerkte, daß die bevorstehende Abreise des Kaisers mich eine vorherige Entscheidung wünschen ließe, versprach er dahin zu wirken. — Da die Abreise immer erst in dem Augenblicke bekannt wird, in dem sie stattfindet, und es nachher bei Aufbruch des ganzen Hofes schwer sein könnte, Pferde zu bekommen, so habe ich meine Herren, mit Ausnahme von Bosset, nach Paris vorausgeschickt.

Heute Abend hat mir die Kaiserin gesagt, daß die Abreise des Kaisers noch einige Tage aufgeschoben sei, daß ich doch so lange noch hier in Fontainebleau bleiben möchte. Sie setzte noch unendlich viel Gnädiges und, ich darf sagen, Freundschaftliches hinzu, wie sehr der Kaiser mir gewogen sei, sprach mir auch von meinen Angelegenheiten, wollte mit dem Kaiser davon reden, wenn ich ihr sagen wollte, was wir wünschten, und gab mir guten Rath, was ich Gelegenheit nehmen sollte, dem Kaiser zu sagen. Ich habe gesucht, diese Conversation fallen zu lassen, da ich gute Gründe habe, in politische Angelegenheiten die Damen nicht zu verwickeln."

Dieses Mal hatte aber der Erbprinz doch den Werth weiblichen Einflusses unterschätzt, denn gerade durch diesen nahm seine Angelegenheit eine günstige Wendung. Einige Tage später, am 16. November, konnte er seinem Vater melden, daß der Kaiser ein Decret unterzeichnet habe, nach welchem alle französischen Truppen Mecklenburg verlassen sollten, und nur ein Bataillon zur Besetzung Wismars und Rostocks zu verbleiben habe; auch der General Laval habe seinen Rappell bekommen.

„Diese Nachricht macht mir eine unaussprechliche Freude. Wir haben dies der Verwendung Ihrer Majestät der Kaiserin zu danken. Sie ist so gnädig gewesen, dem Kaiser eine Abschrift der kleinen Note zu zeigen, welche ich dem Fürsten von Neufchâtel eingehändigt hatte und ihm einige Details über die traurige Lage meines Vaterlandes und der so ausgezeichneten Anhänglichkeit seiner Bewohner gegen meinen gnädigsten Vater mitzutheilen. Der Kaiser ist sehr frappirt über dasjenige gewesen, was er erfahren hat, und die Kaiserin glaubt überzeugt zu sein, daß der Kaiser nicht von unserer Lage unterrichtet gewesen ist. Er hat sogleich der Kaiserin aufgetragen, mir das Obenangeführte zu sagen und hat dann den Fürsten von Neufchâtel kommen lassen, ihm die nöthigen Befehle zu ertheilen. Gestern Abend hat der Kaiser das Decret unterschrieben und ist heute Morgen fünf Uhr abgereist, wie man sagt nach Mailand. Einigen Nachrichten zu Folge dürfte die Abwesenheit nur zwanzig Tage, nach anderen sechs bis acht Wochen dauern. Bis zur Zurückkunft Sr. Majestät werden unsere anderen Angelegenheiten nun wohl ruhen, indessen weiß ich durch den Fürsten von Benevent, daß Se. Majestät mein an Herrn von Champagny gerichtetes Memoire erhalten haben. Es thut mir nur leid, daß mein Aufenthalt durch die Abwesenheit des Kaisers verlängert, mithin kostbarer werden wird. Ich werde sicher jede unnütze Ausgabe vermeiden oder wenigstens doch so sehr wie möglich einschränken."

Nachdem Napoleon in Begleitung Berthier's, Duroc's und Champagny's abgereist war, übersiedelte der Hof nach den Tuilerien, und Friedrich Ludwig bezog seine Pariser Wohnung. Er wurde nun in den Strudel eines großstädtischen Lebens gerissen, das durch die Bedeutung, welche Paris damals zufiel, in seiner Art einzig dastand. Die neuen Eindrücke, die es gewährte, stachen wesentlich ab von denjenigen, die er einst am Hofe Kaiser Paul's gewonnen. Wir benutzen die Unterbrechung in den diplomatischen Verhandlungen, welche durch des Kaisers zeitweilige Abwesenheit veranlaßt wurde, dazu, die Mittheilungen des Erbprinzen über das gesellschaftliche Leben hier zu einem Bilde zu vereinigen. Die in seinen Berichten verstreut vorkommenden Einzelheiten würden in ihrer aphoristischen Form den Leser ermüden und mögen daher hier in Kürze zusammengefaßt werden.

An Anregung der mannigfachsten Art fehlte es nicht. Dem deutschen Prinzen, der von dem Kaiserpaar auf so augenfällige Weise ausgezeichnet wurde, standen natürlich alle Salons offen. Paris war nicht nur der Mittelpunkt der europäischen Politik, es war auch der Sammelplatz aller wissenschaftlichen und künstlerischen Berühmtheiten, das Depôt der Sammlungen und seltenen Kunstschätze, welche der Eroberer aus den verschiedenen Theilen Europas hierher geschleppt hatte. Der Erbprinz hatte ein reges Interesse für die bildende Kunst und durchwanderte oft mit seinen Herren die Säle der Galerien. Freilich überkam ihn ein Gefühl der Bitterkeit, wenn er unter den Gemälden „die wohlbekannten Freunde aus Ludwigslust" antraf. Allein bei dem raschen Wechsel der Eindrücke konnten solche Stimmungen nicht lange haften.

Die gesellschaftliche Saison war im Winter 1807/8 besonders glänzend. In Fontainebleau hatte Friedrich Ludwig nur den französischen Hof kennen gelernt; jetzt erschlossen sich ihm auch die Kreise der aristokratischen und officiellen, der Finanz- und Lebewelt. Die Empfänge in den Tuilerien waren zahlreich und boten oft ein seltsames Gemisch von Gästen. Fremde Fürsten, vornehme Touristen, auswärtige Gelehrte und Künstler, daneben auch Speculanten und Abenteurer drängten sich heran. Nicht minder auffallend war die Mischung der gesellschaftlichen Gruppen in den verschiedenen Salons der Hauptstadt, die sich allabendlich den Gästen öffneten. Auch dort sah man, wie am Hofe, neben den Marschällen, Ministern und Diplomaten bereits wieder die Träger altaristokratischer Namen, neben den neuen Herzogen und Baronen auch die Grafen und Marquis des ancien régime. Nur der Clerus, der in der Pariser Gesellschaft einst eine so große Rolle gespielt, hatte das Terrain noch nicht zurückerobert; die „Calottiers" blieben unter dem Kaiserreich ebenso unbeliebt, wie sie es unter dem Directoire gewesen. Herrschte auch in den Salons der Metropole nicht mehr jener Ton der Anmuth und Ungezwungenheit, welcher vormals der Welt als das Muster heiterer Geselligkeit gegolten; lag auch in diesem Zusammentreffen heterogener, sich mißtrauisch beobachtender Elemente etwas Erzwungenes, Gekünsteltes, so fanden doch Neugier und Schaulust in der Pracht der Räume, in dem Glanz der Toiletten und Uniformen volle Befriedigung. Die neuen Marquisen hatten ebenso schöne Diamanten wie die alten und oft noch schönere Augen. Bei den Empfangstagen der Großwürdenträger und Ambassadeurs waren die Säle so gefüllt, daß man sich nur mühsam durchdrängen konnte. Die Meisten verließen ihren in der langsam vorrückenden Reihe haltenden Wagen gewöhnlich hundert Schritt vor dem Hôtel, begaben sich zu Fuß dorthin, begrüßten die Dame des Hauses, verweilten zehn Minuten in der Gesellschaft und trafen dann wieder im Vestibül gerade rechtzeitig ein, um den nun vorfahrenden Wagen wieder zu besteigen und nach einem andern Hôtel zu fahren, wo sich der Vorgang wiederholte. In allen großen Häusern war täglich offene Tafel für die näheren Freunde. Der Erbprinz hatte eine stehende Einladung beim Minister des Auswärtigen und den Botschaftern. Er speiste fast nie zu Hause, hielt aber Tafel für sein Gefolge.

Der Verkehr in den Straßen war sehr erschwert durch die ungeheuere Bauthätigkeit, die der Kaiser gerade in jener Zeit entfaltete und die dem König von Württemberg auf Napoleon's Frage, wie ihm Paris vorkomme, die Antwort entlockte: „Comme une ville prise d'assaut par des architectes." Große Häuserquadrate wurden demolirt, neue Straßen durchgebrochen; überall erstanden Paläste, Triumphbogen, Hallen, Brücken. Diese Monumente, deren Kosten mit den Contributionen und außerordentlichen Einkünften aus den Domänen occupirter Gebiete bestritten wurden, schmeichelten ebenso sehr der nationalen Eitelkeit, als sie den Ruhm ihres Erbauers verewigten. Kehrte Napoleon als siegreicher Cäsar von einem Kriegszuge zurück, so liebte er, daheim den Augustus zu spielen. Während die Völker Europas Mühe hatten, ihre Wunden zu heilen, blühten in der französischen Hauptstadt die Künste des Friedens. Ein wissenschaftliches Institut nach dem andern erstand, und Alexander von Humboldt, der gerade damals in der Begleitung des Prinzen Wilhelm von Preußen nach Paris kam,

konnte diese Stadt mit Recht für den einzigen Ort erklären, in welchem wissenschaftliche Arbeiten die mächtigste Anregung und wirksamste Förderung fänden. Er wählte sie daher auch zu dauerndem Aufenthalt. Am wissenschaftlichen Himmel glänzten die Namen Cuvier, Laplace, Arago, Gay-Lussac, Lamarck, Biot, Bonpland, Berthollet u. A. Mit den Berühmtheiten der wissenschaftlichen und politischen Welt kam der Erbprinz während seines siebenmonatlichen Aufenthalts vielfach in persönliche Berührung, und als Mann von Geist und Bildung wußte er Nutzen daraus zu ziehen. Zu seinem intimen Verkehr gehörten, neben den französischen Staatsmännern, vor Allem der Fürst-Primas Dalberg, der Prinz Wilhelm von Preußen, die Herzoge von Oldenburg und von Arenberg, der Erbprinz von Strelitz, der Botschafter Graf Tolstoi u. A. Besonderer Erwähnung geschieht in den Berichten der bekannten Neigung Napoleon's, Ehen zu stiften, durch welche er seinen Anhang in engere Verbindung zu vornehmen Geschlechtern zu bringen suchte. Der Imperator verfuhr hierbei sehr rücksichtslos und kategorisch. So mußte Marschall Berthier, Fürst von Neufchâtel sich mit der Tochter des Herzogs von Bayern-Birkenfeld vermählen, zuvor aber auf allerhöchsten Befehl mit seiner schönen Freundin Mme Visconti brechen, was zu thun er sich lange geweigert hatte. Anfangs Februar 1808 wurde die Vermählung des Herzogs von Arenberg mit der Demoiselle Stephanie Tascher, einer Cousine der Kaiserin, und bald darauf die des Erbprinzen von Hohenzollern mit Demoiselle Antoinette Bonafou, einer Nichte Murat's, mit großer Pracht am kaiserlichen Hof gefeiert.

Stephanie Tascher war Pathenkind Josephine's und sehr umworben gewesen. Die Marschälle Duroc und Rapp, Fürst Pignatelli und ganz kürzlich noch der spanische Thronerbe, Prinz von Asturien, hatten ihre Hand begehrt. Napoleon aber, der schon damals die Absetzung der spanischen Bourbons im Schilde führte, zog die Verbindung mit dem vornehmen belgischen Haus der Arenberg vor. Der junge Herzog war Oberst und Regimentscommandeur im französischen Heere. Die Hochzeitsfeier, bei welcher das Kaiserpaar die Rolle der Eltern der Braut übernahm, fand im Palais der Königin Hortense statt.

Auch dem Erbprinzen scheint eine ähnliche Verbindung zugemuthet worden zu sein. In einem Briefe des Ministers von Plessen räth dieser, einem solchen Antrag womöglich durch eine „feine Wendung" auszuweichen oder, wenn derselbe nicht zu vermeiden wäre, zu erklären, daß das Andenken an seine verstorbene Gemahlin noch zu lebhaft sei, um sich zu einer zweiten Verbindung schon jetzt entschließen zu können. Wie diese Angelegenheit weiter verlief, läßt sich aus der uns vorliegenden Correspondenz nicht ersehen, da nach einer gelegentlichen Bemerkung die späteren, darüber ausgetauschten Briefe verbrannt werden sollten.

Das Scheinleben und Ränkespiel am Hofe, das gewaltthätige Auftreten Napoleon's, die sklavische Unterwürfigkeit seiner Umgebung entgingen dem Prinzen nicht. Aber das geschäftige Treiben in diesem politischen Centrum fesselte doch fortgesetzt seine Aufmerksamkeit. Aus allen Theilen der Welt trafen hier die Fäden zusammen. Jeder Tag brachte neue Begebenheiten, neue Gerüchte, neue Dementis. „Es ist interessant," schrieb Friedrich Ludwig, „im Stillen so manchen

Dingen zu folgen, welche die hiesigen Köpfe beschäftigen, und die verschiedene Verhaltungsart zu beobachten, je nachdem der Barometer der kaiserlichen Laune steigt oder fällt. Diese Wahrnehmung vermehrt übrigens nicht die Achtung vor dem menschlichen Geschlecht. Doch solcher Gedanken muß man sich entschlagen, wenn einen das Schicksal in die große Welt geworfen hat!" — —

Wir kehren nach dieser Abschweifung zu dem eigentlichen Gegenstand der Mission des Erbprinzen zurück. Während der Abwesenheit des Kaisers waren die Verhandlungen ins Stocken gerathen. Friedrich Ludwig blieb aber bemüht, das Terrain für deren Wiederaufnahme vorzubereiten. Nachdem der eine Punkt, die Räumung des Landes, glücklich erreicht war, blieben noch drei Forderungen übrig: Erlangung der großherzoglichen Würde, Ermäßigung des zu stellenden Contingents und Entschädigung für die erlittenen Verluste. Es mag befremdlich erscheinen, daß der Herzog zu einer Zeit, wo dem erschöpften Lande materielle Zuwendungen am Nützlichsten erschienen, zugleich nach einer Rangerhöhung Verlangen trug, der, wie Champagny richtig bemerkt hatte, die militärische Leistungsfähigkeit Mecklenburgs nicht entsprach. Warum eine Stellung einnehmen wollen, die einen größeren Aufwand erheischte, und zu deren Behauptung die Mittel nicht vorhanden waren? Wären es nur Ehrgeiz und Eitelkeit gewesen, die zu jenem Ziel drängten, so war dies Streben wenig gerechtfertigt und keiner Berücksichtigung werth. Eitelkeit lag aber gar nicht im Charakter Friedrich Franz', der sein Land fast nie verließ, in seinen Lebensgewohnheiten keinem übertriebenen Luxus huldigte und somit wenig Gelegenheit gehabt hätte, den erhöhten Rang im Verkehr mit andern Fürsten zu verwerthen. Die eigentlichen Motive *waren* vielmehr rein praktischer Art. Einmal gewährte, wie wir schon oben erwähnt haben, der erhöhte Rang auch eine politische Machterweiterung; sodann stärkte er die Creditfähigkeit des Hauses, und darauf kam es in jener Zeit finanzieller Bedrängniß wesentlich an.

Hieraus erklärt sich, warum der Erbprinz in den nächsten Monaten gerade diese Forderung mit ganz besonderem Eifer betrieb. Die andere, die der Entschädigung durch Geld oder Gebiet, schien ihm schon damals schwieriger durchzubringen. „Baares Geld zu erhalten," schrieb er, „ist eine physische Unmöglichkeit, da hier keines vorhanden ist." Einem Gebietszuwachs, — etwa durch Schwedisch-Pommern oder Lauenburg —, wären die Pariser Staatsmänner principiell nicht abgeneigt gewesen, denn solche Abtretungen waren an der Tagesordnung. Aber Napoleon wollte diese Compensationsobjecte vorläufig nicht aus der Hand geben, ehe nicht der Frieden mit England geschlossen. Vielleicht schwebte ihm schon damals die Einverleibung der unteren Elbstaaten vor. Gewiß ist, daß die von König Jerome gehoffte Zutheilung Lauenburgs deshalb nicht erfolgte, weil der seit 1803 das Herzogthum verwaltende Intendant, Herr D'Aubignosc, bald nach der Begründung des Königreichs Westfalen ein Memoire nach Paris geschickt hatte, welches Graf Daru dem Kaiser vorlegte und dem dieser große Beachtung schenkte. In dieser Denkschrift war auf die Lage des kleinen Herzogthums hingewiesen, welches mit beiden Spitzen an die Gebiete von Hamburg und Lübeck reichte und durch Vereinigung mit beiden die Ost- und

Nordsee berühren würde. Die Wichtigkeit eines solchen Besitzes war auseinandergesetzt und auf den ersten Blick sehr einleuchtend.

Wie dem auch sein mochte, immer waren die Aeußerungen Napoleon's ausweichend, sobald der Erbprinz die Rede auf eine Gebietsentschädigung brachte. Hier konnte nur der Einfluß Rußlands eine günstigere Wendung bewirken; aber Kaiser Alexander glaubte, bei aller Freundschaft für seinen Schwager, doch vorläufig genug gethan zu haben. Er beantwortete dessen Schreiben in freundlichem Sinne, enthielt sich aber einer Pression auf die französische Regierung. Friedrich Ludwig war darüber verstimmt.

Die von Herrn von Talleyrand ausgesprochene und auch vom Erbprinzen getheilte Ansicht, daß Mecklenburg sich ganz unter die Fittige Rußlands stellen möge, wurde übrigens in Schwerin keineswegs getheilt. Namentlich war es der staatskluge Minister von Plessen, ein Mann von ungewöhnlichem politischen Scharfblick, der die darin liegenden Gefahren sofort erkannte. Plessen war in allen Fragen der auswärtigen Politik der eigentliche Berather seines Fürsten. Seit dem Juni 1807 bekleidete er bei demselben die eigens für ihn geschaffene Stellung eines Cabinetsministers, wohnte in Ludwigslust, während der Sitz der Regierung sich nach wie vor in Schwerin befand, und hatte täglichen Vortrag beim Herzog. Dieser schätzte ihn persönlich, schenkte ihm ein unbedingtes Vertrauen und bevorzugte ihn in einer Weise, welche den leitenden Minister, Grafen Bassewitz, oft und nicht ohne Grund verstimmte. Allmälig bildete sich, wenn auch nicht amtlich organisirt, so doch durch die tägliche Praxis, eine Geschäftstheilung heraus, nach welcher dem Grafen Bassewitz die Leitung der inneren, Herrn von Plessen die der auswärtigen Angelegenheiten zufiel. Plessen unterhielt mit dem Erbprinzen eine rege und umfängliche Correspondenz, die einen sehr vertraulichen Charakter hatte. Er war schon damals und wurde später noch mehr die Vertrauensperson, an welche sich die jüngeren Mitglieder der herzoglichen Familie mit der Bitte um Rath oder Vermittelung wandten, wenn, was nicht selten geschah, Conflicte oder Verstimmungen zwischen ihnen und dem Chef des Hauses eintraten. Friedrich Franz führte ein strenges Hausregiment, auch seinen erwachsenen Söhnen gegenüber, hielt sie knapp, war in Geldsachen sehr schwierig und zum Argwohn geneigt. Sein Verhältniß zum Thronfolger hatte schon häufig unter einem, übrigens völlig unbegründeten Mißtrauen gelitten. Plessen vermittelte dabei mit Tact und Erfolg. Jetzt, in der Rheinbundsfrage, war dazu freilich kein Anlaß und der Herzog mit dem Verhalten seines Sohnes durchaus zufrieden; aber Plessen besorgte, daß der Erbprinz bei seiner schwärmerischen Verehrung für den Zaren und seiner arglosen, durch die Freundlichkeiten Napoleon's leicht zu gewinnenden Gemüthsart doch die kühle und nüchterne Beobachtung verlieren könnte, welche die Lage erheischte. Er hatte daher schon am 3. December 1807, gleich nach Eintreffen des ersten geheimen Berichts über die Aeußerungen Talleyrand's und Champagny's geschrieben:

„Man will uns ganz auf Rußlands Seite stellen, und das gerade in einem Augenblicke, wo wir durch den erklärten Beitritt zum Rheinbunde nur der Alliirte Frankreichs allein werden und demselben unsere Kräfte widmen sollen. Wir müssen daher

von der Billigkeit des französischen Kaisers und auch unserer selbst wegen erwarten, daß er uns in Berücksichtigung unserer Lage, unseres Ranges und unserer gemachten Anstrengungen dazu in den gehörigen Stand setze. Dies ist auch früher bei dem Beitritt anderer Staaten zum Rheinbund stets geschehen. Wenn nun die Franzosen Mecklenburg die gleiche Berücksichtigung nicht zugestehen, so geschieht es nur, weil sie besondere Gelegenheit wünschen, um Concessionen an Rußland machen und diese Macht dadurch in die sehr weit umfassenden französischen Pläne hereinziehen zu können. Dadurch aber werden unsere Aussichten zu weitläuftig. So angenehm auch das Gefühl sein möchte, gerade dem russischen Kaiser das Erhaltene zu verdanken, so ist es doch wohl nicht politisch richtig. Denn soll Mecklenburg in Zukunft noch als ein Alliirter von Rußland behandelt werden, so braucht es gar nicht in den Rheinbund zu treten, welches doch einen großen Aufwand von Kräften erforderlich machen wird. Demnächst aber kommt es besonders darauf an, diese Idee einer Verbindung Mecklenburgs mit Rußland gerade durch den Rheinbundbeitritt bei den Franzosen aufhören zu machen, damit sie bei einem früheren oder späteren Bruch nicht wieder über uns herfallen."

Plessen entwickelt dann weiter, wie gerade wegen des Umstandes, daß Mecklenburg im Rheinbund an Frankreich gekettet sei, Rußland auch kein politisches Interesse habe, für eine Vergrößerung Mecklenburgs einzutreten. Es werde sich nicht um Mecklenburgs willen in Frankreichs Pläne verstricken lassen, am allerwenigsten aber die Wünsche wegen Lauenburg und Schwedisch-Pommern in Paris unterstützen. Denn während es gerade den Frieden mit England und Schweden zu vermitteln suche, würde es durch eine anderweitige Verfügung über diese Gebiete das Zustandekommen jenes Friedens nur erschweren. England würde auf die Herausgabe der französischen Colonieen, über die jetzt unterhandelt würde, jedenfalls nur dann eingehen, wenn ihm mit Hannover auch Lauenburg zurückgegeben würde.

„Aus Allen diesem, mein gnädigster Herr, möchte ich den Schluß ziehen, daß es gerathen ist, nicht wie bisher namentlich und bestimmt auf Lauenburg und Schwedisch-Pommern anzutragen, sondern vielmehr beim Eintritt in den Rheinbund sich die vorläufige Zusicherung einer noch zu ermittelnden Vergrößerung oder Entschädigung geben zu lassen. Dabei würde die von uns eingereichte Schadensrechnung von circa 44 Millionen Livres zu Grunde zu legen und uns ein Gebietszuwachs zuzusprechen sein, welcher nach obigem Capitalwerth uns eine halbe Million Thaler einbringen müßte. Wenn nach den gegenwärtigen politischen Conjuncturen eine Anweisung auf bestimmte Länder vor dem definitiven Friedensschluß nicht möglich ist, so stände auch nichts im Wege, daß uns vorläufig ein solcher Revenuenbetrag unter gehöriger Garantie zuertheilt würde, um gleich jetzt im Rheinbunde das vorgeschriebene Contingent zu stellen. Damit würde auch der von Herrn von Champagny bemerkte Widerspruch in unseren Anträgen beseitigt sein. Erhalten wir jetzt keine Begünstigung, so liegt kein Grund vor, den Beitritt zum Rheinbunde vor dem allgemeinen Friedensschluß zu betreiben, da dieser doch erst die Verhältnisse Norddeutschlands definitiv regeln wird. Ew. Herzogl. Durchlaucht dürfen sich als Gesandter in diesem Sinne füglich expliciren und dann auch die Höchstihnen bezeigte Gewogenheit des französischen Kaisers in reeller Weise in Anspruch nehmen. Die Franzosen versuchen es immer, Menschen und Dinge ganz nach ihrer convenance zu handhaben. Sie wissen es aber recht gut zu achten, wenn man sein wahres Interesse kennt und vertritt."

In ähnlichem Sinne sprach sich ein übrigens sehr freundlich und anerkennend gehaltener Brief des Herzogs aus.

„Ludwigslust, den 4. December 1807.

Liebster Sohn! Deine fortgesetzten Berichte, wovon ich den Nr. 2 der geheimen und Nr. 7 der currenten vor zwei Tagen durch einen Weimarschen Courier erhalten, geben mir nur stets eine wiederholte Veranlassung, mit Deinem ganzen Benehmen und mit den gemachten Aeußerungen in unseren Angelegenheiten vollkommen zufrieden zu sein, und ich freue mich, Dir meinen besten Dank für alle Deine Mühe und für die gehörige Leitung der Sache hier nochmals wiederholen zu können. Es wird Dir gewiß eine große Genugthuung sein, zum Besten Deines Hauses und künftigen Landes Dich thätig zeigen zu können. Sehr lieb ist es mir, daß Du gute Gründe hast, um unsere Hoffnungen und Wünsche noch in Erfüllung gehen zu sehen. Es thut uns aber auch sehr nöthig, und ich nehme selbst darnach mit manchen Arrangements in den Finanzen Anstand. Da Du dort an Ort und Stelle bist und die Menschen kennst, so habe ich das Zutrauen zu Dir, daß Du genau beobachten wirst, wie wir am besten mit unseren Anträgen durchkommen können und wie viel zu erreichen steht. Will der Kaiser von Rußland sich angelegentlich für uns verwenden, so erhielten wir gewiß einige Entschädigung, und dieses können wir dann nicht genug erkennen. Nur müssen die Franzosen uns in dem Augenblicke, da wir in den Rheinbund treten, wirklich wie ihre Verbündeten betrachten und behandeln, nicht aber nur wie in Verbindung mit Rußland, weil wir sonst für unsere fernere Existenz nicht gedeckt sind.

Vielleicht erlauben die Umstände jetzt gleich nicht, mir etwas bestimmt zu versprechen. Allein ich wünsche denn doch, daß Du noch dabei bestehen bliebest, daß bei dem Eintritt in den Bund wenigstens durch einen Separatartikel eine allgemeine Zusicherung ertheilt werde. So viel läßt sich zur Zeit, gleich bei der Accession, immer versprechen, und dies beruht auf der von uns eingegebenen Schadensrechnung. Nachher möchte uns nicht viel mehr gereicht werden, und die Franzosen wollen uns doch gern zum Rheinbund haben, was auch die Minister sagen mögen, denn sonst würden sie den Beitritt nicht gleich an Bosset angetragen haben. Die großherzogliche Würde kommt mir wegen aller meiner bisherigen Verhältnisse zu. Anlangend das damit verbundene Contingent, so werde ich es alsdann auch nach der Forderung stellen können, sobald ich die gehörige Entschädigung erhalte. Du hast dieses dem Minister Champagny auch sehr richtig geantwortet. Du wirst nun zusehen, liebster Sohn, wie die Instructionen unsertwegen lauten, welche der vom russischen Ambassadeur am 10. November abgeschickte Courier von Petersburg zurückbringen wird. Er kann wohl ungefähr gegen Weihnachten zurück sein. Alsdann wirst Du noch einen neuen Versuch machen und eine Gelegenheit wahrnehmen können, um meine Dir hier mitgetheilten Aeußerungen bei dem weiteren Gang Deiner Verhandlungen in Anwendung zu setzen.

Meine beste Empfehlung an Brandenstein, Oertzen und Kettenburg; sage dem Letzteren, er möchte bei dem großen Gewühl in der Hauptstadt doch an mich und meine Möpse denken[1]).

Nun, liebster Sohn, lebe wohl tausendmal und behalte den lieb, der nie aufhören wird zu sein

Dein treuer Vater und Freund
Friedrich Franz."

Am 1. Januar 1808 kehrte Napoleon von seiner italienischen Reise zurück. Man hatte gehofft, daß er die Regelung der deutschen Angelegenheiten jetzt mehr betreiben und die Rheinbundsverfassung endlich zum Abschluß bringen werde. Aber die spanische Frage nahm ihn zur Zeit vollkommen in Anspruch. Alles,

[1]) Der Herzog, der ein großer Freund dieser Hunderasse war, hatte Auftrag gegeben, einige der damals ziemlich seltenen Exemplare in Paris zu kaufen. Kettenburg, welcher Ende Februar nach Mecklenburg zurückkehrte, brachte dieselben mit. Friedrich Franz war bis in sein hohes Alter stets von seinen Möpsen umgeben und gegen seine Lieblinge äußerst nachsichtig.

was sich auf Deutschland bezog, wurde äußerst schleppend betrieben. Der Fürst-Primas selbst klagte gegen den Erbprinzen darüber und sagte ihm, er habe „wegen der Bundesangelegenheiten und des Concordats schon zweiundzwanzig Memoires eingereicht und noch auf keins eine Silbe Antwort erhalten."

Auch in der Besatzungsfrage ging nicht Alles nach Wunsch. Am 1. December hatte General Laval Schwerin verlassen, wo er gerade ein Jahr residirt hatte, allein der Marschall Bernadotte, Prinz von Ponte Corvo, weigerte sich, seine Truppen aus dem Lande zu ziehen. Einige Regimenter ließen sich sogar Excesse zu Schulden kommen, so daß der Herzog genöthigt war, den Geh. Rath von Bülow mit einer Beschwerde an den in Hamburg residirenden Marschall zu schicken. Bernadotte empfing den Abgesandten sehr artig, erklärte ihm aber, es sei unmöglich, ganz Mecklenburg zu räumen. Er wisse nicht, wohin er sonst die Truppen verlegen solle, denn der Kaiser habe ausdrücklich befohlen, das Hannöver'sche zu schonen. Directe Befehle der Räumung seien ihm auch gar nicht zugegangen, und er müsse solche erst von Paris abwarten. Bülow erreichte nur, daß das unter dem Befehl des Obersten Ameil stehende Regiment der Chevauxlegers belges (elfhundert Pferde stark) „wegen der vielfachen und fast nicht zu steuernden Excesse und Exactionen" aus dem Lande gezogen und dafür ein nur fünfhundert Pferde starkes Regiment spanischer Cavallerie von Lauenburg nach Parchim verlegt werden solle. Auch der Erbprinz erhob in Paris Beschwerde, und Napoleon, den er am Tage nach der Ankunft beim Lever begrüßte, versprach Abhülfe.

Einige Tage später, am 9. Januar begegnete der Erbprinz Herrn von Champagny in einer Gesellschaft. „Da ich Sie gerade treffe, Hoheit," sagte dieser, „so erlaube ich mir mitzutheilen, daß der Kaiser mir heute befohlen hat, den Tractat mit Ihnen zu Ende zu bringen, aber auf der von uns vorgeschlagenen Basis." Der Erbprinz war sehr betroffen und erklärte, das sei ihm unmöglich. Der Kaiser habe doch die deutschen Fürsten als Souveräne anerkannt. Seine Protection sei für Mecklenburg allerdings werthvoll, doch würde es in seiner alten Lage besser daran sein, als im Rheinbund auf der Fürstenbank, wodurch es eo ipso heruntergesetzt und noch mit neuen Lasten beschwert würde. Der Minister entgegnete, daß die Protection nur durch den Rheinbund erlangt werden könne, und setzte mit einiger Lebhaftigkeit hinzu: „Meiner Treu, der Kaiser ist Herr in seinem Hause, und es ist nicht unmöglich, daß ein Augenblick kommt, wo er nur diejenigen als Souveräne anerkennen wird, die sich in der Conföderation befinden." Gegen dieses Argument wußte der Prinz nichts einzuwenden. Er suchte nun zu erreichen, daß in dem Tractat wenigstens principiell irgend eine Entschädigung für die erlittenen Verluste zugestanden werde, aber der Minister wollte davon nichts hören. „Reden Sie jetzt gar nicht von Entschädigungen. Sie können das später immer noch fordern. Der Hauptpunkt ist heute, zur Conföderation zu gehören." Schließlich kam man überein, daß der Prinz noch eine Privataudienz erbitten solle. „Sagen Sie dann aber auch dem Kaiser," schloß Champagny, „daß Sie mich unerbittlich gefunden haben."

„Ich werde ihm sagen," erwiderte der Prinz lächelnd, „daß ich den Minister des Auswärtigen unerbittlich gefunden, aber nicht Herrn von Champagny!" —

Die Audienz, auf welche der Prinz nunmehr alle Hoffnung setzte, wurde durch ein unerwartetes Ereigniß verschoben, welches ihn aufs Tiefste erschütterte. Am 12. Januar erhielt er die Nachricht von dem am Neujahrstage erfolgten Ableben seiner Mutter. Die Herzogin erlag einem Herzleiden, an dem sie schon längere Zeit litt und welches durch die Aufregungen des letzten Jahres beträchtlich gesteigert war. Dennoch hatte ihr Zustand bei der Abreise des Erbprinzen nichts Bedrohliches gehabt, auch ließen die letzten Nachrichten aus der Heimath eine so plötzliche Verschlimmerung in keiner Weise besorgen. Friedrich Ludwig hing mit großer Zärtlichkeit an seine Mutter. Er bewies ihr um so mehr Liebe und Rücksicht, als es ihr daran von Seiten des Herzogs, ihres Gemahls, häufig gefehlt zu haben scheint. Wenigstens deuten verschiedene Anzeichen auf ein ziemlich kühles Verhältniß der beiden Ehegatten. Der Erbprinz hatte seit seiner Ankunft in Paris fast mit jedem Posttage an seine Mutter geschrieben und ihr seine Eindrücke und Erlebnisse ausführlich geschildert. Da diese Briefe eine Wiederholung des hier bereits Mitgetheilten enthalten, so heben wir aus der großen Zahl nur einen zur Charakteristik der Betheiligten heraus. Eigenthümlicher Weise ist die ganze Correspondenz französisch geführt, wie denn überhaupt alle weiblichen Mitglieder des herzoglichen Hauses sich im brieflichen Verkehr stets dieser Sprache bedient zu haben scheinen, während die Correspondenz des Herzogs mit seinen Söhnen deutsch geführt wurde. — Das Schreiben lautet in deutscher Uebersetzung:

„Paris, den 20. December 1807.

Meine liebste Mutter! — Ich übergebe der Post heute eine Kiste und beeile mich, Sie davon in Kenntniß zu setzen. Sie enthält das prächtige Mosaikkästchen, welches die Kaiserin Josephine Ihnen übersendet, und welches sie mit den freundlichsten und verbindlichsten Grüßen für Sie begleitet. In der Kiste befinden sich außerdem das schöne goldene, mit Diamanten besetzte Schreibzeug und die beiden Schreibcassetten, welche die Kaiserin für meinen Sohn bestimmt hat, und die ich ihm zu übergeben bitte. Der liebe Kleine wird eine rechte Freude an den drei schönen Geschenken haben, und ich genieße diese Freude im Voraus mit.

Gestatten Sie mir, Ihnen hier meine zärtlichsten und ehrerbietigsten Glückwünsche zum bevorstehenden neuen Jahre darzubringen. Sie kennen das Herz Ihres Sohnes, theuerste Mutter! Sie wissen, daß es stets von Gott die reichsten Segnungen des Himmels für Sie erfleht! Möchten meine Gebete erhört werden! Meine Gesundheit, ebenso wie die der mich umgebenden Personen, ist fortdauernd gut. Man treibt in der hiesigen Gesellschaft sehr viel Musik, namentlich an den verschiedenen Höfen. Ich höre täglich sehr gute, und zwar singt man meistens zum Clavier ohne weitere Instrumentalbegleitung — ein Genre des Vortrages, das ich, wie Sie wissen, bevorzuge. Ich denke dann sehr oft an meine gute, liebe Mutter und möchte sie an dem Entzücken theilnehmen lassen, das diese herrlichen Stimmen in mir hervorrufen.

Da der Kaiser bald zurückkehrt, hoffe ich, daß unsere Angelegenheiten etwas mehr von der Stelle rücken werden, und daß ich alsdann den Zeitpunkt meiner Heimkehr nach Mecklenburg werde bestimmen können, ein Zeitpunkt, nach dem ich mich von Herzen sehne. Dennoch darf ich nicht allzu fest darauf rechnen, denn der Himmel weiß, wie langsam hier Alles geht, wenn es sich darum handelt, Etwas zu *geben*; im entgegengesetzten Fall pflegt aber gewöhnlich Alles sehr rasch zu gehen.

Bitte, legen Sie mich meinem geliebten Vater zu Füßen und sprechen Sie ihm von meiner Verehrung und kindlichen Liebe. An seinem Geburtstage (10. December) versammelten wir uns bei der Fürstin Taris und tranken begeistert auf seine Gesundheit.

Ich bitte Sie auch, liebste Mutter, mich den Personen Ihrer Umgebung gütigst in Erinnerung zu bringen. Ich küsse der besten aller Mütter die Hände und bin für das Leben mit der zärtlichsten und treuesten Anhänglichkeit

Ihr ganz ergebener und gehorsamer Sohn
Friedrich Ludwig."

Als dieser Brief in Ludwigslust eintraf, war die Herzogin schon verschieden. Friedrich Ludwig hatte ein weiches Gemüth. Die Todesnachricht mitten in dem belebtesten Treiben des Carnevals erschütterte ihn heftig. Er zog sich für einige Tage gänzlich zurück und blieb auch noch während der nächsten Wochen größeren Festlichkeiten fern. Vom Hofe und den Großwürdenträgern gingen ihm viele Beweise des Antheils zu. Er durfte sich aber seinem Schmerz nicht lange überlassen. Die Zeit war kostbar: man sprach schon wieder von einer neuen Reise des Kaisers. Am 22. Januar erbat sich der Prinz auf dem Lever die Audienz, welche Napoleon mit einem kurzen, aber freundlichen: „Ja, ja, sehr gern" gewährte. Nach der herrschenden Form wurde dies dem ersten Kammerherrn schriftlich angezeigt, und der Petent hatte dann zu warten, bis ihm aus dem Cabinet des Kaisers Tag und Stunde bestimmt wurde. Es vergingen nun einige Wochen in banger Erwartung. Der Kaiser, mit Geschäften überhäuft, schien das Gesuch vergessen zu haben oder wurde nicht daran erinnert. Sein Benehmen gegen den Prinzen war immer gleichmäßig freundlich. Er nahm ihn häufig mit auf die Jagd, lud ihn zur Tafel ꝛc. Der Prinz seinerseits hatte den Tact, nicht so häufig bei den Morgenempfängen zu erscheinen, damit „sein Gesicht dort", wie er schrieb, „nicht zu alltäglich würde".

Endlich am 13. Februar faßte sich der Prinz das Herz, den Kaiser beim Lever an die versprochene Audienz zu erinnern. Der Kaiser gewährte sie sogleich. In dem Bericht des Prinzen darüber heißt es nun:

„Ich begann damit, daß ich ohne Zweifel den wichtigsten Augenblick meines Lebens vor mir hätte, indem ich mich in Gegenwart eines Mannes befände, der unsere Geschicke in Händen halte. Der Kaiser wolle uns in den Rheinbund aufnehmen. Wir wären dazu bereit, hofften aber, er werde uns dann auch den Platz anweisen, der uns unter den anderen Reichsfürsten zukomme.

„„Was ist das für ein Platz?""

„„Sire,"" entgegnete ich, „„die Fürsten aus den alten Häusern haben sich stets für gleich angesehen mit den Kurfürsten, und Ew. Majestät selbst hat uns diese Würde bei dem letzten Reichsrecess zuerkennen wollen.""

„„Was meint der Fürst-Primas dazu?""

„„Ich glaube, Sire, er wird sich damit einverstanden erklären, wenn Ew. Majestät die Gnade haben wollen, ihn darum zu befragen.""

„„Man wird abwarten müssen, was die anderen deutschen Fürsten dazu sagen. Ich verstehe mich nicht ganz auf diese Sache. Wie steht es mit Ihren anderen Angelegenheiten?""

Ich entwickelte nun des Näheren meine Wünsche wegen einer Entschädigung durch Geld oder Gebiet

„„Ja so, Gebiet,"" warf Napoleon ein, „„dafür gibt es nur Schwedisch-Pommern, das mit Euch grenzt. Ich würde es Euch gern geben oder doch wenigstens zum Theil, denn ich will es nicht behalten; es liegt mir zu weit ab. Aber das wird auch etwas vom Kaiser von Rußland abhängen, wenn er mit Schweden Frieden schließt.""

Ich nannte darauf auch Lauenburg.

Der Kaiser sagte: „„Dazu müßte man die Elbe überschreiten.““

„„Allerdings, Sire; ein Theil liegt jenseits, aber der andere diesseits, und das würde für uns eine natürliche Grenze abgeben.““

„„Ich habe immer Hannover zurückgeben wollen und es England gegenüber als Friedensobject betrachtet. Aber wenn England den Frieden nicht will, so wird man wohl andere Maßnahmen treffen müssen. Dies Land ist zu unglücklich, zu sehr geplagt; man muß damit ein Ende machen.““

Ich fing nachher an, von dem Contingent zu reden und sagte ihm, ich fände es viel zu hoch angesetzt, zumal in unserer jetzigen Lage, und um so mehr, da unser Land ein Ackerbau treibendes sei.

Schnell antwortete er: „„Aber wir werden es reduciren, wir werden es reduciren! Wie viel wollen Sie geben?““

„„Das wird vom gnädigen Ermessen Ew. Majestät abhängen.““

„„Nein. — Sagen Sie, wie viel Sie geben wollen!““

„„Nun wohl, Sire, die Hälfte von dem, was man von uns fordert.““

„„Haben Sie von Ihrem Vater Vollmacht zum Unterzeichnen?““

„„Ich habe keine schriftliche, aber in Anbetracht des Vertrauens, mit welchem mich der Herzog beehrt, halte ich mich für befugt abzuschließen.““

„„Haben Sie einen Gesandten mit hier?““

„„Baron Bosset, Sire, ist mit den Geschäften eines Gesandten vom Herzog beauftragt.““

„„Nun gut, wir werden das Alles arrangiren; sprechen Sie mit Herrn von Champagny.““

Ich sagte ihm, wie ich wohl einsähe, daß er an Land nichts sogleich accordiren könne, bat ihn aber, doch wenigstens eine bestimmte Zusicherung für die Zukunft zu geben. Ich schilderte ihm unsere üble Lage und daß wir nothwendig einer Aushülfe unseres Credits bedürften, welcher ganz dahin sei. Ich sagte dem Kaiser, daß wir vierzig Millionen wenigstens verloren hätten, worüber er sich sehr zu wundern schien. Ich versicherte, daß ich es zu jeder Stunde beweisen könnte. Ich wies auf das Beispiel Karl's des Großen hin, welcher uns auch aus einer peinlichen Lage befreit hätte, indem er uns zu Königen der Obotriten machte, gerade tausend Jahre vor seiner (Napoleon's) Krönung.

Der Kaiser sagte: „„Sie entstammen also selbst jenem Lande? Es ist ein recht braves Volk.““

„„Wir haben stets zusammengehört; meine Landsleute sind redlich und treu!““

Ich nahm auch Gelegenheit, dem Kaiser zu sagen, daß am 2. Februar noch kein Mann vom Bernadotte'schen Corps ausmarschirt sei, worauf er mir erwiderte, daß ich ganz ruhig sein könnte, indem er die bestimmtesten Befehle durch den Prinzen von Neuschâtel habe geben lassen.

Die Audienz endete damit, daß er mir nochmals freundlich sagte: „„Sprechen Sie mit Herrn von Champagny, wir werden das Alles in Ordnung bringen.““

Um drei Uhr heute Nachmittag fuhr ich zum Fürsten Primas, welcher vielen Antheil an meiner gehabten Audienz nahm und mir wiederholt versprach, sich unserer in allen Angelegenheiten anzunehmen. Von dort begab ich mich zum Minister Champagny, welcher sehr aufmerksam die Erzählung meiner Audienz anhörte und dann mit seiner gewohnten Einfältigkeit sagte: „„Ich werde die Befehle des Kaisers einholen und dabei die verschiedenen Punkte in Erinnerung bringen, die Sie erwähnt haben.““

Ich appuyirte besonders darauf, daß bei der Accession ein schriftliches Versprechen einer Vergrößerung gegeben werden möchte. Der Minister meinte: wenn auch ohnedem der Tractat figurirt würde, so hindere dies nicht, daß später eine Vergrößerung gewährt werde. Er frug mich noch, ob Herr von Bosset die nöthigen plein-pouvoirs habe, um zu unterschreiben. Ich konnte ihm dies freilich nicht bejahen, versicherte ihm aber, daß, wie ich bestimmt wüßte, mein gnädigster Vater ratificiren würden, was ich würde haben unterzeichnen lassen.

Ich bitte nun unterthänigst, ungesäumt die nöthigen plein-pouvoirs für Herrn von Bosset ausfertigen zu lassen, und denjenigen Tractat zu unterschreiben, welchen ich ihn abzuschließen autorisiren werde.

Sobald der Accessionstractat abgeschlossen und unterzeichnet sein wird, werde ich einen Courier damit absenden, und sobald derselbe von Ihnen ratificirt und hier ausgewechselt sein wird, werde ich mit inniger Freude meine Rückreise antreten. Gegen dem wird der O. H. M. von Lützow hier eingetroffen sein können, wo nicht, so wird Herr von Bosset auch die wenigen Wochen füglich noch hier bleiben.

Die russische Ambassade habe ich denn natürlich auch von dem Vorgefallenen unterrichtet, und man hat mich sehr in dem Vorsatze bestärkt, dem Kaiser von Rußland ehemöglichst zu schreiben, ihm Kaiser Napoleon's Aeußerung über Schwedisch-Pommern zu melden und ihn zu bitten, sich gleichfalls beifällig zu erklären. Uebrigens hat mir der russische Ambassadeur versichert, daß der jetzige Augenblick vortrefflich sei, und daß er glaube, daß Alles gut gehen würde."

So günstig als der Erbprinz glaubte, lagen indessen die Dinge nicht. Strelitz nahm die von Champagny vorgelegte Vertragsacte ohne Einwendungen an. Der Graf von Schlitz unterzeichnete den Beitritt zum Rheinbund am 18. Februar; das Contingent war auf vierhundert Mann festgesetzt. Champagny fand, daß Schwerin auch pure unterzeichnen sollte, nachdem das Schweriner Contingent auf 1950 Mann ermäßigt war. Der Erbprinz hoffte aber noch auf die russische Intervention und die Gewährung seiner anderen Wünsche durch den Kaiser Napoleon, verhielt sich also abwartend. „Ich bin entschlossen," schrieb er am 22. Februar, „ohne die allerhöchste Noth, durchaus nicht anders, als unter bestimmten Zusagen zu unterzeichnen, da ich überzeugt bin, daß solches für unsere Existenz und unsern Credit unumgänglich nothwendig ist. Auch Graf Tolstoi räth dazu. Er hat noch gestern eine Unterredung in unserer Angelegenheit mit Herrn von Champagny gehabt. Es scheint aber, daß andere deutsche Diplomaten hier dagegen arbeiten, und der Minister selbst unserer Sache nicht hold ist." Am 23. Februar kam es zwischen Letzterem und dem Erbprinzen nochmals zu einer Auseinandersetzung, die resultatlos verlief. Champagny behauptete, der Kaiser habe das Gesuch des Mecklenburgers ja schon abgeschlagen. Nach dem Wortlaut der Unterredung war dies keineswegs der Fall. Der Kaiser hatte sich vielmehr nähere Informationen vorbehalten und eine bestimmte Antwort gar nicht ertheilt.

Um endlich Klarheit zu erhalten, beschloß Friedrich Ludwig, sich noch einmal direct an Napoleon zu wenden. Beim Lever des nächsten Tages, als alle Anderen hinausgingen, blieb er zurück.

Der Kaiser schien guter Dinge zu sein. Der Prinz trug seine Angelegenheit bescheiden, aber eindringlich vor. Er sagte zum Schluß, er sei überzeugt, daß noch keiner von allen deutschen Fürsten mit so viel Freimuth zu ihm, dem Kaiser, gesprochen habe. Napoleon lächelte zustimmend, gab aber sonst nur ausweichende Antworten: man müsse erst die Ansicht der deutschen Fürsten hören, es sei nicht so eilig, der Erbprinz reise ja noch nicht ab; er werde sich informiren, und als der Erbprinz nochmals um sofortige Entscheidung bat, meinte er freundlich, aber bestimmt: „Nun, Sie müssen doch einsehen, daß ich nichts überstürzen kann; in einigen Tagen werde ich mich entscheiden und Ihnen Nachricht geben." —

Das Alles war nicht gerade ermuthigend, und es gehörte eine gewisse norddeutsche Zähigkeit, sowie der dem Prinzen eigene Optimismus dazu, immer noch

an der Hoffnung eines Erfolges festzuhalten. Ein sehr unangenehmer Zwischenfall drohte außerdem die Stellung Friedrich Ludwig's am Pariser Hofe nachtheilig zu beeinflussen. Die dortige Regierung hatte durch einen ihrer zahlreichen Kundschafter die Anzeige erhalten, daß ein englisches Schiff in Wismar eingelaufen sei und seine Waaren heimlich an Land geschafft habe. Auf die mecklenburgischen Behörden fiel der Verdacht der Connivenz oder doch stillschweigenden Duldung. In Allem, was die Continentalsperre betraf, kannte Napoleon keine Schonung. Er verfolgte jede Uebertretung seiner Decrete mit unerbittlicher Strenge. Seine Beamten wußten es und zitterten bei dem Gedanken, daß sie auf einer Nachlässigkeit ertappt werden könnten. „O! er ist schrecklich, der Kaiser — Sie ahnen es nicht, er ist fürchterlich!" sagte einmal bleich und mit aufgehobenen Händen ein hoher Douanenbeamter, Großwürdenträger und in seinem Ressort allmächtiger Mann in Hamburg, zu einem fremden Diplomaten, als dieser im Auftrag seines Hofes um eine kleine Ermäßigung, eine sogenannte Licenz nachsuchte und die Ablehnung derselben nicht begreifen konnte.

Neben der schonungslosen Härte, mit welcher die Controle des Blokadesystems gehandhabt wurde, ging die Bestechlichkeit und Speculationswuth der französischen Beamten einher. Hamburg war der Hauptsitz dieses Ausbeutungssystems. In den 1880 erschienenen Lebenserinnerungen des 1808 in Hamburg residirenden dänischen Gesandten Rist heißt es: „Das Treiben der französischen Douane und Gesandtschaft lief darauf hinaus, den Kaiser ohne Scham und Gram zu betrügen, die Nachbarn möglichst zu placken und Alles, was ihnen nicht opferte, nach besten Kräften zu schinden. Da gab es denn tägliche Anstöße und Anschuldigungen. Blind und taub war der Gehorsam gegen den Minister de Sussi, der, wie man wußte, von allen seinen Collegen den größten Einfluß auf den Kaiser besaß. Auch der directeur des douanes, Herr Eudel, war ein Heuchler, der nur mit großer Vorsicht und weniger frech als die Anderen, den Kaiser und das Continentalsystem betrog. Bourienne hat Millionen in Hamburg gesammelt durch seine Transactionen mit dem Handel, und Eudel ist wie ein reicher Mann in sein Vaterland zurückgekehrt. Freilich wanderte auch ein Theil der Beute nach Paris, wo vielleicht nur der Kaiser nicht bestochen war."

Die Licenzen, welche sehr willkürlich ertheilt wurden, führten indessen auch der Schatulle enorme Beträge zu. Das ganze Sperrsystem hatte überhaupt neben dem offenkundigen noch seinen geheimen Zweck. Es ist längst erwiesen, daß jene Maßregel, wenn sie auch anfänglich gegen Englands Handel und seine Wohlfahrt gerichtet war, später doch wesentlich dazu diente, dem großen Schlund der französischen Verwaltung außerordentliche Einnahmen zu schaffen und den Kaiser zum Monopolisten des auswärtigen Handels für sein ganzes Reich zu machen.

Als die Nachricht von der in Wismar angeblich erfolgten Defraudation in Paris bekannt wurde, — sie erschien von einer ernsten Warnung begleitet im „Moniteur" — geriethen der Erbprinz und seine Freunde in nicht geringe Bestürzung. Dieser Vorgang konnte die schlimmsten Folgen haben. Napoleon hatte sogleich den Marschall Soult, der jetzt an Ponte Corvo's Stelle in Hamburg commandirte, angewiesen, ein französisches Bataillon nach Wismar zu legen. Er ließ durch seinen Gesandten Bourienne eine scharfe Note nach Schwerin richten

und den Erbprinzen in Paris mündlich auffordern, nachdrücklich dahin zu wirken, daß die Grenzsperre in seiner Heimath strenger gehandhabt werde. Der Erbprinz war anfangs sehr beunruhigt; er beschwor seinen Vater, den französischen Forderungen ungesäumt nachzukommen, den vorliegenden Fall genau zu untersuchen und ihm die Pässe aller in den mecklenburgischen Häfen aus- und einlaufenden Schiffe in wöchentlichen Uebersichten abschriftlich zu senden, damit er auf jede Anklage in Paris Rede und Antwort stehen könne. Der Herzog, dem nichts ungelegener kommen konnte, als gerade jetzt den Argwohn des großen Gewalthabers zu erregen, verfuhr nach diesem Rath. Eine Untersuchung in Wismar stellte aber sehr bald fest, daß die Denunciation falsch und der Racheakt eines französischen Subalternen war. Die Beweise davon gelangten nach Paris; die dortige Regierung erkannte deren Richtigkeit an, und die üble Stimmung verzog sich. Die französische Besatzung aber blieb vorläufig in Wismar.

Inzwischen waren seit der letzten Unterredung mit dem Kaiser wieder vierzehn Tage verstrichen. Der Erbprinz conferirte häufig mit Champagny, der nichts thun zu können erklärte und ihn an den Kaiser verwies. Der Fürst-Primas, der zwar wohlwollend, aber augenscheinlich ohne bedeutenden Einfluß war, hatte Paris Anfangs März verlassen, ohne daß die deutschen Angelegenheiten zur Berathung gekommen wären. Von einer Rheinbundsverfassung, von einem Fürstenrath mit zwei Collegien war keine Rede mehr. Die Aufmerksamkeit Napoleon's war durch das Verhältniß zu England, welches jeder Friedensannäherung auswich, und die spanischen Wirren vollauf in Anspruch genommen. Am 10. März sprach der Erbprinz den Kaiser beim Lever wieder an und fragte ihn, ob er Befehle wegen der bewußten Angelegenheit gegeben habe. „Welche Angelegenheit?" fragte der Kaiser kurz. Da verschiedene Personen in der Nähe standen, sagte der Prinz: „Diejenige, wegen deren ich mit Ew. Majestät unlängst zu sprechen die Ehre hatte." —

„Haben Sie Ihre Angelegenheit mit Herrn von Champagny beendet?"

„Noch nicht, — ich warte eben auf die Entscheidung Ew. Majestät."

„So?!" — sagte der Kaiser kurz und ging weiter.

Wieder vergingen mehrere Tage, während welcher der Prinz wiederholt über Unterredungen mit Champagny berichtete. Endlich am 16. März erklärte der Minister, er habe nun den bestimmten Befehl vom Kaiser erhalten, den Vertrag wegen Beitritts zum Rheinbund unverändert in der zuerst befohlenen Form abzuschließen. Irgend eine Zusicherung darin aufzunehmen, lehne der Kaiser ab. Se. Majestät seien der Meinung, daß bei dem jetzigen Bestande des Landes die Stellung Mecklenburgs in dem fürstlichen Collegio sei. Sie fürchteten, daß, wenn Mecklenburg den großherzoglichen Titel erhalte, andere fürstliche Häuser ihn gleichfalls verlangen würden. Der Herzog von Oldenburg sei eben angekommen und habe gleiche Rechte, weil er auch von alter Abstammung sei. Der Erbprinz erwiderte, er habe soeben selbst den Herzog von Oldenburg gesprochen und dieser ihm versichert, er denke nicht daran, solche Ansprüche zu erheben. Ferner sagte der Minister, er habe im Interesse Mecklenburgs das Beispiel von Würzburg, welches auch nur zweitausend Mann stelle und doch Großherzogthum sei, geltend gemacht. Der Kaiser aber habe entgegnet, daß bei Begründung dieses Staats

besondere politische Motive maßgebend gewesen seien. (Bekanntlich wurde das ehemalige reichsfreie Bisthum Würzburg 1803 an Bayern überwiesen und 1806 als Entschädigung für Ferdinand von Toscana zum Großherzogthum erhoben.) Schließlich sagte Herr von Champagny, indem er einen vertraulichen Ton anschlug:

„Ich glaube, mein Prinz, Sie legen überhaupt diesem Titel einen Werth bei, der ihm im Grunde nicht zukommt. Der ganze Rheinbund ist eigentlich noch ein Kind in den Windeln. Nichts ist dabei fest beschlossen. Sie quälen sich da um ein Phantom, denn binnen Kurzem wird es sich vielleicht gar nicht mehr um zwei Collegien handeln. Wer weiß, ob sie nicht in eins verschmolzen werden. Ihr Hauptziel muß sein, dem Kaiser persönlich vortheilhaft bekannt zu sein, und dazu dient Ihnen Ihr hiesiger Aufenthalt; denn der Kaiser schätzt Sie außerordentlich. Es herrscht darüber hier nur eine Stimme, das wird er niemals vergessen. Das Wesentliche ist, daß, wenn er sich einmal mit allen diesen Arrangements beschäftigt und Gebietsvertheilungen vornimmt, er sich des günstigen Eindrucks erinnert, den Sie bei ihm hervorgerufen haben, und daß er Ihnen dann eine Gebietsentschädigung gibt. Ich kann Ihnen versichern, daß er durchaus dazu bereit ist. Das ist heute seine bestimmte Absicht."

Der Minister fügte noch viel Schmeichelhaftes über die diplomatische Gewandtheit und das geschickte Auftreten des Erbprinzen hinzu. Dieser ließ sich aber durch diese glatten Redensarten nicht täuschen und schrieb noch an demselben Tage, daß er „nur um seinem gnädigsten Vater zu beweisen, wie er nichts scheue, um ihm zu dienen, nochmals eine Unterredung mit dem Kaiser suchen werde, wenngleich er sie für aussichtslos halte. Sein Bestreben sei jetzt, die Kriegs- und Militärlasten herabzumindern und das Land von der lästigen Besatzung zu befreien."

Bei den Levers der nächsten Tage fand sich nicht die Gelegenheit, mit dem Kaiser allein zu reden; es gelang erst am 18. März. Das Gespräch hatte denselben Verlauf, wie die früheren. Napoleon erklärte, zur Zeit keine Entschädigung gewähren zu können, vertröstete auf die Zukunft und meinte schließlich, wenn Mecklenburg ohne bestimmte Zusicherungen dem Rheinbund nicht beitreten wolle, so möge es in seinem jetzigen Zustand bleiben. Der Erbprinz sah ein, daß zur Zeit nichts weiter zu erreichen war, und entschloß sich, den französischen Vertragsentwurf anzunehmen. Ehe er aber die formellen Schritte zur Unterzeichnung that, holte er sich noch einmal Rath bei einem Manne, den er seinen Berichten nach schon früher wiederholt in dieser Angelegenheit befragt, und der sich ihm sehr wohlwollend bezeigt hatte. Der Name dieses Staatsmannes, der als sehr einflußreich, mit den geheimsten Dingen vertraut und dem Kaiser nahestehend bezeichnet wird, ist in den Berichten ausdrücklich verschwiegen. Doch deuten verschiedene Anzeichen darauf, daß es der Staatsminister Maret war, mit welchem Herr von Lützow schon in früherer Zeit freundschaftliche Beziehungen unterhalten hatte. Diesen ungenannten Staatsmann suchte der Prinz am folgenden Tage auf. Derselbe kannte bereits den Inhalt des stattgehabten Gesprächs. Napoleon selbst hatte es ihm mitgetheilt und dabei gesagt, daß er dem Erbprinzen günstige Aussichten für die Zukunft eröffnet habe. Auf die Frage des Prinzen, was er nun thun solle, antwortete jener: „Mein Rath ist, daß Sie unterzeichnen. Da der Kaiser so günstig für Sie gestimmt ist, so müssen Sie ihm Vertrauen zeigen; er ist dafür sehr empfänglich. Außerdem schafft der Vertrag kein Präjudiz für

die spätere Geltendmachung Ihrer Wünsche. Ich versichere Sie, der Kaiser ist Ihnen sehr gewogen. Was ich noch ferner dazu thun kann, Ihnen hier zu nützen, soll gewiß geschehen, doch wird es, wie gesagt, nicht nöthig sein. Ihre Angelegenheiten gehen von selbst, und ich bin fest überzeugt, daß Sie mit der Zeit alles das erreichen werden, was Sie wünschen." —

Der Erbprinz verabredete nun mit dem Minister des Auswärtigen eine Conferenz zur Unterzeichnung des Vertrages. Dieselbe fand am 22. März statt. Die Accessionsacte war ganz so verfaßt, wie in den früheren Beitrittsfällen. Von den sechs Artikeln erklärte der erste den Eintritt Mecklenburgs in den Rheinbund vom 12. Juli 1806; der zweite wies dem Herzog den Sitz im Fürstencollegium an, der dritte untersagte den Durchzug irgendwelcher Truppen, die nicht zum Rheinbund gehörten. Im vierten wurden den katholischen Unterthanen die freie Religionsübung und die gleichen bürgerlichen und politischen Rechte, wie den lutherischen zugestanden; der fünfte setzte das Contingent auf achtzehnhundert Mann fest, und der letzte bestimmte eine Frist von sechs Wochen zur Ratification.

Der Kammerherr von Oertzen reiste noch an demselben Abend mit dieser Urkunde nach Ludwigslust, wo er am 31. früh, also schon nach achteinhalb Tagen eintraf. In dem erläuternden Bericht, mit welchem Friedrich Ludwig diese Sendung begleitete, hieß es u. A.:

„Das angesetzte Contingent wird vielleicht etwas stark erscheinen, aber es war unmöglich, dies abzuändern. Es ist einmal als Norm angenommen, daß Alle, die auf der Fürstenbank sitzen, von 150 Einwohnern Einen stellen müssen. Daraus wird ersichtlich, daß man bei uns eine geringere Population als 300 000 Menschen annimmt, und ich habe geglaubt, gut zu thun, diesem nicht zu widersprechen, weil wir sonst noch mehr hätten geben müssen. Allemal wird es nöthig sein, Cavallerie zu stellen, was eine außerordentliche Ersparung ist. Die früheren Stipulationen wegen Cavallerie und Artillerie sind weggefallen . . . . . Ich glaube, wir können Alles dieses als ein ad interim betrachten. Die Hauptsache scheint mir jetzt zu sein:

1. dem Bunde beigetreten und zwar de bonne grâce beigetreten zu sein, weil dies wenigstens den vexations der in unserer Nachbarschaft garnisonirenden Generals Einhalt thut;

2. sich hier so gut wie möglich zu stellen, weil ich glaube, daß es in der nächsten Organisation mehr auf faveur als auf Gerechtigkeit ankommen wird.

Ich darf ohne Präsumption annehmen, daß dies mit uns der Fall ist. Die mündlichen Versprechungen des Kaisers, die officiellen Versicherungen Champagny's — der doch so prudent ist, daß man ohne bestimmten Befehl weder ein Ja noch ein Nein von ihm erlangen kann, — die sehr bestimmten Antworten des oben angeführten bedeutenden Mannes" (jenes Ungenannten) „lassen mir keinen Zweifel, daß noch Alles zu unseren Gunsten ausfallen wird."

Wie man sieht, war Friedrich Ludwig sehr geneigt, den Dingen die günstigste Seite abzugewinnen. Es lag das in seinem sanguinischen Temperament, das auch in anderen Lebenslagen oft deutlich hervortrat. Wenn er die offenbar ausweichenden, jedenfalls sehr vorsichtigen Aeußerungen Napoleon's für Zusagen hielt, so mochte der Glanz des Hofes und das äußere Wohlwollen des Imperators, dem das Wesen des Prinzen augenscheinlich gefiel, ihn zu einer Selbsttäuschung verleitet haben, der er sich ohne jene bestrickenden Einflüsse nicht hingegeben hätte. Schon stärkere Naturen sind solchem Zauber erlegen. Uebrigens waren aber auch wirklich einige Anhaltspunkte für die optimistische Auffassung des Prinzen vorhanden. So hatte Napoleon noch kurz zuvor ein Decret unterzeichnet, durch

welches die Zurückziehung aller französischen Truppen aus dem Herzogthum befohlen und die Bewachung seiner ganzen Küste den mecklenburgischen Truppen überwiesen wurde. „Wir sind in der That," bemerkte der Erbprinz dazu, „das einzige Land, das sich einer solchen Begünstigung rühmen kann, und ist dies ein überzeugender Beweis von der Gunst und dem Zutrauen des Kaisers."

So wurde es auch in Schwerin aufgefaßt, und der Herzog traf sogleich Anstalten, die Continentalsperre auf das Strengste durchzuführen. Die Truppen, welche die französische Besatzung in Rostock und Wismar ablösen sollten, wurden mobil gemacht, neue Regulative für die Behörden erlassen und scharfe Strafen für den Fall der Uebertretung angedroht. Im Lande herrschte große Freude über die Aussicht, die Franzosen endlich los zu werden. „Sie werden von Allen gesegnet und gelobt," schrieb Plessen an den Erbprinzen, „daß es Ihnen gelungen, diese Erleichterung auszuwirken. Man ist um so dankbarer, als Marschall Soult sich neuerdings Zumuthungen und Ueberschreitungen erlaubt hat, welche die landesherrliche Gewalt bei Seite setzten. Er hat nämlich 1) unseren mit Korn beladenen Schiffen zu Rostock das Auslaufen verboten, 2) eine enorme Requisition für die Militär-Hospitale zu Rostock und Wismar auferlegt, und 3) ein genaues Verzeichniß aller unserer Schiffe aufnehmen lassen, vermuthlich, um sie zu einer Expedition zu gebrauchen."

Um gegen diese Uebergriffe Protest zu erheben und nun auch die thatsächliche Evacuation zu veranlassen, wurde der Oberhofmarschall, Geh. Rath von Bülow, zum zweiten Male ins Hauptquartier nach Hamburg entsendet. Er kehrte aber unverrichteter Sache zurück. Marschall Soult, der überhaupt sehr eigenmächtig auftrat, verweigerte ungeachtet des erhaltenen Befehls die Zurückziehung der Besatzungen von Rostock und Wismar und dies unter dem Vorwand, daß in dem kaiserlichen Befehl nur von der Bewachung an den Küsten, nicht aber in den Hafenorten die Rede sei. Natürlich war dies eine ganz willkürliche und unhaltbare Auslegung, aber sie hatte doch zur Folge, daß wieder mehrere Wochen vergingen, bis der Erbprinz durch eine neue Demarche bei dem Fürsten von Neufchâtel eine Ordre erwirkte, welche den Marschall Soult anwies, auch die Besatzungen von Rostock und Wismar zurückzuziehen. Diese Ordre erging am 17. April aus Bordeaux, wohin der Fürst von Neufchâtel den Kaiser begleitet hatte. Napoleon hatte St. Cloud am 2. April verlassen und die Fahrt nach Bordeaux mit einer für damalige Verhältnisse erstaunlichen Geschwindigkeit zurückgelegt, nämlich in neunundvierzig Stunden einschließlich eines zehnstündigen Aufenthalts in Orleans. Der Grund dieser raschen Fahrt mochte in den Nachrichten liegen, welche in den letzten Tagen aus Spanien eingetroffen waren. Die Revolte in Aranjuez, die Verhaftung des Friedensfürsten und die Abdankung des Königs am 19. März bestimmten Napoleon, den lange vorbereiteten Schlag gegen die spanische Königsfamilie nunmehr auszuführen. Gegen 150000 Mann französischer Truppen standen bereits in Spanien vertheilt, alle wichtigen Plätze waren in ihren Händen. Es handelte sich jetzt nur noch darum, sich der Mitglieder des Königshauses zu bemächtigen. Es ist bekannt, wie der mit wahrhaft teuflischer List ersonnene Plan gelang, wie die spanischen Bourbons nach Bayonne gelockt wurden, und Napoleon ihnen dort den Verzicht auf den Thron abzwang.

Das Wachsthum der Energie in der geistigen und organischen Welt.

Aus einer größeren Abhandlung, die in der Münchener Akademie der Wissenschaften zum Vortrag gekommen ist.

Von

M. Carriere.

Das große Gesetz von der Erhaltung der Energie im Wandel und Wechselspiel der Naturkräfte ist in unserer Zeit so rasch in der Wissenschaft als leitendes Princip erkannt und zum Gemeingut der Bildung geworden, weil zu seiner Aufstellung sowohl der philosophische Gedanke wie die empirische Forschung zusammenwirkten, und damit das Denknothwendige als thatsächlich, das Wirkliche als vernunftgemäß erwiesen war. Von der Erfahrung aus, daß durch Bewegung, durch Stoß und Reibung Wärme hervorgebracht, Wärme in der Dampfmaschine wieder in Bewegung umgesetzt werde, suchten Thomas Young und Sadi Carnot das Verhältniß der Temperatur und der bewegenden Kraft zu bestimmen, und äußerte bereits der Chemiker K. F. Mohr: eine und dieselbe Kraft trete unter geeigneten Verhältnissen als Bewegung, chemische Affinität, Licht, Wärme, Magnetismus und Elektricität hervor. Da nahm Robert Mayer seinen Ausgang von dem alten philosophischen Gedanken: Aus Nichts wird nichts, kein Seiendes vergeht, jede Ursache hat ihre Wirkung und findet in dieser sich wieder, die Wirkung kann wieder zur Ursache werden. Alle Kräfte der Natur erschienen ihm darnach in ihrem Wesen eins, in einander verwandelbare Formen einer und derselben Ursache. So forschte er nach den bestimmten Zahlenverhältnissen, nach welchen Fallkraft, Wärme, Bewegung sich in einander umsetzen. Gleichzeitig suchte der englische Physiker Joule das Verhältniß von Wärme und Elektricität zu bestimmen; er fand durch Versuche, daß die fallende Kraft der Bewegung der Arbeitskraft der Erhebung entspricht, daß die Wärmemenge, welche ein Pfund Wasser um einen Grad erhitzt, der Arbeitskraft gleich ist, welche ein Pfund auf 1350 Fuß erhebt, und daß das von dieser Höhe herabfallende Gewicht wieder ein Pfund Wasser um einen Grad wärmer macht. Gleichzeitig und unabhängig von Beiden strebte Helmholtz, die Beziehungsweise verschiedener Naturkräfte mathe-

matisch zu bestimmen, und er veröffentlichte seine Ergebnisse in der Abhandlung von der Erhaltung der Kraft. Das Weltall erschien ihm ausgestattet mit einem Vorrath von Energie, die durch allen Wechsel der Naturprocesse weder vermehrt noch vermindert wird; alle Veränderungen sind nur wechselnde Erscheinungsformen dieses Vorrathes von Energie: hier erscheint ein Theil desselben als lebendige Kraft bewegter Massen, dort als regelmäßige Oscillation von Licht und Schall, dann wieder als Wärme, als chemische Anziehung, elektrische Ladung und magnetische Vertheilung.

So ist uns der gesetzliche Zusammenhang des Universums viel klarer geworden, indem die philosophische Betrachtung ihre experimentelle Bestätigung fand, und ich verstehe es nicht, daß hier der alte Streit zwischen Deduction und Induction sich wieder erhebt, da doch beides wie Aus- und Einathmen zusammengehört. Die Empiriker hatten hier eine Idee, nach welcher sie Beobachtung und Experiment richteten, und die Erfahrungen des Thatsächlichen erschienen als Ausdruck eines Gesetzes und Begriffs; wo aber die Wahrnehmung des Wirklichen mit dem Denknothwendigen zusammenstimmt, da haben wir wissenschaftliche Wahrheit. Ideen sind so lange Gedankendichtungen, bis sie in den Thatsachen nachgewiesen werden; Thatsachen sind zunächst nur vereinzelte Sinneseindrücke, bis sie, in gesetzlichem Zusammenhang aufgefaßt, als Verwirklichungen eines Begriffes begriffen werden. Wirklich sind ja auch in der That weder begriffliche Allgemeinheiten noch für sich allein seiende Einzeldinge; wirklich ist überall nur das Concrete, ein Individuelles mit gattungsmäßigem Typus, eingegliedert in den Weltzusammenhang und sein Gesetz.

Robert Mayer und Helmholtz ließen in ihrer Darstellung den Dualismus von Kraft und Materie bestehen; ich gehe einen Schritt weiter und sage: nicht eine gleiche Summe von Materie und von Bewegung ist vorhanden, sondern die gleiche Fülle ursprünglich auf einander bezogener Kräfte, die in ihrem Wechselspiel die Welt bilden. Die Materie selbst ist ein Phänomen der Kraft. Wir erschließen sie aus den auf uns wirkenden Kräften der Natur, und statt den Stoff mit Kräften wie mit Häkchen auszurüsten, ihm Anziehung und Abstoßung anzuheften, sehe ich in Anziehung und Abstoßung vielmehr die Ursache für ein im Raum ausgedehntes und zusammenhängendes materielles Dasein. Die Unzerstörbarkeit der Materie ist bedingt durch die Thätigkeit sich selbst behauptender Kräfte, und je mehr die Mechanik alles Geschehene als Bewegung darstellt, desto nothwendiger sind ihr die Quellen und Träger der Bewegung; denn Bewegung ist für sich nicht vorstellbar ohne die Thätigkeit des Bewegenden oder Bewegten, und so ist die Bewegung nicht ein Mittleres zwischen den Dingen, sondern die Bethätigung der Kräfte selbst: das Sein ist Thätigkeit. Wenn die Weltkörper sich anziehen nach dem Verhältniß der Masse, so ist diese Masse eben bedingt durch die größere oder kleinere Menge der wirkenden Kräfte, die sie bilden. Der Dualismus von Materie und Bewegung löst sich in den Monismus der lebendigen Thätigkeit, der sich bald in Spannkräften, bald in Bewegungen darstellt und in der Metamorphose mannigfaltiger Erscheinungen sich als das Eine erweist, das in Allem sich entfaltet. A = A: aus diesem obersten Denkgesetze der Identität folgt, daß das Sein in seiner Einheit besteht, daß jede Veränderung

eine Ursache hat, die ihr gewachsen ist, die in der Wirkung fortdauert, und so ergibt sich die Erhaltung der Energie als eine denknothwendige Vernunftwahrheit, die nun auch von der Erfahrung aus ihre Bestätigung empfängt.

So bewährt sich uns bei diesem Wechselspiel der Kräfte im Universum der Ausspruch Goethe's, zu dem der Dichter die bekannte Stelle vom Gedankenproceß im Faust umgebildet hat:

So schauet mit bescheid'nem Blick
Der ewigen Weberin Meisterstück,
Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber hinüber schießen,
Die Fäden sich begegnend fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.
Das hat sie nicht zusammengebettelt,
Das hat sie von Ewigkeit angezettelt,
Damit der ewige Meistermann
Getrost den Einschlag werfen kann.

Ja wohl, dieser in sich geschlossene, sich rastlos bewegende Mechanismus der anorganischen Natur ist die nothwendige Grundlage für das Wirken des Geistes, für den Aufgang des organischen Lebens, — die Außenwelt einer Innenwelt, der sich selbst erfassenden, fühlenden, wollenden und denkenden Subjectivität, und in dieser Innenwelt haben wir ein Wachsthum, eine Steigerung der Energie, die sich dann auch in der Außenwelt selbst, in der Fortbildung der Organismen zu immer höheren Formen des Lebens offenbart. Ich habe im Buch von der sittlichen Weltordnung es als Unterschied von Geist und Natur bezeichnet: daß dort die Energie wächst, hier sich erhält; ich finde den Grund der aufsteigenden Reihe der Organismen von innen her bedingt durch die Steigerung der Energie in der Innenwelt.

Das unmittelbar und unleugbar Gewisse ist uns unsere Innenwelt, unser Fühlen, Denken und Wollen, woraus wir ja die Außenwelt nach dem Causalgesetz erschließen, und an uns selbst erleben wir das Wachsthum unserer Kraft; aus unserem Wesenkern entfalten wir unsere Anlagen zu höherer Thätigkeit; wir lernen sprechen, unsre Triebe zügeln, erheben uns zum Selbst- und Weltbewußtsein, zur Selbstherrlichkeit und Freiheit. Wir stehen nicht für uns allein, wir entwickeln uns im Zusammenhang nicht bloß mit unseren Zeitgenossen, sondern auch mit der Vorzeit; wir eignen in der Sprache den im Laufe von Jahrtausenden erarbeiteten Gedankenschatz des Volkes uns an, und wissenschaftliche Leistungen, die das Werk genialer Männer waren, lernen die Knaben in der Schule, um mit denselben fortzuwirken. Dem Kreislauf der Natur steht der Fortschritt der Geschichte zur Seite, oder lieber: er erhebt sich über jene, die seine Grundlage bildet, und wie groß auch die Schöpfermacht des Geistes, wie unübertroffen sie als solche in einem Aristoteles oder Platon, Archimedes oder Hipparch war, leugnen läßt sich nicht, daß heute neue und höhere Probleme gelöst werden, und daß die Bildung nicht an Athen oder Alexandrien geknüpft, sondern über Welttheile ausgebreitet ist, und Millionen haben Antheil daran. Von der Wildheit zur Gesittung, von der Natur zur Cultur zeigt sich ein Emporgang in der Menschheit. Und wenn in früheren geologischen Perioden die orga-

nischen Formen über einfache Zellenbildung nicht oder wenig hinausgingen, so sah die Folgezeit Pflanzen und Thiere höherer Art auftreten, und hat die Menschheit sich selbst aus kleinen Anfängen zu einer reichen Gestaltenfülle entwickelt Die Organismen sind nach Art und Zahl gewachsen.

Das ist möglich, weil wir in der Innenwelt behalten, was wir einmal erfahren oder in uns hervorgebildet haben, wie wir es auch äußern und damit wirken mögen; das Neue verdrängt das Alte nicht, sondern schließt sich ihm an; das Alte entwickelt sich, bereichert sich durch neue Eindrücke und Leistungen, und nicht bloß eine größere Fülle des Mannigfaltigen, auch eine größere Kraft des Einheitlichen, des Wesenkernes selbst, wird gewonnen; wir werden zu tieferen Ideen, zu edleren Thaten befähigt. So im Einzelnen wie im Ganzen der Menschheit. Die Hülflosigkeit, die Abhängigkeit von der Natur wird in die Herrschaft über die Natur verwandelt, die Intelligenz macht deren Stoff und Kräfte unseren Zwecken dienstbar. Wir theilen unsere Kenntnisse, unsere Ideen einem Anderen mit, aber wir verlieren sie dadurch nicht, daß sie nun auch dem Andern zu eigen werden, im Andern fortwirken; vielmehr haben wir bei dem Ausgeben unseres Reichthums noch gewonnen, indem wir ihn durch das Aussprechen uns selbst zu größerer Klarheit brachten.

Dies Behalten im Innern hat Platon zuerst naturalistisch erklärt, indem er den Abdruck eines Siegels im Wachs heranzog; so stützte auch Carteſius das Gedächtniß auf Spuren der Eindrücke, die im Gehirn bleiben. Wenn Physiologen des vorigen Jahrhunderts darnach ganze Milliarden von Gehirnspuren berechneten, so wies Albrecht von Haller darauf hin, daß nicht bloß Sinneseindrücke, sondern auch Vorstellungen und Worte solche Furchen ziehen müßten, und da die Elemente des Gehirns in beständigem Wechsel begriffen sind, so müssen die ausscheidenden Atome auch das Vermögen besitzen, ihre Eindrücke den neu eintretenden zu überliefern. Indes wie die in Stein gehauenen Schriftzüge dauern, wie am Greis noch die Narbe aus der Kindheit sichtbar ist, so legte man wohl der Materie ein Vermögen des Behaltens bei, und setzte das Gedächtniß von einer Function des bewußten Lebens zu einer solchen des unbewußten herab; denn was heute bewußt war und übermorgen erinnert wird, das hat doch unbewußt fortbestanden. Dagegen bemerkte nun Johannes Huber: das Gedächtniß bestehe vorzugsweise in der Wiedererzeugung früherer Wahrnehmungen oder Vorstellungen, und diese Reproduction sei nicht Sache der Materie; und wenn diese auch Eindrücke bewahre, so könne doch nur unsere bewußte Thätigkeit sie sich wieder zum Bewußtsein bringen. In der That: der lebendige Spiegel muß da sein, in welchem sie wieder erscheinen, die fühlende, denkende Innerlichkeit, welche die Eindrücke der Außenwelt erst in Empfindungen auslöst, und ebenso die Gehirnspuren wieder zu Vorstellungen macht. Und hier kommt die Schwierigkeit des Vergessens. Denn die Farben und Töne dauern in unserer Empfindung, so lange die Schwingungen des Aethers und der Luft Augen und Ohren treffen; aber müßten uns die Gehirnspuren, wenn sie das Gedächtniß bedingen, nicht immer vor unserem Bewußtsein stehen?

Ein Spiel von Vorstellungen, das sich absichtslos in uns vollzieht, dem wir bloß zuschauen, mag durch Umstimmungen in den Ganglienzellen des Gehirns

veranlaßt sein, welche alte Erinnerungsbilder im Bewußtsein erwecken; aber wenn wir mit bestimmtem Willen unsere Gedanken auf ein Ziel richten, wenn wir nach früheren Erkenntnissen suchen und sie im Zusammenhang unseres inneren Lebens finden, da tritt die Subjectivität herrschend auf; sie waltet im Erinnern, das ein Wiedererkennen und ein Urtheil ist. Wenn wir Worte hören und verstehen, so ruft der neue Eindruck nicht bloß früher gehörte Lautbilder wach, sondern wir erfassen auch den Sinn, der mit ihnen verknüpft ist, und erkennen, daß das neue Wort ein früher gehörtes und verstandenes ist; wir vergleichen die neuen und die alten Lautbilder mit einander; das thun sie nicht selbst, wir erkennen eins am anderen. Die Thätigkeit unseres Aufmerkens auf das Gehörte oder Gesehene verleiht ihm den klaren Eingang in unsere Innerlichkeit, und der logische Zusammenhang, in den wir das Neue mit dem Alten bringen, bedingt die Möglichkeit leichter Erinnerung. Wir haben Gedächtniß für das, worin wir productiv sind, der Musiker für Melodien, der Maler für Linien und Farben. Und mag das Deliriren sich nach der Art und Weise gestalten, wie die Molecularbewegungen des Gehirnes sich vollziehen, unser zielbewußtes Denken unterscheidet sich durch den logischen Zusammenhang der Worte, die wir als Träger der Gedanken aus dem Gedächtniß hervorheben und zu neuen Ideen verbinden.

Doch spricht man von einem mechanischen Gedächtniß, das uns ermöglicht, ganze Reihen von Worten, wie die eines auswendig gelernten Gedichtes zu wiederholen, ohne daß wir uns darauf zu besinnen brauchen. Solche Mechanisirung durch Einübung ist von allergrößter Wichtigkeit für uns. Unsere Muskeln vollziehen oft vorgenommene Bewegungen mit größerer Leichtigkeit und Genauigkeit, sie werden dadurch für sie gebildet, und wir können ihnen die Ausführung überlassen und unseren Sinn zugleich auf Anderes wenden. Wir können beim Lesen und Schreiben unser Bewußtsein auf die Sache, auf die Gedanken richten, während das Auge die Buchstaben und Buchstabengruppen erblickt, während die Hand die Schriftzüge gestaltet, ohne daß wir die Muskelthätigkeit mit unserem Willen zu lenken brauchen, und während wir die Buchstaben sehen, tritt ungerufen das Lautbild und der Sinn des Wortes in unserem Denken auf. Ja, unser Denken vollzieht sich kraft dieser Mechanisirung im Gedächtnisse, wenn wir das Ganze einer intellectuellen Anschauung in die nacheinanderfolgenden Worte entfalten und fassen, welche die Gegenstände der Vorstellungen und deren Beziehungen im Satze nach und mit den uns geläufigen grammatischen Formen aussprechen, uns selbst und Andern zu klarem Verständniß bringen.

Ich bin weit entfernt zu leugnen, daß unsere Denkthätigkeit von eigenthümlichen Bewegungen des Gehirns begleitet wird, daß zur Aeußerung derselben der leibliche Organismus nothwendig ist; ich zweifle nicht, daß oft wiederholte Bewegungen dem Gehirne gewohnt werden, und daß es auf den Verlauf der Vorstellungen beschleunigend oder verlangsamend einwirkt, daß es von sich aus Anschauungen anregt oder Vorstellungen mit sinnlicher Lebhaftigkeit ausstattet, wodurch sie zu hörbaren, sichtbaren Hallucinationen und Visionen werden können; aber das sie Erinnernde, das neue Eindrücke unter vorhandenen Vorstellungen Eingliedernde, das auftauchende Bilder als früher geschaute Erkennende, das ist nicht ein auseinander liegendes Haufwerk stofflicher Elemente mit allerhand Spuren

und Resten, sondern das ist die Subjectivität, unsere seelische Innerlichkeit. Wir erfassen uns als Einheit in der Fülle unserer Empfindungen und Vorstellungen, und zwar nicht als deren Ergebniß, sondern als deren bildende Macht; wir erfassen uns als das Dauernde im Wechsel unserer Zustände und Bethätigungen, und wir können von einem Wechsel derselben nur reden, weil wir nicht von dem Wechsel ihrer Bewegungen fortgeführt und selber ein Anderes werden, sondern vielmehr uns während ihres Kommens und Gehens erhalten und sie zugleich behalten. Nur indem uns das Vergangene gegenwärtig bleibt, können wir das Neue von ihm unterscheiden und überhaupt den Zeitbegriff bilden, Vergangenheit und Zukunft in der Gegenwart verbinden. Das Nebeneinander, das Nacheinander, wie Raum und Zeit es ausdrücken, herrscht in der Außenwelt, in der Innenwelt waltet das Ineinander; unser Denken ist Fühlen und Wollen, unser Wollen ist stets vom Gefühl getragen, von Vorstellungen bestimmt, und unser ganzes früheres Leben ist in der Gegenwart lebendig, bedingt unsere Entschlüsse, bildet Inhalt und Tragweite unseres Erkennens, und so ist das Wesen des Geistes sich selbst bestimmende Thätigkeit, und unsere Freiheit fortwährende Befreiungsthat.

Alles Leben ist Entwicklung, ein Werden, das sich von der bloßen Veränderung dadurch unterscheidet, daß es von innen bedingt ist und daß seine Momente in causalem Zusammenhange stehen. Entwicklung ist dem Begriff und Worte nach Gestaltung von innen heraus, und wenn schon mit jeder Bewegung ihre Richtung und ihre Geschwindigkeit mitgesetzt ist, so hat um so mehr die Entwicklung ihr Ziel; es ist der Zweck, der ihren Weg und ihr Bildungsgesetz bestimmt; vom Zweck, dem ausgebildeten Organismus aus, werden die wechselnden Gestaltungsvorgänge vom Ei, vom Samen an bis zum freibewegt empfindenden Thiere oder der blühenden Pflanze verständlich, sinnvoll, und erhält die Frage nach den chemischen Elementen, den physikalischen Kräften und Gesetzen jener Bildungen selbst ihren Ausdruck, der ein planmäßiges Forschen möglich macht. Das erreichte Ziel ist die Verwirklichung der ursprünglichen Anlage. In der Entwickelung geschieht etwas; sie ist Geschichte, kein bloßes Abspielen des in den Stiftchen der sich drehenden Walze bereits fertigen Musikstückes, wie wenn etwa das vielgliedrige Thier ganz klein im Ei vorhanden wäre; sie vollzieht sich in der Wechselwirkung mannigfacher Naturkräfte, die vom Lebensprincip herangezogen und verwandt werden, wodurch das Wesen sich entfaltet und selbst verwirklicht.

Blicken wir nun zurück auf den ganzen Naturproceß, wie ihn das Gesetz von der Erhaltung der Energie zugleich so wundermächtig und so einfach groß erscheinen läßt, — geschieht in ihm wirklich etwas? Es sind dieselben Elemente, welche Verbindungen eingehen und auflösen, dieselben Bewegungen, die als Stoß, Wärme, Licht, Elektricität empfunden werden; sie bleiben und sind, was sie waren vor und nach den gegenwärtigen Zuständen, — und wären werth- und bedeutungslos, wären so gut wie gar nicht da, wenn sie nicht empfunden und vorgestellt würden, wenn sie nicht Lebensacte der fühlenden Innerlichkeit erregten, — ich sage nicht: in solche ausgelöst oder umgesetzt würden, denn dann wären sie ja in der Außenwelt nicht mehr vorhanden, und würde der Naturmechanismus überall durchlöchert, Bewegung in der Außenwelt überall da vernichtet, wo Em-

pfindungen und Gedanken in der Innenwelt an ihre Stelle treten, Empfindungen und Gedanken, die für sich weder eine räumliche Existenz noch eine räumliche Bewegung haben.

Wir wissen nicht, ob in der Innerlichkeit der Sauerstoff- und Wasserstoff-, Eisen- und Phosphoratome etwas vorgeht, wenn sie Wasser, Rost, Phosphorsäure bilden, wenn sie im menschlichen Organismus ein- und ausgehen, oder wieder aus ihren Verbindungen geschieden werden; ist alles Aeußere Aeußerung innerer Wesenheit und Kraft, dann dürfen wir das annehmen; aber das wissen wir: daß in uns selbst, den lebendigen Organismen, etwas vorgeht, denn diese Vorgänge unserer Empfindungen, Vorstellungen, Triebe und Willensregungen sind uns ja das unmittelbar Gewisse; und wie wir aus ihnen die wirkenden Kräfte der Außenwelt erschließen, so folgern wir mit gleichem Recht, nach dem gleichen Causalgesetz die wirkende Kraft und Wesenheit der Innenwelt, ja unser Selbst erschließen wir nicht bloß, sondern erleben es im Selbstgefühl wie in der Thätigkeit unseres Denkens, in der Einheit unseres Bewußtseins. Selbstgefühl ist das Erlebniß, das denknothwendig ein sich selbst erfassendes, für sich seiendes Reales voraussetzt, eine Subjectivität, nicht als bloßes Ergebniß oder Phänomen eines Anderen, sondern als sich selbst bestimmende, als Ich sich setzende Thätigkeit; — zum Selbst kann ich nicht gemacht werden, so wenig Jemand für mich denken und wollen kann; selbst bin ich nur durch mich selbst.

Es gibt also sich selbst erfassende, subjectiv für sich seiende Wesen, denn wir selbst sind solche, einheitlich in der Fülle, dauernd in dem Wechsel unserer Lebensacte; wir erhalten uns selbst und behalten, was wir erfahren und thun, und erleben darin das Wachsthum unserer Innenwelt, die Steigerung unserer Energie, indem wir mittels des Errungenen höhere Leistungen vollziehen, und in uns über dem Naturmechanismus ein Reich der Freiheit und Sittlichkeit aufbauen: die Idee des Rechts und ihre Gestaltung im Staat, die Ideen des Guten, Wahren, Schönen und ihre Verwirklichung in Thaten, in Religion, Kunst und Wissenschaft.

Dies unser geistiges Leben haben wir innerhalb des leiblichen Organismus, dem Organ unseres Weltzusammenhanges, indem wir durch ihn unsere Gedanken äußern, unsere Willensentschlüsse ausführen, und ebenso die Bewegungen der Außenwelt in uns aufnehmen. Sie treffen auf unsere Sinnesorgane, und von den Nerven zum Gehirn geleitet bringen sie in den Ganglienzellen desselben eine Erregung hervor, aus welcher wir die Empfindungen der Wärme, des Lichtes, des Schalles als Lebensacte unserer fühlenden Innerlichkeit bilden; diese Empfindungen liefern den Stoff zu den Bildern der Dinge, die wir in unserer Anschauung entwerfen, zu den Vorstellungen und Ideen, die wir daraus gestalten und entwickeln. Unser Weltbild, die Erscheinungswelt, die wir im Zusammenwirken der Kräfte außer uns mit der Kraft in uns innerlich erzeugen und außer uns in die Anschauungsformen von Raum und Zeit versetzen, sie ist von unserer Subjectivität getragen und bedingt. Außer uns vorhanden sind nach der Lehre der Physik Wellenschwingungen der Luft und des Aethers; aber wir nehmen in der Secunde nicht 440 von jenen, 450 Billionen von diesen wahr, wenn wir den Ton a hören, die rothe Farbe sehen, sondern wir übersetzen sie innerlich in

diese einfachen Empfindungen; erst in uns erklingt und leuchtet, was außer uns als lautlose, dunkle Bewegung vorhanden ist. Johannes Müller wies auf die specifischen Energien unserer Sinneswerkzeuge hin, welche uns diese Umgestaltung vermitteln, wenn derselbe elektrische Funke säuerlichen Geschmack, phosphorartigen Geruch, prickelndes Gefühl, Knistern und blitzendes Licht hervorruft, und Helmholtz betonte, daß Bewegungen freier Körperatome auf die Schleimhäute unserer Nase etwas Anderes sind als Rosenduft, Farben und Töne etwas Anderes als Aether- und Luftwellen; er folgerte daraus, daß unsere Empfindungen nach ihrer Qualität nur Zeichen für die äußeren Objecte sind, durchaus nicht Abbilder von irgend einem Grade der Aehnlichkeit, — Zeichen, in welchen die Außendinge zu uns reden, eine Sprache, die wir durch Erfahrung und Uebung verstehen lernen. Zerstört ist hiermit der Wahn, als ob wir passive Spiegel seien, die eine leuchtende, klingende, warme, duftreiche Welt nur in sich aufnehmen; erwiesen ist die Activität unserer für sich seienden Innerlichkeit, welche die Sinnesempfindungen als ihre Lebensacte hervorbringt. Sie sind Urphänomene, Erlebnisse, die wir deshalb nicht beschreiben können, die jeder in sich selbst erfahren muß. Sie bilden unseren Bewußtseinsinhalt, aber sie sind doch nicht eine Zeichensprache, die wir erst erlernen müßten, — Niemand braucht zu lernen, wie Wein schmeckt, wie das Feuer brennt und der blaue Himmel leuchtet, — Jedermann überträgt seine Anschauungsbilder auf die Dinge außer ihm und ist darum in der Welt orientirt, weil sie ja im Spiegel seiner Seele erscheint und daraus reflectirt. Wir gehören zur Welt, und es gehört zum wichtigsten Geschehen, daß die Bewegungen der wirkenden Kräfte zu Empfindungen den Anlaß geben, die nicht etwa willkürliche Zeichen für dieselben sind, sondern in der That Eigenschaften der Dinge, das heißt Ergebnisse ihrer Wechselwirkung unter einander und mit uns. Die Verhältnisse der Körper in ihrem Verhalten zu den Aetherwellen empfinden wir in der Farbe, erheben wir in der Farbe aus der Aeußerlichkeit in die Innerlichkeit; die Farbenempfindung ist das Ergebniß selbst, nicht sein Zeichen. Die fühlende Innerlichkeit, unsere Sinnesorgane, die Aetherwellen erscheinen in einer Zusammenstimmung, die kein Zufall sein kann; es ist unsere innerliche Anlage, durch Luft- und Aetherwellen zum Sehen und Hören, zu Tönen und Farben erregt zu werden; Empfindungen sind uns so wenig angeboren wie Ideen, wohl aber tragen wir Anlagen und Normen der Thätigkeit als wesentlich in uns, und in der Natur treten die physikalischen Kräfte, die physiologischen Reize an uns heran, und so bilden wir die Empfindungen, und aus ihnen Anschauungen, Vorstellungen, Begriffe. Ich kann darum nicht mit Helmholtz sagen: „Fast könnte man glauben, die Natur habe mit Entschiedenheit jeden Traum einer prästabilirten Harmonie der inneren und äußeren Welt zerstören wollen;“ denn Innenwelt und Außenwelt sind für einander da, sind ursprünglich auf einander bezogen; ihre Harmonie ist allerdings nichts Fertiges, sie wird durch uns selbst verwirklicht; die Bedingungen für sie liegen in der Mechanik der Luft- und Aetherwellen, im Bau unserer Sinneswerkzeuge und unseres Gehirns, in der Empfindungsfähigkeit unseres Wesens; und in unserem Fühlen, Denken und Wollen, wie in unserem Handeln erreichen beide Welten ihre Bestimmung, ihren Zweck.

Je näher wir diese Verhältnisse erwägen, desto überzeugender wird die Ansicht: es ist ein und dasselbe Princip, welches in uns hört und sieht, denkt und will, und welches sogleich den Leib zum Organ seines Empfindens und Wirkens gestaltet, eingegliedert in den Weltzusammenhang als Naturkraft und bewußtseinsfähige, ideale Wesenheit, äußerlich im Mechanismus der Raumbewegungen objectiv real, innerlich für sich selbst, im Wechsel der Vorgänge sich erhalten, das einmal Gewonnene behaltend, und dadurch wachsende, sich steigernde Energie. So rechtfertigt sich uns die volksthümliche wie Aristotelische Ansicht von der Seele als dem Lebensprincip, und dem Dualismus stellt sich der Monismus gegenüber, — nicht der materialistische, der den Geist zum bloßen Phänomen des Stoffes macht, nicht der spiritualistische, der allein in den Vorstellungen Wahrheit sieht und die Realität der Dinge zum Schein verflüchtigt, sondern der idealreale, der in dem einen Wesenkern den Quell der leibgestaltenden Lebenskraft und des Bewußtseins, der Empfindungen und Ideen, des Wollens und Bildens sieht. Es ist dann dieselbe Phantasie, welche im Leibe sich ihr Organ des Weltzusammenhanges schafft, aus den Empfindungen die Vorstellungen entwickelt und die Ideen des Guten, Wahren, Schönen veranschaulicht. Nur so wird es uns verständlich, daß wir die Welt in uns aufnehmen und von unserem Geiste aus auf sie wirken.

Daß die organisirte Materie andere, höhere Leistungen vollbringt, als die unorganisirte, wird Angesichts der fortwährenden Selbstbildung, der Fortpflanzung der Empfindung auch der Materialist nicht leugnen; das Causalgesetz fordert eine Ursache dieser eigenthümlichen Wirkungen, und wie die Materie sich als das Phänomen der wirkenden Atomkräfte ergab, so setze ich an die Stelle der räthselhaften, allgemeinen Lebenskraft als Träger des empfindenden und selbstbewußt Lebenden, das immer individuell ist, die Fülle der Organisationskräfte, die eingegliedert in den Weltzusammenhang nicht gegen die Gesetze der anorganischen Kräfte, aber diesen Gesetzen gemäß mittels ihrer den Organismus gestalten, mittels desselben in Wechselwirkung mit der Natur das Reich des Geistes in ihrer Innerlichkeit aufbauen. Wir sind Ich, insofern wir uns selbst setzen, da hat Fichte Recht, das Selbst ist durch sich Selbst; aber diese sich selbst bestimmende Thätigkeit bedarf ebenso gut wie die Bewegung im Raum eines Realen, das sie vollzieht; unser Bewußtsein ist diese Selbstbeleuchtung, Selbsterscheinung, Selbsterfassung eines Realen, und es erweist und bethätigt sich als Eines; es ist kein Summationsphänomen vieler dunkeler Zellbewegungen, sondern das klare Licht eines für sich seienden Einen, in dessen Stimmung jene dunkeln Regungen als Glieder seines Organismus hineinklingen, das aber als Centralmonade im Selbstgefühl die Bürgschaft seiner Realität noch sicherer hat als das Gefühl des Widerstandes, den es erfährt, ihm Zeugniß von der Wirklichkeit der Außenwelt gibt.

Wenn man noch so sorgsam die äußern Formen des Geschehens im organischen Leben beobachtet und zusammenstellt, der innere Gehalt des Seelischen, Empfindung, Bewußtsein, Wille, werden damit nicht aus ihnen abgeleitet. Wie kommt es, daß dieser Mechanismus in einander verschlungene Bewegungen auch verinnerlicht, auch gefühlt und gewollt wird, daß ein Ich sich in ihm über ihn erhebt? Die Physiologie betrachtet den Lebensproceß, wie er räumlich sich abspielt, sie

erforscht den causalen Zusammenhang der äußern Thatsachen; aber keine äußere Erfahrung, nur die innere kann uns lehren, daß dabei auch Seelenzustände empfunden, auch Vorstellungen gedacht werden, und nur von unsrer eignen inneren Erfahrung aus schließen wir aus den Aeußerungen andrer Wesen auf seelische Vorgänge, die den unsern verwandt sind. Die räumlichen Erscheinungen sind ununterbrochen causal verknüpft, unser Denken entwickelt sich bald nach logischen Gesetzen, bald folgt es den Sprüngen und Flügen der Phantasie; es ist das Problem der Philosophie, den Faden zu finden, welcher beide Welten verknüpft. Hält man Geist und Natur dualistisch auseinander, so ist nicht erfindbar, wie ein raumloser Geist auf die Räumlichkeit des Leibes bestimmend einwirken kann, und so nahm Geulinx die fortwährende Leistung Gottes in Anspruch, der, wenn ich schreiben will, die Bewegung meiner Handmuskeln erregt und leitet, und durch das hier angezogene Wunder löst er das Erlebniß, daß ich sogleich der denkend Wollende und der Schreibende bin, in Schein auf. Auch die prästabilirte Harmonie von Leibniz befestigt die Kluft zwischen den Wesen, macht Automaten aus den Monaden und hebt die Wechselwirkung auf, statt sie zu erklären. Daß aber die eine Substanz, das gemeinsame Wesen der Dinge, in der doppelten Daseinsweise der Ausdehnung und des Denkens nicht bloß in unsrer Auffassung erscheint, sondern daß die Ordnung und Verkettung der Gedanken dieselbe ist wie die der Dinge und ihrer Vorgänge, diese Lehre Spinoza's vereinerlei das Unterschiedene, wie Nothwendigkeit und Freiheit, Natur und Sittlichkeit; sie erklärt den Irrthum nicht oder schreibt ihn dem unfehlbaren Naturmechanismus zu, und kann das Unmögliche nicht möglich machen, daß nämlich durch äußere Ursache dies Selbst hervorgebracht werde, das stets aber durch eigne Willensthat sich erzeugt. — Wie kann das Immaterielle, ein Gedanke, eine Willensregung in das Getriebe der materiellen Welt eingreifen, das nach dem Gesetz der Erhaltung der Energie verläuft? Wie können räumliche Bewegungen Empfindungen wecken oder sich in solche auslösen? Das ist das Welträthsel, vor welchem nach Du Bois-Reymond die analitische Mechanik still steht. Aber das Räthsel ist ja thatsächlich gelöst, und der unbefangene Sinn, das Selbstgefühl des Menschen hat das Wort des Räthsels in der Seele und in Gott gefunden. Schließt ihm die Philosophie sich an, so erkennt sie in allem Aeußern die Aeußerung eines Innern, im All ein System von Kräften, neben den selbstlosen die selbstseienden, die den Quell der Organisation und des Bewußtseins in sich tragen, in Wechselwirkung mit der anorganischen Natur den organischen Leib gestalten, und in uns mit ihm ebenso die eigene Innerlichkeit kund geben wie die Bewegungen der Außenwelt in Empfindungen umsetzen. Daß die Bildung des Auges den Brechungsgesetzen der Aetherwellen entspricht, zeigt uns, wie Innen- und Außenwelt für einander da sind, für einander geordnet sind, einen gemeinsamen Lebensgrund haben, der damit ein intelligenter, nicht bloß Naturmacht, sondern auch Geist ist. Wir brauchen die Lösung des Welträthsels nicht in einem transscendentalen Jenseitigen zu suchen: wir haben hier ein gegenwärtiges Erlebniß, wo wir die Seele als das Band der natürlichen und geistigen Welt, als reale Naturkraft, als Lebenskraft wie als die Trägerin unserer Gefühle und Gedanken erkennen. Sie hat den Leib sich selber anorganisirt, darum kann sie

durch ihn empfinden und wirken; sie ist der einheitliche Wesenkern, der in allem Wechsel und aller Fülle der Lebensacte sich selbst erfaßt, sich erhält, das einmal Errungene behält und dadurch im Geistigen das Wachsthum und die Steigerung der Energie vollbringt, welche nicht bloß die geistige, sondern auch die organische Welt von der anorganischen Natur unterscheidet.

Hier eröffnet sich uns der Blick in den Emporgang des Lebens nicht bloß in der Geschichte, sondern auch in der organischen Natur. Von den einfachsten Protisten, von den Zellen erheben wir uns zum Menschen, zu seinem vielgliedrigen Organismus. In der Zelle lebt als Trieb und Empfindung, also von innen bedingt, was als Abstoßung und Anziehung im anorganischen Reich erscheint. Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, Ernährung und Fortpflanzung bekunden, daß schon hier das Getriebe der Welt durch Hunger und Liebe erhalten wird. Ganz allmälig, im stetigen Zusammenhang der Entwicklung, tritt Unterscheidung, Gliederung, Arbeitstheilung ein; aus der innern Anlage gehen die Organe hervor, welche unter dem Einfluß der äußeren Eindrücke die Lebensbeziehungen vervielfältigen. Das einmal Gewonnene wird behalten, die Kräfte wachsen durch Uebung, und die Organe selbst vollziehen wiederholte Bewegungen um so leichter, wie wir beim Lesen nicht mehr zu buchstabiren brauchen, und mit dem Bilde des Wortes sogleich auch seine Bedeutung uns klar ist. Aber wie wir dies durch eigne Thätigkeit lernen müssen, so ist der Organismus Selbstbildung, und wie wir ein Buch nur dadurch lesend verstehen, weil wir uns im Buchstabiren und Denken geübt haben, so vermögen wir das selbstbewußt geistige Leben in unserm Organismus nur darum zu führen, weil wir den Herzschlag oder die Verdauung nicht beständig wollend und denkend zu bestimmen brauchen.

Wundt hat solcher Mechanisirungen nun in seinem System der Philosophie die verdiente Beachtung gewidmet. Alles Zweckmäßige leitet er von Willenserweisungen ab, die durch Einübung ihre Arbeit mechanisiren. Die Bewegung des Herzens, die Athmung waren in ihren Anfängen vom zwecksetzenden Willen bedingt, und gewohnheitsmäßig ausgeführt, können sie auch ohne sein beständiges bewußtes Eingreifen ausgeführt werden. Luft zu schöpfen, Nahrung aufzunehmen, Stoffe auszuscheiden waren ursprünglich Ziele des Willens einfacher Wesen, die sich in einem System von Herz und Lunge, Magen und Drüsen entwickeln konnten, weil das einmal Geübte behalten und Grundlage höherer Ausbildung gemacht wird. Was ich stets betont habe: daß alles Organische in Natur und Geist Selbstbildung ist, daß wir reproduciren, das bekräftigt Wundt und fügt hinzu: unser Wille beherrscht unsern Leib, weil er ihn allmälig sich bereitet und zu seinem Organe ausgebildet hat. Ich stimme vollkommen bei, aber mit dem Zusatz: Wille ist nichts für sich Wirkliches, sondern die Bethätigung eines Realen, das ich in der Organisationskraft finde, die ich auch nicht aus vielen kleinen Willen und Zellen erst zusammenwachsen, sondern als Centralmonade in und mit diesen sich gestalten und leben lasse.

In dieser Weltanschauung vollzieht sich auch die aufsteigende Entwicklung der Organismen von den Protisten zum Menschen wesentlich von innen heraus. Die höheren Formen werden nicht von außen mechanisch hervorgezerrt oder zurechtgedrückt, sondern die eigenen Triebe der Lebewesen verwerthen die Bedingungen

der Außenwelt für sich. Die Anpassung an neue Bedingungen und Verhältnisse im Wettbewerb um die Güter der Welt setzt die lebendige Kraft voraus, die sie vollbringt.

Eine nothwendige Bedingung für die steigende Energie in der aufsteigenden Entwicklung der Organismen ist die Vererbung. Aber sie erscheint mir selbst als ein ungeheures Problem, das man nicht ohne Weiteres zur Lösung von Problemen verwenden darf. Denn wenn nach gewöhnlicher Ansicht unser Organismus ein Haufwerk von Atomen ist, die in ihrem Zusammenwirken unser Selbstgefühl bedingen sollen, und nicht von einer Organisationskraft geordnet und bestimmt sind, welche in ihnen zu sich selbst kommt, so frage ich: Wie geschieht es, daß zwei einzelne Zellen aus den elterlichen Körpern sich ablösen und verbinden und in langem und unablässigem Stoffwechsel wieder Milliarden von Atomen an sich heranziehen und wieder abscheiden, und daß wenn wahrscheinlich die ersten Atome längst ausgetreten sind, nicht bloß leibliche Gesichtszüge, sondern auch gemüthliche Anlagen der Eltern wieder zu Tage kommen? Daß hier ein Dauerndes in diesem Wechsel sein muß, haben geistvolle Naturforscher wie Nägeli und Weismann bedacht, und eine Gerüstsubstanz oder ein Keimplasma angenommen, das von den Eltern auf die Kinder übergeht, und man glaubt im Zellenkern solches zu finden. Damit sind wir bei einem Träger der Organisationskraft angelangt, und der Schritt zu dieser selbst liegt nahe.

Im Keimplasma selbst sind es nicht die Stoffe, sondern es ist die Anordnung seiner Elemente, die von einer Zelle auf die andere übergeht, und das führt uns zur Ursache der Anordnung, zum Organisationsprincip: nicht die Menge beständig wechselnder Stoffelemente, sondern die bleibende, sie verbindende Wesenheit ist es, die einem in ihren Machtbereich gekommenen Lebenskeime den Stempel ihres Gattungstypus und ihrer Individualität aufdrückt, ihn im Getriebe der eignen physiologisch-psychischen Processe reifen läßt, sodaß er Anlagen, Formen, Richtungen von ihr empfängt, die er nun eigenthümlich weiterbildet. Denn es ist immer eine frische, originale Triebkraft, die sich nun entfaltet, und in der elterlichen Mitgift sowohl Förderungen wie Erschwerungen empfangen kann, mit denen sie zu rechnen hat. Da es dieselbe Seele ist, welche als leibgestaltende Lebenskraft den physischen Organismus bildet, und zugleich im Selbstgefühl und Selbstbewußtsein den geistigen Organismus aufbaut, so tragen die Kinder leiblich und geistig Züge der Eltern, aber beide Male ist ihnen eigentlich doch nur der Stoff geboten, den sie selber zu formen haben.

Thatsächlich: was haben wir? Uns selbst als empfindende, denkende, wollende Persönlichkeit in und mit einem lebendigen Leibe, dem Organ unsrer Beziehungen zur Außenwelt, — und in der Außenwelt lebendige Organismen, die durch ihr Thun sich als geistbeseelte erweisen. Also keinen Dualismus von Leib und Seele, sondern bei aller Mannigfaltigkeit in sich einige Wesen. Zu ihrem Verständniß, zur Erklärung der fortwährenden Wechselwirkung der Innen- und Außenwelt, des Geistigen und Natürlichen reicht das neue Princip doch zu: das reale, als Naturkraft wirkende Organisationsprincip, das zugleich sich selber erfaßt, berührt von den Bewegungen der Außenwelt die Empfindungen in sich erzeugt, die geistige Welt im Bewußtsein ausbildet. Ohne unsre im Wechsel beharrende Wesenheit

könnten wir von Veränderungen ja gar nicht reden. Die Thatsache der Organismen, die kein bloßes Haufwerk anorganischer Stoffe sind, und Leistungen zeigen, welche außer ihnen nicht vorkommen, weist auf das einige Lebensprincip, das in unserem Selbstbewußtsein sich erfaßt und bezeugt. In der seelischen Innenwelt haben wir das Wachsthum der Energie durch das Behalten des einmal Gewonnenen; dies setzt ein Behaltendes voraus, das durch sein Thun mittels des Gedächtnisses wir mittels der Uebung der Kraft seine Energie steigert, und durch Einübung der Organe diese selbst ausbildet, zu höheren Leistungen befähigt. So wird das Wachsthum der Energie in der organischen Welt von innen her bedingt, und so wird die aufsteigende Entwicklung der Lebewesen erklärt. Durch das Wachsthum des Inneren gewinnt aber die Außengestalt der Organismen höhere ihm entsprechendere Formen, und wir verstehen nun die Worte Goethe's bei der Betrachtung von Schiller's Schädel:

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen
Und wie das Geisterzeugte fest bewahre.

In der anorganischen Natur herrscht das Gesetz der Erhaltung der Energie, aber sie bereitet den Boden und die Grundlage für die Geschichte, für die Entwicklung des Innenlebens, das sich wiederum in der Aus- und Fortbildung der Organismen selbst bethätigt. So erscheint uns das All als ein System von Kräften, die nicht isolirt wie Leibnizische fensterlose Monaden sich entwickeln, sondern vielmehr für einander fensteroffen, auf einander bezogen sind, sodaß die Welt in ihrer Wechselwirkung besteht. Während in der Außenwelt die Bethätigung der Kräfte im Wechselspiel der Bewegungen sich erhält, steigert sie sich in der Innenwelt, und bieten selbstlose Atomkräfte sich zum Stoff und zur Lebensbedingung der selbstseienden Organisationskräfte, die eingegliedert in den Weltzusammenhang die räumlichen Bewegungen in Empfindungen auslösen und ihr Selbstbewußtsein, ihr Denken und Wollen wieder in Bewegungen äußern, indem sie die in leiblichen Organismen angesammelten Spannkräfte zu der ihnen bestimmten Wirksamkeit entbinden. Ein System von Kräften in allseitiger Wechselbeziehung ist aber keine ursprünglich auseinanderliegende Vielheit von einander unabhängiger Atome, sondern die Entfaltung und Selbstbestimmung ursprünglicher Einheit, die ordnend Alles durchdringt, in ewiger Schöpfungsthat die eigne Wesenheit verwirklicht. Das Eine unterscheidet sich selbst in der Fülle auf einander bezogener Einheiten, deren wesenhafte Realität sich in der Unzerstörbarkeit der chemischen Elemente, wie in der Selbsterfassung und Selbstbestimmung der Seelen erweist. Daß der Unterschied zum Gegensatz fortschreiten kann, daß die sich selbst suchende, durch eigne Willensthat zu sich selbst kommende Seele selbstsüchtig sich von den Mitwesen und dem gemeinsamen Lebensgrunde in ihrem Willen und Wissen abscheiden und für sich allein sein kann, diese Erfahrung von der Sünde und von der Macht des Bösen in der Welt wird uns nun ebenso erklärlich, wie andrerseits auch die erlösende Macht der Liebe, des sich fortwährend bezeugenden göttlichen Geistes, in dem wir weben und sind, und

kraft dessen wir uns selbst, die Selbstsucht überwinden und uns als Glieder eines großen Organismus, des Gottesreichs, wollen und wissen.

So haben wir eine Weltanschauung, die mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft wie den Erfahrungen und Forderungen des Gemüths, der sittlichen Weltordnung, der Thatsache des religiösen Lebens übereinstimmt und der Außen- und Innenwelt gerecht wird. In der Natur herrscht die Nothwendigkeit; ein Reich des Geistes und der Freiheit kann nicht geschaffen werden; es ist nur möglich, durch die Selberfassung und Selbstbestimmung realer Wesen, welche die Möglichkeit eines widergesetzlichen Wollens überwinden und sich selbst für das Gute und Rechte entscheiden. Die Geschichte unseres Seelenlebens wie die der Menschheit in Thaten und Leiden setzt die Freiheit voraus; sie ist die fortwährende Arbeit unsrer Bestimmung, die harmonische Ausbildung unsrer wesenhaften Anlagen in der Steigerung der Energie durch Selbstbestimmung zu erreichen, die Ideen des Guten, Wahren, Schönen immer tiefer zu erfassen, immer reicher zu verwirklichen.

Catull.

Von

L. Friedlaender.

Catull's Buch der Lieder in deutscher Nachbildung. Von Theodor Heyse. Zweite völlig umgearbeitete Auflage aus des Verfassers Nachlasse. Herausgegeben von August Herzog. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1889.

I.

Man darf vielleicht behaupten, daß unter hundert unserer Gebildeten, die in den Oden des Horaz Bescheid wissen, kaum einer Catull mehr als dem Namen nach kennt. Jene haben sie auf der Schule gelesen, und nach dem Abiturientenexamen schlagen auch unter denen, die mit dem Brustton der Ueberzeugung von dem unschätzbaren Werth der humanistischen Bildung zu reden lieben, die wenigsten jemals wieder einen antiken Autor auf. Bei gar manchen, die auf ihre „classische Bildung" stolz sind, besteht der ganze aus der antiken Poesie ins Leben hinübergenommene Erwerb in Reminiscenzen an die Oden des Horaz, deren zahlreiche, angenehm ins Ohr fallende Sentenzen man so oft passend anbringen kann, und durch deren Wohlklang, Rhythmus und glücklich gewählten Ausdruck man sich gern über den Mangel an poetischem Gehalt täuschen läßt. Freilich konnte die seit der Renaissancezeit traditionell gewordene Bewunderung für sie nicht ganz unvermindert fortbestehen, seit durch Goethe die ganze Tiefe, Macht und Fülle der früher so selten vernommenen echten Lyrik des Herzens offenbart worden ist: mit ihr zusammengehalten muß sich auch die beste rhetorische Lyrik jedem, der für wahre Poesie Verständniß besitzt, als tönendes Erz und klingende Schelle erweisen. Doch die ästhetischen Anschauungen der Zeit, die nur Kunstpoesie kannte und anerkannte, üben immer noch ihre Wirkung, sonst könnten die Oden des Horaz in unserem Gymnasialunterricht nicht einen so breiten Raum einnehmen; und daß Catull als Dichter hoch über ihm steht, dürfte auch heute noch nicht allgemein zugestanden werden. Wahre Dichter haben sich über die Unzulänglichkeit des poetischen Vermögens des Horaz wohl nie getäuscht. Goethe erkannte sein dichterisches Talent nur in Absicht auf technische und Sprachvollkommenheit, d. h. Nachbildung der griechischen Metra und des poetischen Ausdrucks an und

fand ihn „ohne alle eigentliche Poesie, besonders in den Oden“ [1]). Byron, der im „Childe Harold“ auf dem Soracte von ihm Abschied nimmt, rühmt ihn als Aesthetiker, Moralisten und Satiriker, seine Oden bekennt er nicht zu lieben; den Grund sucht er, gewiß mit Unrecht, darin, daß er auf der Schule zu sehr mit ihnen gequält worden sei [2]). Andererseits hat es natürlich auch zu keiner Zeit an Solchen gefehlt, die Catull nach seinem ganzen Werth zu würdigen wußten. „Der größte Dichter, den Rom gehabt hat,“ sagt Niebuhr, „ist Catullus: er sucht nicht die Worte, nicht die Formen; die Poesie strömt aus ihm heraus, sie ist ihm dieselbe Sprache, derselbe Ausdruck, den das Bedürfniß hervorbringt; jeder Gedanke, jedes Wort bei ihm ist Ausdruck des natürlichen Gefühls. Er hat ganz dieselbe Vollkommenheit wie die griechischen lyrischen Dichter bis auf Sophokles, und er steht ihnen gleich“ [3]). Macaulay, der die antike Literatur kannte und liebte wie Wenige, schrieb einmal: „Ich habe fast Alles, was ich von Catull am meisten liebe, auswendig gelernt. Er wird mir immer vertrauter. Eines ist an ihm, ich weiß nicht, ob es zu seinem Wesen oder zu einem Theil des meinigen gehört — aber es gibt gewisse Seiten in meiner Seele, die er in einer Weise berührt, wie sonst Niemand. Einige Stellen [4]) ergreifen mich mehr, als ich erklären kann: sie rühren mich stets zu Thränen“ [5]). Ein andermal: „Beendete Catull 3. August 1835 (in Calcutta). Ein bewundernswürdiger Dichter. Kein römischer Autor ist so griechisch. Die Einfachheit, die Leidenschaft, die vollendete Anmuth, die ich in den großen Attischen Mustern finde, Alles das ist in Catull und in ihm allein unter den Römern“ [6]). Ueberraschend ist es, auch Fénelon unter den Bewunderern Catull's zu finden. Der Verfasser des Télémaque sagt: „Catulle, qu'on ne peut nommer sans avoir horreur de ses obscénités, est un comble de la perfection pour une simplicité passionnée:

Odi et amo, quare id faciam, fortasse requiris:
nescio, sed fieri sentio et excrucior.

Combien Ovide et Martial, avec leurs traits ingénieux et façonnés, sont ils au dessous de ces paroles négligées, où le cœur saisi parle seul dans une espèce de désespoir“ [7]).

Die Uebersetzung des Catull von Theodor Heyse (1803—1884) ist in Wahrheit eine Nachdichtung, die das Original so vollkommen wiedergibt, wie es in einer modernen Sprache überhaupt möglich ist: wenn freilich auch (nach Goethe's Gleichniß) manche Blumen in dem Strauße, den der römische Dichter bietet, sich in der Hand des Uebersetzers „zur Erde gewandt“ haben. Eine solche Reproduction konnte nur durch ein glückliches Zusammentreffen selten vereinter

[1]) Riemer, Mittheilungen über Goethe, Bd. II, S. 643.

[2]) Childe Harold, IV, 77.

[3]) Niebuhr, Bonner Vorträge über römische Geschichte (herausgegeben von Isler), Bd. III, S. 127.

[4]) Er meint die ersten Zeilen des 8., des 38. und einen Theil des 76. Gedichts, welche sämmtlich unten in Heyse's Uebersetzung folgen.

[5]) Trevelyan, Life and letters of Lord Macaulay, II, p. 448.

[6]) Daselbst I, p. 468.

[7]) Bei Munro, Criticisms and elucidations of Catullus, p. 233. Heyse's Uebersetzung des Catullischen Distichons (85) folgt unten.

Bedingungen gelingen. Heyse's ganzes Geistesleben hatte seine Richtung und seine Ziele durch die Traditionen unserer klassischen Zeit erhalten: zu der antiken Poesie ein innerliches Verhältniß zu gewinnen, war ihm ein Lebensbedürfniß. Er las den Dichter „in des Dichters Lande", das ihm zur zweiten Heimath geworden war; seit 1832 lebte er (mit Ausnahme der Jahre 1861—1865) bis zu seinem Tode in Italien. „Auf Ihren Worten," so schrieb 1871 der Biograph Winckelmann's an ihn, „Ihrem Empfinden und Leben liegt ein Widerschein jenes höheren göttlichen Gestirns der Poesie, Liebe, Schönheit, und so begrüßen wir Sie wie einen Genius des Orts in dem Lande, wo die höhere Menschheit nur aus zerfallenden Denkmälern der Vergangenheit zu uns spricht[1])." Er war nicht bloß in seltenem Grade Meister der Sprache und der Verskunst: er war auch, wie seine hinterlassenen Gedichte zeigen, eine poetisch begabte Natur. „Seine Stärke lag in der Fähigkeit des Anempfindens: die Natur hatte ihm dazu die feinsten Sinne gegeben, die er durch treue Uebung überaus gebildet hatte." „Die Sorge um seinen Liebling Catull, mit dem er in so mancher Hinsicht sich verwandt fühlte, begleitete ihn durch das Leben." Seine Uebersetzung, eine in zwei Decennien langsam herangereifte Arbeit, war seit Jahren vollendet, als er sich durch seinen Neffen, Paul Heyse, 1853 bewegen ließ, sie zu veröffentlichen. Aber auch nachdem es geschehen, hat er „mit unwiderstehlicher Leidenschaft" immer wieder an seinem Catull „gepinselt und getüpfelt"; er that sich nie genug in dem Streben, „wenigstens in der Mehrzahl der Gedichte ein non plus ultra der Vollendung in Ausdruck, Klang und Bewegung zu erreichen." Diese mannigfachen Aenderungen forderten eine völlig umgearbeitete neue Auflage des Buches (bei welcher der in der ersten enthaltene, mit allzu subjectiver Kritik redigirte lateinische Text mit Recht weggelassen ist). Der Herausgeber derselben, August Herzog, hatte überall die Wahl zwischen der ersten Fassung und den (nicht selten zu sehr gekünstelten) Neuerungen zu treffen; auch, wo zu einer neuen Gestaltung nur verschiedene Ansätze vorhanden waren, das Letzte selbst zu versuchen[2]). Daß er seine überaus mühevolle Aufgabe in der anerkennenswerthesten Weise gelöst hat, wird auch von denen nicht bestritten werden, welche hier und da die Wahl anders getroffen haben würden. Da nun die neue Auflage „leider nicht durch buchhändlerisches Bedürfniß" veranlaßt ist, sondern der Verleger sich dazu in gerechter Würdigung der Meisterleistung Heyse's entschlossen hat, ist es wohl immer noch nicht überflüssig, auf diese Perle unserer Uebersetzungsliteratur hinzuweisen.

Catull, der Sohn eines edlen Veroneser's, der Julius Cäsar's Gastfreund war, kam früh nach Rom, und schon seit Anlegung der Männertoga füllte Poesie und die „bittersüße Beseligung" durch Frauenliebe sein Leben aus. Der Tod eines innig geliebten Bruders, der in Troja starb, versenkte ihn für längere Zeit in tiefe Trauer:

Doch all' dieses Getreibe verscheuchte der Schmerz um des Bruders
Plötzlichen Tod — weh mir, Bruder, dem Armen geraubt!
Du hast scheidend, o Du, mein Dasein niedergetrümmert,
Mit Dir sank in die Nacht unseres Hauses Gestirn;

[1]) A. Herzog, Theodor Heyse, ein Lebensbild. Beilage der Münchener Allgemeinen Zeitung, 23. bis 26. October 1889.

[2]) Vorrede des Herausgebers zur zweiten Auflage.

Mit Dir welkten sie alle, die Frühlingsblüthen der Freude,
Die Dein Lieben allein lieblich im Leben gepflegt.
Seitdem lernt' ich den Ernst und verschloß mein Fühlen und Denken
Allem Genuß und all' jenem ergetzlichen Spiel[1]).

Und in einem andern Gedicht:

Ach, nie red' ich zu Dir? Nie Deinem Gespräche begegn' ich?
Soll, mein Bruder, hinfort, herzensgeliebtester, nie
Dir in das Antlitz schaun? Doch endlos will ich Dich lieben,
Endlos Klagegesang Deinem Gedächtnisse weih'n;
Wie in des Schattengesträuchs Laubwölbungen schmelzende Wehmuth
Flötend die Daulierin Itylus' Ende beseufzt[2]).

Wohl erst einige Jahre später entbrannte der Dichter in heißer Leidenschaft für jene, durch ihn unsterblich gewordene „Lesbia", ein Name, der die Geliebte doch wohl als Geistesverwandte der großen Lesbierin Sappho, der Lieblingsdichterin Catull's, bezeichnen sollte. Ihr wirklicher Name war Clodia. Wahrscheinlich war sie die Schwester des von Milo ermordeten Volkstribunen Clodius, Gemahlin ihres Vetters, des Consuls im Jahre 60 v. Chr. Q. Cäcilius Metellus Celer; eine junonische flammenäugige Schönheit von bezaubernder Anmuth, und zugleich eine der zügellosesten Damen der vornehmen Welt des damaligen Rom. Als ihr Mann plötzlich starb, hieß es, sie habe ihn vergiftet; man nannte sie Klytämnestra und Medea. Die Ausgelassenheit ihres Lebens in einem Kreise junger Männer, in ihrem Hause auf dem Palatin und in dem Luxusbade Bajä, lieferte den Stadtgesprächen überreichen Stoff. Als Catull sie kennen lernte, mag sie etwa vierunddreißig, er sieben- oder vierundzwanzig Jahre alt gewesen sein. Er liebte sie, „wie keine noch geliebt worden"; sie ansehen und anhören zu dürfen machte ihn überselig; was er in ihrer Nähe empfand, glaubte er nur mit den leidenschaftlich stammelnden Worten der Sappho aussprechen zu können:

ja, wenn ein Blick nur
Dir begegnet, Lesbia, gleich der Athem
Stockt in der Kehle,
Klebt die Zung' am Gaumen, ein flüssig Feuer
Unterläuft mein schwankes Gebein, im Ohre
Dröhnend braust's wie Donner und Mitternacht stürzt
Ueber die Augen[3]).

Catull fand Erhörung. Es war eine Zeit überschwenglicher Seligkeit, als er auf die Frage der Geliebten, wie viele ihrer wilden Küsse, bei denen sie ihm die Lippe wund biß, ihm genug sein würden, antwortete:

So viel Sternelein, als in stummer Nachtzeit
Auf der Menschen geheime Liebe blicken:
So viel Küsse von Dir zu küssen wäre
G'nug und übergenug für meinen Wahnsinn,
Die kein lauschendes Auge zählen möchte,
Noch ein tückischer Zaubermund berufen[4]).

[1]) 68a, 19—26.
[2]) 65, 9—14.
[3]) 51, 6—12.
[4]) 7, 7—12.

In diesen „sonnenhellen Glückstagen" entstanden die beiden berühmten Gedichte auf den Lieblingsvogel der Lesbia, dessen Tod in dem zweiten beklagt wird:

Ach, todt ist er, der Sperling meiner Liebsten,
Jener Sperling, die Freude meiner Liebsten,
Den sie zärtlicher liebt' als ihre Augen.
War so herzig und war so gut, und kannte
Sie so gut wie ein Kindchen seine Mutter.
Denn nie wollt' er von ihrem Schoße weichen,
Sondern hüpfend im Kreise, hier- und dorthin,
Immer sah er die Herrin an und piepte.
Und nun wandert er jenen düsterlichen
Weg, den, sagen sie, Keiner noch zurückkam.
Doch daß komme Dir Leid, Du leidig finst'rer
Orcus, der Du verschlingst, was liebenswerth ist!
Solch' ein liebliches Vögelchen umzubringen!
O des Frevels! Du armer, armer Sperling!
Um dich weinet sich jetzt die süße Herrin
Roth die Aeugelein, die von Thränen schwellen[1]).

Doch das Glück des Dichters blieb nicht lange ungetrübt. Lesbia zeigte sich bald kühl und gleichgültig, und die Manneswürde forderte, daß er sie mied. Wie wenig er sich die Kraft zutraute, sich aus ihren Fesseln loszureißen, zeigt ein Gedicht, dessen gebrochener (choliambischer) Rhythmus seinen inneren Zwiespalt malt: die ersten Zeilen lauten:

Hör' auf, Catullus, deinem Wahn zu liebkosen,
Und was verloren, laß verloren sein, Aermster![2])

Als Lesbia dann zu dem „Sehnenden, kaum noch Hoffenden" zurückkehrte, war sein Glaube an ihre Beständigkeit schon tief erschüttert, und er betete:

Gebt denn, ewige Götter, daß wahrhaft sei die Verheißung,
Daß sie in ernsterem Sinn, daß sie von Herzen es sagt!

Aber auch als jene innige Neigung, die er mit der Liebe eines Vaters zu seinen Söhnen und Schwiegersöhnen vergleicht, mehr und mehr geschwunden war, behielt die Leidenschaft noch lange Macht über ihn. Wie Liebe und Haß in seinem Herzen kämpften, spricht er in jenen von Fénelon bewunderten Zeilen aus, deren „leidenschaftliche Einfachheit" die Uebersetzung allerdings nicht wiederzugeben vermag:

Liebe verfolgt mich und Haß. Und warum? fragt Einer. Ich weiß nicht;
Aber ich fühl' es einmal, fühl' es und leide darum!

Dieser an seinem Leben zehrenden Qual widerstreitender Empfindungen hat er den ergreifendsten Ausdruck in einem andern Gedichte gegeben, das mit folgendem, aus tiefsten Herzen kommenden Gebet schließt:

Ewige Götter, bewegt Mitleid euch irgend, und habt ihr
Je an der Schwelle der Gruft Sterblichen Hülfe gelieh'n,
Seht mich Leidenden an, und war mein Leben in Reinheit,
Nehmt dies gräßliche Gift, dieses Verderben von mir,

[1]) 3, 3—18.

[2]) 8, 1. 2. Der erste Vers lautet in der zweiten Auflage weniger gut: Gieb auf, Catullus gieb sie auf, die Thorheiten!

Das fortwährend in Mark und Gebein mit eisigem Schauer
Längst aus meinem Gemüth jegliche Freude gebannt.
Ach! nicht bitt' ich ja mehr, daß sie mein Lieben erwid're,
Nicht Unmögliches mehr, keusch und gesitteter sei —
Ich nur möchte genesen, die Qual abwerfen des Siechthums;
Nur dies Einzige gebt, Götter, der Treue zum Lohn![1])

Als er endlich überwunden hatte, konnte er doch nicht vergessen. Noch ein Gedicht voll des herbsten Spottes über die Treulose klingt in Wehmuth aus: er vergleicht seine zerstörte Liebe mit einer hart am Wiesenrand blühenden Blume, die von der vorüberstreifenden Pflugschar zerknickt ward[2]).

Ein oder zwei Jahre brachte Catull in der Provinz Bithynien, im amtlichen Gefolge des Statthalters zu. Er besuchte auf dieser Reise das Grab seines Bruders in Troja, wo er ein „im Thau reichquellender Thränen" genetztes Todtenopfer brachte, „und ein vergebliches Wort sagte dem schweigenden Staub"! In dem Gedicht, mit dem er bei der Heimkehr seinen Landsitz auf der Halbinsel Sirmio, dem „Juwel der Inseln und der Halbinseln" (im Gardasee, in der Nähe von Desenzano) begrüßt, drückt der gebrochene Rhythmus die tiefe Ermüdung des nach langen Fahrten zu Lande und zur See endlich Angelangten aus:

O wie es süß thut, alle Sorge los werden!
Wenn sich die Seel' entladet, von des Fremdlebens
Mühsal ermattet wir zum eig'nen Herd kommen,
Und dann behaglich im ersehnten Bett ausruh'n![3])

Etwa zwei Jahre nach seiner Rückkehr starb Catull im Alter von dreißig oder dreiunddreißig Jahren. Vielleicht hat er auf seinem letzten Krankenlager folgende Zeilen an einen Freund gerichtet:

Schlecht geht's Deinem Catullus, ja beim Himmel,
Cornificius, schlecht genug und qualvoll,
Und von Stunde zu Stunde wird es ärger.
Und Du, was das Geringste, was so leicht war,
Hast Du je mir ein tröstlich Wort gesprochen?
Geh'! ich zürne Dir; — das für meine Liebe? —
Rührt doch tiefer ein einzig Freundeswörtlein
Als Simonides thränenfeuchte Lieder[4]).

II.

Den frühen Tod des Dichters muß man im Auge behalten, um ihn richtig zu würdigen. Seine poetische Entwicklung war um so weiter von ihrem Abschluß entfernt, da er sich einer Richtung angeschlossen hatte, die im geraden Gegensatz zu der Natur seiner Begabung zu stehen scheint. Daß er nichtsdestoweniger sich die fremdartigen Formen völlig zu eigen zu machen, und sie mit poetischem Inhalt zu erfüllen vermochte, als ob es aus eigenem Bedürfniß geschaffen gewesen wäre, zeigt die ungemeine Ausgiebigkeit seines poetischen Talents. Die jüngere Generation, zu der Catull gehörte, strebte, im Gegensatz zu den älteren römischen Dichtern,

[1]) 76, 17—26.
[2]) 11, 21—24.
[3]) 31, 7—10.
[4]) 38.

nach einer noch nicht dagewesenen Formvollendung, und zwar im engsten Anschluß an griechische Vorbilder, vor Allem die am leichtesten zu erreichenden alexandrinischen. Sie versuchten sich in den von den Alexandrinern vorzugsweise gepflegten Gattungen, der Elegie, dem Epigramm und dem kurzen Epos, und nahmen auch ihre poetische und metrische Technik bis ins Kleinste zur unverbrüchlichen Norm, mit jener für die Römer so charakteristischen Ehrfurcht vor der unbedingten Ueberlegenheit der Griechen auf allen Gebieten der Kunst. Wie ernst es Catull mit der Verwirklichung des neuen Kunstevangeliums nahm, zeigen einige Cabinetsstücke, die mit liebevoller Sorgfalt zur höchsten Vollendung ausgearbeitet sind: hier liebte er auch seine Virtuosität in der Verskunst in spielender Bewältigung der größten Schwierigkeiten zu zeigen. Die Perle dieser alexandrinisirenden Dichtungen ist ein kleines Epos von der Hochzeit des Peleus und der Thetis, in welchem wohl Niemand den Dichter des Sperlings der Lesbia erkennen würde. Die feierliche Pracht der Sprache und der würdevolle Rhythmus der gemessen einherschreitenden Hexameter entrücken den Leser in eine ideale Sphäre, in der er sich bis zum Schluß festgehalten fühlt. Der Anfang schildert die Fahrt der Argo, des ersten Schiffs, das die Gottheiten des Meeres erblickten.

Denn alsbald es den Zahn in die windige Fläche hineinstieß,
Daß von den Rudern erwühlt das Gewog weißschäumend erglänzte,
Siehe, da tauchten hervor aus graulichem Strudel des Meeres
Nereidengesichter, den Wunderbesuch anstaunend.
Da, wenn irgend einmal, war sterblichen Augen bewilligt,
Nackenden Leibes zu schau'n jungfräuliche Meergöttinnen,
Bis an die Brust aufragend im Gischt der versilberten Welle.
Da für Thetis entglomm, so erzählt man, Liebe dem Peleus,
Da auch Thetis erschien nicht abhold menschlicher Ehe,
Da gab Thetis zusammen und Peleus selber der Vater[1]).

Doch ohne Zweifel hat Catull nicht bloß die alexandrinische, sondern die gesammte griechische Poesie gründlich studirt. Vor allen andern Dichtern war ihm Sappho congenial. Ein Hochzeitsgesang in Wechselchören von Jünglingen und Jungfrauen ist (mindestens theilweise) eine Nachbildung eines ihrer Gedichte. Beim Aufgange des Abendsterns soll die Braut dem Bräutigam zugeführt werden. Die Jungfrauen singen:

Hesperus, wandelt am Himmel ein Stern grausameren Scheines?
Der du ein Töchterchen kannst wegzieh'n aus Mutterumarmung,
Kannst aus den Armen der Mutter die sträubende Tochter hinwegzieh'n
Und dem erglühenden Mann hinliefern ein sittiges Mägdlein.
Könnte der Feind in eroberter Stadt Grausameres wagen?
Hymen, o Hymenäus, o Hymen, komm' Hymenäus.

Die Jünglinge erwidern:

Hesperus, leuchtet am Himmel ein Stern willkommneren Scheines?
Du, deß Flamme den Bund der versprochenen Ehe besiegelt,
Der von den Männern beschlossen zuvor und den Eltern beschlossen,
Sich nicht eher erfüllt als bis dein Segen heraufglüht,
Könnten die Götter am Tage des Glücks Erwünschteres geben?
Hymen, o Hymenäus, o Hymen, komm' Hymenäus.

[1]) 64, 12—21.

Auf eine nochmalige Klage der Jungfrauen über den Aufgang des Abendsterns antworten sie:

Aber die Mägdlein freut's, Dich zu schmäh'n mit erdichteter Klage.
Wie? und sollten sie schmäh'n, was still ihr Herz sich ersehnet?

Sie beschließen den Wettgesang mit folgender Ermahnung an die Braut:

Doch Du wolle mit solchem Gemahl nicht streiten, o Jungfrau.
Unrecht wäre der Streit: ihm gab Dein Vater, es gab Dich
Ihm mit dem Vater die Mutter, und Pflicht ist's, Beiden gehorchen.
Nicht Dir einzig gehört Dein Kränzchen, den Eltern gehört's auch:
Ist ein Drittel des Vaters, das andere Drittel der Mutter,
Nur ein Drittheil Dein; eins hadere wider die Zwei nicht,
Die zu der Mitgift gaben dahin ihr Recht an den Eidam.
Hymen, o Hymenäus, o Hymen, komm' Hymenäus[1]).

Abgesehen von diesen ganz oder theilweise unter dem Einfluß griechischer Vorbilder entstandenen Stücken sind alle Gedichte Catull's wahre Gelegenheitsgedichte im Sinne Goethe's. Die verschiedensten Tonarten hat er in seinen Hendekasyllaben und Jamben immer mit gleicher Sicherheit und Reinheit angeschlagen. Muthwilliger Scherz, inniges Gefühl, behagliche Plauderei, neckischer oder derber Spott, bitterer Hohn, leidenschaftliche Invective — Alles steht ihm gleich sehr zu Gebot, und damit ist die Mannigfaltigkeit der Gattungen noch nicht erschöpft. Einmal erzählt er, wie er sich habe verleiten lassen, vor der Maitresse eines Freundes zu prahlen, daß er sich in Bithynien doch wenigstens acht Sänftenträger angeschafft habe:

(Zwar nicht Einen besaß ich, hier wie damals,
Der das alte Gerumpel meines Faulbetts
Auf den Nacken sich hätte packen können.)

Sogleich bittet sie ihn, ihr die Burschen einmal zu leihen, sie wolle sich in den Serapistempel tragen lassen:

Gemach nur, unterbrach ich;
Was mir eben entfiel, daß mir gehörte,
Da verwechselt' ich was; ein guter Freund ist's,
Cinna eigentlich, Gajus, war der Käufer.
Zwar ob sein sie, ob meine, was verschlägt mir's?
Ich gebrauche sie ganz wie meine eig'nen.
Nur Dein dummes Betragen sind' ich eklig,
Wenn kein lässiges Wörtchen soll erlaubt sein[2]).

Ein anderes Mal schreibt er an einen Freund:

Speisen sollst Du bei mir, und gut, Fabullus,
Nächster Tage, sofern die Götter wollen,
Wenn Du selber ein wohlbestelltes Essen
Mit Dir bringst und ein hübsches Mädchen mitbringst,
Wein nicht minder und Salz und Lust und Lachen.
Bringst Du obiges, schöner Freund, so sollst Du
Sehr gut speisen; denn Dein Catullus leider
Hat den Beutel gefüllt mit Spinneweben.
Dafür aber erhältst Du reine Wollust,

[1]) 62, 19 ff.
[2]) 10.

Ganz was Reizendes, einzig Wunderfeines,
Eine Salbe von mir, die meiner Liebsten
Venus selbst und die Liebesbübchen schenkten.
Riech sie nur — und Du wirst gewiß die Götter
Anflehn: „Macht den Fabullus ganz zur Nase!“ [1])

Am zahlreichsten sind die (wegen ihrer Derbheit am wenigsten mittheilbaren) Spottgedichte, auch politische sind darunter. Die allmächtigen Triumvirn Cäsar und Pompejus, „den Schwiegervater und den Schwiegersohn“, griff Catull aufs Heftigste an; ihm war an dem Beifall „des großen Imperators“ nicht das Geringste gelegen; es kümmerte ihn nicht, „ob er ein schwarzer oder ein weißer Mann“ war. Zu dieser feindselig trotzigen Haltung mag seine innige Freundschaft mit dem Dichter Calvus, einem der leidenschaftlichsten Gegner Cäsar's, beigetragen haben; außerdem, daß Cäsar die schamlosen Plünderungen seines Feldzeugmeisters Mamurra in den eroberten Ländern duldete:

Zu diesem Ende, großer Imperator, zogst
Du durch die Abendlande bis zum Ocean,
Daß jener unverschämte Bruder Lüderlich
Verschlänge hundert über hundert Tausende?
Verthat er denn und praßt' er etwa nicht genug?
Zum ersten ward verlottert väterliches Gut,
Zum andern Pontus' Beute, drittens obenein
Iberiens — Tagus weiß davon, der Goldesstrom —
Jetzt ist die Reih' an Gallien und Britannien.
Und solchen Schurken hätschelt ihr? Was kann er sonst,
Als durch die Gurgel jagen fettes Ahnengut,
Um dann aufs Plündern überall umherzugehn?
Zu diesem Ende habt ihr Favoriten Roms,
Der Schwäher und der Eidam, Alles umgewälzt? [2])

Cäsar, zu dessen Schwächen Empfindlichkeit gegen Angriffe politischer Gegner nicht gehörte, ließ trotz dieser ihn „für immer brandmarkenden“ Verse, die Freundschaft mit dem Vater Catull's unverändert fortbestehen, und lud den Dichter an demselben Tage, wo er ihm wegen seiner Invectiven Abbitte leistete, zu Tisch. In einem späteren Gedicht spricht Catull von einer Reise über die Alpen, „um die Siegestrophäen des großen Cäsar“ aufzusuchen, den gallischen Rhein, das grause Meer (die Nordsee) und das Ende der Welt in Britannien. Vielleicht hatte Cäsar ihn zur Verwendung in einer Provinz bestimmt; der frühe Tod des Dichters vereitelte diese Aussichten.

Am liebenswürdigsten erscheint Catull in den Gedichten an seine Freunde. Den Veranius begrüßt er bei dessen Rückkehr aus Spanien mit folgenden Zeilen:

Mein Veranius, unter allen Freunden
Du von Tausenden mir der Erstgeliebte,
Bist Du wieder daheim an Deinem Hausherd,
Beim Altmütterchen, bei den Herzensbrüdern?
Ja, Du bist — o erwünschte Freudenbotschaft?!
Wohlauf soll ich Dich sehn, erzählen hören
Von Iberer Geschichten, Land und Leuten,

[1]) 13.
[2]) 29, 11 ff.

Wie Du's liebst und verstehst, am Halse hangend,
Dir den freundlichen Mund, die Augen küssen?
O ihr glücklichen Menschenkinder alle,
Wer ist glücklicher nun als ich und froher![1])

Eine geradezu leidenschaftliche Liebe und Bewunderung hegte Catull für den obengenannten Dichter Licinius Calvus. Beide versuchten sich einmal in einem poetischen Wettkampf:

Machten Verselein einer um den andern,
Bald in diesem Gesetz und bald in jenem,
Wechseldichtend zu Wein und Lustgeplauder.
Darauf ging ich hinweg, entbrannt von Deinem
Witz, Licinius, Deines Geistes Blitzen,
Daß nicht Speise dem Armen munden wollte,
Noch mit Ruhe der Schlaf die Augen deckte,
Sondern schier wie verrückt im ganzen Bett ich
Mich umrüttelte, seufzend nach dem Frühroth.
Doch als endlich erschöpft von aller Arbeit
Für halbtodt die Gebein' im Bettchen lagen,
Da, Geliebtester, macht' ich dieses Lied Dir,
Daraus Du mögest erkennen, was ich leide[2]).

Zum Schluß bittet er ihn, seine Liebe nicht zu verschmähen, durch solchen Hochmuth würde er die Göttin der Vergeltung herausfordern.

„Wer sollte ihn nicht lieben, sagt sein Uebersetzer, wenn er ihn recht erkennt, wenn er sich auf Menschen und Zeiten irgend verstehen will? Eine freie Seele, ein warmes, lebendiges Herz, jedem Eindruck aufgethan und ihn rasch mit Uebermaß erwidernd, selbstlos, grenzenlos an das Nächste hingegeben, als ob Eins Alles wäre, in Liebe und Haß wie unerschöpflich; thöricht, vermessen, aber treu und in allen Schwankungen der Leidenschaft innerlichst festgehalten an einem Ankergrunde des Gefühls für das Rechte, das die Götter wollen — und nun noch ein solcher Mensch Günstling der Muse, ihr über Alles huldigend, unbedingt vertrauend, in ihrem Namen spielend, kämpfend, frevelnd, durch ihre Kraft die selbstbereiteten Schmerzen beruhigend — wäre denn eine solche Persönlichkeit nicht unserer Theilnahme werth?"

[1]) 9.
[2]) 50, 4—17.

Die Influenza.

Von

Wilhelm Fließ.

Sprächen wir nicht deutsch und hätten wir nicht das unerklärte Fremdwort „Influenza" statt „Ladendo", wie der Volksmund um 1427 die Krankheit nannte: fürwahr, die Stelle des Pasquier „s'entremocquoit le peuple, l'un de l'autre disant: As tu point eu Ladendo?" würden wir in den December 1889 datiren. Denn genau so spöttisch äußerte man sich damals über die scheinbar lächerliche Seuche, die von Petersburg her zu uns eingeschleppt war. Der Name „Modekrankheit", der schon häufig für die Influenza erfunden und ebenso häufig vergessen war, tauchte wiederum auf, und erst die empfindlichen Störungen, welche durch die Massenerkrankungen im Verkehr und im gesellschaftlichen Leben erzeugt wurden, drängten den allzu voreiligen Spott von den Lippen. Aber bald bemächtigte sich des zuerst recht sorglosen Publicums ein gewaltiger Schrecken. Denn es kamen ganz unerwartete und gefährliche Complicationen und Nachkrankheiten der Influenza zur allgemeinen Wahrnehmung; die Sterblichkeit wuchs bei uns und anderswo um so mehr, je länger die Seuche bestand; Greise und Schwache wurden dahingerafft, auch Menschen in der Blüthe der Jahre mußten dem Tode Zoll zahlen. Das Alles empfand man gerade darum so schwer, weil es unerwartet kam. Man stand der Krankheit wie einem ganz Neuen gegenüber; ja, Viele hielten sie wirklich für Etwas, was noch nie dagewesen war. Und dabei sind nicht viel weniger als hundert Epidemien aus früherer Zeit bekannt; man kann sogar sagen, daß die Influenza diejenige Seuche ist, welche am häufigsten in geschichtlicher Zeit den Erdkreis überzogen und die meisten Menschen befallen hat. Auch in unserem Jahrhundert war sie bereits neunmal, zuletzt im Winter 1874/75 in großem Maßstabe aufgetreten, und dennoch waren die Erinnerungen an sie fast völlig verwischt. Selbst Aerzte wußten wenig von ihr: behandelte doch ein sehr bekanntes und viel benutztes Lehrbuch der inneren Medicin die Influenza nur in einer Anmerkung und mit ganzen sechzehn Zeilen! Freilich, die medicinischen Historiker haben ein wahres Archiv über diese merkwürdige Krankheit zusammengebracht und uns den quellenmäßigen Stoff ge-

ordnet, dem einige wichtige Angaben über frühere Epidemien im Folgenden entnommen werden sollen.

I.

Thomas Glaß, der 1776 schrieb, vermuthet allerdings, daß die im Anfange der Ilias geschilderte Pest eine Influenza gewesen sei. Darüber ist im Ernste nicht zu reden. Doch spricht Vieles dafür, daß die Seuche um 412 vor Christo, von der Hypokrates und Livius berichten, wirklich der Influenza zugezählt werden dürfe. Aus späterer Zeit sind dann noch mannigfache Seuchenbeschreibungen vorhanden, die wahrscheinlich auf unsere Krankheit sich beziehen, und insbesondere werden die Jahre 1173, 1239, 1329 von den Geschichtsforschern ziemlich allgemein als Influenzajahre aufgeführt. Doch darf man füglich erst von der großen Epidemie des Jahres 1387 sagen, daß von ihr eine zweifelsfreie, zum vergleichenden Studium geeignete Beschreibung existire. Damals befiel das Leiden den größten Theil der Menschen, „so das unter zehen kume eins gesund bleip", wie Jacob von Koenigshofen sich ausdrückt. Italien, Deutschland und Frankreich waren sicher befallen. Im Ganzen scheint der Verlauf gutartig gewesen zu sein. Im fünfzehnten Jahrhundert war die Krankheit viermal (1403, 1411, 1414, 1427) in epidemischer Verbreitung; jedes der beiden folgenden Säcula sah sie ebenso häufig. Von 1510 existirt die erste Beschreibung aus England; 1557 hören wir von der Influenza aus Amerika. Aus diesem Jahre haben wir eine geradezu classische Schilderung ihrer Symptome, und bei der Pandemie von 1580 wird bereits über große Sterblichkeit geklagt, nicht ohne daß schon damals den vielen Aderlässen die Schuld an dem üblen Ausgang zugeschrieben wurde: „elle se montroit plus douce a ceux, qui la lassoient en repos". Im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert tritt die Krankheit häufiger auf. Zehn große Seuchenjahre zählt das vorige und elf bis jetzt dieses Jahrhundert. Meist war die Krankheit pandemisch, d. h. sie umkreiste die ganze Erde. Dazu bedurfte sie einer verhältnißmäßig kurzen Zeit. Doch ging sie nie schneller als der menschliche Verkehr, was wohl zu beachten ist. Denn man hat hartnäckig behauptet, der Weg der Influenza sei vom Verkehr unabhängig. Am schnellsten scheint sie sich 1742 ausgebreitet zu haben, denn sie brauchte nur vier Monate, um ganz Europa zu durcheilen. Immer häufiger wird von bedeutender Sterblichkeit berichtet. 1730 starben beispielsweise um die Mitte des November in London erheblich mehr Menschen als 1665 zur Pestzeit in gleicher Frist hinweggerafft wurden! 1782, wo eine enorme Epidemie herrschte, kam die Seuche zum ersten Male nachweislich aus Rußland zu uns, wohin sie wahrscheinlich aus China eingeschleppt worden war. Seit dieser Zeit war Rußland das Ursprungsland für alle folgenden Epidemien, die dann im Großen und Ganzen den Gang von Osten nach Westen innegehalten haben.

Die Seuche von 1889 trat in Central-Asien, nicht weit von der russischen Grenze, zur Sommerzeit zuerst auf, und zwar geschah dies in Bochara, das südöstlich vom Aralsee liegt. Es wurden wesentlich die dort lebenden Europäer befallen. Diese Thatsache ist nicht unwichtig. Denn zusammengehalten mit dem Umstande, daß Bochara an der transkaspischen Eisenbahn liegt, die besonders von

den europäischen Händlern benutzt werden dürfte, erscheint es fast nothwendig, daß der Kaukasus, der Mitte October durchseucht wurde, die zweite Etappe bildete. Die weiteren Fortschritte waren schnelle. Um die Mitte des October war die Epidemie nördlich bis Wjatka und bis Tomsk vorgedrungen, und gleichzeitig hatte ihr der Schienenweg den Gang nach Moskau vorgeschrieben, während der Schiffsverkehr sie auf die natürlichste Weise in die Krim führte. Von Moskau ging's Ende October nach Petersburg, wo sie sicher mehr als die Hälfte der Einwohnerschaft befiel. Mitte November war Warschau bereits erreicht, wohin die Verschleppung durch ein aus Südrußland zugereistes krankes Mädchen geschah. Als die Petersburger Epidemie auf dem Gipfel war, also an der Scheide des November und December, wurden die ersten Krankheitsfälle in Berlin bekannt. Welch ungeheure Ausdehnung die Seuche hier nahm, wie sie den Verkehr lähmte, Handel und Wandel schädigte, die Geselligkeit brach legte und schließlich eine allgemeine panische Furcht hervorrief, das ist noch frisch in Jedermanns Erinnerung. Um eine Ziffer zu bringen, an der man die Ausbreitung der Seuche ermessen kann, so fehlten nach einer amtlichen Zählung am 7. Januar 1890, also zu einer Zeit, wo die Krankheit schon in der Abnahme war, von 170318 Schulkindern noch 11532. Die Sterblichkeit war in der Woche der Jahreswende zweidrittel mal größer als in normalen Zeiten! Uebrigens ist in diesem Punkte Berlin noch verhältnißmäßig günstig gestellt gewesen. Denn um dieselbe Zeit war in Wien die Mortalität doppelt, in London und Paris sogar zweiundeinhalb Mal so groß als sonst, und in Amsterdam erreichte in der dritten Januarwoche die Sterblichkeit den dreieinhalbfachen Betrag der gewöhnlichen Ziffer! Das waren Verhältnisse, die wohl den allgemeinen Schrecken erklären können, welcher damals die Bevölkerung ergriffen hatte.

Die obigen Angaben über die Sterblichkeitsziffer beziehen sich auf den Höhepunkt der Seuche. Da derselbe gesetzmäßig etwa vier bis fünf Wochen nach Beginn der Epidemie eintritt, so folgt schon aus der Gleichzeitigkeit derselben für Berlin, Wien, Paris und London, daß der Anfang der Influenza für alle diese Städte fast zur selben Zeit gewesen sein müsse. Das bestätigen auch directe Daten. Anfang December war demnach ganz Mitteleuropa ergriffen; es folgten Spanien und Portugal auf dem Fuße. Dann erschien, einige Tage bevor noch aus Italien die ersten Meldungen kamen, der unerwünschte Gast um die Mitte des Decembermondes in Newyork, und von hier aus wurde in schnellem Laufe der bis dahin gänzlich intacte Norden und Süden Amerika's durcheilt. Inzwischen war in Europa außer Italien um die Weihnachtszeit auch Griechenland befallen, und von hier aus zog die Influenza, die sonst von Ost nach West ihre Ausbreitung zu nehmen pflegt, rückwärts und in langsamerem Tempo nach Constantinopel, von wo sie im Februar 1890 nach Persien ging. Dort war Teheran der Ausgangspunkt. In Persien ließ man kräftig zu Ader, und „die Patienten starben und niemand fragte, wer genas?" Ende Februar waren Ostindien, Nordafrika, Capstadt, Mitte März Neuseeland und Australien, Anfang Mai die Goldküste, im Hochsommer Japan und Island, im September die Azoren ergriffen. Der Weg von Ost nach West ist zwar im Anfang, aber nicht im weiteren Ver-

lauf der Pandemie von 1889 eingehalten worden, sondern es sind die verschiedensten Richtungen benutzt, wie sie eben der Weltverkehr vorschrieb.

Im Winter 1891 ist die Influenza von Neuem, und zwar ziemlich bösartig erschienen. Indessen stehen wir noch zu sehr mitten in der Epidemie, als daß wir schon jetzt den Gang derselben genügend genau zu überblicken vermöchten.

II.

Wir haben wiederholentlich darauf hingewiesen, daß die Influenza dem menschlichen Verkehr folgt. Dieser viel umstrittenen, aber wichtigen Thatsache wollen wir zuvörderst einige Aufmerksamkeit schenken.

Die Influenza hat sich in früheren Epidemien häufig mit erstaunlicher Geschwindigkeit über große Strecken ausgebreitet: soll sie doch einmal ganz Europa während eines Frühlings überzogen haben. Aber es steht fest, daß sie niemals schneller gegangen ist, als die entsprechenden Beförderungsmittel für Menschen und Sachen das zur Zeit erlaubten. Wir reisen heutzutage mit einer Geschwindigkeit, die früher unerhört war, und die Influenza geht in weniger als vierzehn Tagen von Berlin nach Newyork! Acht bis zehn Tage dauert die Ueberfahrt, zwei bis drei Tage vergehen durch die Incubation, d. h. durch diejenige Zeit, welche zwischen der Aufnahme des Krankheitsgiftes und dem Ausbruche der Erkrankung liegt. Man sieht, das Exempel stimmt genau. Im Jahre 1833 braucht die Influenza drei Monate, um sich über die größeren Garnisonen Deutschlands zu verbreiten, 1889 gelingt ihr das in wenigen Tagen, und innerhalb fünf Wochen sind auch die kleinsten, entlegensten Garnisonen erreicht. Und was ferner bemerkenswerth ist: fast überall erkrankt das Militär, das ja dem allgemeinen Reiseverkehr entrückt ist, *nach* der Bürgerschaft. Diese Erscheinung wird besonders in den französischen Berichten ausdrücklich hervorgehoben. Und in Festungen, welche Außenforts haben, erkranken regelmäßig zunächst die Hauptgarnisonen und dann erst die Besatzungsmannschaften der Forts. Weisen alle diese Umstände auf die Wichtigkeit des Verkehrs für die Ausbreitung der Seuche hin, so sind doch noch eine Reihe von anderen Thatsachen vorhanden, welche die Bedeutung des Verkehrs zur Evidenz erheben. Unbestritten ist, daß die Seuche zuerst die Haupt- und großen Städte befallen, und daß sie sich von ihnen aus strahlenförmig fortgesetzt hat. Darin zeigt sich doch unzweideutig die Rolle des Verkehrs. Zwar behauptet der Verfasser eines guten Buches über die Influenza, daß gerade die strahlenförmige Ausbreitung das Gegentheil beweise. Denn die Erreger der Seuche, welche angeblich hoch in den Wolken sich befinden und auf die Erde niederfallen sollen, kämen „eher" in den großen Städten mit den vielen Menschen zum Gedeihen und erzeugten dort die Krankheit, als auf dem dürftiger besetzten Lande, wo sie vielfach auf unfruchtbaren Boden gelangten. Aber gesetzt, diese Hypothese wäre richtig, so erklärte sie doch nur, warum in den großen Städten so *viele* Menschen erkranken, aber nicht die Erscheinung, daß die großen Verkehrscentren zeitlich *früher* betroffen werden, als die Umgebung derselben. Bedürfte es aber noch weiterer Beweise für die Wirkung des Verkehrs, so sei auf die Angaben des Berichtes aus dem preußischen

Kriegsministerium hingewiesen, daß die Krankheit großentheils durch die Ostseehäfen in Deutschland eingeschleppt sein müsse, denn von Kiel, Stettin, Belgrad und Danzig seien die ersten Nachrichten über Massenerkrankungen eingelaufen. Der Häfen wird auch bei früheren Epidemien als der Eintrittspforte gedacht. Häufig sind es fremde Schiffe, welche die Seuche bringen. So war es in St. Kilda (Hebriden), in Island, den Gesellschaftsinseln, den Nicobaren und den Schifferinseln. Von den Färöer besitzen wir eine ausgezeichnete Notiz des leider schon der Wissenschaft entrissenen großen dänischen Physiologen Panum. „Es ist merkwürdig", sagt er, „daß der Ausbruch dieser (Influenza)-Epidemien mit dem Eintreffen von Handelsschiffen im Frühjahr in nahem Connex steht. Es kann dies wohl nicht als bloßer Zufall angesehen werden, da die Ankunft des ersten Handelsschiffes zu verschiedener Zeit, bald im März, bald im April, zuweilen erst im Mai erfolgt, zudem nach den Beobachtungen des Amtmanns Plöyem innerhalb der siebzehn Jahre, welche derselbe auf der Insel zugebracht hat, die Epidemie jedesmal zwei bis drei Tage nach dem Eintreffen des Schiffes ausbricht, die ersten Erkrankungsfälle die Handelsverwalter und das Dienstpersonal derselben betreffen, die Seuche sich alsdann über ganz Thorshaven verbreitete und von da aus über die Insel fortschritt."

Und was hier die Schiffe bewirken, wird anderswo durch den Landverkehr hervorgebracht. Sehr sprechende Belege dafür bieten die Erkrankungen der Winterwächter auf einsamen schweizer Höhenstationen. So war z. B., wie Seitz erzählt, seit Anfang December kein Mensch mehr auf die Grimsel gekommen. Der eine Winterwächter des Hospizes (1875 Meter hoch, $4^1/_2$ Stunden über Thal) ging Samstag, den 21. December, zu seinem Meister in Guttannen. Dieser lag gerade an der Influenza krank. Er hatte sich in Bern inficirt, war zu Hause krank geworden, der erste Patient im Orte. Auf den Berg zurückgekehrt, erkrankte der Wächter und steckte dann noch seinen Genossen an. Eine zwei- bis dreitägige Incubationszeit ist für die beiden ersteren auszurechnen. Aehnliche Verhältnisse sind von der Riffelalp und vom Rigi bekannt. Auf dem Säntis (2504 Meter hoch, sechs Stunden über Thal) blieb Alles gesund, weil während der ganzen Epidemie Niemand ins Thal hinabging, Niemand hinauf stieg. Vom Gotthardhospiz ging am Sonntag, den 5. Januar (die Sonntage spielen überhaupt bei der Influenzaeinschleppung in die schweizer Höhen eine leicht erklärliche Rolle) einer der beiden Winterwärter nach Airolo, wo jedes Haus durchseucht war. Am 6. Januar ging er in seine Einsamkeit zurück, zog seine Sonntagssachen aus und hing sie neben denen des anderen Wärters auf. Er blieb gesund, aber am 15. Januar erkrankte der obengebliebene Wärter an typischer Influenza. Wahrscheinlich hat der letztere am Sonntag, den 12. Januar, seine Kleider gewechselt, sich dabei inficirt und ist nach weiteren drei Tagen Incubation erkrankt. Es würden dann die Keime von den Sachen des in Airolo gewesenen Wärters auf die des obengebliebenen im Verlauf der Woche übertragen sein. Es liegt hier also mit großer Wahrscheinlichkeit eine Uebertragung durch gesunde Dritte vor, wie sie bei anderen Infectionskrankheiten schon oft beobachtet ist. Das Beispiel vom Gotthardhospiz zeigt sehr deutlich, was man von den vereinzelten Angaben zu halten hat, daß Schiffe, welche drei, ja sogar

fünf Tage früher vom Hafen ausgelaufen waren, auf offener See von Influenza heimgesucht wurden. Man hat diese Thatsache gegen die Ansteckung durch unmittelbare Berührung verwandt, indem man hinzufügte, daß in den betreffenden Hafenorten von dem Herrschen der Influenza „nichts bekannt gewesen sei.“ Wie leicht kann ein mit Influenzakeimen behafteter, zugereister, gesunder Dritter hier die Seuche aufs Schiff geschleppt haben! Früher hat man auch das Befallenwerden der eben angeführten Höhenstationen, „deren Wintersperre eine absolute wäre“, in ähnlicher Weise gegen die Verschleppung durch den Verkehr angeführt, bis eine genauere Nachforschung zu einem gerade entgegengesetzten Schlusse zwang. Nein! ohne eine künstliche Verkehrung der Thatsachen ist es ganz unmöglich, der Contagion die Rolle des regulären Ueberträgers bei der Influenza abzusprechen.

III.

Wir haben eben den Gegensatz zwischen contagiöser und miasmatischer Verbreitung berührt. Unter Contagion versteht man eine Ansteckung durch unmittelbare Berührung; bei miasmatischer Uebertragung denkt man daran, daß der Krankheitsstoff in der Luft sich befinde, und daß durch ihre Vermittelung dann die Ansteckung erfolge. Diese Unterscheidung ist ganz nützlich. Es gibt in der That gewisse Erkrankungen, wie z. B. den Milzbrand, bei denen das Krankheitsgift, also der Milzbrandbacillus, durch directe Berührung mit einer wunden Stelle des Körpers in den Organismus eindringt. Bei anderen Krankheiten wiederum, z. B. bei der Tuberkulose, kann der Infectionsstoff, der Tuberkelbacillus, mit der geathmeten Luft durch die Respirationswege (Luftröhre, Lunge) in den Körper gelangen. Dabei wollen wir bemerken, daß vielen Infectionsstoffen beide Möglichkeiten offen stehen. Die Tuberkulose kann auch dadurch erzeugt werden, daß die Bacillen direct in die Blutbahn oder in die Verdauungswege eindringen. So wichtig es indeß ist, zu wissen, daß der eingetrocknete und zerstäubte Auswurf der Tuberkulösen sich der Luft beimengen und von da aus schädlich auf die Mitmenschen wirken kann, ebenso unerläßlich muß man sich klar machen, daß die Luft Bacillen nur auf ganz kleine Räume hinaus forttragen kann (durch ein Zimmer, eine Wohnung, ein Haus). Niemals vermag sie dieselben über so weite Strecken zu bewegen, daß man sich durch Luftinfection das Entstehen einer ganzen Epidemie oder gar Pandemie erklären könnte. So viel man auch die Luft untersucht hat, so hat man doch in keinem einzigen Falle nachzuweisen vermocht, daß sie Krankheitskeime enthielt, die aus irgendwie beträchtlicher Entfernung stammten. Und damit ist dem Miasma in der Epidemiologie das Urtheil gesprochen. Früher, wo man sich vorstellte, daß das Miasma etwas Gasförmiges wäre, das in großer Verdünnung in der Luft „gelöst“ sei, konnte man dasselbe für das Zustandekommen von Epidemien verwerthen. Jetzt, wo wir wissen, daß die Ansteckungsstoffe lebende Wesen von relativ großem specifischen Gewicht sind, kann füglich von einem Miasma im alten Sinne und mit der ehemaligen hypothetischen Verbreitungsfähigkeit keine Rede sein. Und wie sonderbar ist es, daß selbst diejenigen Aerzte, welche der Influenza noch miasmatische Verbreitung zuschreiben, gestehen müssen, daß die Windrichtung und die Verhältnisse von Druck und Temperatur der Luft gar

keinen Einfluß auf den Weg der Seuche haben! Ein Aehnliches ist von dem Sumpffieber, dem noch der Name Malaria (böse Luft) den Charakter des Miasmatischen anhängt, schon seit Langem bekannt; bringt doch, nach Professor Tommasi's Ermittelung, der Libeccio, jener Wind, der aus den Stagni von Ostia und Macarese — den Sümpfen des Tibers — einherweht, gerade eine Verminderung der Malaria in Rom hervor. Man führe ferner nicht den Passatstaub oder den Blut-, Schwefel- und vulkanischen Aschenregen an, bei denen kleine mineralische oder auch organisirte Partikelchen über viele Meilen durch die Luft hinweggetragen werden. Zu ihrer Entstehung gehören besondere Bedingungen, locale Orkane u. dgl. und, was das Wichtigste ist: sie bringen keine Epidemien, ja sie begleiten dieselben nicht einmal. Können wir sonach der Luft mit ihren organischen Keimen nicht die Rolle des Erzeugers von Epidemien zuschreiben, so müssen wir andererseits doch fragen, wie denn Epidemien entstehen. Warum gibt z. B. nicht jeder einzelne Fall von Cholera, der in einer Stadt vorkommt, Anlaß zu einer Choleraepidemie? Wie kommt es, daß 1885 in Neapel die Cholera furchtbar wüthete, im Jahre darauf aber nur ganz wenige Menschen ergriff? Wenn es nur auf die Berührung der Menschen mit dem Cholerabacillus ankäme, um die Krankheit zu erzeugen, so ist es ja gar nicht einzusehen, warum in dem einen Jahre dazu weniger Gelegenheit sollte vorhanden gewesen sein, als in dem andern. Darauf hat die Seuchenlehre seit Pettenkofer's Ermittelungen geantwortet, daß es zweierlei Arten von Ansteckungsstoffen gäbe: solche, welche sich ausschließlich im menschlichen oder thierischen Körper zur vollen Heftigkeit entwickelten (endogene Infectionsstoffe), und solche, welche ihre Ansteckungsfähigkeit erst erlangten, wenn sie außerhalb des Körpers noch einen Reifungsproceß durchmachten (exogene Stoffe). Die Cholerabacillen seien ungiftig, wenn sie den menschlichen Darm verließen; fänden sie einen in bestimmtem Grade durchfeuchteten porösen Boden vor, in dem die Bedingungen zur Reifung vorhanden wären, dann erst würden sie giftig. Dieser Boden sei nur an bestimmten Orten vorhanden („örtliche Disposition") und die richtige Durchfeuchtung nur zu bestimmten Zeiten, wenn nämlich der Grundwasserstand stark von hoch nach tief geschwankt hat („zeitliche Disposition"). Daher könnte die Cholera nur an disponirten Orten und dort auch nur zu gewissen Zeiten epidemisch werden. Diese Lehre hat auf Grundlage des Studiums über die Lebenseigenschaften der Cholerabacillen überraschende Vertiefung, dabei allerdings auch einige Einschränkung erfahren. Man hat nämlich gesehen, daß die Cholerabacillen sich ganz verschieden verhalten, je nachdem man sie unter Luftzutritt (aërob) oder unter Luftabschluß (anaërob) sich entwickeln läßt. Im ersteren Falle, der im lufthaltigen, feuchten, porösen Boden verwirklicht ist, werden sie widerstandsfähiger gegen äußere Einflüsse und deshalb zur Uebertragung geeigneter; im zweiten Falle, der analog dem Leben der Bacillen im menschlichen Darm genommen ist, werden sie in hohem Grade giftig, aber sie verlieren ihre Widerstandsfähigkeit — sterben sofort durch Trockenheit, Säure ꝛc. — und werden sonach zur epidemischen Uebertragung ungeeignet. Es ist also zur Entstehung einer Choleraepidemie nöthig, daß die aus dem Körper, wo sie sich unter Sauerstoffsperre befanden, freigewordenen Bacillen unter Sauerstoffzutritt wider-

standsfähig werden. Die Begünstigung aëroben Fortkommens ist es also, was die Choleraepidemie macht. Und was hier von dem besonders gut studirten Beispiel der Cholera gesagt ist, hat wahrscheinlich viel allgemeinere Bedeutung. Wir kennen jetzt schon eine ganze Zahl von Bacillen, die nur unter Luftabschluß leben, wie der Erreger des Wundstarrkrampfes, und wir kennen andere, welche zwar auch bei Luftzutritt zu leben vermögen, aber nur in der Luftsperre ihre giftigen Eigenschaften entwickeln, wie z. B. die Erreger der Eiterung, den Trauben- und den Kettencoccus. So lange eine Eiterhöhle geschlossen ist, leidet der Körper unter der Aufnahme des fiebererregenden Eitergiftes, welches von den Coccen bereitet wird. Sobald das Messer des Chirurgen den Abscess öffnet, die Sauerstoffsperre aufhebt, wird das Fiebergift zerstört und die jetzt aërob lebenden Eitererreger verlieren ihre furchtbaren Eigenschaften. Das ist der biologische Sinn der alten Regel: ubi pus, ibi incide!

IV.

Der Leser verzeihe mir die letztere Erörterung, die eine scheinbare Abschweifung von unserem Influenzathema bildet. Aber die Epidemiologie befindet sich gegenwärtig in einem Stadium des Ueberganges, wo die alten Stützen wanken, und die neuen noch nicht fest gegründet sind. Die alten Lehren müssen sich mit den Thatsachen der Bakteriologie auseinandersetzen, und man will ihnen nur so viel Wahrheit zugestehen, als Bakteriologie in ihnen entfaltet ist. Man fragt jetzt bei jeder Seuche zuerst nicht, ob sie contagiös oder miasmatisch sei, sondern man sucht nach dem Bacterium der Seuche und seinen Lebenseigenschaften.

Von dem Bacillus der Influenza wußte man bis vor Kurzem soviel als von Herrn Schwerdtlein's Tod. Jetzt ist er durch den Vorsteher des Instituts für Infectionskrankheiten in Berlin, Herrn R. Pfeiffer, entdeckt, durch Herrn Kitasato in mehreren Generationen weitergezüchtet und von Herrn Canon (unabhängig von Pfeiffer's Entdeckung) im Blute Influenzakranker gesehen worden. Er ist sehr klein, der Zwerg unter den Bacillen, nur halb so groß als der Bacillus der Mäusesepticämie, welcher bisher als der winzigste galt. Er kann mit verdünnter Carbolfuchsinlösung roth, mit heißer Methylenblaulösung blau gefärbt und dann mikroskopisch besser sichtbar gemacht werden. Seine beiden Endpole färben sich stärker als das Mittelstück, so daß man ihn leicht für einen Doppelcoccus — der aus zwei kleinsten zusammenhängenden Kugeln bestände — halten könnte. Man kann ihn auf einem Nährboden von $1^1/_2$ % Zuckeragar cultiviren, wo seine Colonien zunächst nur mit der Lupe erkennbare, kleinste Tröpfchen bilden, welche abweichend von allen anderen Bacillencolonien niemals zusammenfließen, sondern stets getrennt bleiben sollen. Der Bacillus der Influenza ist ferner ohne Eigenbewegung. Man kann ihn auch auf Affen und Kaninchen übertragen und dadurch bei diesen Thieren künstlich die Influenza hervorrufen. Beim Menschen findet er sich hauptsächlich im Auswurfe der Kranken; er ist aber auch bei Influenzaleichen in der Lunge, in den Bronchien und auf dem erkrankten Brustfell gefunden worden, ebenso wie man ihn im Eiter bei Brustfellentzündung nach Influenza und — wie oben erwähnt — auch im Blute fiebernder Influenzakranker gesehen hat.

Die Sicherheit, daß der entdeckte Bacillus auch der wahre Erreger der Influenza ist, ergibt sich daraus, daß er jetzt in allen darauf untersuchten Fällen der Krankheit und nur in diesen gefunden wurde, daß er also niemals gesehen ist, wo keine Influenza bestand, und daß man ferner mit Reinculturen desselben, die durch verschiedene Generationen weitergezüchtet waren, künstlich die Erkrankung bei Thieren (Affen, Kaninchen) hat hervorrufen können. Durch das Zusammentreffen dieser drei Momente ist für die Richtigkeit des Schlusses jener Grad von Wahrscheinlichkeit erzielt, den wir menschlich als Gewißheit bezeichnen.

Ueber die genaueren Lebensbedingungen dieses Bacillus ist allerdings im Augenblick noch wenig bekannt. Wir wissen, daß er aërob leben kann; wir sind aber noch nicht darüber unterrichtet, ob er auch ohne freien Luftzutritt zu existiren vermag, unter welchen Bedingungen er ferner den Gipfel seiner Widerstandsfähigkeit erlangt und wann er jenes Gift zu produciren vermag, das beim Zustandekommen des Influenzaanfalles eine so entscheidende Rolle spielt.

V.

Es ist an der Zeit, daß wir von dem klinischen Verlauf der Influenza Genaueres erfahren. Denn wenn auch fast ein Jeder die Macht dieser Erkrankung an sich selber erprobt hat, so ist doch deren Erscheinungsform eine so vielgestaltige, daß sie auf den ersten Anblick selbst den Kenner verwirrt. Man hat daher schon in frühen Zeiten die Beschreibung der „Complicationen" von denen des eigentlichen Anfalles getrennt und hat drei Arten des letzteren beschrieben, die nervöse, gastrische und respiratorische Influenza, je nachdem die Erkrankung des Nervensystems, des Verdauungsapparates oder der Athmungswege besonders hervorstechend war. Es ist unnöthig, zu betonen, daß diese Eintheilung nur einen rein praktischen Werth hat, daß es sich in allen Fällen um eine einheitliche Erkrankung handelt, bei welcher der ganze Körper in Mitleidenschaft gezogen wird; nur daß hier und da das eine oder das andere Organsystem das stärker befallene ist.

Jedermann weiß, daß es Infectionskrankheiten gibt, welche mit Vorboten auftreten, wie die Masern, bei denen die Kinder vorher durch Lichtscheu, heftiges Niesen, leichte Schlingbeschwerden, allgemeines Unbehagen geplagt werden, ehe das hohe Fieber und mit ihm der Masernausschlag erscheint. Andere Krankheiten kommen plötzlich und unangemeldet, wie der Dieb in der Nacht. Der vielgefürchtete Scharlach und die immerhin harmlosere Influenza können als Beispiele hierfür gelten. Des Morgens ist ein Knabe wohlgemuth in die Schule gezogen. Zur Frühstückszeit hat ihn der Lehrer bereits heimgesandt, weil er den Eindruck eines Schwerkranken macht. Volle Gesundheit und ausgesprochenstes Leiden sind bei der Influenza durch eine scharfe Grenze jäh geschieden. Und das gilt nicht für Kinder allein. Kein Alter und keine Constitution schützt vor jenem gänzlichen Zusammenbruch der Kräfte, welcher für den Beginn der Influenza so charakteristisch ist. Die robustesten Leute aus dem Arbeiterstande mußten sich von Mehreren unterstützen lassen, um nur die Treppen des Hospitals ersteigen zu können. Der leidende Eindruck wird noch gesteigert durch den nie fehlenden Kopfschmerz, der manchmal eine erstaunliche Heftigkeit erreicht, doch glücklicherweise nicht von langer Dauer sich erweist. Das Gemüth der Kranken ist dabei

bedrückt, ihr Denken und Wollen gebrochen; es überfällt sie eine große Angst, die häufig erst in der eintretenden Benommenheit und Schlafsucht untergeht. Geschmack, Geruch und Gehör sind abgestumpft; manchmal besteht geradezu eine Taubheit, welche in grellem Gegensatz zu der Gehörsüberempfindlichkeit steht, die man bei Kranken mit Hirnhautentzündung peinlich empfindet. Gerade der letztere Umstand gibt für den Kundigen von vornherein eine klare Unterscheidung gegen das sonst nicht unähnliche Bild, welches die Entzündung der Hirnhäute hervorruft. Alle diese Symptome sind nicht vom Fieber abhängig. Denn in Fällen, wo gar kein Fieber besteht — und diese sind nicht so selten — zeigen sie sich in gleicher Stärke. Oefters kommt die gestörte Gehirnthätigkeit sogar in ungemein heftigen Delirien zum Ausdruck, welche Nachts einsetzen, um am Tage wieder zu verschwinden. Fast immer werden die Kranken durch einen äußerst unangenehmen Schwindel geplagt, und daneben erscheinen starke Schmerzen im ganzen Körper; ein wahres Gliederbrechen, wie man es bezeichnend genannt hat. Aber gewisse Körperregionen sind doch für Influenzaschmerzen geradezu typisch. So sitzt constant ein Schmerz zwischen den Schulterblättern oder im Kreuz, ferner im unteren Theil des Brustbeins und häufig auch in der Nierengegend. Daneben werden die Zwischenrippenräume schmerzhaft; häufig treten auch wirkliche Herzschmerzen und Herzbeklemmungen ein. „Anxietas circa praecordia urget." Dabei ist der Puls stark beschleunigt, und die einzelnen Schläge folgen unregelmäßig aufeinander. Schweiß begleitet den ganzen Anfall und nicht selten auch die sehr schleppende Reconvalescenz.

Bei anderen Kranken treten nicht so sehr die nervösen Symptome hervor, als vielmehr diejenigen des Athmungsapparates. Ein krampfhaftes Niesen, ein ebenso krampfhaftes Husten, das Gefühl von Luftmangel und ein Bronchialkatarrh, dessen Geringfügigkeit in einem auffallenden Mißverhältniß zu den ebengenannten starken Beschwerden steht: das sind die Haupterscheinungen der Influena respiratoria. Bei Kindern ist diese Form selten. Meistens tritt hier die erstgenannte nervöse, oder die gastrische Form auf, welche wir sogleich kennen lernen wollen.

Hier finden wir neben Kopfschmerz, Mattigkeit, Verstopftsein der Nase, leichtem Husten meist einen Fieberfrost; die Temperatur steigt bis zu 40° C. an, und fällt nach Stunden oder seltener Tagen langsam ab. Es besteht ein unüberwindlicher Widerwille gegen Speisen, häufig Uebelkeit, ja sogar Erbrechen. Die Zunge ist belegt, die Thätigkeit des Magens und des Darms liegt darnieder. Wenn die Reconvalescenz beginnt, dann bleibt große Mattigkeit zurück: Neigung zu Schwindel und Ohnmachten besteht; quälendes Herzklopfen, Niedergeschlagenheit, fehlender Schlaf, wüste ängstliche Träume lassen das Gefühl der Gesundung nicht eigentlich aufkommen, und eine langdauernde Appetitlosigkeit und Magenschwäche tragen dazu bei, die Constitution des Kranken noch mehr zu untergraben, als es der Anfall selbst gethan hatte.

Das sind in den wesentlichen Umrissen gezeichnet die Krankheitsbilder, welche die uncomplicirte Influenza darbietet. Natürlich gibt es leichtere und schwerere Erkrankungen und innerhalb derselben so viele Schattirungen, daß dem Beobachter ein sehr mannigfaltiges und farbenreiches Bild vor die Augen tritt.

Gewiß ist es wichtig, die Erscheinungen einer Krankheit genau zu kennen. Aber unser Verstand verlangt noch mehr. Er will in das Wesen des Krankheitsprocesses so vollkommen eindringen, daß er aus ihm die äußeren Symptome mit Nothwendigkeit folgern kann. Nur sind wir nicht immer in der Lage, dieser Forderung streng zu genügen. Dann müssen wir uns bescheiden, zum mindesten eine gewisse Ordnung in die Auffassung des Krankheitsverlaufes zu bringen und denselben so der Begreiflichkeit näher zu rücken. Das wenigstens können wir bei der Influenza.

VI.

Nach Allem, was wir bis heute wissen, müssen wir annehmen, daß der Influenzabacillus in der Regel durch die Athmung in den menschlichen Körper gelangt. Der normale Weg, den der Luftstrom nimmt, ehe er in die Lungen gelangt, führt durch die Nase und den Rachen in den Kehlkopf und die Luftröhre. In der Nase soll die Luft vorgewärmt, ein wenig angefeuchtet und von ungehörigen Beimengungen befreit werden. Zu diesem Zwecke muß sie durch das System der buchtenreichen Nasenmuscheln durchstreichen, in denen sie auch zuerst Krankheitskeime ablagern wird. So kommt es, daß die Nase schon in gewöhnlichen Zeiten recht häufig erkrankt. Bei der Influenza aber ist sie dasjenige Organ, das mit fast ausnahmsloser Regelmäßigkeit befallen wird. Curschmann gibt die Nase in 78 % der Fälle als betheiligt an; nach unseren Beobachtungen aber muß diese Zahl noch beträchtlich erhöht werden. Die Nase aber steht direct mit den Lymph- und Bluträumen des Gehirns in Verbindung, und ihre Innervation, die, abgesehen von der Riechsphäre, vom fünften Hirnnerv (Trigeminus) vermittelt wird, strahlt auf dem Wege des Reflexes in andere wichtige Nervenbahnen aus. So kommt es, daß Störungen der Nase in zweifellosem klinischen Zusammenhang mit anderen Innervationsstörungen stehen. Besonders manche Kopfschmerz- und Asthmaformen sind schon früher von Hack auf Nasenerkrankungen zurückgeführt. Aber gewisse Arten von Schwindel, Appetitlosigkeit, Uebelkeit und Erbrechen, von Herzklopfen, Herzschmerz und Beklemmung, von Schulterblatt-, Brustbein-, Zwischenrippen-, Kreuz- und sogenannten Nierenschmerzen, ja von Schmerzen in den Beinnerven und im Magen und Darm, gehören ebenso wie das krampfhafte Niesen und Husten, wie wüste ängstliche Träume und die Unfähigkeit aufmerksamen Denkens so typisch zu den „Reflexneurosen von der Nase aus", daß jeder Kenner dieser Dinge sofort die Nase untersucht, wenn ihm von einem Kranken über einige jener Beschwerden geklagt wird. Nun haben meine Leser sofort bemerkt, daß ich unter den Symptomen der nasalen Neurosen den größten Theil der Influenzabeschwerden aufgezählt habe, und sie machen mit mir den zutreffenden Schluß, daß diese Beschwerden von der Nasenerkrankung abhängig seien. In der That kann man jedes von diesen Symptomen für kurze Zeit aus den Influenzaerscheinungen ausschalten, wenn man die erkrankten Stellen der Nase durch Cocainbepinselung unempfindlich macht. Man kann ferner, wenn das eine oder andere von diesen Symptomen auch nach der Reconvalescenz bestehen bleibt, durch entsprechende Behandlung der Nase es mit Sicherheit beseitigen. Der Verfasser hat hiervon eine so er-

drückende Fülle von Beispielen erlebt, daß an der Thatsache selbst kein Zweifel besteht.

Andererseits bleiben eine Anzahl von Beschwerden der Influenza übrig, welche auf den ebengenannten Ausgangspunkt keineswegs zurückzuführen sind. Das Fieber und die Delirien, die Schwäche und die Gliederschmerzen, die Benommenheit und die Schlafsucht, eine Componente des Kopfschmerzes und des Schwindels, und die wirklichen katarrhalischen Erscheinungen der Lunge und des Magens müssen als directer Ausdruck der Giftwirkungen angesehen werden, welche die von dem Influenzabacillus gelieferten Stoffwechselproducte auf den Organismus ausüben. In diese Kategorie gehört auch die Herzschwäche, die bei alten und bei durch Krankheit heruntergekommenen Leuten häufig genügt hat, den Tod herbeizuführen. Ferner sind hierhin noch eine ganze Zahl von anatomischen Erkrankungen des Nervensystems zu zählen, welche bei der Influenza vorgekommen sind, und als deren wichtigste wir nur kurz die acute Entzündung der peripherischen Nerven, die Erkrankung der grauen Ursprungskerne von Hirnnerven, ferner die Erkrankungen der Gehirngefäße mit den schweren Folgen der Hirnblutung (Schlagfluß) hier genannt haben wollen. Es stehen diese Leiden in Parallele mit denjenigen, die auch bei anderen Infectionskrankheiten bekannt sind und welche dort ebenfalls auf die Vergiftung des Körpers mit bacillären Producten bezogen werden. Man hat nachgerade gelernt, einzusehen, daß die Bacillen nicht bloß an denjenigen Stellen des Körpers schädlich werden, wo sie sich selbst in größerer Menge angesiedelt haben und in directem Angriff den Kampf mit den Zellen aufnehmen, sondern daß sie auch durch die von ihnen abgeschiedenen Gifte die schlimmsten Fernwirkungen ausüben. Durch diese letzteren wird zumeist die Thätigkeit der Organe lahm gelegt und, was fast noch verhängnißvoller ist, es wird der Boden für andere Mikroorganismen vorbereitet, die nun im Körper gedeihen können und die Ursache für die Complicationen liefern, an denen so mancher zu Grunde geht, welcher die erste Erkrankung glücklich überstand. Und gerade bei der Influenza haben sich die Complicationen als besonders verderbenbringend herausgestellt.

Vor allen Dingen sind es die Lungenentzündungen gewesen, die, wie ein Autor sich treffend ausgedrückt hat, geradezu den Leichenzug der Seuche gebildet haben.

Der Erreger der Lungenentzündung gehört ebenfalls zu den „Kleinlebewesen" und wird Pneumococcus genannt. Die gewöhnliche durch den Pneumococcus hervorgebrachte typische Lungenentzündung ist eine ziemlich gutartige Erkrankung, deren regulärer Ausgang die Genesung ist. Daneben bestehen noch andere Formen der Lungenentzündung, welche nicht durch den Pneumococcus verursacht werden, sondern durch jene Coccen, die man schon länger als die eigentlichen Erreger der Eiterung kennt, den Trauben- und den Kettencoccus (Staphylo- und Streptococcus). Diese letzteren, die Streptococcen-Lungenentzündungen, sind sehr viel gefährlicher als die gewöhnliche Form, und leider sind sie gerade diejenigen, welche nach der Influenza häufiger beobachtet wurden. Daher auch die große Zahl der Todesfälle, welche sie im Gefolge hatten und die noch in aller Gedächtniß sind. Und wo nicht direct der Tod eintrat, da kam es oft zu weiteren beklagenswerthen

Folgen. Die Entzündung zog sich in die Länge, wanderte von einem Lungenlappen in den anderen, und gab wohl auch zu Lungenabscessen oder zu Lungenbrand Veranlassung; häufig ging die Krankheit aufs Brustfell über und brachte hier Ausschwitzungen oder gar Eiterungen hervor. Oefters geschah es auch, daß die Staphylo- und die Streptococcen durch die Blutbahn direct ins Herzfleisch geführt wurden und hier eitrigen Zerfall bewirkten. Die Zerstörungen des Herzens waren dabei manchmal von einer Ausdehnung und einer Schwere, wie man sie sonst kaum sieht. Und wehe, wenn Herz und Lungen schon vorher schwach und krank gewesen waren! Wie viel Tuberkulöse sind durch die Influenza dem Grabe zugeführt, wie viel Herzkranke den Ihrigen jäh entrissen worden!

Die Neigung zu Eiterung und Entzündung machte sich auch in anderen Organen geltend. Auf der Haut kam es zum Rothlauf, in den Höhlen des Schädels (Kiefer-, Stirn-, Keilbeinhöhle, Siebbeinzellen) zum Eiterfluß, im Hirn zu Abscessen, auf den Hirnhäuten zur eitrigen Entzündung; das Mittelohr und Trommelfell erkrankten, auf ähnliche Art, ja manches Auge hat zu Grunde gehen müssen. Eigentlich ist kein Organ, das nicht gelegentlich in Mitleidenschaft gezogen wurde. Besonders haben die drüsigen Organe des Leibes häufiger gelitten. Auch die Heilung von Operationswunden wurde verzögert; Bennet sagt bezeichnenderweise, daß er sich in die vorantiseptische Zeit zurückversetzt glaubte. In allen diesen Fällen sind der Trauben- und der Kettencoccus die Urheber des Uebels gewesen.

Aber noch nicht genug damit. Denn außer diesen durch Einwanderung von fremden Coccen bedingten Complicationen hat es auch noch einige Nacherkrankungen gegeben, die wohl durch den Bacillus Influenzae selbst entstanden sind. Die interessanteste unter ihnen ist eine an der Hornhaut des Auges localisirte Krankheit, welche Keratitis dendritica heißt. Der Name stammt von der baumartigen Verzweigung einer Trübungsfigur, die man in der Hornhautmitte sieht. Bei diesem Leiden sind wahrscheinlich die verästelten Saftlücken der Hornhaut einfach mit Influenzabacillen vollgestopft und so undurchsichtig geworden. Das von den Bacillen abgesonderte Gift hat ferner die Nervenendigungen in der Hornhaut gelähmt und damit Empfindungslosigkeit im getrübten Bezirk hervorgebracht. Diese Keratitis dendritica hat früher zu den recht seltenen und nur vereinzelt auftretenden Augenkrankheiten gehört. Zur Influenzazeit wurde sie plötzlich auffallend häufiger, und man sah sie gleichzeitig an vielen Orten. Ist dadurch ihr Zusammenhang mit der Influenza zweifellos geworden, so läßt doch auch andererseits ihr früheres vereinzeltes Vorkommen den weiteren Schluß zu, daß die Influenza selbst auch zu solchen Zeiten, wo sie nicht epidemisch bemerkt wurde, immerhin sporadisch aufgetreten sei. Und dafür spricht Vieles. Jeder Arzt hat auch zu gewöhnlichen Zeiten Fälle von „Grippe" beobachtet, die er in das gebräuchliche Schema nicht hat einreihen können und die er zu Epidemiezeiten unzweifelhaft für Influenza erklärt haben würde. Vor Allem waren es die schleppende Reconvalescenz und die große Schwäche, die so fremdartig berührten. Auch schlossen sich manchmal Lungenentzündungen diesen Erkrankungen an, welche durch ihre Schwere oder die ungewöhnlich schnelle Tödtlichkeit nur an diejenigen nach Influenza erinnern. Künftighin wird man die Frage, ob diese

Leiden wirklich der Influenza zuzuzählen sind, einfach dadurch beantworten können, daß man das Fehlen oder Vorhandensein des Bacillus durch Mikroskop und Cultur feststellt.

VII.

Welche Momente das Entstehen einer Influenza-Epidemie begünstigen, ist unbekannt. Wir sind daher vorläufig auch nicht in der Lage, die epidemische Verbreitung dieser Seuche zu verhindern. Aber wir wissen doch durch die Pfeiffer'sche Entdeckung, daß die Influenzabacillen mit dem Auswurf der Kranken nach außen gelangen, und dadurch erwächst uns die Pflicht, den Auswurf unschädlich zu machen. Wir haben also dieselbe Aufgabe wie bei der Tuberkulose, die auch durch den Auswurf der Kranken vielfach verbreitet wird. Wir werden also die Kranken auffordern, den Schleim, den sie aushusten, nicht in das Taschentuch oder gar ins Zimmer oder auf die Straße zu deponiren, sondern ihn stets in mit Wasser gefüllte Gefäße zu geben oder dem vortrefflichen Dettweiler'schen Taschenfläschchen zu überliefern. Der Inhalt jener Gefäße wird dann in die Cloake befördert, wo er durch die Wirkung der Fäulnißbacillen auf die schnellste und sicherste Weise unschädlich gemacht wird. Denn neben den Fäulnißbacillen können die Influenzabacillen nicht bestehen.

Die einmal ausgebrochene Erkrankung ist nach denselben Principien zu behandeln, die wir in der Therapie cyklisch verlaufender Infectionskrankheiten anzuwenden gewohnt sind. Bettruhe, strenge Diät und scrupulöse Reinigung des Mundes bilden hier die Hauptsache. Der Kopfschmerz ist durch Antipyrin und ähnliche Mittel meistens erfolgreich bekämpft worden. Ein eigentliches Heilmittel gegen die Influenza steht uns bisher nicht zu Gebote.

Haben wir im Verlaufe dieser Schilderung der vielen fatalen Eigenthümlichkeiten, welche die Influenza darbietet, mit Nachdruck gedenken müssen, so gebietet Wahrheit und Gerechtigkeit, daß wir auch ihrer erfreulichen Eigenschaften Erwähnung thun. Während ihres Bestehens drängt sie alle anderen Infectionskrankheiten zurück. Masern, Scharlach, Diphtherie, acuter Gelenkrheumatismus sind von ihr wie ausgelöscht, und andere Epidemien haben neben ihr noch nie bestanden. Die schwachen Constitutionen rafft die Influenza meist hinweg. Sie ist gleichsam ein Prüfstein für die Lebensfähigkeit der Befallenen. Wer vor ihr besteht, ist immerhin ein Stärkerer. Und so kommt es, daß auf Influenzajahre meist Zeiten eines auffallend guten Gesundheitsstandes folgen.

Berlin, im Januar 1892.

Hamlet in Hamburg, 1625.

Von

Berthold Litzmann.

Die englischen Comödianten, die seit den neunziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts bis ins zweite Jahrzehnt des dreißigjährigen Krieges Deutschland durchzogen, haben bekanntlich auch eine Anzahl von Shakespeare's Dramen in ihrem Repertoire gehabt. Das beweisen einerseits die gleichzeitigen Nachrichten über stattgefundene Aufführungen, so vom Juden in Venedig (Passau 1607, Halle 1611, Dresden 1626), Romeo und Juliet (Nördlingen 1604, Dresden 1626), Julius Cäsar (Dresden 1626), Hamlet (Dresden 1626), König Lear (Dresden 1626), Comödie der Irrungen (wahrscheinlich Dresden 1626), das Zwischenspiel aus dem Sommernachtstraum (?) (Nördlingen 1604, Hamburg c. 1625); anderseits dürfen wir aus dem Umstande, daß uns in den Repertoiren der deutschen Wandercomödianten in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts Shakespeare'sche Dramen begegnen, den Schluß ziehen, daß diese noch aus der Erbschaft der Engländer stammten: zumal wir für diese Zeit die Beobachtung machen, daß die englischen Stücke im Repertoire von Jahr zu Jahr sich vermindern und durch solche italienischen und spanischen Ursprungs, entsprechend der allgemeinen Literaturströmung, ersetzt werden. Zu dieser Gruppe gehören: Die Bezähmung der Widerspänstigen, von der aus den sechziger und siebziger Jahren Aufführungen berichtet werden, Othello, der 1661 in Dresden gespielt ward und Titus Andronicus (1666 in Lüneburg, 1699 in Linz)[1].

Einige dieser Dramen sind uns auch gedruckt oder handschriftlich erhalten, und zwar in einer Form, die deutlich verräth, daß wir es hier mit Bühnenredactionen zu thun haben, für die zum Theil die Engländer, zum Theil ihre deutschen Erben verantwortlich zu machen sind. Das ist noch ein gelinder Ausdruck. Denn es handelt sich hier um rohe Vergewaltigungen des dichterischen Textes, dergestalt, daß man, wie bei einem Gemälde, das zur Auffrischung in

[1]) Vgl. die Zusammenstellung bei Creizenach, Die Schauspiele der englischen Comödianten. Berlin und Stuttgart. S. XXXV ff.

die Hände eines Stümpers gefallen, unter der dicken Uebermalung kaum die ursprünglichen, reinen und edlen Conturen noch zu erkennen vermag.

Das Charakteristische für diese Bearbeitungen ist das Verwischen oder gänzliche Tilgen aller feineren Züge zur psychologischen Motivirung, das Herausarbeiten der die Nerven kitzelnden Scenen von Mord und Gewaltthat, das Herabzerren des Komischen in den Schlamm der geist- und witzlosen Zote, stellenweise auch das Einfügen neuer Figuren und Auftritte, die zu weiteren Versündigungen in dieser Richtung Gelegenheit geben. Schließlich bemerken wir auch hin und wieder eine Neigung, Scenen, die im Original nur dazu dienen, der Haupthandlung zu secundiren, die Hauptwirkungen vorzubereiten, breit ausgesponnen in den Vordergrund zu rücken, z. B. da, wo sich die Möglichkeit zur pomphaften Entfaltung einer Staatsaction ergibt.

Von Shakespeare's Dramen sind uns in deutscher Sprache so im Wortlaut drei erhalten. Den Titus Andronicus, der in einem Druck von 1620 vorliegt, rechne ich nicht hierher; denn diese Fassung ist jedenfalls nicht unmittelbar aus Shakespeare geflossen. Dagegen haben wir aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts stammende Handschriften vom Kaufmann von Venedig (Wien und Karlsruhe), von Romeo und Julia (Wien) und vom Hamlet.

Vom Hamlet, der uns hier allein interessirt, ist allerdings die Handschrift jetzt als verloren anzusehen. Wir können diesen Verlust aber verschmerzen, da sie uns in einem, wie es scheint, mustergültig getreuen Abdruck aus dem Jahre 1781 erhalten ist. Diese Handschrift, „Tragödia, der bestrafte Brudermord, oder: Prinz Hamlet aus Dänemark", trug auf dem Titel den Vermerk: „Pretz, den 27. October 1710". Daß diese Zeitangabe sich aber nur auf den Termin beziehen kann, an dem die Niederschrift, nach einer älteren Vorlage, hergestellt wurde, daß die Bearbeitung selbst aus dem siebzehnten Jahrhundert stammen muß, das habe ich bereits vor einigen Jahren an anderer Stelle nachzuweisen versucht[1]).

Aus dem Umstande nämlich, daß die Schauspielerscene in dem deutschen Hamlet eine vom englischen Original ganz abweichende Gestalt zeigt, daß in ihr ein mit Namen genannter Principal einer Compagnie „hochteutscher Comödianten", „Principal Carl", das Wort führt, ein Mann, der als historische Persönlichkeit für die sechziger und siebziger Jahre des siebzehnten Jahrhunderts thatsächlich nachweisbar ist, sowie ferner aus dem Umstande, daß in seinem Gespräch mit Hamlet weibliche Mitglieder der Gesellschaft erwähnt werden, deren Vorkommen erst seit der Mitte der fünfziger Jahre urkundlich verbürgt ist, folgerte ich damals, daß auch die übrigen Theile dieser uns vorliegenden Hamletredaction ihre Fassung erhalten hätten circa zwischen 1660 und 1680, und daß das Ganze, worauf auch aus sprachlichen Gründen zu schließen, auf norddeutschem Boden entstanden sei.

Angesichts dieser Ergebnisse, die in der Folge auch von Anderen bestätigt und ergänzt wurden, lag es nahe, die Hauptschuld an der Verballhornung des

[1]) In der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte. Herausgegeben von Koch und Geiger. Neue Folge. Bd. I, S. 6—13. 1887. Vgl. auch Creizenach a. a. O. S. 127 ff.

Shakespeare'schen Textes den deutschen Comödianten zuzuschieben, zumal der Text des Kaufmanns von Venedig und von Romeo und Julie Anlaß zu ähnlichen Beobachtungen gab.

Aber wie sehr hier Vorsicht geboten ist, das lehrt ein Fund, auf den ich jüngst bei Arbeiten zur Geschichte des deutschen Theaters im siebzehnten Jahrhundert durch einen glücklichen Zufall stieß, und der die Geschichte des deutschen Shakespeare-Textes im siebzehnten Jahrhundert, speciell dieser Hamlet-Redaction in einer neuen Beleuchtung erscheinen läßt.

Es ist mir nämlich gelungen, einen Bericht über eine deutsche Hamlet-Aufführung durch englische Comödianten ans Licht zu ziehen, aus dem deutlich hervorgeht, daß gerade die Schauspielerscene schon unter den Händen der Engländer gewisse charakteristische Verschlechterungen erfahren hat; ja, der, wenn der Erzähler aus treuem Gedächtniß berichtet, beweisen würde, daß die Engländer sich mit dem Shakespeare'schen Texte ungleich größere Freiheiten erlaubt haben, als je die verrufensten deutschen Wandercomödianten. Wir werden allerdings gleich sehen, daß die Frage, ob der Bericht in allen Einzelheiten genau den Thatsachen entspricht, nicht unbedingt bejaht werden kann..

Eine der ergibigsten Quellen für unsere Kenntniß vom deutschen Bühnenwesen in dem Zeitraum, wo nach dem Muster der noch in Deutschland spielenden Engländer sich die ersten Anfänge einer nationalen Schauspielkunst zu entwickeln begannen, bilden die Schriften eines holsteinischen Landpredigers, des Pfarrers Johann Rist zu Wedel, unweit Hamburg. Rist genießt in der Literaturgeschichte im Allgemeinen keines guten Rufes; er gilt mit Recht als ein maßlos eitler, von seinen Vorzügen in einem fast pathologisch zu nennenden Grade eingenommener Mann, der besonders durch den, zu seines Namens Ehre selbstgestifteten „Elbschwanenorden" ein Reclame- und Coteriewesen großzog, das uns durchaus modern anmuthet. Nicht minder verrufen ist er wegen seiner uferlosen Geschwätzigkeit, wegen des unsäglichen Wohlbehagens, womit er, namentlich in den Schriften seines Alters, über seine persönlichen Erlebnisse und Ansichten sich zu verbreiten beliebt. Ich aber liebe den Mann gerade wegen dieser Eigenschaften zärtlich; denn ihnen danken wir eine Reihe von werthvollen Detailzügen über die älteste deutsche Theatergeschichte, die allerdings bisher von der Forschung keineswegs genügend beachtet worden sind.

Dieser holsteinische Landpastor war nämlich seit seinen Jugendjahren ein leidenschaftlicher Theaterliebhaber. Geboren 1607, hatte er schon als Schüler des Johanneums zu Hamburg sich an den Vorstellungen englischer Comödianten begeistert, dann als Student selbst sich als Dramatiker und als Schauspieler versucht und auf mancherlei Reisen, wie es scheint, auch die holländische Bühne gründlich kennen gelernt. Diese Liebe fürs Theater hatte er sich aus den stürmischen Jugendjahren ins Predigtamt hinüber gerettet, und so bildete er denn unter den zeitgenössischen Dichtern eine rühmliche Ausnahme insofern, als er der einzige namhafte Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts ist, der es nicht verschmäht, mit der Bühne Fühlung zu behalten, der die Wandercomödianten, die durch seinen Ruf gelockt an die Thür des Pfarrhauses klopfen und sich seine

Dramen zur Aufführung ausbitten, nicht von der Schwelle weist, sondern sie mit jugendlichem Feuereifer zu fördern und zu unterstützen strebt.

Welche Rolle in seinem Leben Theater und Drama gespielt haben, das tritt uns aber nirgends so lebendig entgegen wie in der etwa anderthalb Jahre vor seinem Tode geschriebenen Monatsunterredung der

„Aller Edelsten Belustigung Kunst- und Tugendliebender Gemühter, vermittelst eines anmuhtigen und erbaulichen Gespräches, welches ist dieser Art die Vierte und zwar eine Aprilensunterredung. Beschrieben und fürgestellet von Dem Rüstigen. Hamburg 1666."

In diesem Büchlein, das gleich den übrigen Schriften Rist's ein insigne specimen vanitatis ist, wird bei der Erörterung der Frage, welche die edelste Belustigung sei, auch die Schauspielkunst unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, und der Verfasser nimmt dabei Gelegenheit, allerlei interessante Erinnerungen aus seinen Jünglingsjahren auszukramen. Hier begegnen wir z. B. dem ausführlichen Bericht über eine Aufführung des Peter Squentz durch englische Comödianten, der für die Geschichte dieses Rüpelspiels, wie für die Spielweise der Engländer höchst werthvolle Aufschlüsse gewährt.

Hier stoßen wir auch auf den Bericht über eine Hamlet-Aufführung, der allerdings, in Folge eines dem Erzähler dabei untergelaufenen merkwürdigen Gedächtnißfehlers, der deutschen Shakespeareforschung bis auf den heutigen Tag entgangen ist.

Rist berichtet nämlich nicht von einem Drama Hamlet, sondern „von einem Könige, der seinen Sohn, den Printzen mit des Königs von Schottland Tochter wollte verheirathen".

Bei diesem Titel kann freilich Niemand an Hamlet denken, um so weniger, da die englischen Comödianten thatsächlich ein Drama dieses Titels im Repertoire hatten, das gedruckt vorliegt, und das inhaltlich auch nicht die geringste Verwandtschaft mit Hamlet zeigt. Dagegen lassen die charakteristischen Züge, die Rist aus dieser Aufführung im Gedächtniß geblieben sind, keinen Zweifel darüber zu, daß es sich wirklich um eine Hamlet-Aufführung handelt. Die Verwechslung des Titels aber erklärt sich wohl daraus, daß Rist aus fast vierzigjähriger Erinnerung berichtet. Als er der Vorstellung beiwohnte, war er ein neunzehnjähriger Student, als er von ihr erzählte, ein Mann an der Schwelle der Sechzig.

Was ihm die Erinnerung wachruft, ist die im Lauf des Gespräches sich ergebende Erörterung der Frage, „ob es zulässig sei, in den Freuden- und Trauerspielen andere durch die Hechel zu ziehen"; da hebt Rist an[1]):

„Sonsten haben die Komœdianten, als etlichermahssen Satyrici, mit Stichel-Reden grosse Macht, lasterhafften Personen tapsser auf die Haube zu greiffen, und deroselben Untugenden gleichsahm lachend zu straffen, man muß aber auch hierin Mahsse zu halten wissen. Gleich itzt erinnere ich mich einer Komœdien, welche ich in meiner Jugend von den Engelländern habe gesehen spielen in einer grossen Volkreichen Statt, die ich nicht nennen will. Es hatte eben dazumahl ein grosser und hertzhaffter Potentat, mit welchem die Statt nicht gahr zu wol stund, eine stattliche Krieges-Macht auff die Beine gebracht, welche ihr Lager nahe bey der Statt hatte, nicht

[1]) a. a. O., S. 148—155.

zwahr zu dem Ende, daß er derſelben feindlich wolte zuſetzen, ſondern vielmehr, einem anderen Krieges-Herren, die gleich dazumahl anderswoh' gegen einander zu Felde lagen, etlichermahſſen ein Furcht inzujagen. Nun begab ſichs, daß täglich viele fürnehme Krieges-Bediente, aus dem Lager in die Statt giengen, ritten und fuhren, allerhand Sachen, derer ſie benöhtiget waren, zu kauffen, da ſie denn auch häuffig bey den Komœdien ſich finden lieſſen, und eine beſonders groſſe Luſt aus denſelben ſchöpften. Eines Tages, wie daß Komœdien Hauß ſo woll mit Soldaten und Krieges-Bedienten als Bürgern der Statt ſehr war angefüllet, ſpieleten die Komœdianten, von einem Könige, der ſeinen Sohn, den Printzen mit des Königs von Schottland Tochter wollte verheirahten. Unter anderen Handlungen geſchahe es, daß, wie der Printz oder Bräutigam mit etlichen ſeiner Edelleuten, auff der Schaubühne, von ſeinem herrlichen, bevorſtehenden Beylager ſich unterredete, etliche mahl gar ſtarck ward geſchoſſen und dabey auf Paucken geſpielet und mit Trompeten geblahſen. Der Printz fragte ſeine Edelleute, was das zu bedeuten hätte, er müchte wol wiſſen, demnach er ſchier vermuhtete, das es auff dem Königlichen Schloſſe wäre, wer ſich doch daſelbſt ſo luſtig machete: der Stallmeiſter, der viel bey dem Printzen zu ſagen hatte, antwohrtete: Mich wundert, daß ihre Durchleuchtigkeit noch darnach fragen mügen, es iſt eben derſelbe, der alle Tage auff ſolche Ahrt turniret, luſtig herümmer ſäuft, bey den Damen ſitzet, bey welchen angenehmen Übungen denn friſch muß geſchoſſen, gepaucket und geblahſen werden, dieſes Handwerk treibet man ja täglich, Wunder, wie man es noch kan außhalten! Der Printz ſahe den Stallmeiſter über die halbe [Achſel] an und ſagte: Oho, Ich verſtehe euch wol ihr meinet unſern Herren Vatter den König, und damit ſchwieg er ſtille. Die Officirer oder Kriegs-Bediente, welche dem Freudenſpiele zuſahen, verdroß dieſer Stich gahr hefftig, die Bürger aber und Stattleute lacheten ins Fäuſtchen, und lobten die Komœdianten, daß ſie den König ſo ahrtig beſchrieben hätten: aber dieſe Freude währete nicht lange, denn bald hernach, wie der König mit dem Printzen und ſeinen fürnehmſten Rähten auff der Schaubühne ſich befunden, ward gefraget, woher man doch den Sammet, Seiden, gülden Stükke, güldene und ſilberne Spitzen, Tuch, Hühte, ſeidene Strümpffe, und was ſonſt mehr auff das Beylager von nöhten, nicht nur für den König und dem Printzen; Sondern auch Liberey-Kleider davon machen zu laſſen, ſolte verſchreiben? Worauff der eine Venetien, der andere Amſterdam, der dritte Genua, der vierte Augſpurg, der fünffte Leipzig, der ſechſte Franckfurt, andere noch andere Stätte führſchlugen, biß endlich einer herauß fuhr und ſagte: Was haben wir doch von nöhten ſo groſſe Unkoſten zu machen und die Sachen eben von ſo weit abgelegenen öhrtern hohlen zu laſſen, da wir ja die Statt, bey welcher wir unſer Läger itzo geſchlagen, gleichſahm für der Tühre haben, und aus dieſer Statt können wir ja alles dasjenige bekommen, was wir auf dem Beylager benöhtiget ſein werden. Was, ſagte der König, ſollten wir dieſer Statt unſer Geld gönnen? Wiſſet Ihr nicht, daß die Inwohner die allergröſſeſte Betrieger, und dieſe Kauffleute die gottloſeſte Schinder ſind, welche in ganz Europa gefunden werden? Ich kenne die Bürger und Kauffleute dieſer Statt von vielen Jahren und habe es mehr denn einmahl erfahren, daß ſie nirgends woh mehr nach dichten oder trachten, als wie ſie redliche Leute um das ihrige bringen, ſie vorſetzlich betriegen, die Waaren ſteigern oder für doppeltes Geld verkauffen, und nur ſich ſelber durch Geitzen, Wuchern und Banquerott-Spielen mügen bereichern, ehe wir von ihnen etwas wolten kauffen, ſolten die Sachen, und wenn ſie auch noch ſo viel koſteten, gahr aus Japon oder China gebracht werden. Dieſer ſchöne Lobſpruch machte die zuſchauende Cavallier und Krieges-Bediente, die zuvor wegen des, ihren tapfferen König gegebenen ſchimpflichen Stiches, leiden ſauer hatten außgeſehen, von Hertzen widrum lachen, daß ſie ſagten, ey das war recht, das wolten die Pfefferſäkke haben, ſo muß man ihnen die Wahrheit ſagen! Die Bürger aber, die ſich zuvor mit des Königs Schieſſen und Trinken walker gekitzelt, lieſſen nunmehr den Kopf hengen, ſahen aus wie ein Eſſigkrug, und wünſcheten, das die Komœdianten mit ihren Spielen für den Teufel wären. Wie nun beſagte Komœdianten es auff beyden Seiten alſo hatten verkerbet, und ſie ſahen, wie ſo wol Bürger als Soldaten ihnen die Köpffe zuſchüttelten, und mit den Feuſten draüeten, brachten ſie den dritten Auffzug und zwahr auff nachfolgende Ahrt: Wie der König abermahl nebenſt dem Printzen und ſeinen fürnehmſten Herren, auff dem Theatro oder Schaubühne ſich befand, kahm ein Edelmann, und gab ihrer Königlichen Majeſtät unterthänigſt zu vernehmen, daß eine Compagnie Engelländiſcher Comœdianten wäre ankommen, welche, nachdem ſie verſtanden hätten, daß ein hoch anſehnliches Beylager hieſelbſt ſolte gehalten werden, unterthänigſt bähten, ob ihnen nicht müchte

erlaubet sein, etliche schöne Komœdien und Tragœdien auff demselben zu spielen? Was, sagte der König, Komœdianten? Wo führet der Henker diese leichtfertige Buben her, hin weg mit dem Geschmeiß! An Komœdianten ist ja kein redliches Hahr, die rechte Gotteslästerer, die Lügener, die Geldaussauger, die Landläuffer sind nicht wehrt, daß sie der Erdboden sol tragen; lasset sie nur herkommen, sie sollen mir bald, bald eine Komœdia im Zucht-Hause vom Herren Raspinus spielen, oder ein Ballett für den Drekkarren tantzen, die Gottes schändigten Buben! Ja nicht allein der König, sondern auch fast alle seine Edelleute schalten, dem Könige zu Gefallen, die arme Komœdianten für Schelm und Diebe, die man mit faulen Eyern solte zum Lande außwerffen. Hierüber wurden nun beydes Bürger und Soldaten widrum lustig, demnach sie sich bedrücken liessen, daß sie nun rechtschaffen an den Schmähe-Vögeln, den leichtfertigen Komœdianten, die sie allerseits so hefftig beschimpffet hatten, waren gerochen."

Wem fällt nicht bei der Scene, wo „der Printz oder Bräutigam mit etlichen seiner Edelleuten sich von seinem vorstehenden Beilager unterredet" und den „Stallmeister" nach der Ursache des Freudenlärmens im Schlosse fragt, sofort die Scene zwischen Hamlet und Horatio (I. 4) ein:

(Trompetenstoß und Geschütz abgefeuert hinter der Scene.)

Horatio:
Was stellt das vor, mein Prinz?

Hamlet:
Der König wacht die Nacht durch, zecht vollauf,
Hält Schmaus, und taumelt den geräusch'gen Walzer;
Und wie er Züge Rheinweins niedergießt,
Verkünden schmetternd Pauken und Trompeten
Den ausgebrachten Trunk.

Horatio:
Ist das Gebrauch?

Hamlet:
Nun freilich wohl.
Doch meines Dünkens (bin ich eingeboren
Und drin erzogen schon) ist's ein Gebrauch
Wovon der Bruch mehr ehrt, als die Befolgung.
Dies schwindelköpf'ge Zechen macht verrufen
Bei andern Völkern uns in Ost und West;
Man heißt uns Säufer, hängt an uns're Namen
Ein schmutzig Beiwort; und fürwahr, es nimmt
Von unsern Thaten noch so groß verrichtet
Den Kern und Ausbund unsres Werthes weg.

Es ist kein Zweifel, was Rist erzählt, ist ein Niederschlag dieser Scene. Dabei ist diese Stelle insofern noch von besonderem Interesse für die Geschichte des Hamlettextes in Deutschland, weil wir hieraus sehen, daß in dieser Hamlet-Aufführung die Engländer sich viel mehr an den Originaltext anschlossen, als dies in der späteren Hamletredaction geschehen ist. Da heißt es nur[1]):

(Es wird wieder Gesundheit geblasen.)

Hamlet: Holla! Was ist dieses?

Horatio: Mich dünkt, als wenn sie zu Hofe noch lustig Gesundheit trinken.

Hamlet: Recht, Horatio. Mein Herr Vater und Vetter wird sich mit seinen Adhoerenten noch wacker lustig machen. Ach, Horatio, ich weiß nicht u. s. w.

[1]) In dem Abdruck bei Creizenach S. 154.

Und nun erzählt er, der König habe sich „geschwind" zum König von Dänemark in seiner Abwesenheit krönen lassen, „unter dem Schein des Rechtens aber hat er mir die Krone von Norwegen überlassen".

Für die zweite Scene, von der Rist berichtet, die Berathung des Königs mit dem Prinzen und mit seinen Räthen, „woher man den Sammt, Seiden, güldene Stücke" u. s. w. nehmen solle, findet sich allerdings im Original Shakespeare's nichts, was hiermit in Zusammenhang stände, resp. keine Aeußerung, woran extemporirend, so wie Rist es schildert, hätte angeknüpft werden können.

Wohl aber in dem „Bestraften Brudermord" der Carl'schen Truppe. Da heißt es (I. 7)[1]:

König: Obschon unseres Herrn Bruders Tod noch in frischem Gedächtniß bei Jedermann ist und uns gebietet, alle Solennitäten einzustellen, werden wir doch anjetzo genöthiget, unsere schwarzen Trauerkleider in Carmosin, Purpur und Scharlach zu verändern, weil nunmehr meines seligen Herrn Bruders hinterbliebene Wittwe unsere liebste Gemahlin geworden; drum erzeige sich ein Jeder freudig und mache sich unserer Lust theilhaftig.

Hier sehen wir also aus Rist's Erzählung, daß eine derartige, auf die Veränderung des Costümes bezügliche Variante schon von den Engländern in den Text der Ansprache des Königs hineingebracht worden sein muß.

Was schließlich die Scene mit den Comödianten betrifft, so erweist auch sie sich erst als Fragment aus Hamlet, wenn wir die deutsche Hamletredaction, den „Bestraften Brudermord" heranziehen. Wir sehen dann, daß die deutschen Comödianten gewisse vom Original abweichende Züge der Schauspielerscene schon von den Engländern überkommen hatten.

Im Original treten die Comödianten bekanntlich ohne Motivirung auf. Wenn es aber bei Rist heißt: „Wie der König abermahl nebenst dem Printzen und seinen fürnehmsten Herrn auf dem Theatro oder der Schaubühne sich befand, kahm ein Edelmann und gab ihrer königl. Majestät unterthänigst zu vernehmen, daß eine Compagnie Engelländischer Comoedianten wären kommen, welche nachdem sie verstanden hätten, daß ein hoch ansehnliches Beylager solte gehalten werden, unterthänigst bäten, ob ihnen nicht müchte erlaubet seyn etliche schöne Comoedien und Tragoedien auff demselben zu spielen", so ist das offenbar das Vorbild für die Art, wie der deutsche Prinzipal Carl im „Bestraften Brudermord" (II. 7)[2] sein Erscheinen motivirt:

„Ew. Hoheiten wollen uns in Gnaden verzeihen, wir sind fremde hochteutsche Comœdianten und hätten gewünscht, das Glück zu haben auf Ihro Majestät des Königs Beylager zu agiren, allein das Glück hat uns den Rücken, der conträre Wind aber das Gesichte zugekehret, ersuchen also an Ihre Hoheiten, ob wir nicht noch eine Historie vorstellen könnten, damit wir unsere weite Reise nicht umsonst möchten gethan haben."

Freilich was nun folgt, der Wuthausbruch des Königs, die Schmähredе auf die Schauspieler, davon steht ebenso wenig in der deutschen Bearbeitung, wie von der Verhöhnung der Hamburger. Im Gegentheil, im „Bestraften Brudermord" gipfelt die Comödiantenscene schließlich in einer Verherrlichung des

[1] Bei Creizenach S. 158.

[2] Bei Creizenach S. 162 f.

Schauspielerstandes, die Hamlet in den Mund gelegt wird. Allein diese beiden Ergüsse sollen ja auch nach Rist ad hoc extemporirt worden sein.

Aus Allem aber geht unzweifelhaft hervor, daß wir es hier thatsächlich mit dem Bericht über eine Hamlet-Aufführung zu thun haben, der allerdings aus stark getrübter Erinnerung geflossen ist, von dem aber jeder einzelne Zug auch in dieser Entstellung mit Lessing zu reden bezeugt: „Ich bin Shakespeare's."

Ferner erkennen wir hieraus deutlich, daß schon die Engländer sich nicht nur bei der schriftlichen Bühnenredaction mit dem Texte große Freiheiten erlaubten, sondern daß sie auch ganz ohne jede Rücksicht auf den Zusammenhang, unkünstlerisch und roh, extemporirte Scenen vom Zaune brachen, um dem niedrigen Geschmack des Pöbels zu schmeicheln.

Denn, so vieles sich auch im Laufe der Jahre in Rist's Gedächtniß verwischt hatte, darin hat es ihn sicher nicht getäuscht, daß in jener Vorstellung die Schauspieler ex tempore erst ihr Publicum und dann sich selbst verspottet haben.

Mit dem Spott auf den Dänenkönig verhält es sich allerdings anders. Hier macht Rist's Erzählung den Eindruck, daß das, was Rist als eine extemporirte Bosheit gegen die dänische Majestät auffaßte, thatsächlich der richtige Text war, der dann allerdings von dem deutschen Publicum schadenfroh, beziehungsvoll auf die lebendige dänische Majestät angewandt wurde. Und das bringt mich auf den letzten Punkt meiner Erörterungen, die Frage, wo und wann diese Vorstellung stattgefunden.

Rist bezeichnet die Stadt, wie wir gesehen, nicht mit Namen; aber es unterliegt, nach seiner Sprachgewohnheit, keinem Zweifel, daß er Hamburg meint. Nun wissen wir aber, daß König Christian im Frühling 1625[1]), auf dem Heerzug gegen Tilly in Steinburg, wenige Meilen von Hamburg, lagerte; daß damals in Hamburg selbst viele dänische Officiere sich aufhielten und daß die Beziehungen des Königs zu Hamburg sehr gespannt waren. Eine gewitterschwüle Atmosphäre, die die Ereignisse bei jener Vorstellung noch in einem besonderen Lichte erscheinen läßt.

Damit hätten wir als Jahr dieser Hamlet-Aufführung 1625, als Ort Hamburg festgestellt, und damit zugleich die erste Hamlet-Aufführung auf deutschem Boden — denn die früheste, von der wir bisher wußten, fällt erst ins folgende Jahr in Dresden — gerade für die Stadt nachgewiesen, von der fast genau hundertundfünfzig Jahre später, unter Schröder's Aegide, eben derselbe Hamlet seinen Siegeszug über die deutschen Bühnen angetreten hat.

[1]) Nach Opel, der niedersächsisch-dänische Krieg II. S. 166: Ende Mai und Anfang Juni.

Die Erhaltung der Kunstdenkmäler in Italien.

Die Erhaltung der Kunstdenkmäler in Italien kann nicht als eine lediglich innere Angelegenheit des Landes angesehen werden. Die Bewunderung der Gebildeten aller Nationen für Italien und seine Kunst ist seit Jahrhunderten zu lebhaft gewesen, durch edle Zuneigung, durch wackere künstlerische und wissenschaftliche Arbeit ist zu redlich der Dank abgestattet worden für das, was man empfangen an Genuß und Belehrung, als daß heute die Berechtigung des Auslandes, an der öffentlichen Erörterung dieser Fragen theilnehmen zu dürfen, in Frage gestellt werden könnte.

Sicher wird in Italien jede Meinungsäußerung des Auslandes, die auf wohlwollender Antheilnahme und auf wahrheitsgetreuer Darstellung der Verhältnisse beruht, Verständniß und freundliche Beachtung finden. Sicher wird die italienische Regierung sich bewußt sein, daß sie über ihre Maßnahmen zur Erhaltung des italienischen öffentlichen und privaten Kunstbesitzes nicht allein dem italienischen Volke Rechenschaft abzulegen hat, daß sie der ganzen gebildeten Welt Rede stehen muß für ihre Thaten. Je mehr auf der einen Seite die Verantwortung wächst, auf der anderen die Antheilnahme erregt wird durch die augenblickliche Gefahr, durch die Schwierigkeit der Verhältnisse, die vor einem wichtigen Wendepunkt zu stehen scheinen, um so nothwendiger wird es sein, durch eine sachgemäße Darstellung der thatsächlichen Verhältnisse die Möglichkeit zur Bildung eines selbständigen Urtheils zu bieten. Die Macht der öffentlichen Meinung kann nur dann den gemeinnützigen Zwecken dienstbar gemacht werden, wenn sie sich aus der Kenntniß und aus dem Verständniß der wirklichen Thatsachen gebildet hat.

Ungleich allgemeiner und lebhafter als in irgend einem anderen Lande ist in Italien die Theilnahme für die Kunst und ihre Denkmäler. Mit inniger Liebe hängt der Italiener an den Kunstdenkmälern seiner Heimath. Eine schöne, wohlthuende Eigenschaft, mag sie auch noch so oft durch persönliche Eitelkeit und kleinlichen Localpatriotismus in ihrer Erscheinung und in ihren Aeußerungen beeinträchtigt werden! Eine Kunstangelegenheit kann in Italien wirklich zu einer Volkssache werden. Das Volk steht in einem intimen Verhältnisse zu den Kunstdenkmälern. Es empfindet als ein Bedürfniß, fordert als sein Recht, daß die Kunstschätze, die im Lande entstanden sind, die geschaffen und erworben sind durch seine eigene Kraft, daß jene Steine, jene Gemälde, die ein Abbild sind seines eigenen Wesens, ein lebendiger Theil seiner Geschichte, der Heimath unversehrt erhalten bleiben, zum Nutzen und zum Ruhme des Vaterlandes.

Die Regierung des neuen einigen Italiens hat, so wenig wie irgend eine Regierung vor ihr, diesen Wunsch des Volkes unbeachtet gelassen; sie hat keinen Augenblick gezögert, die Erhaltung des Kunsterbes als eine ihrer schönsten und edelsten Aufgaben zu betrachten; sie hat sich stets bemüht gezeigt, diese Pflicht zu erfüllen — wenn auch leider in der Ausführung der Erfolg weit hinter den guten Absichten zurückgeblieben ist.

Nicht von Grund aus neue Verhältnisse konnte sie schaffen beim Beginne ihrer Thätigkeit; dazu hätten auch die Kräfte in keiner Beziehung ausgereicht. Sie mußte anknüpfen an das, was die Vergangenheit ihr überlieferte als geschichtlich Gewordenes, und fortarbeiten an der Weiterentwickelung.

Ueber einen Mangel an gesetzlichen Handhaben hätte sich die neue Verwaltung nicht beklagen können. Die noch nicht einmal vollständige Zusammenstellung der Gesetze der vorhergegangenen Regierungen, betreffend die Erhaltung der Kunstwerke, füllt ein stattliches Bändchen; sie gibt ein lebendiges Bild der Geschichte der Kunstliebe und des Kunstverständnisses in Italien. Vom Breve Pius' II. vom 28. April 1462, dem ersten Gesetze, das zur Erhaltung der Kunstdenkmäler gegeben worden ist, bis zum ersten Gesetze des neuen Italien, von Victor Emanuel II. 1860 in Florenz erlassen — vierhundert Jahre italienischer Kunst- und Sittengeschichte!

Langsam, in heftigem Kampfe mit Unverstand und Eigennutz, brach sich zuerst in Rom der Gedanke Bahn, durch die Kraft der Gesetze der fortschreitenden Vernichtung der theuren Reste des Alterthums Einhalt zu thun. Den Klageliedern der Humanisten traten bald Bullen von Päpsten helfend zur Seite, freilich ohne wesentlich größere Wirkung zu erzielen. Selbst .... die Päpste, welche Liebe und Verständniß für die antike Kunst hegten, selbst Nicolaus V., Pius II., Sixtus IV., letztere sogar im Widerspruch mit dem Sinne ihrer eigenen Gesetze, trugen kein Bedenken, die Baureste des alten Rom nach wie vor als einen billigen Steinbruch zu betrachten, während sich die Paläste der Nepoten und einheimischer und fremder Fürsten mit Kunstwerken füllten. — Das berühmte Breve Leo's X. vom 27. August 1515 und die Bestrebungen Raffael's schienen endlich die Träume der Enthusiasten der Frührenaissance zur Wirklichkeit machen zu sollen.

Handelte es sich in diesen Gesetzen lediglich um die Erhaltung der antiken Bauwerke auf öffentlichen Plätzen, um die Erhaltung des Gefundenen, konnte hier nur die Beschränkung des Rechtes der Veranstaltung von Ausgrabungen und des Besitzes des Gefundenen in gewissem Sinne einen Eingriff in den künstlerischen Privatbesitz bedeuten, so stellte sich schon nach weniger als hundert Jahren die Nothwendigkeit heraus, auch den modernen Kunstwerken, auch denen im Besitz Privater den Schutz der Gesetze angedeihen zu lassen: Im Jahre 1571 wurde in Toscana ein Gesetz erlassen, welches den Besitzern der Paläste die Erhaltung der Wappen, Devisen ꝛc. der Erbauer derselben zur Pflicht machte; 1602 folgte ein Gesetz, das die Ausfuhr der Gemälde von achtzehn bestimmten berühmten Meistern, denen 1610 Perugino als neunzehnter hinzugefügt wurde, verbot. Die päpstliche Regierung that endlich, 1624, den entscheidenden Schritt durch den Erlaß eines Gesetzes, das ganz allgemein die Ausfuhr antiker und moderner Kunstwerke ohne vorherige Licenz untersagte.

Von da an folgte ein Gesetz dem anderen, Gesetze, die nur die Wirkungslosigkeit ihrer Vorgänger constatirten, ohne wesentlich neue Gedanken auszusprechen, und die endlich in den berühmten Edicten des Cardinals Pacca vom 8. März 1819 und vom 7. April 1820 ihren Abschluß fanden. Diese Gesetze, die, obwohl sie noch heute für Rom Geltung haben, doch mehr berühmt oder berüchtigt als gekannt sind, zeugen von einem feinen Verständniß für die Kunst und ihre Geschichte. Sie gipfeln in folgenden Bestimmungen: Die Ausfuhr von Kunstwerken ohne besondere Erlaubniß ist verboten. Eine Sachverständigen-Commission hat eine Inventarisation aller wichtigen Kunstwerke vorzunehmen und die Controle zu führen über ihr Vorhandensein und über den Zustand ihrer Erhaltung. Sie hat ihr Gutachten abzugeben, ob ein bestimmtes Kunstwerk exportirt werden dürfe oder nicht. Kunstwerke von hoher künstlerischer oder historischer Bedeutung dürfen überhaupt nicht exportirt werden; für die Ausfuhr derjenigen antiken Kunstwerke, die die Licenz erhalten haben, ist eine Steuer von 20% des Werthes zu entrichten. — Moderne Kunstwerke lebender Künstler unterliegen keiner Steuer. Es ist verboten, ohne Erlaubniß Ausgrabungen zu veranstalten. Von den Funden ist sofortige Anzeige zu erstatten. Es ist verboten, ohne Erlaubniß Veränderungen an Kunstwerken vorzunehmen (besonders Restaurationen) oder dieselben zu beschädigen. —

Alle diese Bestimmungen beziehen sich sowohl auf den Kunstbesitz der Kirchen, Körperschaften ꝛc. als auch auf die Kunstwerke im Besitze Privater.

So rigoros die Bestimmungen auch sein mögen, die Grundsätze, die hier zum Ausdruck kommen, sind ganz dem Geiste der modernen Wissenschaft entsprungen. Der Gedanke einer allgemeinen Inventarisation, die Anordnungen betreffs der Restauration z. B. sind im Princip noch heute unerfüllte Forderungen der Wissenschaft.

Auch in den übrigen Ländern der Halbinsel, in Toscana, in den Estensischen Staaten, in der Lombardei, in Venetien und in den Staaten des Südens wandte die Gesetzgebung der Erhaltung der Kunstdenkmäler ihre Aufmerksamkeit zu. Die leitende Idee ist überall dieselbe, die wesentlichen Bestimmungen überall die gleichen: Verbot der Ausfuhr antiker Kunstwerke (nicht lebender Meister) ohne Erlaubniß der Sachverständigen, Verbot des eigenmächtigen Verkaufes von Seiten der Kirchen und Corporationen, Erhaltung der Bauwerke und ihrer Theile, Inventarisation des vorhandenen Bestandes. Allein steht die Legge Pacca da mit ihrer allerdings übermäßigen Steuer von 20% des Werthes, die in strenger Durchführung freilich den Ruin eines lebhaften und bedeutenden Kunsthandels herbeigeführt hätte.

So verständig und anerkennenswerth diese von lebendigem Gefühl für die künstlerischen Erinnerungen der Vergangenheit und ihren Werth für die Zeitgenossen eingegebenen Absichten der Gesetzgeber auch gewesen sind, der Erfolg hat ihren Wünschen nicht entsprochen. Das zeigen schon die fast regelmäßig wiederkehrenden Motivirungen neuer Gesetze mit der Wirkungslosigkeit der alten; das beweist leider nur zu deutlich der gegenwärtige Zustand des künstlerischen Privateigenthums in Italien.

Einzig und allein die Hochherzigkeit, die Empfindung für die idealen Interessen der Nation, das Kunstverständniß einzelner Personen hat das erhalten können, was erhalten geblieben ist. Italien verdankt diesem Gefühle seiner Bürger für den edelsten Schmuck des Vaterlandes die Erhaltung so vieler Schätze, eine weit größere Anzahl von Sammlungen und einzelnen Kunstwerken als man im Allgemeinen in- und außerhalb Italiens annimmt. Es wird genügen, auf die stattliche Reihe von Communalgalerien hinzuweisen, die, sofern ihr Bestand nicht den unterdrückten Klöstern und Kirchen entnommen ist, fast ausschließlich der Freigebigkeit Privater nicht allein ihren Reichthum, sondern auch oft den inneren Werth ihrer organischen Zusammensetzung zu danken haben.

Einem ähnlichen Gefühle verdanken ihren Ursprung die Fideicommißstiftungen der großen römischen Kunstsammlungen. Sie sollten für ewige Zeiten erhalten bleiben zum Ruhme der Familie und zum Ruhme der ewigen Stadt, zum Nutzen und zur Freude der römischen Bürger und der bewundernden Fremden.

Häufig genug sind diese Beweggründe für die Errichtungen der Stiftungen in den betreffenden Urkunden, deren älteste von Paul V. (1605 und 1609) und von Urban VIII. (1627) herrühren, angedeutet. Besonders klar und energisch kommt dieser Gedanke zum Ausdruck im Testamente des Principe Francesco Borghese (1833); dieser, „entschlossen, so weit es in menschlichen Kräften steht, *den Glanz des Vaterlandes* dadurch zu verewigen, daß er jene Werke der edlen Künste, die aus den fernsten Ländern die schaulustigen und kundigen Reisenden herbeiziehen, vor dem Schicksal, *zur niederen Handelswaare herabzusinken*, bewahrt, hat festgesetzt, daß die Kunstsammlungen seines Palastes und seiner Villa ein Fideicommiß bilden sollen . . . .“ Schöner als in langen Breven und Testamenten fand diese Absicht der Stifter oft ihren Ausdruck in den kurzen Inschriften, die sie an hervorragender Stelle anzubringen pflegten, wie: „Ad Patriam“ — „Nunquam mihi sed semper Patriae“ oder wie in jenem Satze der (1849 verlorenen!) Inschrift der Villa Borghese: „. . . Exteris magis haec parantur quam hero . . .“

Ohne Zweifel folgten die Stifter, indem sie durch solche Urkunden dem Volke den Genuß oder die Theilnahme am Genusse dieser Villen und Sammlungen einräumten, die sie als Päpste oder Nepoten *bewiesener- und eingestandenermaßen*, zum weitaus größten Theile aus öffentlichen Mitteln gebildet hatten, einem Gefühle

der Verpflichtung, wenigstens diese Entschädigung bewilligen zu müssen für so viele geraubte Güter und Rechte. Ihre Freunde und Historiographen nehmen auch keinen Anstand, mit dem Hinweise auf den öffentlichen Nutzen und den Ruhm dieser Stiftungen ihren Ursprung aus dem Staatsschatze zu vertheidigen. Auch das Volk ist sich seines Anrechtes an diesen „miracoli di S. Pietro" stets bewußt geblieben.

Eine Veröffentlichung der Urkunden, welche die Grundlagen dieser Stiftungen bilden, steht bevor; das Studium derselben von juristischer Seite wird endlich volles Licht verbreiten über die bisher noch unklaren Verhältnisse und endgiltig die Rechte der Allgemeinheit an diesen Stiftungen feststellen[1]). Dem Nichtjuristen wird bis dahin ein Urtheil über die rechtliche Begründung dieser Ansprüche nicht zustehen; ihre fraglosen moralischen und idealen Rechte aber wird die Allgemeinheit unter keinen Umständen weder aufgeben wollen noch dürfen.

Heute ist es die Gesammtheit, die, im Verständniß ihrer idealen Bedürfnisse und Rechte, einzutreten hat zum Schutze und zur Erhaltung jener Güter, die in vergangenen Jahrhunderten allein durch den Kunstsinn der Fürsten und die Hochherzigkeit gebildeter Sammler dem Lande und der Oeffentlichkeit bewahrt wurden. Denn allen Gesetzen zum Trotz verödeten Unverstand, Eigennutz und Unehrlichkeit die Paläste des Adels wie die Kirchen und Stadthäuser.

So stark aber auch die Ausfuhr von Kunstwerken aus Italien, die seit dem sechzehnten Jahrhunderte jene Gesetze veranlaßte, gewesen sein mag, der Verlust kann bei dem ungeheuren Reichthum sich kaum allzu fühlbar gemacht haben. Die alten Familien hielten ihren Besitz an Kunstwerken, die meist mit der Geschichte ihrer Familie in engster Beziehung standen, gewissermaßen ein persönliches Verhältniß zur Familie selbst hatten, für einen wesentlichen Ruhmestitel, für ein unveräußerliches Eigenthum derselben. Andererseits wurde der Verkauf einer Sammlung in das Ausland oft durch das Entstehen neuer Privatgalerien ausgeglichen, die nun auch neben der antiken und italienischen Kunst die Meisterwerke der niederländischen, deutschen, französischen und spanischen Kunst in sich aufnahmen. Wenn auch die Ausfuhr die Einfuhr an Werth und Menge weit übertraf, so kann bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts doch immerhin noch mehr von einem Austausche als lediglich von Ausfuhr gesprochen werden.

Erst seit dem Anfange unseres Jahrhunderts fing die Ausfuhr von Kunstwerken aus Italien an, einen Besorgniß erregenden Maßstab und Charakter anzunehmen. Während auf der einen Seite die politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse mit dem Sinn und Interesse für Kunst auch den Sammeleifer und die Freude an der Erhaltung der vorhandenen Schätze schwinden ließen, traten die im Auslande auf wissenschaftlicher Grundlage sich bildenden Kunstsammlungen jetzt als die kaufkräftigsten und mächtigsten Factoren auf den italienischen Kunstmarkt, mit um so größerem Erfolge und zu um so größerem Schaden für den Bestand der Kunstdenkmäler Italiens, als die Leiter dieser Institute auf Grund ihrer umfassenden Bildung und Sachkenntniß unabhängig vom herrschenden Modegeschmack, besonders den Arten von Kunstwerken und den Kunstepochen ihre Aufmerksamkeit zuwandten, deren Denkmäler, weil vom Publicum und von Privatsammlern noch nicht genügend verstanden und gewürdigt, fast unbeachtet auf dem Markte oder ihrem Werthe nach unbekannt in Kirchen, Hospitälern und Privathäusern lagen.

Aus den Palästen der vornehmen Familien, aus Kirchen, Hospitälern, selbst aus den Communalpalästen verschwand der Kunstschmuck und fand fast ausnahmslos den Weg ins Ausland.

---

[1]) In Bezug auf die Villa Borghese sind die Rechte des Publicums bereits durch richterliche Entscheidung im Jahre 1885 anerkannt worden. Die Memoria des Avv. Lorenzo Meucci: Il Diritto del Popolo Romano sulla Villa Borghese (Roma 1885) enthält eine interessante Darstellung der Entstehung der Villa, die ein lehrreiches typisches Beispiel der rechtlichen Grundlagen jener Stiftungen bietet.

Bis zum Anfange dieses Jahrhunderts hatte keine außeritalienische Sammlung irgend wie bedeutende Werke der italienischen Renaissance-Sculptur aufzuweisen. Heute wird man für das Studium der italienischen Sculptur und besonders der Kleinkunst den Sammlungen in London, Paris, Berlin einen wesentlichen Theil seiner Aufmerksamkeit widmen müssen; die Denkmäler der graphischen Künste wird man wohl in London, Paris und Berlin bewundern können, in Italien wird man schwer Gelegenheit dazu finden.

Nicht allein dem Italiener als solchem muß der Anblick seines des künstlerischen Schmuckes beraubten Hauses schmerzlich sein; jeder Freund der alten Kunst, der empfindet und Verständniß besitzt für den Sinn, für das innere Wesen ihrer Werke, wird nur mit Bedauern in fremden Museen Kunstwerke betrachten können, die fern vom mütterlichen Boden in der fremden Umgebung ihren charakteristischen Reiz verloren haben, die wie losgerissene Blätter aus dem Buche der heimathlichen Geschichte unverständlich bleiben. Wohl niemand wird große Freude daran haben, das Thor des Pal. Stanga aus Cremona im Louvre, die Tribuna aus S. Chiara in Florenz im Londoner South-Kensington-Museum aufgepflanzt zu sehen — sowenig man natürlich jenen Museumsverwaltungen etwa einen Vorwurf machen dürfte aus derartigen Ankäufen, die häufig genug fast einer Rettung gleich kamen.

Nicht sowohl auf die Masse der ausgeführten oder zu erhaltenden Kunstdenkmäler ist das Hauptgewicht zu legen, sondern auf ihre Art, auf ihre Bedeutung für die Geschichte der Kunst und für die Geschichte ihrer Meister. Ohne allzugroßen Schaden für das Studium seiner Kunst in Italien haben Dutzende von Werken Tizian's ins Ausland wandern können, seinen Ruhm zu verkünden; genügen uns jene Meisterschöpfungen, die wir in Venedig und in Florenz bewundern, ein vollständiges Bild der Bedeutung und der Entwicklung des Künstlers zu bieten.

Die Aufgabe der Regierung, diesen Verhältnissen gegenüber, hat zwei Seiten. Es liegt ihr ob, die öffentlichen Kunstdenkmäler zu bewachen und einer die idealen Interessen des Landes schädigenden Veräußerung des Gesammt-Kunstbesitzes der Nation vorzubeugen. Sie hat aber anderseits die wenigstens ebenso bedeutungsvolle Pflicht, für die Erhaltung des historischen und künstlerischen Werthes der Kunstwerke zu sorgen und die wissenschaftliche und praktische Nutzbarmachung desselben zu ermöglichen und zu fördern.

Wesentlich allein der letztere Gesichtspunkt kommt für die öffentlichen Kunstdenkmäler, die unter unmittelbarer Staatsaufsicht stehen, in Betracht, während die erstere Aufgabe fast ausschließlich hinsichtlich der nicht der unmittelbaren Verwaltung des Staates unterstehenden Kunstwerke, über die ihm nur eine Aufsicht durch das Gesetz oder durch seine moralischen Pflichten gegeben ist, eine actuelle Bedeutung gewonnen hat.

Die Regelung des Verhältnisses des Staates zu diesem Theil des Nationalbesitzes an Kunstwerken bildet gegenwärtig bekanntlich für Italien eine brennende Frage.

Aus verschiedenartigen Theilen ist diese Gruppe von Kunstdenkmälern zusammengesetzt. Sie besteht aus Privatgebäuden monumentalen Charakters; der inneren künstlerischen, ihrem Wesen nach immobilen Ausstattung dieser Gebäude (Architekturtheile des Inneren, Fresken ꝛc.); aus den mobilen Kunstwerken im freien Privatbesitz; ferner aus den Sammlungen, die durch Fideicommiß resp. durch die ihm substituirten Gesetze gebunden sind; und endlich den, im eigentlichen Sinne schon den Charakter des öffentlichen Eigenthums tragenden Kunstdenkmälern im Besitze von Kirchen, Corporationen ꝛc., der sog. „Enti morali", und der Communen.

Für die zuerst genannte Gattung von Kunstdenkmälern, für die Erhaltung des künstlerischen Charakters von monumentalen Privatgebäuden scheint eine befriedigende Lösung bereits gefunden zu sein.

Ein Rundschreiben des Ministers vom 26. Juni 1891 fordert die Präfecten des Reiches auf, die Communen zur Abfassung einer Bauordnung anzuhalten und dafür

Sorge zu tragen, daß dieselbe, den Bestimmungen des Communal- und Provinzial-Gesetzes entsprechend, die zur Erhaltung der Bauten monumentalen Charakters nothwendigen Anordnungen enthalte; nämlich, daß ein Verzeichniß angefertigt werde aller der alten Gebäude und Gebäudetheile und -reste, deren Erhaltung für die Bewahrung des künstlerischen Charakters der Stadt und für ihre Geschichte von Bedeutung ist; daß es den Eigenthümern verboten sei, irgend welche Veränderungen am Aeußeren der Gebäude vorzunehmen ohne Erlaubniß der Baucommission; daß endlich auch neuaufgefundene Gebäude oder Gebäudetheile dieses Charakters der Ueberwachung der Baucommission zu unterstellen seien.

Ein zweites Rundschreiben vom 11. September 1891 gibt die Formulare und die Vorschriften für die Ausführung des anzufertigenden Verzeichnisses dieser Gruppe von Kunstwerken und ruft damit einen wichtigen und schwierigen Theil der Generalinventarisation der Kunstdenkmäler des italienischen Staates ins Leben.

Das Ministerium hat gleichzeitig mit Energie und Umsicht die Ausführung des Decretes in die Hand genommen. Die Berechtigung ihrer Auffassung der gesetzlichen Bestimmungen ist bereits durch eine richterliche Entscheidung anerkannt worden.

Zur Verhinderung der Beschädigung, Entfernung oder Veräußerung der Kunstwerke immobilen Charakters im Inneren von Privatgebäuden fehlt der Regierung bis jetzt die gesetzliche Handhabe. Sie muß sich darauf beschränken, durch das ermahnende und belehrende Wort zu wirken.

Die Frage der Erhaltung des mobilen, freien Kunstbesitzes, der wir nun unsere Aufmerksamkeit wieder zuzuwenden haben, bildet, wie bisher wesentlich sie von den Gesetzen ins Auge gefaßt wurde, auch augenblicklich den Gegenstand der heftigsten Discussion. Kauft oder laßt frei! ruft man von der einen Seite der Regierung zu. — Laßt frei, gebt kein Geld aus für Dinge, deren wir schon genug haben! erwidern andere. — Dritte dringen darauf, daß man mit Gewalt den Kunstbesitz halten müsse. So sehr die Ansichten auseinandergehen, über das, was die Regierung zu thun habe, darüber sind wohl alle Verständigen einig, daß auf die Dauer die bestehenden Gesetze über die Ausfuhr von Kunstwerken nicht aufrecht zu erhalten seien. Sie sind heute ebenso ungerecht und widersinnig wie unwirksam. Ungerecht, weil die Bedingungen der Ausfuhr für die einzelnen Provinzen wesentlich verschiedene sind, widersinnig, weil im einigen Italien die Steuer dem Gesetze nach ebenso für die Ausfuhr von Rom nach irgend einem anderen Theile Italiens gezahlt werden muß wie für den Verkauf ins Ausland. Sie sind aber auch zum großen Theil unwirksam, weil eine Ueberwachung fast unmöglich ist, weil die Verwaltung gar nicht über eine hinreichende Anzahl sachverständiger Beamten verfügt, weil selbst der gewissenhafte und erfahrene Beamte den Schlichen der Händler und Unterhändler, die sich oft genug unter ganz eigenthümlichen Formen präsentiren, nicht gewachsen sein kann.

Die bestehenden Gesetze lassen sich nicht aufrecht erhalten. Wird die Regierung nun ohne Weiteres die Thore ihres Hauses öffnen, wird sie die Verantwortung übernehmen können, aus Rücksicht auf die herrschende Strömung, die das Privateigenthum jeder Art mit heiliger Ehrfurcht angesehen haben will, in übergroßer Liberalität die Reste des künstlerischen Privatbesitzes ohne Widerstand außer Landes gehen zu lassen?

Der Zustand freilich, daß man mit Gewalt das zu halten suchen muß, woran die Gesammtheit einen Antheil zu haben glaubt, ist ein unnatürlicher und ungesunder. Hätte man in Italien nicht so lange die Pflege der idealen Wissenschaften vernachlässigt, so ganz für überflüssig gehalten, sich die geistige und gemüthliche Bildung, die man sich angeboren wähnt, durch wissenschaftliche Arbeit zu erwerben, so wäre heute kein Gesetz mehr nothwendig, diese Kunstschätze trotz aller finanziellen Calamitäten zu halten!

Können aber Kunstwerke von allerhöchster Bedeutung so ohne Weiteres als reines Privateigenthum angesehen werden? Wird nicht jede Regierung das Recht und die Pflicht haben, wichtige politische Documente im Privatbesitz vor dem Verkauf in das Ausland zu sichern? Muß nicht jeder Bürger sein Eigenthum wie seine Person

tausendfachen Beschränkungen zum allgemeinen Nutzen unterwerfen? Wird man solchen Kunstwerken nicht die gleiche Wichtigkeit für Italien beimessen wollen wie etwa der Anlage einer neuen Straße?

Die Regierung hat die Pflicht, die allgemeinen Interessen, auch wo noch nicht das volle Verständniß für dieselben vorhanden, mit Energie und mit Billigkeit wahrzunehmen. Sie wird die Kunstwerke von solcher Bedeutung, die sich im Privatbesitz befinden, niemals aus dem Auge verlieren dürfen: sie wird ihre finanziellen Kräfte sammeln müssen, um im Nothfalle eintreten zu können. Es läßt sich kaum ein anderer Ausweg denken, als daß man einen Uebergang zu schaffen sucht aus dem jetzigen Zustand zur vollständigen Befreiung von jenen gesetzlichen Fesseln.

Vor allen Dingen wird man ein genaues wissenschaftliches Verzeichniß anzufertigen haben von allen den Kunstwerken allerersten Ranges, die unter allen Umständen erhalten werden müssen, für die im Falle des Verkaufes ins Ausland der Regierung das Vorkaufsrecht zusteht. Um der Verwaltung Zeit zu lassen, ihre Kräfte zu sammeln, dem Ansturme, der nach Oeffnung der Schranken auf sie gemacht werden wird, Stand halten zu können, wird man ihr das Recht einräumen müssen, den Verkauf der im Verzeichniß aufgeführten Kunstwerke, deren Ausfuhr überhaupt verboten ist, für einige Jahre inhibiren zu dürfen, bis sie durch die Einkünfte an Eintrittsgeldern, aus der mäßigen Steuer auf diejenigen antiken Kunstwerke, deren Ausfuhr gestattet worden ist, und aus anderen Quellen in den Stand gesetzt sein wird, zu einem angemessenen Preise das Kunstwerk zu erwerben, sofern nicht etwa das Parlament für einzelne Fälle außerordentliche Mittel bewilligen sollte.

Es steht zu hoffen, daß von diesem Rechte der Sistirung des Verkaufes nur in den ersten Jahren und nur in einzelnen Fällen Gebrauch zu machen sein wird. Die wichtigsten Kunstwerke im Privatbesitz sind durch Fideicommiß gebunden oder im Besitze von Familien, die keineswegs geneigt zu sein scheinen, sich ihrer Schätze zu entäußern (wie die Giovanelli in Venedig oder die Trivulzi in Mailand u. a. m.). Die Ueberreste von Kunstwerken im freien Privatbesitz sind, wenn auch immerhin bedeutend, so doch weit geringer als man allgemein annimmt.

Zwischen dem freien privaten Kunstbesitz und den öffentlichen Sammlungen stehen die Feideicommiß-Sammlungen mitten inne. Während die italienische Regierung die Gesetze über jene erstgenannten Kunstwerke bisher hat bestehen lassen, konnten die Fideicommiß-Galerien ihrem Charakter gemäß von den politischen und socialen Umwälzungen, wenigstens in ihrer äußeren Form, nicht unberührt bleiben.

Im Jahre 1871 erfolgte die Aufhebung aller Familien-Fideicommisse in Italien. Das Gesetz vom 28. Juni 1871, welches diese Aufhebung anordnete, ließ (Art. 4) „bis durch ein Specialgesetz andere Verfügungen getroffen sein würden, die Galerien, Bibliotheken und andere Sammlungen von Kunstwerken und Alterthümern als untheilbar und unveräußerlich bestehen" (rimaranno indivise ed inalienabili). Das schon für die folgende Session in Aussicht gestellte Specialgesetz ist bisher nicht vorgelegt worden.

Diese Bestimmungen des Gesetzes vom 28. Juni 1871 erfuhren im Jahre 1883, bei Gelegenheit der Erwerbung des Pal. Corsini, durch das Gesetz vom 8. Juli insofern eine Einschränkung, als die Veräußerung dieser Theile der früheren Fideicommisse an den Staat, die Provinzen, Communen, Institute und andere weltliche nationale Körperschaften für zulässig erklärt wurde.

Durch diese Gesetze sind gebunden: die Sammlungen der Barberini (Quattro Fontane), der Barberini (Colonna di Sciarra), Borghese (Palazzo und Villa), Colonna, Doria Pamphili, Ludovisi Boncompagni, Rospigliosi und der Spada Verallo.

Nur ein neues Gesetz könnte eine Aenderung dieser Bestimmungen herbeiführen und den augenblicklichen Besitzern der Sammlungen die freie Verfügung über dieselbe geben. Nie und nimmermehr wird das geschehen dürfen! Es fehlt der lebenden Generation überhaupt die Berechtigung, die Ansprüche ihrer Nachkommen auf die Fideicommiß-Sammlungen aufzugeben. Auch sie hat, wie der Inhaber des Fidei-

commissés, kein Recht der Verfügung zu Gunsten Einzelner; sie hat auch ihrerseits einzig und allein die Pflicht zu bewahren! Die Rechte, welche die Allgemeinheit aus dem Ursprunge der Fideicommisse herzuleiten hat, können durch die Aenderung der rechtlichen Form der Stiftungen, auch abgesehen von der im Gesetze ausgesprochenen Wahrung der Rechte Dritter, nicht berührt worden sein.

Bekannt genug sind die Umstände, die der Angelegenheit den Charakter einer brennenden Frage gegeben haben; nur zu gut bekannt sind die Neigungen einiger dieser edlen Familien, allen Bullen und Testamenten hoher Ahnen zum Trotz, die ihnen anvertrauten Kunstschätze als ihr Privateigenthum veräußern zu wollen; bekannt die finanziellen Schwierigkeiten mehrerer derselben und die Versuche der Gläubiger, sich durch den Verkauf der Kunstwerke bezahlt zu machen[1]).

Ganz Italien und im Besonderen die Bevölkerung Roms betrachtet die Erhaltung der römischen Fideicommiß-Galerien als eine Angelegenheit von vitalem Interesse, als eine Herzensangelegenheit; seit langer Zeit bilden sie den Gegenstand leidenschaftlicher Erörterung durch Wort und Schrift. Das Volk sieht voll banger Sorge die Entscheidung herannahen und erhofft von der Einsicht und Energie seiner Vertreter und seiner Regierung die Erhaltung der Sammlungen, die seit Jahrhunderten eine charakteristische Seite der Gesammterscheinung des künstlerischen Rom bilden.

Die Regierung hat, so lange die bestehenden Gesetze gelten, vor Allem die Pflicht, zu verhindern, daß der Besitzstand dieser Sammlungen geschädigt werde, zu sorgen, daß das unzweifelhafte Recht des Publicums, die Sammlungen frei besichtigen zu dürfen, gewahrt bleibe. Das sind die Forderungen des Augenblickes. Es wird aber auch ihre Aufgabe sein, durch eine gründliche Prüfung der rechtlichen Grundlagen, der Urkunden und der historischen Entwickelung die Rechte der Nation festzustellen, um gewaffnet dem Entscheidungskampfe entgegengehen zu können, der gewiß nicht mehr allzu lange auf sich warten lassen wird.

Besser freilich und würdiger wäre es, wenn er vermieden werden könnte, wenn die finanziellen Verhältnisse es gestatteten, die verkaufslustigen Besitzer der Sammlungen durch eine angemessene Entschädigung abzufinden — denn nur von einer solchen könnte die Rede sein, nicht etwa von einer Bezahlung des Marktwerthes — und endlich der Nation ihr Eigenthum zurück zu gewinnen.

Einen ganz anderen Charakter zeigt das Verhältniß der Staatsregierung zu der vierten und letzten Gruppe der Kunstdenkmäler, die nicht ihrer unmittelbaren Verwaltung unterstellt sind, zu denen, die unzweifelhaftes öffentliches Eigenthum bilden, aber der Obhut anderweitiger Verwaltungsorgane anvertraut sind: die von Communen angelegt oder aus säcularisirten Klöstern und Kirchen oder durch Stiftungen ihnen überwiesen worden, ferner zu den Kunstwerken, die sich im Besitze der sogenannten „Enti morali", der Körperschaften, Gesellschaften ꝛc., die eine juristische Person darstellen, befinden, die in Kirchen, Hospitälern ꝛc. aufbewahrt werden.

Schon die Gesetzgeber der früheren italienischen Regierungen waren eifrig bemüht, dieser Gruppe von Kunstdenkmälern ihren besonderen Schutz angedeihen zu lassen; leider ohne großen Erfolg. Unter diesen verlassenen, oft fast vergessenen Zeugen der localen Kunstblüthe, der freigebigen Frömmigkeit der Vorfahren haben Unwissenheit und Unehrlichkeit besonders gründlich aufgeräumt. Ein beklagenswerther Verlust nicht allein an sich, sondern auch für die Wissenschaft, die hier die Documente für ihre Forschungen an Ort und Stelle studiren könnte.

Auch jetzt noch sind die Gefahren nicht ganz beseitigt. Nur die größte Wachsamkeit der Regierung wird im Stande sein, die doch noch immer ansehnlichen Reste zu

[1]) Der Principe Sciarra hat sich nicht gescheut vor der Entscheidung des Processes, den er gegen die Regierung angestrengt, die werthvollen Gemälde der Fideicommiß-Sammlung bei Seite zu schaffen, so daß die Regierung mit der Sequestration leider zu spät gekommen ist. Regierung und Parlament haben sich in Folge dessen in diesen Tagen zum Erlaß eines Gesetzes genöthigt gesehen, welches strenge Strafen für die Entfernung oder Beschädigung der Theile dieser Sammlungen festsetzt.

bewahren. Vor Allem durch eine gründliche und sachverständige Inventarisation, die mit Eifer begonnen worden ist, durch photographische Reproduction aller wichtigen Monumente, durch eine strenge Controle der Central- und der Provinzialverwaltungen und durch energische Durchführung der gesetzlichen Bestimmungen hofft man endlich zu erreichen, was bisher vergeblich angestrebt worden ist. — Leider aber erweisen sich auch hier die Mittel an Geld und besonders die Zahl der wissenschaftlich vorgebildeten Beamten als bei Weitem unzulänglich.

Fassen wir in wenigen Worten zusammen, was sich nach den vorstehenden Auseinandersetzungen als wesentlichste Aufgabe der Regierung den nicht unter ihrer unmittelbaren Verwaltung stehenden Kunstdenkmälern gegenüber ergibt:

Den Bestand dessen festzustellen, was an künstlerisch werthvollem Gute außer Staatsbesitz in Italien noch vorhanden ist; die äußere Erscheinung monumentaler Gebäude in Privatbesitz und ihre innere architektonische Ausstattung zu erhalten; die wichtigsten Stücke des freien mobilen Kunstbesitzes im Falle der Veräußerung für den Staat anzukaufen; die Rechte des Publicums an den Fideicommiß-Sammlungen zu wahren und das Material für eine endgültige Lösung der Frage bereit zu halten; endlich die in der Verwaltung der Gemeinwesen befindlichen Kunstdenkmäler zu überwachen, ihre Veräußerung oder Beschädigung zu verhüten.

Alle diese äußeren Maßnahmen, so nützlich sie sich auch erweisen werden, so gewiß von ihnen eine Abstellung der gegenwärtigen Mißstände zu erhoffen ist, werden doch nur als eine nothdürftige Abhülfe betrachtet werden können. Wird man glauben dürfen, das letzte Ziel erreicht zu haben, wenn nun auch wirklich alle die Ueberbleibsel des künstlerischen Privatbesitzes in öffentlichen Besitz übergegangen, wenn diejenigen Kunstwerke, die man nicht halten konnte oder wollte, ins Ausland gewandert, wenn Alles, was man gerettet, in den großen Museen vereinigt, die Paläste ihres letzten Schmuckes beraubt sein werden, wenn mit den letzten, traurigen Resten des Privatbesitzes auch der letzte Rest der alten Liebe zum Sammeln verschwunden, jenes Sammeleifers, jener leidenschaftlichen, persönlichen Liebe zum Kunstwerke, der die Kunst und ihre Pflege so unendlich viel verdanken?

Der moderne Geist kann seine Anregung zur selbständigen Thätigkeit, zur selbstständigen Aeußerung seiner Individualität nur von der Wissenschaft erhalten. Nur durch die Pflege der Wissenschaft, durch Verbreitung ihrer Grundsätze und der Resultate ihrer Forschung ist heute noch ein wirklicher Fortschritt möglich. Das zeigt uns die Geschichte aller der Ideen, die heute wirklich weltbewegend sind.

Man hat in Italien bisher allzu sehr geglaubt, seiner Pflicht Genüge gethan zu haben durch einen äußeren Eingriff, durch den Schutz der Denkmäler vor materiellem Schaden. — Es kann schon als ein großer Fortschritt angesehen werden, daß man nun auch der künstlerischen Erhaltung eine größere Sorgfalt zuwendet, daß man endlich, nach unglaublichen Verwüstungen, die wissenschaftlich begründeten Principien der Restauration der Gebäude wie der Mosaiken, Fresken und Tafelgemälde zur Geltung kommen läßt; daß man sich die Grundsätze einer künstlerischen und wissenschaftlichen Methode klar zu machen und durch Wort und Schrift, durch Beispiel und Anordnungen zu verbreiten sucht.

Der letzte schwierigste Theil der Aufgabe jedoch bleibt noch unerledigt: die wissenschaftliche Nutzbarmachung der Kunstsammlungen.

Vor allen Dingen gilt dies von den Sammlungen der Denkmäler der christlichen Epoche. Die Beschäftigung mit den Denkmälern besonders des römischen Alterthums ist in Italien stets bei Weitem intensiver gewesen; die Ausgrabungen machten ein eingehenderes Studium der wissenschaftlichen Archäologie zur praktischen Nothwendigkeit; das Beispiel der archäologischen Institute fremder Nationen wirkte anregend und aneifernd. Das Studium der italienischen Kunst des Mittelalters und der Renaissance, eine ureigene, nationale Schöpfung des italienischen Geistes, ist dem gegenüber bisher sehr stiefmütterlich behandelt worden. So hervorragende Leistungen die kunstwissenschaftliche Literatur Italiens, neben einer Unendlichkeit werthloser Producte, auch

aufzuweisen hat, das Publicum hat von dieser planlosen Arbeit, weil die Mitwirkung der leitenden Organe gefehlt, in Italien nur wenig Nutzen gehabt. Bedarf es zum Beweise dieser Behauptung mehr als einer Hindeutung auf den Zustand der öffentlichen Galerien in Italien? Keine einzige öffentlich ausgestellte Gemäldesammlung entspricht auch nur im Entferntesten in ihrer Anordnung, in den Bezeichnungen u. dgl. den Anforderungen der Neuzeit; keine einzige hat einen wissenschaftlichen Catalog aufzuweisen. Sie sind stehen geblieben auf dem Standpunkte der Erkenntniß von vor zweihundert Jahren; wie Dornröschen harren sie des Erweckers.

Solche Sammlungen können wohl jedem Empfindenden reichen Genuß, dem Kundigen ungemeine Belehrung gewähren; dem, der an ihnen lernen, an ihnen erzogen werden soll, bieten sie nichts. Nur verwirren kann ihn, den führerlos, ohne die nöthigen Vorkenntnisse Umherirrenden, jene babylonische Formen- und Farbenverwirrung, die noch immer in den italienischen Galerien herrscht, jene willkürliche Verbindung großer Namen mit unbedeutenden Werken.

Nirgends werden diese Uebelstände schmerzlicher empfunden als in Italien selbst, in dem kleinen Kreise der Urtheilsfähigen, die seit Jahren mit Aufopferung Kampf führen gegen Unverstand und Mißachtung der Wissenschaft.

Auch der Begabteste bedarf der Belehrung. Ein gründlicher wissenschaftlicher Unterricht ist nicht allein eine große Ersparniß an Zeit und Kraft, er gibt auch das Gefühl der Sicherheit, das erforderlich ist zum selbständigen Urtheil und zur selbständigen Arbeit. Die archäologische Wissenschaft hat seit Kurzem endlich einen öffentlichen Lehrstuhl erlangt; die Wissenschaft der Kunstgeschichte, die in Deutschland schon bis in die höheren Töchterschulen siegreich vorgedrungen ist, hat in Italien bis jetzt noch keinen öffentlichen Lehrer aufzuweisen. Man denke, eine Wissenschaft und kein Professor!

Italien hat vor Allem nöthig, sich auf den Boden der Wissenschaft zu stellen, seine Vorliebe für die „Retorica", für das Vordrängen der eigenen liebenswürdigen Person zu bekämpfen und sich der ernsten, stillen Arbeit zu widmen. Die Erziehung wissenschaftlich und technisch gründlich vorgebildeter Verwalter der Sammlungen und Lehrer der Kunstgeschichte ist die wichtigste und dringendste Aufgabe. Nur durch sie können die Kunstsammlungen wirklich das werden, was sie sein sollten.

Sie sollen umgeschaffen werden zu Stätten reinen, ungetrübten künstlerischen Genusses für den Laien, zu praktischen Lehranstalten für die Künstler. Dem Lernenden sollen sie durch Belehrung und Darbietung der wissenschaftlichen Hülfsmittel die Möglichkeit gewähren, sich an ihnen zu eigenem, selbständigem Urtheil heranzubilden. Dem Forscher sollen sie wissenschaftlich geordnete Archive bilden, Sammlungen von Documenten der Kunstgeschichte der betreffenden Landestheile, aus denen er schöpfen kann für das Studium der Geschichte.

Solche Kunstsammlungen werden zu einem wirklich lebendigen, befruchtenden Quell künstlerischer und geistiger Anregung werden, die hundertfältigen Ersatz bieten wird für das, was man an Menge der Kunstwerke eingebüßt hat, die ihre Kraft zeigen und besser als alle Gesetze und Ausfuhrverbote das künstlerische Erbe der Nation nicht nur erhalten, sondern auch vermehren wird.

Zugleich mit dem Wunsche, daß diese schwere, aber schöne Aufgabe glücklich gelöst werde, können wir die zuversichtliche Hoffnung aussprechen, daß die Erkenntniß, die sich allen Schwierigkeiten zum Trotz siegreich Bahn bricht, auch in der Durchführung der Reorganisation zum Ausdruck kommen werde. Avanti!

Paul Kristeller.

Vom Cap nach Umtali, Maſhonaland.

1890—1891.

Briefe einer Krankenpflegerin aus Südafrika.

Die lebhafte Theilnahme, welche ſich gegenwärtig allen aus den noch wenig bekannten Gebieten Innerafrikas zu uns gelangenden Nachrichten zuwendet, hat auch den Gedanken angeregt, Briefe einer Dame zur Verfügung zu ſtellen, die weiter in Südafrika vorgedrungen iſt, als bisher jede andere ihres Geſchlechtes. Seit Jahren als Schweſter des Rothen Kreuzes in der Krankenpflege thätig, faßte ſie den Entſchluß, in dieſer Eigenſchaft in den fernen Regionen zu wirken, in welchen Goldſucher und Pioniere, Anſiedler und Reiſende bis jetzt nur auf zufällige und vorübergehende Hülfe rechnen durften. Sie wird hoffentlich ſelbſt erzählen können, ob und wie das kühne Unternehmen geglückt iſt. Wir ſind auf bloße Wiedergabe der urſprünglich in engliſcher Sprache geſchriebenen Briefe beſchränkt, für deren Inhalt ſich deutſche Leſer intereſſiren dürften.

I.

Capſtadt. An Bord des „Spartan". 17. April 1890.

Während das Schiff Kohlen einnimmt, gehen wir ans Land. Zuerſt nach Capſtadt, dann mit der Bahn, in zwanzig Minuten, nach einer Vorſtadt, Wynberg genannt, wo wir übernachten. Für gewöhnliche Reiſende wäre die Gegend reizlos genug. Uns ſcheint es, nach faſt dreiwöchentlicher Seefahrt, ganz entzückend, endlich wieder im Grünen auszuruhen. Das Erſte, was mir auffiel, war die gänzliche Abweſenheit von Vögeln. Kein Gezwitſcher war hörbar, kein Flügelſchlag rauſchte in den Zweigen. Ich ſehnte mich ordentlich nach den kecken kleinen Spatzen zu Hauſe. Bitte, gieb dem nächſten, den Du ſiehſt, und wäre er auch noch ſo rußig, einige Broſamen an meiner Statt. Zu weiteren Beobachtungen fehlte die Zeit. Am nächſten Morgen ſchifften wir uns wieder ein. Die See ging hoch; ich war ſo krank, als hätte ich niemals ein Schiff geſehen. C'est un sort. Die nächſte Station war Port Eliſabeth, wo ich abermals ans Land ging und den „Botaniſchen Garten" beſuchte. Ein vornehm klingender, aber in dieſem Falle ſehr unverdienter Name. Nichts ſtand im hübſch angelegten Garten als einige Palmen, die den Vergleich mit ihren Schweſtern an der Riviera nicht beſtanden hätten; der Anblick einiger Chryſanthema entriß uns Worte der Bewunderung. Ueberall iſt dieſe Küſte, ſo weit wir ſie geſehen haben, ausgetrocknet, traurig und verlaſſen. Ein Städtchen wie Reichenhall iſt, mit der Capſtadt verglichen, ein anderes London. Die Niederlaſſungen ſind erſchreckend vernachläſſigt, die unſchönen Häuſer einſtöckig, aus grauem Stein erbaut. Staubige Cacteen und einige meiſt verkümmerte Aloen ſind der ganze Schmuck der Gegend. Die vielgeprieſenen Früchte ſind mir noch nicht zu Geſicht gekommen. Vielleicht finden wir ſie in Transvaal oder Natal. Dabei regnet es unaufhörlich und ſeit

Tagen ist kein Himmel sichtbar, so daß wir gezwungen sind, an Bord zu bleiben. In dieser Trostlosigkeit lege ich die Hand auf Amiel's „Journal intime". O Wonne ob des wunderbaren Buchs! Der Eindruck, den ich davon empfing, ist nur mit dem vergleichbar, den mir jene Aufführung „Richard's II." hinterließ, die uns Beide einst in München begeistert hat. Man glaubte sich der Unrealität des Alltagslebens, jenem ewigen Einerlei von Sorge für Speise und Trank, Geld und Gut entrückt, und dem immateriellen Leben, wo nur die Seelen zusammen verkehren, näher gebracht. Das Buch hätte wohl nicht derartig auf mich gewirkt, wäre es nicht nach Wochen von tödtlicher Langeweile in meine Hände gerathen. Amiel nennt einmal die modernen Leute „civilisirte Papageien". Du kannst die Wahrheit des Wortes erst dann empfinden, wenn Du einmal eine lange Seefahrt gemacht haben wirst. Fern von Büchern, Zeitungen, Tagesneuigkeiten fühlt man sich wie von einer bleiernen Atmosphäre gedankenloser Einfältigkeit umfangen. Noch nie bin ich mir der eigenen Unzulänglichkeit peinlicher bewußt geworden. Und dabei war ich unfähig, mit stundenlangem Geschwätz über gar nichts, mit Gesellschaftsspielen, „Whistturnieren" oder gar Wettrennen an Bord mich zu trösten. Einige deutsche Mitreisende bildeten eine lobenswerthe Ausnahme von der übrigen Gesellschaft, allein sie hielten sich gesondert.

II. Johannisburg, Juni 1890.

Seit einer Woche bin ich hier. Die Fahrt war köstlich. Wie hätten wir sie genossen, wären wir zusammen gewesen. Der sogenannte Wagen war ganz einfach ein Karren mit leinenüberspanntem Dach, von acht Pferden gezogen, die beständig gewechselt wurden und über alle Hindernisse hinwegeilten. Wir verließen die Bahn auf der Station Ladysmith, bestiegen unser Gefährte am Montag Morgens sieben Uhr und erreichten Johannisburg Mittwoch Nachmittag um fünf Uhr. Wir hatten zweihundert Pferde benützt. Die Nacht wird in Häusern von Boeren oder in nicht minder eigenthümlichen Hôtels verbracht, in welchen ganz merkwürdige Speisen gereicht werden. Die Luft hier ist herrlich, das Klima gesund, die sanitären Einrichtungen zu fürchterlich, um überhaupt besprochen zu werden. Das ganze Interesse concentrirt sich auf den Gewinn des Goldes, auf die Minen, in welchen man, bei Besuch derselben, ein kleines Glasröhrchen mit Goldstaub gefüllt zum Andenken erhält. Sonst ist Alles kaum theurer als in England, mit Ausnahme der Lebensmittel, die fabelhafte Preise kosten und unbeschreiblich schlecht sind. Man zahlt ein Ei mit 70, ein Stück Brot mit 50 Pf. u. s. w. Die meisten Gesellschaften sind bankerott, der „Big Boom" ist für immer verschwunden, und Scharen von Menschen verlassen die Stadt. Einige glauben, sie werde nach und nach zu bestehen aufhören. Andere sind der Meinung, sie werde sich mit einer gewerbfleißigen, seßhaften Bevölkerung füllen. Es ist merkwürdig, von einem Hügel aus diese Stadt von 70 000 Einwohnern zu überblicken, die in $3^1/_2$ Jahren entstand, in einer Gegend, in welcher auf Meilen kein Baum zu sehen ist. Die Luft ist so rein und den Menschen so zuträglich, daß die Epidemien erloschen und fast keine Krankheiten herrschend sind.

III. Johannisburg, 8. Juli 1890.

. . . . . Nun zu den Boeren, von denen ich viel erwartete, und die mir eine große Enttäuschung bereitet haben. Sie sind gute Schützen, und das ist wirklich Alles. Für Handel und Gewerbe fehlt ihnen der Sinn. Ihre Häuser sind schmutzig und in jeder Beziehung vernachlässigt; ihre verödeten Felder gleichen einer Wüste. Nur in der Nähe der Wohnstätten sind kleine Streifen Landes mit türkischem Weizen bebaut. Zuweilen sieht man einige Obstbäume, meist Pfirsichbäume. Das Uebrige ist Grasland und Weide für die Herden. Diese werden von Kafirs besorgt, die bei jedem Kraal eine Anzahl von Kühen für sich behalten und dafür den Boeren ein bestimmtes Quantum Milch abtreten. Der Boer, oder wie er hier genannt wird, der Baas, bereitet zuweilen seine Felder, fährt auch wohl etwas herum, bringt aber die meiste Zeit liegend und rauchend zu, wobei er entsetzlichen Kaffee trinkt, denn hier

zu Lande haben Kaffee und Thee mit dieſen Getränken nur den Namen gemein. Einige der Boeren ſind reich und vergraben ihr Geld in der feſtgeſtampften Erde, die ihren Stuben als Fußboden dient. Transvaal, dieſes Land, das die Natur ſo fruchtbar gemacht hat, bietet dem Auge trotzdem nirgends das Bild der Ueppigkeit; nirgends iſt ein Baum zu ſehen, und doch ließen ſich mit nur geringer Mühe jährlich zwei bis drei Ernten erzielen, und Alles würde gedeihen. In den Tagen der Herrlichkeit des „goldenen Johannisburg", als rings um die Stadt die Pachthöfe der Boeren lagen, war es ſehr oft unmöglich, Milch, Butter, Eier, auch für ganz lächerliche Preiſe zu bekommen, und auch heute fehlt es nicht ſelten an Butter. Der Boer iſt für die Bequemlichkeiten wie für die Annehmlichkeiten des Lebens unempfindlich. Die einzige Ausnahme bildet ſeine Vorliebe oder vielmehr ſeine Leidenſchaft für Muſik. Er übt ſie nicht ſelbſt aus, allein ſobald er Mittel dazu erworben hat, kauft er eine Drehorgel, ein Harmonium oder ein Clavier. Wer letzteres zu ſpielen vermag, hat ihn in der Taſche und wird ihn ſelbſt dahin bringen, ihm Land zu verkaufen, was er ſonſt niemals thut. Das iſt ſo wohl bekannt, daß Geſellſchaften, die in Transvaal oder dem Orange-Freiſtaat Grund und Boden ankaufen, ſolchen Agenten den Vorzug geben, die muſikaliſch ſind. Der Boer iſt ein ſchlechter Reiter, aber wie geſagt ein vortrefflicher Schütze und Jäger. Sein Haushalt entbehrt des Nothwendigſten, ſeine Waſchvorrichtungen gleichen einem Kinderſpielzeug; warmes Waſſer iſt faſt nicht zu haben; der Kehricht fliegt zum Fenſter hinaus; in den Stuben gedeihen Flöhe und all' das Ungeziefer, das von Staub und Schmutz ſich nährt. Ich könnte lange davon erzählen, allein es iſt ſchneidend kalt, die Feder ſchlecht, und unſere dünnen Mauern ſchützen nicht gegen den Froſt. Dafür iſt der nächtliche Himmel von ſolcher Schönheit, daß man in ungeahnte Welten zu blicken glaubt, und wir uns des Abends davon unterhalten, wenn unter anderen Neptun in Herrlichkeit wie eine kleine Sonne glänzt. Gedenke mein.

Da ein längerer Aufenthalt in Johannisburg in Folge der veränderten Verhältniſſe nicht mehr angezeigt erſchien, begab ſich die Krankenpflegerin nach Kimberley, wo ſie bis April 1891 im Hoſpital thätig war. Ihr dortiger Dienſt war mit beſtändigen Nachtwachen verbunden und ſo anſtrengend, daß ſie, durch ähnliche Berufspflichten in England bereits während der letzten zwei Jahre vor der Reiſe nach Afrika übermüdet, nun ernſtlich an die Heimkehr und an Erholung dachte. Die Ihrigen glaubten ſie bereits in Teneriffa, wo einige Tage ausgeruht werden ſollte. Statt deſſen brachten Briefe vom Cap ihnen Kunde von einem ganz veränderten Entſchluß.

Der bisherige, anglikaniſche Biſchof von Bloemfontein, Knight-Bruce, war vor Kurzem zum Biſchof von Maſhonaland ernannt worden und willens, in der neuen Miſſion ein Spital zu errichten. Es galt, Krankenpflegerinnen für das gewagte Unternehmen zu gewinnen. Der Biſchof begegnete zufällig in der Capſtadt der Verfaſſerin der vorliegenden Briefe, die ſich, nach kurzer Ueberlegung, mit zweien ihrer Berufsgenoſſinnen dazu entſchloß, die geplante Rückkehr nach Europa aufzugeben und ſtatt deſſen den Biſchof und ſeine Reiſegeſellſchaft, für welche auch die Dienſte eines Arztes geſichert wurden, zu begleiten. Keine weiße Frau war jemals in dieſe fernen Regionen Innerafrikas vorgedrungen, in welchen böſe Fieber, beſonders zur Regenzeit, die von November bis April zu dauern pflegt, das Leben der Pioniere bedrohen. Ziel der Expedition war die Station Umtali, Manika, ungefähr ſiebzig Meilen ſüdlich von Fort Salisbury auf einem Hochplateau in hügeliger Gegend. Die Krankenpflegerinnen verzichteten auf jede Remuneration; nur für Unterkunft und Verpflegung hatte der Biſchof zu ſorgen.

Die Reiſeroute erfuhr in Folge der mit den Portugieſen beſtehenden Streitigkeiten mehrfache Veränderungen. Der anfangs in Ausſicht genommene Weg von Natal nach Prätoria und durch Transvaal mittelſt „Treckens" mit den landesüblichen Ochſengefährten hätte faſt zwei Monate in Anſpruch genommen. Man entſchloß ſich daher für den Seeweg. Nach längerer Verzögerung in Natal wurde am 26. Mai auf dem Dampfer „Tyrian" Port Beira erreicht.

Von diesem Zeitpunkte an geben die Briefe wieder Nachricht:

IV. Mozambique, 5. Juni 1891.

Daß ich von hier aus schreibe, kann Dich kaum mehr als mich selbst in Erstaunen setzen. Als wir vor Beira angekommen waren, fand es sich, daß, in Folge einer neuen Zwistigkeit mit den Portugiesen, die Landung unmöglich war. So wurde denn beschlossen, die Reise an Bord des „Tyrian" bis Mozambique fortzusetzen und mit dem Schiff nach Beira zurückzukehren, in der Voraussicht, bis zu diesem Zeitpunkte die Ruhe hergestellt zu finden und unsere Fahrt den Pungwe flußaufwärts fortsetzen zu können.

Die Reise von Natal nach Beira war durchaus uninteressant. Delagoa-Bay, mit der Stadt Lorenzo Marques, ist ein gottverlassenes, vom Fieber heimgesuchtes und allem Anschein nach in Verfall begriffenes Nest. Das Licht des Leuchtthurms brannte nicht, die Banken waren für zwei Monate, die Post bis zum nächsten Tag geschlossen u. s. w. Von Delagoa-Bay kamen wir nach Inhamban, einer idealen Stätte. Man denke sich einen ruhigen, tiefblauen Golf, landumgrenzt, mit einem Hain von Cocospalmen, und in ihrem Schatten ein trauliches Dorf, dessen aus Stein gebaute Häuser um eine kleine Kirche gelagert sind. Ueber die Bay gleiten unzählige Fischerkähne. Beim Landen freilich werden wir gewahr, daß die meisten dieser Häuser Ruinen sind. In den alten Tagen des Sclavenhandels war hier eine blühende Niederlassung; jetzt ist sie, wie fast die ganze Küste, in Verfall. Trotzdem bewahrt die Erinnerung ein reizendes Bild landschaftlicher Schönheit. Die Eingeborenen sahen glücklich und zufrieden aus. Ihre aus Hürden gebildeten Kraale sind reinlich und gut gehalten. Einer dieser Neger holte uns frische Cocosnüsse vom Baume. Von Inhamban kamen wir nach dem in letzter Zeit so vielgenannten Port Beira. Ein langer, öder, flacher Sandstreifen mit einigen eisernen Hütten und dreißig bis vierzig zerstreut umher aufgestellten Zelten, so schmutzig und in jeder Beziehung unmöglich, daß vom Landen nicht die Rede sein konnte. Wir fanden einen Theil der englischen Flotte hier stationirt, unter anderen die „Magicienne", eines der neuesten Panzerschiffe. An Bord derselben lud mich der Capitän, der gegenwärtig als Consul fungirt, zum Lunch ein, und zeigte mir Torpedos und riesige Kanonen, deren Geschoße meilenweit tragen, und die ich mit der größten Leichtigkeit in Bewegung setzen und abfeuern konnte. An Bord eines anderen Panzerschiffes, des „Pigeon", gab man uns ein Concert. Dann waren noch „Brisk" und „Mohawk" da, die zwischen Beira und Delagoa-Bay circuliren, und das große Kriegsschiff, der „Raleigh". Die Portugiesen haben zwei hölzerne Kanonenboote hier, jedes mit einem Geschütz. Die Schwierigkeit besteht hauptsächlich darin, daß die portugiesischen Soldaten, meist aus Goa kommend, nicht mehr gehorchen. Diejenigen flußaufwärts, zu Massi-Kesse, sind in offener Empörung; in Beira ist es nicht viel besser . . . Daher kommt es, daß die Schiffahrt auf dem Pungwe nominell frei, thatsächlich aber gesperrt ist. Eine große Anzahl von pionierenden Kaufleuten und Goldsuchern glaubt die Wasserstraße frei und findet sich statt dessen entweder in Beira selbst oder einige Meilen weiter oben am Fluß festgehalten. Jeder dieser Leute führt ein Gewehr zum Schutz gegen wilde Thiere mit sich. Wenn sie sich nun aufgehalten und damit den größten pecuniären Verlusten ausgesetzt sehen, gerathen sie außer sich, und es kommt zu blutigen Zusammenstößen. Als die neue Südafrikanische Gesellschaft nach Mashonaland zu gehen beschloß, war es von Anfang an gewiß, daß man auf dem Pungwe oder einem benachbarten Fluß regelmäßige Verbindungen herzustellen trachten würde. An den Portugiesen wäre es gewesen, die Gelegenheit zu benützen und für Verkehrsmittel zu sorgen . . . . Doch nichts von dem geschah, und für die Entwickelung des Landes ist nichts gethan. Goldminen und Perlfischerei liegen brach; kaum daß genug Kaffee für den persönlichen Bedarf der portugiesischen Ansiedler gebaut wird, von welchen die meisten, mit Ausnahme der höheren Beamten, mit Eingeborenen sich verheirathen. Der gegenwärtige, stellvertretende Gouverneur von Beira ist ein Neger, der eine Art von Dialekt spricht.

Mozambique iſt außerordentlich maleriſch. Buntangeſtrichene, ganz venetianiſch ausſehende Häuſer blicken auf die ſchöne Bay, und zwiſchen ihnen ſtehen Cocospalmen, während im Hintergrund bewaldete Berge das Bild abſchließen. Die Boote ſind ganz eigenthümlich, meiſt von Arabern bemannt, die weiße und rothe Corallen, Schwämme, Muſcheln zum Kauf anbieten. Dazwiſchen Kähne, mit Bananen und Orangen gefüllt, deutſche Dampfer, arabiſche Dhows. Am Lande ſind die paar vorhandenen Kaufhäuſer enttäuſchend, denn ſtatt orientaliſcher Stoffe oder origineller Neger-Induſtrie verkaufen ſie ſchlechte Waare aus Birmingham und abſcheuliche andere europäiſche Fabrikate. Auf dem Rückweg wollen wir Guilliman oder Kiliman, und vielleicht die Mündung des Zambeſi beſuchen.

V.

Vom Pungwe nach Umtali, 1. bis 15. Juli 1891.

Am 12. Juni ſind wir drei Schweſtern vom rothen Kreuz wieder in Beira und an der Mündung des Fluſſes eingetroffen. Beira iſt ein Sandſtreifen mit einigen Hütten und Zelten, und einem portugieſiſchen, von Erdwällen umgebenen Lager, ſo unbeſchreiblich ſchmutzig, daß man uns nicht landen ließ. Am Morgen des Samſtag, 13. Juni, waren wir um drei Uhr reiſefertig, aber es hing ein ſo dichter Nebel über dem Fluß, daß wir nicht vor fünf Uhr unſer Schiff verlaſſen konnten, um einen kleinen Dampfer, „the Shark“, zu beſteigen, der uns den Pungwe aufwärts bis Mpandas bringen ſollte, das etwa ſiebzig Meilen entfernt liegt. Von dem, was uns bevorſtand, hatten wir glücklicherweiſe nicht die leiſeſte Ahnung. Nachdem wir im Nebel unſeren Weg geſucht hatten und auf Sandbänke gerathen waren, gelang es uns endlich wieder, flott zu werden, und wir hofften auf eine glückliche Fahrt. Im Schlamm lagen rieſige Krokodile, Hippopotamus wühlten den Schlamm auf, und die ſonderbaren kleinen, ſpringenden Fiſche, halb Fiſche, halb Reptilien, hüpften um das Schiff. Am Ufer war nur Gebüſch und zuweilen eine Gruppe kahlſtämmiger Bäume mit hellgrünen Blättern zu ſehen, die Fieberbäume, die weit durch das Land hin wie natürliche Warnungszeichen ſtehen. Je höher die Sonne ſtieg, um ſo ungemüthlicher begann es an Bord für uns zu werden, denn der Raum war ſo eng, daß wir der Nähe des Dampfkeſſels nicht entrinnen konnten, und ein Schutzdach hatten wir nicht. Gegen Mittag wurde es unleidlich, und etwa um zwei Uhr wurden wir gewahr, daß ſonderbare Träume uns befangen hielten, und ein unwiderſtehliches Verlangen über Bord zu ſpringen, ein Durſt, den nichts ſtillen konnte, uns peinigten und verfolgten. Gegen vier Uhr ließ die Hitze etwas nach, aber dann geriethen wir wieder auf Sandbänke, die Maſchine verurſachte Schwierigkeiten, kurz, es wurde zehn Uhr Abends, bis wir Mpandas erreichten. Wir hatten ſiebzehn Stunden gebraucht.

Als der ſchrille Ton des Ventils unſere Nähe verkündete, lief das halbe Lager an den Landungsplatz; Laternen huſchten hin und her, und eine befehlende Stimme, die des zeitweiligen Vice-Conſuls und Capitäns des „Pigeon“, machte ſich vernehmlich. Er hatte es nicht verhindern können, daß das für uns bereit gehaltene Zelt von dem Agenten der Geſellſchaft mit Beſchlag belegt worden war; aber er bereitete uns Kaffee und ſorgte für unſere Unterkunft, die freilich eine derartige war, daß wir es vorzogen, uns nicht auszukleiden, ſondern unter den obwaltenden Verhältniſſen den Morgen abzuwarten, der uns wieder in den Beſitz unſeres Zeltes ſetzte. Doch wurden wir ſeiner nicht froh, weil dreißig Patienten unſere Zeit und Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen.

Ich empfehle Eden in „Martin Chuzzlewit“ als eine getreue Schilderung Mpandas. Meine eigenen Worte vermöchten keinen Begriff davon zu geben. Die Eingeborenen, die man zur Arbeit herangezogen hatte, befanden ſich in einem beklagenswerthen Zuſtand der Vernachläſſigung; über zwanzig derſelben, in zwei elende Hütten vertheilt, waren krank und halb verhungert, und auf das vergiftete Waſſer eines Weihers angewieſen, in deſſen Nähe das Lager errichtet war. Wir thaten für ſie, was wir konnten; brachten ſie in neugebauten Hütten unter und reichten ihnen regelmäßig Speiſe, von

Dr. Troud, dem Schiffsarzt an Bord J. M. S. „Magicienne", bestens unterstützt, so daß wir hoffen dürfen, wenigstens einige derselben gerettet zu haben. Unter den Europäern waren ebenfalls nicht wenige am Fieber erkrankt, dem fast keiner entgeht.

Am 18. Juni traf Dr. Doyle-Glanville ein, der uns nach Mashonaland geleiten soll. Alle Hoffnung auf die geträumten Transportwagen oder auch Karren haben wir inzwischen gründlich aufzugeben gelernt. Wir hatten nur die Wahl, entweder in Mpandas zu bleiben oder, woran nicht zu denken war, nach Natal zurückzukehren. Der Bischof war in Umtali, zwischen Massi Kesse und Fort Salisbury, und dort richteten Fieber und Mangel an Lebensmitteln schreckliche Verheerungen an. Mpandas ist verhältnißmäßig gesünder; man kann die Weißen von dort an die Meeresküste schicken, um sie vom Fieber zu befreien. Für die Eingeborenen genügt eine Dosis Chinin. Wir beschlossen also, unsere Reise, und zwar zu Fuß und mit Trägern für Vorräthe und Gepäck fortzusetzen. Dagegen erhob sich nun freilich ein wahrer Sturm von Gegenvorstellungen, Bitten, Einwänden aller Art; aber wir blieben fest bei unserem Entschluß, dem Dr. Doyle-Glanville in der Ueberzeugung zustimmte, daß kein anderer Weg uns offen stand. Montag, den 29. Juni, erschienen Eingeborene aus einem fünfzig Meilen landeinwärts gelegenen Dorf, von ihrem Häuptling oder „Inkoos" geführt, und mit eigenthümlich gescheiteltem, mit Muscheln geschmücktem Haupthaar. Nach langen Unterhandlungen und endlosem Feilschen traten wir am Dienstag Abends mit zweiunddreißig dieser Leute, den Herren Dr. Glanville und Sutton, unsere Reise an. Es war unsere Absicht, einige Meilen vom Lager Halt zu machen und erst am 1. Juli früh aufzubrechen. Nach etwa drei Meilen Weges mußten wir in einem kleinen Canoe paarweise über einen Fluß setzen, während schon die Nacht über uns hereinbrach und der Mond die kleine Karawane phantastisch beleuchtete, worauf wir in einem Kraal Unterkunft fanden.

Zu unserem Schrecken entdeckten wir, daß die Träger Kerzen und Laternen mitzunehmen vergessen hatten; wir mußten uns also, so gut es eben ging, mit Feuern und trockenen Mealistengeln helfen und schliefen, in unsere Decken eingerollt, unter freiem Himmel bei den Wachtfeuern ein.

Gegen Morgen weckte uns ein eigenthümliches, klägliches Geheul. Ein Bewohner des Kraals war gestorben, und die Todtenklage um ihn erinnerte ganz an die irische Todtenwache. Bald darauf wurde der Leichnam in einem sehr künstlich geflochtenen Weidensarg hinausgetragen, gefolgt von einem Weibe mit Lebensmitteln, die zugleich mit dem Todten in das Grab gesenkt werden sollten. Unterdessen war ein schwarzer Junge nach Mpandas zurückgeschickt worden, das Fehlende zu holen, und nach seiner Rückkehr konnten wir uns endlich auf den Weg machen. Am ersten Tag ereignete sich nichts Erwähnenswerthes. Die Route war uninteressant; das Nachtlager sollte wieder in einem Kraal abgehalten werden. Dieses Mal aber störte das Gebrüll der Löwen unsern Schlummer. Sie schienen in großer Anzahl um die Ansiedlung zu schleichen. Am Morgen, bald nach dem Aufbruch, mußten wir über den Pungwe; die Träger wateten mit fürchterlichem Geschrei, um die Krokodile zu verscheuchen, durch die hier seichten Fluthen. Die kräftigsten unter ihnen trugen uns auf den Schultern hinüber. Am anderen Ufer fanden wir in nächster Nähe die Hütte eines portugiesischen Agenten der Mozambique-Gesellschaft, der, wie alle seine Landsleute, sich durch Freundlichkeit für uns auszeichnete und uns köstlich bewirthete. Es that Noth, denn vor uns lag ein langer, ermüdender Weg von zwölf Meilen, durch gänzlich wasserlose Gegenden; sandige, ausgebrannte Ebenen mußten durchwandert werden, in welchen der Fuß keinen festen Halt gewann und man bei jedem Schritt deren zwei zurückzurutschen glaubte. Wie alle unerfahrenen Anfänger leerten wir zu früh unsere mit kaltem Thee gefüllten Flaschen, und dann kamen Stunden, die uns lebhaft an unsere Erfahrungen an Bord des „Shark" erinnerten. Endlich erreichten wir eine grüne Stelle, wo zu unserem freudigen Erstaunen ein junger Engländer sich eben bei seiner Abendmahlzeit gütlich that. In weniger als einer Secunde war sein Kaffee von uns verschlungen, und nie wieder wird ein Kaffee so schmecken wie dieser. In

der Nähe war eine Pfütze, deren Waſſer zum Kochen und Waſchen verwendet wurde, und während wir damit beſchäftigt und überglücklich über unſere Entdeckung waren, kam der Freund des erſten jungen Mannes mit köſtlichem, auf einem Palmblatt geſammelten Honig zurück, den er in einem nahen Baumſtamm ausgehoben hatte und uns anbot. Die nun folgende Nacht hätte ebenſogut vor dem Löwenkäfig eines zoologiſchen Gartens zugebracht werden können, denn die Löwen kamen herbei, um ihren Durſt nach anſcheinend reichhaltiger Mahlzeit in der Pfütze zu löſchen, wobei ſie ein Gebrüll von ſolcher Gewalt ausſtießen, daß buchſtäblich der Grund unter uns erbebte. Das erſte Mal, wo man dieſe donnerähnlichen Laute vernimmt, kann man ſich einer Empfindung des Schreckens allerdings nicht erwehren, aber man gewöhnt ſich bald daran und findet den Lärm nur noch läſtig. Der Schrei der Hyäne iſt viel unerträglicher als der jedes anderen wilden Thieres.

Am nächſten Tag, 3. Juli, trafen wir früh des Nachmittags in Sarmento ein. Der Weg war außerordentlich angenehm und führte durch eine Art von Park, in welchem das zahlreich vorhandene Wild ganz nahe an uns heran kam, ohne irgendwie Furcht zu zeigen. Wir begegneten auch Büffeln, und einige der Träger warfen ihre Bürde zu Boden, packten ihre Aſſegar's, erjagten eines der Thiere, tödteten es und zertheilten das Fleiſch, das ſie, noch ganz rauchend und warm, über die Schultern warfen und ſo mit ſich ſchleppten.

Sarmento iſt fünfundvierzig Meilen von Mpandas entfernt und in entzückender Lage, unter Bäumen an einen breiten Fluß gebettet, nur leider im Inneren eben auch durch Schmutz verunſtaltet. Der portugieſiſche Agent, Mr. Almeida, bewährte die uns ſo wohlbekannten Eigenſchaften, räumte uns ſeine eigene Hütte ein, ſchickte uns Kerzen, Wein u. ſ. w. und that, was er konnte, um uns zu helfen und zu erfreuen. Wir verbrachten Geſchäfte halber den Samſtag in Sarmento, ſetzten unſere Reiſe früh am Sonntag Morgen fort und gelangten um elf Uhr zu einem Kraal, wo plötzlich, zu unſerem Schrecken, die Träger Halt machen zu wollen erklärten. Es war ihr eigener Kraal, und keiner Macht der Ueberredung gelang es, ſie von der Stelle zu bringen. Der verrätheriſche „Inkoos" in Perſon war in die Wälder geflohen und konnte vor Sonnenuntergang nicht wiedergefunden werden. Wir vertrieben uns die Zeit, ſo gut wir konnten, badeten im Fluß und ſtreiften in der Nähe umher. Als wir wieder im Kraal zuſammenkamen, fand es ſich, daß der „Inkoos" zwar zurückgekehrt, aber entſchloſſen war, nicht weiter mit uns zu ziehen. Nach langem Hin- und Herreden und dem Verſprechen einiger wollener Decken, wenn Maſſi Keſſe erreicht ſein würde, verſprach er, uns zu folgen. Am nächſten Morgen hatte er jedoch ſeinen Sinn bereits wieder geändert; ſeine Leute legten das Geld, das ihnen ausgezahlt worden war, zu unſeren Füßen nieder, und es mußte von Neuem verhandelt werden, bis ſie ſich endlich entſchloſſen, das Geld wieder einzuſtecken und den Weg fortzuſetzen. Niemand konnte in ihrer Sprache mit ihnen ſprechen, und keiner von ihnen verſtand Engliſch, ſo daß meine unvollſtändige Kenntniß des Portugieſiſchen das einzige Verſtändigungsmittel zwiſchen uns war. Einige der Eingeborenen konnten ihren Kameraden überſetzen, was ich ſagte, allein unſere Autorität gewann ſehr wenig dabei, weil ſie den Frauen überhaupt keine ſolche zugeſtehen, und meine Vermittelung uns in Folge deſſen in ihren Augen weit mehr ſchadete als nützte.

Vorläufig ſchien indeſſen Alles wieder gut zu gehen. Wir durchzogen ein reiches, ſchönes Land, mit hohen Palmen und üppigen Bananen, Bamboogruppen von ſtaunenswerther Höhe und federartig ſich bewegendem Laub. Und doch drängte es uns, vorwärts zu kommen, denn auf der Karte, die ein europäiſcher Reiſender uns mitgegeben hatte, ſtanden die unheimlichen Worte: „Achtung! Löwen!"

Am nächſten Tage regnete es. Wir wurden ganz durchnäßt; die Träger marſchirten möglichſt ſchlecht; wenn geraſtet wurde, brannten die Feuer nicht; in der Nacht drang das Geheul der Hyänen aus nächſter Nähe in unſere Ohren, und am Morgen ſtrömte es wieder. Dennoch hielten wir in guter Ordnung und Laune, beim abendlichen Schein der Sonne unſeren Einzug in Mandangava, einem verlaſſenen portugieſiſchen

Lager. Von da weg begann die Route geradezu fürchterlich zu werden. Stunden um Stunden mußten wir durch zehn Fuß hohes Gras, dessen scharfe Halme uns ins Gesicht schlugen, uns hindurch arbeiten; dann kam wieder nasses Moor, oder wir mußten durch seichte Bäche und kleine Flüsse. Von Zeit zu Zeit stießen wir auf müde Wandrer, die das Fieber niedergeworfen hatte, während sie sich auf dem Weg nach Fort Salisbury befanden, und die nun, zur Umkehr gezwungen, krank und meist auch ruinirt, die Küste wieder zu erreichen suchten. Es waren meist junge, fast ganz mittellose Bursche, die des Nachts Schutz bei den großen Feuern suchten, die von unseren Trägern vor unseren improvisirten Zelten angezündet wurden. So gelangten wir am 10. Juli zwischen drei und vier Uhr Nachmittags nach einem Kraal, Chimois genannt, der, von bewaldeten Hügeln und felsigten Höhen umgeben, an einem Abhang hübsch gelegen, gute Unterkunft versprach. Doch hatten wir während der letzten Tage bei unseren Trägern unzweifelhafte Anzeichen übler Launen beobachtet, und an jenem Abend gelang es uns kaum, ein Stück Geflügel für unsere Abendmahlzeit zu bekommen. Kaum hatten wir uns zur Ruhe begeben, als unsere paar getreuen halbportugiesischen Träger uns Nachts, gegen elf Uhr, mit der Schreckensbotschaft aus dem Schlaf weckten, ihre Kameraden seien geflohen. Die armen Jungen selbst, vier an der Zahl, hatten sich, nachdem sie uns gut untergebracht wußten, in ihren kleinen Zelten niedergelegt; einer derselben stand nach ein paar Stunden auf, um Holz aufs Feuer zu werfen, und wurde bei dieser Gelegenheit die letzten Fliehenden gewahr. Unsere beiden Herren stürzten ihnen nach, selbstverständlich ohne einen derselben zu erreichen, und so glichen wir Schiffbrüchigen, die das Schicksal auf einen unbekannten Strand geschleudert hat. Klagen konnten uns nichts nützen; wir hielten also Kriegsrath, und es wurde beschlossen, daß Mr. Sutton und einer der Jungen zur Bewachung unserer Vorräthe und des Gepäcks zurückbleiben, wir Uebrigen dagegen, mit den drei Dienern, wie sie sich stolz und zur Unterscheidung von den gewöhnlichen Trägern nannten, unseren Weg nach Umtali, wo der Bischof unser wartete, fortsetzen sollten. Wir packten also Lebensmittel für drei Tage, Zwieback, Fleischbüchsen und Thee, dazu die unentbehrlichsten Gegenstände zusammen, brachen Samstag, 11. Juli, in aller Frühe auf, marschirten den ganzen Tag, ohne auf besondere Schwierigkeiten zu stoßen, und erreichten am Abend einen herrlichen Wald, wo wir, nach erquickendem Bad in kaltem Bergwasser, die Nacht zubrachten. Als wir am folgenden Morgen, eine Stunde nach dem Aufbruch, unseren Weg von einer Höhe herab vor uns liegen sahen, entdeckten wir, daß er durch einen fürchterlichen Morast hindurch führte. An den schlimmsten Stellen mußten unsere armen Jungen uns auf die Schultern laden, während sie selbst bis über die Hüften im sumpfigen Grund einsanken, der sie und uns buchstäblich zu verschlingen drohte. Nach den unglaublichsten Anstrengungen gelang es Allen, festen Boden zu gewinnen, und nun begann eine Bergparthie über Felsrücken, durch Schluchten, Schutt und Geröll, Wald und Dickicht, bis nahe vor Massi Kesse, das wir vor Sonnenuntergang erreichten. Man hat uns das Lob gespendet, den Weg von Chimois bis dahin in kürzerer Zeit als die früheren Reisenden zurückgelegt zu haben, und man thut überhaupt Alles, um unser Selbstgefühl zu steigern und uns zu wahrhaftigen Afrikareisenden zu stempeln.

Massi Kesse ist ein aus rother Erde errichtetes Fort, theilweise bereits wieder zusammengefallen, und in schöner anmuthiger Gegend. Den Horizont begrenzen im Halbkreis ziemlich hohe Berge, von denen die zunächstliegenden bewaldet sind. Die Ebene dazwischen erscheint grün und fruchtbar; in Wahrheit aber ist das Gras rauh und ausgetrocknet, fast wie Heu oder Schilf. Als wir Massi Kesse wieder verließen, verloren unsere Jungen den rechten Pfad, und wir mußten im Wald campiren, während sie sich in einem benachbarten Kraal nach dem Weg erkundigten. Glücklicherweise hatten wir keinen Grund zur Eile mehr, denn wir hatten dem Bischof einen Boten nach Umtali vorausgesendet, unsere Ankunft zu melden. Um unsere Träger nicht zu überbürden, hatten wir unsere Vorräthe auf das Nöthigste beschränkt, und es blieb uns nichts als etwas Cacao und Fleischextrakt. Der letzte Tag des Marsches sollte aber einer der mühevollsten von allen sein, die wir bestanden hatten. Bei

glühender Hitze ſtiegen wir fortwährend über ſteile Abhänge, paſſirten Flüſſe und Bäche, deren Bett ganz ausgetrocknet war, ſo daß kein Tropfen Waſſer unſeren Durſt löſchte, und ſelbſt die Eingeborenen, deren Glieder aus Stahl zu ſein ſchienen, völliger Erſchöpfung nahe waren. Endlich fand ſich, unter dem Schatten einiger Bananen, friſches Waſſer und ſo viel Brennmaterial, daß wir ein Feuerchen anzünden und etwas Suppe bereiten konnten. Dann aber begann das Klettern über Stock und Stein von Neuem und währte von ein Uhr bis gegen vier Uhr Nachmittags, wo das hohe Gras wieder begann und die Wirkung völligen Schwindels auf unſere herabgeſtimmten und überangeſtrengten Nerven hervorbrachte, ſo daß wir mehr taumelten als bei klarem Bewußtſein voranſchritten. Da plötzlich entdeckte Dr. Glanville in der Ferne eine Flagge, Umtali! und es durchdrang uns wie neues Leben. Denn ohne uns die Befürchtung gegenſeitig zu geſtehen, hatten wir ſtark gezweifelt, ob wir uns auf dem richtigen Weg befänden, da alle an unſern portugieſiſchen Führer aus Maſſi Keſſe gerichteten Fragen mit Achſelzucken und den wenig beruhigenden Worten: „Es iſt vielleicht der rechte Weg, aber vielleicht iſt es auch nicht der rechte Weg", beantwortet worden waren. Gerade als wir über das ausgetrocknete Bett eines Bergſtromes auf einem umgeſtürzten, querüber liegenden Baumſtamm zu kommen ſuchten, bot ſich mir eine ausgeſtreckte Hand. Ich blickte auf; es war der Biſchof, der uns mit warmem Willkommgruß empfing und friſche Milch für uns bereit hielt, die wir ſeit Natal nichts Aehnliches gekoſtet. Unſer Bote hatte ihn erſt zwei Stunden früher erreicht, aber unſere Hütten waren für uns in Stand geſetzt, und glücklich brachte er uns bis Umtali. Die Lage iſt reizend, Himmel und Wolkenbildungen in dieſen Gegenden von beſonderer Schönheit. Das künftige „Spital" ſoll aus vier Hütten, jede mit ſechs Betten oder richtiger Lagerſtätten, beſtehen; Küche, Vorrathskammer und Apotheke, nebſt einem Raum für den Aſſiſtenten geſondert errichtet werden. Die Hütte der Krankenwärterinnen ſteht an einen rieſigen Baum gelehnt. Waſſer iſt genug, aber von ſchlechter Qualität, vorhanden. Hungersnoth und Fieber haben entſetzlich hier gewüthet; die Menſchen lebten von zermalmten Nüſſen und ein wenig Mehl, wenn ſie im Stande waren, ſich das letztere zu kaufen. Zwei Tage vor unſerer Ankunft kam eine Wagenladung von Lebensmitteln, für einen Monat berechnet, aus Fort Salisbury. Die Beamten der „Südafrikaniſchen Geſellſchaft" ſind außerordentlich freundlich gegen uns; einer derſelben beſitzt Kühe und ſchickt uns Milch. Das Miſſionshaus des Biſchofs liegt wie ein Adlerneſt auf ſteiler Felſenkuppe, ſechs- bis achthundert Meter von unſerer Niederlaſſung entfernt. Sucht ihn das Fieber dort auf, ſo muß es in der Luft liegen, und nichts wird dagegen ſchützen können, was menſchliche Vorſicht vermag. Unſere eigene Lage ſcheint ebenfalls eine ſehr geſunde zu ſein. Nur müſſen wir uns noch in der Kochkunſt vervollkommnen und Mahlzeiten herzuſtellen lernen, die aus keinen beſtimmten Stoffen beſtehen. An dienenden Händen fehlt es uns nicht. Umtaſſa, der benachbarte Häuptling, ließ uns feierlich bewillkommnen; einige Tage ſpäter erſchien ſeine Tochter, eine Perſon von hohem Rang, von zwei Dienerinnen gefolgt, die uns Geſchenke, Mehl, Eier, ſüße Kartoffeln und eine fein geflochtene Matte überbrachten. Als Gegengabe boten wir Glasperlen und einen Zinnteller, welcher ihr ganz ungemein zu gefallen ſchien. Die Schwierigkeit beſtand darin, die Häuptlingstochter wieder los zu werden: ſie war nur mit äußerſter Mühe zum Gehen zu bringen und führte eine eigenthümliche, mit Bronze verzierte Streitart als Ziergegenſtand mit ſich. Im Uebrigen war ſie eine große häßliche Frau, un bel pezzo di carne, würden Italiener hinzufügen.

Hier ſind wir nun, nach einem Marſch von 190 Meilen, und ſoweit auf dieſer Welt ſich etwas vorbeſtimmen läßt, bis zum April 1893![1])

[1]) Auf dem Weg nach Fort Salisbury iſt der in vorliegenden Briefen häufig genannte Arzt, Dr. Doyle-Glanville, inzwiſchen in wenigen Stunden vom Fieber hingerafft worden. Das geſchah im September. Inzwiſchen hat die gefürchtete Regenzeit begonnen, und über das Schickſal der drei muthigen Schweſtern des Rothen Kreuzes zu Umtali fehlt vorläufig jede weitere Nachricht.

Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau.

Während die französische und englische Leserwelt von jeher von ihren Zeitschriften, auch allgemein literarischen Inhalts, eine regelmäßig fortlaufende Information über den Stand der Weltwirthschaft und der Weltfinanzen erwartet und erhält, ist man in Deutschland von ähnlichen Voraussetzungen noch so weit entfernt, daß ein entsprechender Versuch fast der Entschuldigung bedarf. Es mag dies zum Theil mit der sogenannten „idealen" Richtung des deutschen Geisteslebens zusammenhängen. Es mag auch zum Theil durch die Thatsache bedingt sein, daß uns politische Ziele, welche die anderen Nationen längst erreicht hatten, allzu lange in Anspruch nahmen, als daß die „Gebildeten" für den wirthschaftlichen Hintergrund der politischen Vorgänge genügende Muße und genügendes Verständniß hätten finden können. Heutzutage würde ein eventuell mangelndes Interesse für eine allgemein aufklärende Betrachtung der wirthschaftlichen Vorgänge weder durch das Eine noch durch das Andere mehr entschuldbar sein, und thatsächlich verlangt auch ein immer größeres Publicum nach Belehrung auf den einschlägigen Gebieten.

Auch wir Deutschen haben endlich gelernt, daß die Fragen der materiellen Existenz im Leben der Völker von durchschlagendster Bedeutung sind: die Frage, ob Schutzzoll, ob Freihandel, hat ganze Stände, ja ganze Landestheile gegeneinander aufgebracht. In dem Streite über die sociale Gesetzgebung, zuletzt um Aufrechterhaltung oder um Beschränkung der sogenannten Gewerbefreiheit, haben wir es erlebt, daß die Theorien der äußersten Rechten und der äußersten Linken, die der Orthodox-Conservativen und der Socialdemokraten sich die Hand reichten, und zunächst in der Sonntagsruhe, dann in einer Reihe anderer Momente des „Arbeiterschutzes" das Herz der Nation gewannen, so daß heute von der großen Mehrheit gebilligt und gewünscht wird, was vor Kurzem fast nur von diesen beiden extremen Parteien vertreten worden war. Und die empfindliche Berührung, in welche z. B. gerade gegenwärtig das neue preußische Einkommensteuergesetz jeden Bürger mit seinem engeren Vaterlande bringt, ist ein deutlich empfundener Beweis dafür, daß die materielle zu den wichtigsten und pflichtbewußtesten Leistungen des Staatsbürgers gehört.

Aber ganz abgesehen davon, daß materielle Interessen für uns Menschen wirkliche Lebensinteressen sind, bieten selbst Demjenigen, dem Wissenschaft *Lehre von den Idealen* ist, die Vorgänge des wirthschaftlichen Lebens die reichste Nahrung. Oder ist es etwa nicht ein idealer Zug, wenn die Freihandelspartei, unbekümmert um die Mißerfolge ihrer Richtung, während der letzten Jahrzehnte den Gedanken aufrecht erhalten hat, daß die Völker frei miteinander verkehren, daß die Menschheit sich ihrer Einheit bewußt bleiben soll? Und steckt nicht andererseits ein Stück Idealismus auch in der gegentheiligen Forderung, welche inmitten des sich immer weiter entwickelnden Weltverkehrs die Pflege und weitere Ausbildung der Volksindividualität als wirthschaftliches Ganze verlangt, welche demgemäß die wirthschaftlichen Kreise national abgeschlossen ausgestalten und zusammenschließen will? Freihandel und

Schutzzoll bezeichnen hier nur dieselben beiden Pole der Entwicklung, welche als „Humanität" und „Nationalität" im geistigen Leben der europäischen Völker auf den verschiedensten Gebieten uns immer wieder begegnen. — Und jener Streit um ein größeres oder geringeres Maß von Gewerbefreiheit (um bei denselben Beispielen aus dem Fragenkreise der Gegenwart zu bleiben) spiegelt im Grunde genommen nur den großen Gegensatz der beiden Anschauungen in sich wider, welche den Menschen durch sich selbst oder durch die Gemeinschaft, der er angehört, glücklich machen wollen. Auf der einen Seite möglichste Freiheit für den Einzelnen, sich möglichst viel Lebensgüter zu verschaffen, aber auch sie seinem Nächsten zu entziehen — auf der anderen, möglichste Einengung des Einzelnen, möglichste Stärkung der Gesammtheit, welche ihn beschränkt zu Gunsten der Anderen, aber auch alle Anderen zu seinen Gunsten. Laissez faire und active Socialdemokratie sind nur die wirthschaftspolitischen Erscheinungsformen für die uralten ethischen Gegensätze des Selbstinteresses und -Vertrauens und der Hingabe an ein größeres Ganze. Seitdem der Psalmist davor gewarnt, sich auf die Edlen des Volkes zu verlassen, seitdem die Stoiker die *αὐτάρκεια* gepredigt, die Römer ihr „fortes fortuna adjuvat", hat das ethische Ideal, daß Jeder seines Glückes Schmied sein solle, auch im wirthschaftlichen Leben nie ganz seine Geltung verlieren können. Aber seitdem Plato anderseits die Lehre verkündet, daß der wahre Mensch erst in der menschlichen Gemeinsamkeit sich zeige, seitdem die ersten Christengemeinden den praktischen Versuch machten, die Wohlfahrt der einzelnen Persönlichkeiten in die der Gemeinschaft aufgehen zu lassen, ist das Ideal, dem Individuum seine Glückseligkeit durch Maßregeln der Gesammtheit zu verbürgen, seinerseits auch aus dem Wirthschaftsleben nicht wieder verschwunden. — Man blicke zurück auf die letzten Berathungen über die Neuregelung der Einkommensteuer in Preußen! Pochte doch selbst an die Pforten des preußischen Abgeordnetenhauses, welches durch seinen Wahlmodus gegen den vierten Stand geschlossen zu sein glaubte, deutlich, vernehmbar und wirksam die Anschauung, daß die Steuer dazu da sei, dem Reichen zu nehmen und dem Armen zu geben. Schon glaubte man sich hier in Vertheidigungszustand setzen und daran erinnern zu müssen, daß selbst ein „Millionär schließlich doch auch ein Mensch sei". Kein Zweifel, es melden sich hier in neuen Plänkeleien die Vorboten des großen, abermals thatsächlich werdenden Kampfes, in welchem auf der einen Seite Schutz des Besitzes die Parole ist, auf der anderen gerechtere Vertheilung desselben — auch dies zwei Ideale, um deren Versöhnung künftige Generationen zu ringen haben werden.

Es gibt heute in Deutschland nur zwei Parteien, welche, auf große Massen sich stützend, eine gemeinsame Weltanschauung zwischen Führern und Geführten aufweisen. Die eine vertritt die katholische, die andere die socialdemokratische Weltanschauung. Jene, von religiösen Gedanken ausgehend, hat die Fragen des materiellen Völkerlebens weit mehr und weit kräftiger in den Bereich ihrer Betrachtung gezogen, als man es sich in dem protestantischen Norddeutschland träumen läßt; diese, von den materiellen Existenzbedingungen des täglichen Lebens ausgehend, hat sich bis zu den höchsten Fragen des sittlich-religiösen Lebens emporgeschwungen und sucht denselben auf ihre Art gerecht zu werden. Ketteler ist vom Erzbischof zum Socialpolitiker, Bellamy ist vom Socialdemokraten zum Apostel geworden. Zwischen diesen beiden Massen, deren jede in sich geschlossen, durch das einheitliche Band einer großen Weltanschauung zusammengehalten wird, steht das unabhängige, gebildete Bürgerthum, bis vor Kurzem noch das führende Element der deutschen Nation, in sich zerklüftet und zerrissen da. Unter den verschiedenen Gründen, welche diesen Wandel herbeigeführt haben, macht sich auch einigermaßen die Kühle geltend, mit welcher man hier den wirthschaftlichen Fragen gar zu lange gegenüberstand.

Als die wirthschaftlichen Probleme der Neuzeit, dem Drucke der Verhältnisse nachgebend, schließlich doch in die Debatten der Parlamente, in die Leitartikel der Zeitungen, hier und da auch in die Programme der bürgerlichen Parteien eindrangen, gewöhnte man sich, sie als „politische" Fragen, d. h. als solche zu betrachten, auf die man von

einem bestimmten Parteistandpunkte aus, annehmend oder ablehnend, antworten müsse. So sicher aber keines der heute bestehenden Parteiprogramme das Programm der Zukunft ist, so sicher gehört zu den Vorbedingungen für einen größeren Einfluß der bürgerlichen Parteien eine liebevollere Beschäftigung mit den wirthschaftlichen Problemen, in etwas weitherzigerer Unabhängigkeit von der politischen Parteistellung.

Und dieser Beschäftigung sollen unsere Ueberblicke dienen. In größeren Zwischenräumen wiederkehrend, werden sie sich von dem Wunsche fernhalten, die neueste Nachricht des Weltmarktes, wenn sie am Morgen eingetroffen, schon am Abend allseitig zu beleuchten. Sie werden sich der Aufgabe widmen, das einzelne Ereigniß im Rahmen des Zusammenhanges und den Zusammenhang der Weltverhältnisse an der Hand des einzelnen Ereignisses darzulegen.

Für Diejenigen aber, die etwa noch immer befürchten, an Idealismus einzubüßen, wenn sie den materiellen Existenzbedingungen der Völker nachgehen, schreiben wir über die Eingangspforte: „Introite! nam et hic dei sunt."

Berlin, Mitte Februar 1892.

Im Vordergrunde des weltwirthschaftlichen Interesses stehen zur Zeit die „Handelsverträge". Die drei Mächte der Tripelallianz, Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien, haben die Zollbelastung ihres Handelsverkehrs einer vertragsmäßigen Regelung unterstellt, in welcher eine Anzahl Einfuhrzölle ermäßigt, während bei anderen eine Erhöhung vertragsmäßig ausgeschlossen wurde. Ermäßigungen und „Bindungen" gelten auf zwölf Jahre. Diesem System sollen gegenwärtig die Schweiz und Belgien und, wenn den Gerüchten zu trauen ist, auch noch weitere kleinere Staaten angegliedert werden.

Nicht nur bei uns in Deutschland haben die Verträge eine bemerkenswerthe Aufnahme gefunden. Dem Widerspruch, der aus den Reihen der Schutzzöllner, wenn auch nicht allgemein, so doch laut und vernehmlich ertönte, stand auf freihändlerischer Seite zwar Beifall, aber keineswegs Enthusiasmus gegenüber. Der Jammer einzelner schutzzöllnerischer Industrien wurde von keinem Jubel der Hafenstädte übertönt, wie man ihn sonst bei freieren Verträgen zu vernehmen pflegte. Und diese Verträge, die bei einem Theil der Schutzzöllner den stärksten Widerspruch hervorriefen, ohne volltönende Zustimmung auch nur einem einzigen Freihändler zu entlocken, haben im Reichstage eine geradezu überwältigende Mehrheit gefunden.

Dieses eigenthümliche Verhältniß erklärt sich für uns sofort, wenn wir nur den Gedanken aufgeben, als ob sich hier Alles um den Gegensatz zwischen Schutzzoll und Freihandel drehen müsse, und vielmehr dem wahren Ursprunge der neuen Idee nachgehen.

Noch um die Mitte der siebziger Jahre waren bei uns sowohl Schutzzöllner als Freihändler, so weit sie auf radicale Durchführung ihrer Pläne bedacht waren, Gegner jeder vertragsmäßigen Fesselung gegenüber dem Auslande. Für beide war das Ideal der autonome Zolltarif; für die Einen, weil sie ihn möglichst hoch, für die Anderen, weil sie ihn möglichst niedrig gestalten wollten. Aber bereits im Jahre 1879 veröffentlichte R. von Kaufmann ein Werk[1]), dessen Ausgangspunkt weder das schutzzöllnerische noch das freihändlerische Ideal, sondern der in fast ganz Europa thatsächlich geschaffene Zustand einer Schutzzollpolitik war. Das Buch beschäftigte sich hauptsächlich mit der Frage, wie groß ein Gebiet sein müsse, um eine selbständige Zollpolitik verfolgen zu können.

Einst war das Stück Land, das der Einzelne überschaute, bis zum nächsten Berg oder Fluß für ihn seine Wirthschaftswelt, später die Dorfgemeinde, der Kreis, die Provinz, dann die Nation. Heute wissen wir, daß im wirthschaftlichen Leben der Erdball die Welt ist, daß nur Welthandelspolitik Handelspolitik ist.

[1]) L'association douanière de l'Europe Centrale. Paris 1879.

Die in den Kreis dessen, was wir Weltgeschichte nennen, jeweilig eingetretenen Völker haben nie eine gesegnetere Periode durchlebt als die ersten Jahrhunderte, in denen Rom den orbis terrarum zu einer einheitlich gestalteten Völkergesellschaft, einem Wirthschaftsgebiete geeint hatte. Das heutige Ziel ist ein anderes. Aufgewachsen sind und aufwachsen neue Weltwirthschaftsgebiete, fernab vom alten orbis terrarum, der auseinandergefallen ist. Es gilt, an seiner Stelle ein neues Gefüge zusammenzuschweißen jenen gegenüber. Kein Platz der uns bekannten Erde, der heute nicht mitspielte in der Weltgeschichte. Ihre Bühne hat sich verallgemeinert. Wir lernten und lernen Geschichte an dem Kampf der Stadt- und Dorfrepubliken des kleinen Griechenlands, dann dem der italischen Stämme. Später unterwirft sich Rom den weiten Umkreis des Mittelländischen Meeres und wird der Staat an sich, und kein Staat außer ihm. Das römische Reich deutscher Nation bedeutet den mißglückten Versuch der Zusammenfassung der in die Weltgeschichte neu Eintretenden mit den alten Völkern des Abendlandes. Immer werden die Proportionen größer. In dem heutigen Epos der Weltgeschichte sind die Helden Welttheile.

Wirthschaftlich gesprochen ist „Welt" der Kreis, aus dem wir nach dem jeweiligen Stand der Verkehrsverhältnisse die Mittel zur Befriedigung unserer Bedürfnisse herholen. Die Handelspolitik der Zeit bekommt ihren Gehalt aus dem jeweiligen Umfange dieser wirthschaftlichen Welt. In unserem vorzugsweise sogenannten Mittelalter war die wirthschaftliche Welt die Stadt, wirthschaftliche Abschließung der Stadt Handelspolitik. Der mit dem Absolutismus verquickte Merkantilismus der neueren Zeit suchte das territoriale Fürstenthum als seine Wirthschaftswelt nach außen abzuschließen. Bis zur französischen Revolution waren die einzelnen Provinzen Frankreichs sich wirthschaftlich fremder, als heute die Antipoden unserer Hemisphären es sind; sie, die französische Revolution, machte Frankreich zu einem Wirthschaftsgebiet, der Zollverein Deutschland, die politische Befreiung Italien. Unterdessen war dem Freihandel die Landesgrenze zu eng geworden für seine Wirthschaftswelt. Der Sprung aus enger Gebundenheit in schrankenlose Freiheit war zu groß. Mit ihm hatte der Verkehr selbst nicht gleichen Schritt gehalten; dessen Technik aber entwickelt sich gewaltig. Heute ist der binnenländische und zumal der überseeische Verkehr zu einer Höhe gediehen, auf der für einzelne Producte, wie z. B. Getreide, die volle Weltwirthschaft sich entfalten mußte. In solchen Zeiten war der Versuch in sich schon widerlegt, den einzelnen „nationalen Staat" von den Ländern, mit denen er immer mehr durch Telegraph, Dampfschiffe und Eisenbahnen verbunden war, abschließen zu wollen. Das war verkehrt in einer Zeit, in der ein Quantum Getreide von Indien nach Hamburg zu schaffen weniger kostet, als ehemals auf den alten Straßen von Ostpreußen nach Berlin. Die Handelspolitik der Gegenwart muß diesen Veränderungen Rechnung tragen, und die sehr bescheidenen Anläufe, welche einzelne europäische Staaten hierzu im Augenblick machen, kommen wahrlich spät genug. Anderswo ist man dem alten Europa in diesen Beziehungen längst voraus. England sucht sich mit seinen Colonien zu einem fast ein Fünftel der Erdoberfläche umfassenden, einheitlich gestalteten Wirthschaftsgebiet, in dem einhundertzwanzig Millionen Menschen leben, umzugestalten; der Panamerikanismus, der das ganze Amerika zusammenfassen will, würde andere zwanzig Prozent der Erdoberfläche mit annähernd gleicher Menschenzahl in sich vereinen; Rußland mit abermals sechzehn Prozent der Erdoberfläche und über hundert Millionen Seelen bildet ein in sich abgeschlossenes Zollgebiet. Von jedem dieser Welthandelsgebiete gilt unter heutigen Culturverhältnissen, was Aristoteles von den Gebilden verlangte, die er als Staaten seiner Zeit anerkannte: jedes genügt sich selbst. Jedes von ihnen ragt in alle Klimate hinein, kann alle Rohproduction auf eigenem Territorium betreiben und, falls die Bevölkerung groß und kaufkräftig genug ist, auch deren industrielle Verarbeitung und Verwerthung bei sich selbst ermöglichen. Solche Gebiete können den Fichte'schen geschlossenen Handelsstaat verwirklichen und brauchen selbst dessen Ausnahmen nicht zu berücksichtigen; dort sind Umstände möglich, daß Producenten und Consumenten innerhalb der Grenzen des einen Landes sich

das Gleichgewicht halten oder wenigstens mit Aussicht auf Erfolg diese Balance erstreben können. Die Staaten des westlichen Europas sind nicht groß genug, um sich jeder für sich abschließen zu können; zu groß aber und zu stark, um sich willenlos dem Stärkeren in die Arme zu werfen und sich von diesem wirthschaftlich beherrschen zu lassen.

Zusammenschließung also gibt die einzige Möglichkeit einer Wirthschaftspolitik für die europäischen Staaten. Ein Gebiet, wie das des Deutschen Reiches, ist heutzutage viel zu klein, es hat eine viel zu gleichartige Cultur, als daß es für den Austausch von Rohproducten und Industrieerzeugnissen sich ebenso auf sich selbst stellen könnte wie Rußland, das vom Lande der Olivenhaine bis zu den Schollen der Eismeere in alle Klimate reicht, oder wie Amerika, das vom Urwald bis zur Industriestadt alle Culturstufen innerhalb der eigenen Grenzen aufweist. Durch eine weitgehende Zusammenschließung würde der Druck einer gemeinsamen Schutzzolllinie desto mehr vermindert, je weiter dieselbe gezogen ist; andererseits erhielte eine Schutzzollpolitik auf so weiter Grundlage auch eher die Möglichkeit längeren Bestehens. Schon v. Kaufmann hatte seinem Buche eine directe Spitze nach Aufrichtung eines mitteleuropäischen Zollbündnisses gegeben. Ratzinger nahm 1881 den Gedanken in seinem Buche: „Die Volkswirthschaft in ihren sittlichen Grundlagen" wieder auf; dann kam in der „Allgemeinen Zeitung", 1884, Peez mit seinen Aufsätzen über: „Wandlungen in der Weltwirthschaft und Weltpolitik", hierauf, in tiefer Begründung, 1885 Schäffle mit seiner Abhandlung: „Kornzoll, Währung und volkswirthschaftlicher Festlandsverein", und gleichzeitig Brentano mit Aufsätzen und Reden. So konnte v. Kaufmann bereits 1886 in der Tübinger „Staatswissenschaftlichen Zeitschrift" darauf hinweisen, daß sein Gedanke, der 1879 noch den Zeitgenossen eine „artige Utopie" schien, inzwischen zahlreiche, eifrige und einflußreiche Anhänger gewonnen habe.

Die Wirkung dieser Idee, wie sie immer weitere Kreise erfaßte, war zunächst die, daß die extremen Freihändler von ihrem ursprünglichen Standpunkt der Gegnerschaft gegen Handelsverträge nach und nach zurückkamen und gerade in vernünftigen Handelsverträgen ein allmäliges Vorwärtsschreiten erblickten. Aber auch die Schutzzöllner, die aus Liebe zum Schutzzoll nicht all' und jede Besinnung verloren hatten, lernten mit der Zeit einsehen, daß der Schutzzoll dem Untergang geweiht sei, wenn er sich nicht auf eine breitere Basis stelle. So konnte ein aufmerksamer Beobachter schon in den letzten Jahren die Neigung zu Handelsverträgen zunächst im freihändlerischen, dann aber auch im schutzzöllnerischen Lager wachsen sehen. Und die jetzt zum Abschluß gelangten Handelsverträge sind weder ein Sieg des Freihandels noch des Schutzzolls. Sie verdanken vielmehr ihre Entstehung dem wachsenden Einverständniß der gemäßigten Elemente auf beiden Seiten, dem die regierenden Kreise entgegenkamen, bevor die Einverstandenen sich ihres Einverständnisses auch nur bewußt wurden.

Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, stellen die mitteleuropäischen Handelsverträge keine entschiedene Wendung in der mitteleuropäischen Zollpolitik dar. Sie bezeichnen vielmehr das Stadium, bis zu welchem kundige und besonnene Männer ohne Unterschied der wirthschaftspolitischen Ueberzeugung gemeinsam gehen können. Sie bezeichnen einen Schritt, der gethan werden mußte, sei es, daß die nächste Zukunft schutzzöllnerisch, sei es, daß sie freihändlerisch werden sollte. Darum läßt sich auch voraussehen, daß in Folge der Verträge eine irgendwie erhebliche Aenderung der thatsächlichen Handelsverhältnisse nicht eintreten wird; nach dieser Seite sind Hoffnungen und Befürchtungen in gleicher Weise übertrieben. Aber man kann constatiren, daß mit diesen Verträgen eine bedeutende Aenderung sich vollzogen hat in dem Temperament, von welchem unsere Handelspolitik beherrscht wird; daß an Stelle eines gewissen Fanatismus des Schutzzolls die ruhige und objective Würdigung seiner Existenzbedingungen im Einzelnen getreten ist. Das ist ein Ergebniß, gleich erfreulich für diejenigen, welche den Schutzzoll wünschen, wie für diejenigen, welche ihn wegwünschen.

In Nichts vielleicht hatte sich der Fanatismus der bisherigen europäischen Schutzzollpolitik für den Sachkenner so deutlich gezeigt, wie in der einmal aufgestellten und dann durch zehn Jahre lang fast allgemein geglaubten Behauptung, daß Zollbündnisse nur zwischen Ländern mit gleicher Wirthschaftscultur möglich seien. Genau das Gegentheil ist das Richtige. Wie wir bereits oben sagten, gehört es vielmehr zu den Zwecken internationaler Zollvereinbarungen, Länder verschiedener Wirthschaftscultur mit einander in Beziehung zu setzen. Ja, die Dauerhaftigkeit derartiger Verträge wird zunächst gerade davon abhängig sein, daß die Länder eine gewisse erhebliche Verschiedenheit von einander zeigen und so eine gegenseitige Ergänzung ermöglichen. Glücklicherweise glauben wir, dies von den drei Mächten der Tripelallianz behaupten zu können. Für das Verhältniß des Deutschen Reiches zu Oesterreich-Ungarn genügt allein der Hinweis darauf, daß die ungarische Reichshälfte noch immer überwiegend Rohproducte auf den Weltmarkt wirft, während Deutschland ihr Industrieartikel liefert. Nachdem alle bisherigen Schutzmaßregeln den Nachweis erbracht haben, daß Deutschland seinen Bedarf an Getreide nicht mehr selbst zu decken im Stande ist, würden schon die weiten Getreideflächen der beiden ungarischen Tiefebenen die wechselseitige Ergänzungsfähigkeit der beiden Reiche genügend beweisen. Das Wirthschaftsleben Italiens aber wird in unserem Jahrhundert, im Zeitalter des Dampfes, durch kein einziges positives Merkmal so charakterisirt, wie durch den Mangel an Kohle. Dieser Mangel allein würde ausreichen, um Italien zu einer Zollfreundschaft mit irgend einem kohlenreichen Lande zu nöthigen. Und solange Frankreich und Spanien in diesem Punkte nichts zu bieten vermögen, wird der „lateinische Zollbund" wohl immer ein frommer Wunsch bleiben. Vor längerer Zeit hat ein hervorragender englischer Politiker darauf aufmerksam machen zu müssen geglaubt, daß man eigentlich für Italien gar keinen greifbaren Zweck einsehen könne, um dessentwillen es sich dem Dreibunde angeschlossen habe. Kohle und Eisen werden eines Tages den Anschluß deutlicher rechtfertigen, als dies irgend ein politisches Argument hätte thun können. So verkehrt ist die vielfach gepredigte Weisheit, daß man politische Bündnisse nicht mit wirthschaftlichen Abmachungen „belasten" dürfe.

Sind die Handelsverträge kein Werk des Augenblicks, so werden sie auf die Dauer zu einer weitergehenden wirthschaftlichen Annäherung der verbündeten Staaten, vor Allem zu einer größeren Theilnahme an dem gegenseitigen Gedeihen führen. Wenn im Augenblick von einer solchen Theilnahme nur wenig zu sehen ist, so liegt dies wohl mit an der wirthschaftlichen Depression, welche nicht nur über den führenden Staat — denn daß dies Deutschland ist, wird von keiner Seite bezweifelt — gerade gegenwärtig ausgebreitet ist. Von einer allgemeinen Handelskrise darf man vorläufig nicht sprechen, und doch erzittert der internationale Geldmarkt noch unter den gewaltigen Schlägen, die er in den letzten zwei Jahren erlitten. Wenn die Berliner Börse trotzdem um die Jahreswende eine Geldflüssigkeit zeigte, wie sie seit langer Zeit nicht dagewesen war, so ist man leider vollständig einig darüber, daß diese „Geldflüssigkeit" nichts Anderes ist, als die Folge der Furcht des Capitals, selbst vor der Anlage in sogenannt sichersten Werthen, geschweige denn in industriellen Unternehmungen und auswärtigen Papieren. Diese Abneigung war in immer steigendem Maße im Laufe des ganzen Jahres 1891 vorhanden und durch den Rückschlag gegen die Preistreibereien früherer Jahre genügend erklärt. Der ungeheure Umfang der Depression hat, neben den ungünstigen Ziffern der Handelsbilanz Deutschlands und politischem Unbehagen, überwiegend seinen Grund in lokalen Erscheinungen der Berliner Geschäftswelt. Der Zusammenbruch eines der angesehensten Berliner Bankhäuser und noch mehr die plötzlich enthüllten schamlosen Veruntreuungen, die sich der Leiter desselben hatte zu Schulden kommen lassen, wirkten wie ein Blitzschlag, und die zeitlich damit zusammentreffenden Fallissements von vier andern Firmen thaten das Ihrige, um die Wirkung zu vermehren. Alles dies in einer Zeit, welche ohnedies mit niedergehenden Werthen an der Fondsbörse zu rechnen hatte.

Der außenstehende Beobachter wird über die Bedeutung dieser Vorgänge ruhiger urtheilen. Unter den vier nachgefolgten Firmen ist höchstens eine, bei welcher von einem schreckenerregenden Vertrauensbruch die Rede sein könnte; die drei anderen gehörten zu der Sorte von Bankiers, bei denen die Schuld am Vertrauensbruch mehr der trägt, der das Vertrauen gewährt, als der, der es gebrochen hat. Was aber das Bedeutsamste ist: von den vier nachgefolgten Concursen ist auch nicht einer, der im Zusammenhang mit dem Bankbruch Hirschfeld und Wolff steht (dem einzigen, der es verdient, mit Namen gebrandmarkt zu werden). Die große Erregung, die sich Berlins bemächtigte, als die erste Nachricht von diesem Fallissement erzählt und kaum geglaubt wurde, die maßlosen Beängstigungen, die sich in den Gerüchten vom Zusammenbruche hochangesehener Häuser Luft machten, sie sind alle verlaufen, ohne daß auch nur eine der befürchteten Folgen eingetreten wäre. Daß der Bankbruch eines Millionenhauses keinen einzigen andern nach sich zieht, ist ein Fall, der in der Geschichte der Handelskrisen nicht häufig zu verzeichnen ist. Die Berliner Bankwelt hat damit eine wahre Feuerprobe bestanden.

Begreiflich freilich ist es, daß die direct oder indirect Betheiligten sich erst von dem Schrecken erholen müssen, bis sie solchen Erwägungen zugänglich sind. Zunächst schwirrt es in Deutschland von Bank- und Börsenreformern. Die meisten beweisen ihre Unfähigkeit schon durch die Art, wie sie beides mit einander verquicken. Will man, von den Erfahrungen der letzten Jahre ausgehend, zu Reformen gelangen, so sollten sie in erster Linie die Beziehungen der Privatcapitalisten zum Börsen- und Bankverkehr im Sinne von Billigkeit und Rechtlichkeit ordnen. Hier erfordert das Verhältniß zur Börse eine möglichste Fernhaltung der sogenannten Privatleute. Der volkswirthschaftlich bedauerliche Schaden unserer Börsenkrisen liegt nicht sowohl in einer Schädigung der Börsenkreise, als in dem Mitreißen anderer Kreise. Eine wilde Sucht nach Reichthum hat bei uns alle Schichten erfaßt. An der Börse speculiren nicht nur die Börsenkaufleute, sondern auch Waarenkaufleute aller Art; der Hutfabrikant speculirt in Bergwerksaktien, der Rechtsanwalt verkauft Sprit per October-November, der Gutsbesitzer betheiligt sich am Eisenbahnbau in Persien, Gelehrte aller vier Facultäten schleichen sich in Abendgesellschaften auf einen Augenblick abseits, um voller Erregung den Kurszettel nachzulesen. Soll die Börse eine „Ordnung" bekommen, so kann Zweck derselben nur sein, diese Kreise (soweit thunlich) fernzuhalten. Nicht daß diese Leute Geld an der Börse *verloren* haben, ist schlimm, sondern daß sie es an der Börse *gewinnen wollten*. — Ganz anders das Verhältniß zum Bankier. Die englische Sitte, daß jeder, der ein auch noch so kleines Capital zu verwalten hat, sich einem wirklichen Bankier, nicht einen solchen, der sich nur so nennt, als Vertrauensmann in seiner ganzen Geschäftsgebahrung übergibt, einem Bankier, der sich selbst von der Börse absolut fern hält, ist bei uns noch viel zu wenig entwickelt, ebenso wie die Trennung von „Bank" und „Börse" selbst. Gerade im Interesse einer soliden Verwaltung des Privatcapitals liegt es, Alles zu thun, um dem Privatcapitalisten die Möglichkeit eines Anschlusses an solide Bankiers zu gewähren. Wieviel der Staat hier thun kann, mag fraglich sein. Vielleicht kann er nichts weiter thun, als eine größere Zugänglichkeit der Reichsbank und der Seehandlung (abgesehen von einer noch größeren Verbreitung ihrer Filialen), durch eine brauchbarere Regelung des Depotwesens (welche in ihrer gegenwärtigen Gestaltung bei der Reichsbank außerhalb Berlins geradezu unbrauchbar, in Berlin viel zu schwerfällig ist), dem Privatpublicum darzubieten, um so in directer Concurrenz mit ihm gleichzeitig vorbildlich für den Privatbankier zu wirken. Vielleicht läßt sich auch durch gesetzliche Regelung für den Privatcapitalisten ein besserer Schutz gegen Veruntreuungen erzielen. Jedenfalls aber wird die Gesetzgebung, wenn sie eingreifen soll, darauf ausgehen müssen, das Vertrauensverhältniß zwischen Privatkunde und Bankier zu befördern, wie sie umgekehrt bei der Börsenordnung darauf wird ausgehen müssen, ein derartiges Vertrauensverhältniß überhaupt nicht erst aufkommen zu lassen.

Das viele Nachdenken der Jetztzeit über wirthschaftliche Schutzmaßregeln ist kein Zeichen wirthschaftlichen Wohlbehagens. Und diese Stimmung macht es erklärlich, daß man, in häuslichen Sorgen befangen, den wirthschaftlichen Vorgängen in den Nachbarländern nachzudenken nicht in der richtigen Stimmung ist. Wie könnte sonst der Versuch Oesterreich-Ungarns, nun endlich seine Papierwährung los zu werden, und seine Zahlungen auf die solide Basis irgend einer Metallwährung zu stellen, am großen Publicum Deutschlands ziemlich spurlos vorübergehen! Gelingt dieser Versuch, so würde damit unseren Bimetallisten einer ihrer letzten Hoffnungsanker geraubt sein. Freilich liegen die Verhandlungen bis jetzt, trotz aller Versicherungen der Börsenpresse, die diese Versicherungen zu Stimulationen benutzt, noch in den Anfängen.

Während der Friedens-Dreibund in der wirthschaftlichen Annäherung seiner Glieder ein Friedenswerk im höchsten Sinne des Wortes vollbracht hat, stehen die Mächte des kriegerischen Zweibundes noch immer im Stadium des Liebeswerbens. Rußland hat vom französischen Markt die Aufnahme seiner neuen Anleihe erbeten, und dieselbe ist von der französischen Finanzwelt $7^1/_2$fach überzeichnet worden. Als die so viel begehrte Anleihe unmittelbar darauf im Curse sank, wurde freilich klar, daß die Ueberzeichnung bloß ein Höflichkeitsbeweis war. Den Voranschlag für das neue Etatsjahr hat jetzt Wischnegradsky mit dem Eingeständniß eines Deficits von 75 Millionen Rubel begleitet. Zur Stunde weiß noch Niemand zu sagen, wie hoch das Deficit thatsächlich sein wird. Der Geldwerth des russischen Rubels, welcher zu Anfang des Jahres 1891 noch auf 2,39 Mark stand, zeigt zu Anfang des laufenden Jahres nur noch die Höhe von 1,99 Mark. — Rußland ist trotz Allem immer noch ein reiches Land, insofern es noch unerschöpfte Hülfsquellen hat. Aber die Creditfähigkeit eines Staates hängt ebensowenig wie die des Einzelnen bloß von dem Reichthum ab, den er besitzt, sondern auch von der Art, wie er ihn verwaltet, und von den Garantien, welche Charakter und Moralität des Besitzers für die richtige Verwendung des Credits geben.

Ueber die neue wirthschaftliche Abschließungspolitik Frankreichs, das damit das Siegel gedrückt hat auf seine Demission von der zollpolitischen Führerrolle, die dasselbe früher in Europa vertrat, werden wir demnächst zu sprechen Gelegenheit nehmen.

Daß Frankreich und Deutschland wirthschaftlich auf einander angewiesen sind, daß gegenüber den drohenden Zusammenballungen der russischen, der anglikanischen, der panamerikanischen Wirthschaftsgemeinschaft selbst ein mitteleuropäischer Zollbund auf die Dauer nur genügen würde, wenn er sich durch Zutritt Frankreichs zu einem westeuropäischen erweiterte, — das Alles sind Gedanken, welche man heute kaum mehr zu denken wagt, weil man Deutschland und Frankreich sich nicht anders, denn als feindliche Brüder vorstellen mag. Aber es hat eine Zeit gegeben, in der man anders dachte, und es wird eine Zeit kommen, in der man wieder anders denken wird. Als Deutschland und Frankreich im Jahre 1871 ihren Frieden schlossen, da glaubte zwar Niemand die politische Eifersucht damit begraben. Aber in wirthschaftlichen Dingen hatte man die Einsicht, sich gegenseitig für ewige Zeiten das Recht der meistbegünstigten Nation zuzusichern. Und mitten in den Gegensätzen, die sich in den seit damals verflossenen beiden Jahrzehnten immer mehr zugespitzt haben, steht noch heute die Meistbegünstigungsklausel des Frankfurter Friedens, zu beiden Seiten der Vogesen gleich werthgeschätzt, da; der einzige Ueberrest einer Anschauung, welche wirthschaftliche Annäherung der beiden Völker erstrebte, und der einzige Anknüpfungspunkt für eine Anschauung, welche sie später einmal wieder erstreben wird.

Die gesammten finanzpolitischen Ereignisse der ferneren Länder zeigen ein übereinstimmend böses Gesicht. Die portugiesische Eisenbahngesellschaft ist nicht im Stande, ihren Gläubigern die fälligen Zinsen zu zahlen, und der Staat, welcher die Garantie dafür übernommen hat, ist in der gleichen Lage. Für das also eingetretene Verhältniß hat man den Namen „Moratorium" ersonnen, da es in der europäischen Staatssprache nicht üblich ist, im eigenen Lande von einem Staatsbankerott zu reden. In Spanien zeigt der exorbitante Stand des Goldagios, daß sich dort ähnliche Ereignisse

vorbereiten. Nicht viel anders liegen die Dinge in Griechenland. — Die „Türkenloose" haben in letzter Zeit wiederum von sich reden gemacht. Die Gewinne, welche auf dieselben fallen können, sind schon seit lange auf die Hälfte herabgesetzt. Die Gläubiger gaben sich der Hoffnung hin, im Laufe der Zeit wieder volle Gewinnzahlungen zu erblicken. Entgegengesetzt wirkten die neuesten finanziellen Maßregeln der Türkei. — Aus den südamerikanischen Staaten hat man lange nichts Anderes gehört, als von — was in finanzpolitischer Beziehung immer das Schlimmste ist: großen politischen Staatsveränderungen. Das argentinische Goldagio hat es auf 350% gebracht. Das ist Zeichen genug, daß der Handel nach dort unmöglich ist und gleichzeitig erleiden die europäischen Staatsgläubiger Argentiniens einen jährlichen Zinsausfall von 200 Millionen Mark, während Uruguay seinen Gläubigern eine Herabsetzung der jährlichen Zinszahlung in gewaltiger Höhe zumuthet. Was die „Vereinigten Staaten von Brasilien" finanziell werth sind, weiß bis jetzt noch Niemand zu sagen; noch weniger, welche Finanzgröße im argentinischen Zusammenbruch und im chilenischen Bürgerkriege übrig bleiben wird, abgesehen von den Gefahren, die Chile von Nordamerika her drohen, das sich die dortigen Wirren wirthschaftlich nutzbar machen zu wollen scheint. — Die wirthschaftliche Depression wird aber so lange währen, wenn wir von politischen Verwicklungen absehen, bis Ruhe und Friede in Südamerika abermals gesichert erscheinen.

Kehren wir von unserem Rundgang zum Vaterland zurück, so können wir als gemeinsame Wirkung der Umstände des Augenblicks nur nochmals eine weitgehende und nicht unberechtigte Entmuthigung des deutschen Privatcapitals gegenüber allen ferner liegenden Anlagen constatiren. Und diese Entmuthigung ist eine heilsame. Sein Geld in exotischen Werthen anzulegen, ist Sache derer, die es verstehen, und die einen Lebensberuf daraus machen. Daß aber bei den neuesten Zusammenbrüchen und namentlich bei dem argentinischen und portugiesischen Bankerott auch deutsches Capital und vielfach das mittler und kleiner Capitalisten betheiligt ist, macht uns in keiner Weise besorgt. Lehrgeld zu zahlen, dazu ist das deutsche Volk einstweilen noch reich genug.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Februar.

Nach den lebhaftesten parlamentarischen Verhandlungen hat die erste Berathung des Entwurfes des Volksschulgesetzes in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 30. Januar mit der Verweisung der Vorlage an eine Commission ihren Abschluß erhalten. Man würde jedoch bei der Annahme fehlgehen, daß die Erregung der Geister, die durch diesen Entwurf nicht bloß in Preußen, sondern überall in Deutschland hervorgerufen worden ist, nachgelassen hat; vielmehr gelangt dieselbe in Kundgebungen jeder Art, die einen durchaus spontanen Charakter tragen, zum Ausdruck. So vielfältig sind die von liberaler und gemäßigt conservativer Seite gegen den Entwurf eines preußischen Volksschulgesetzes vorgebrachten Argumente nach allen Richtungen erörtert worden, daß es kaum angemessen erscheint, an dieser Stelle von Neuem auch nur auf die wichtigsten Gesichtspunkte hinzuweisen. Wie verfehlt erscheint dagegen die Berufung derjenigen, die den Entwurf vertheidigen, auf die Religion, als ob diese nicht vielmehr ein heiliges Gut wäre, das in seiner Bedeutung herabgesetzt wird, wenn es, anstatt Selbstzweck zu sein, gewissermaßen als eine opportunistische Waffe zur Bekämpfung der Socialdemokratie dienen soll.

Thatsächlich würden durch das neue Volksschulgesetz, falls es in der vorgeschlagenen Form oder auch nur mit unwesentlichen Abänderungen angenommen werden sollte, nicht Gegensätze beseitigt, sondern künstlich geschaffen werden. Wie einheitlich spiegelte das deutsche Heer die gesammte Bevölkerung des Vaterlandes wider, als es in dem großen Kriegsjahre galt, die höchsten nationalen Güter zu erringen! Jeder von uns, der an diesem Ringen für Deutschlands Einheit theilnehmen durfte, erinnert sich mit freudiger Genugthuung, wie damals nirgends Unterschiede des Stammes oder der Confession sich vorwagen durften. Das Volk in Waffen war eben in der That ein einig Volk von Brüdern. Und nun sollen Gegensätze hervorgerufen werden, deren Consequenzen sich gar nicht absehen lassen. Hierzu kommt, daß sobald erst auf dem Gebiete der Volksschule von Seiten der Staatsgewalt weitgehende Zugeständnisse an die Kirche gemacht werden, ein weiteres Hinabgleiten auf der schiefen Ebene unvermeidlich erscheint. Sehr bald würde an den Mittelschulen und höheren Lehranstalten, ja, an der geistigen Freiheit der Universitäten gerüttelt werden, die den Stolz Deutschlands bilden. Mit großer Genugthuung durften daher die gegen den Volksschulgesetz-Entwurf gerichteten Kundgebungen der hervorragendsten Lehrer der Universitäten Berlin und Halle begrüßt werden. Ist es doch allen Freunden der fortschreitenden Cultur und Civilisation aus der Seele gesprochen, wenn in der Eingabe der weit überwiegenden Mehrheit der Berliner Universitätslehrer — lauter Namen vom besten Klange — das preußische Parlament ersucht wird, den wachsenden Einfluß außerstaatlicher Mächte auf die Schule zu verhüten. Vielmehr soll mit allem Nachdrucke dafür eingetreten werden, daß die altbewährten Grundsätze, auf denen die Blüthe unseres Volksschulwesens beruht, und

die auch der Bedeutung der Religion für die Volkserziehung, sowie dem berechtigten Einflusse der Kirchengemeinschaft volle Rechnung getragen haben, auch ferner in Kraft bleiben, und daß dem deutschen Volke durch eine nach den gleichen Gesichtspunkten geleitete und auf die gleichen Ziele gerichtete Bildung der Jugend „die Gemeinsamkeit seines geistigen Lebens, die Frucht einer Jahrhunderte langen Culturarbeit und die sicherste Bürgschaft seines nationalen Zusammenhalts, ungeschmälert erhalten werde."

Daß die Centrumspartei trotz aller öffentlich erhobenen Einwendungen im Grunde des Herzens mit den von Seiten der Staatsgewalt gemachten Zugeständnissen am meisten zufrieden ist, kann nicht überraschen. Sind auch noch nicht alle Blüthenträume der Ultramontanen gereift, so dürfen diese doch hoffen, daß im Namen der Religion „ad majorem Dei gloriam" sich immer mehr erreichen lassen wird, so daß schließlich das Ideal der clericalen Bestrebungen, die vollständige Kapitulation der Staatsgewalt verwirklicht werden könnte. Wie sehr aber für die Hierarchie die politische Machtfrage alles Uebrige beherrscht, erhellt aus dem jüngsten Verhalten der französischen Cardinal-Erzbischöfe, die trotz des ausgesprochenen Wunsches des Papstes Leo's XIII. in ihrer gemeinschaftlichen Erklärung gegen die bestehenden Einrichtungen Front machen. Allerdings fehlt es in dieser Erklärung der Cardinal-Erzbischöfe von Toulouse, Reims, Rennes, Paris und Lyon nicht an einigen Phrasen, die so gedeutet werden könnten, als ob die Mahnungen des Papstes, der den Anschluß des Cardinals Lavigerie an die republikanischen Institutionen billigte, nicht gerade zurückgewiesen werden; das Hauptgewicht in der Kundgebung der französischen Kirchenfürsten wird jedoch auf das Sündenregister gelegt, das der Regierung vorgehalten wird. So handelt es sich in der That weit eher um eine Kriegserklärung als um eine Unterwerfung unter die Staatsgewalt. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang, daß gerade Cardinal Lavigerie, der Primas von Afrika, nicht zur Theilnahme an dem gemeinschaftlichen Schritte aufgefordert, vielmehr geflissentlich ferngehalten worden ist. An der Bedeutung dieses Vorganges wird auch dadurch nichts geändert, daß Cardinal Lavigerie nicht ohne Ironie demjenigen Theile der Erklärung, der als ein bedingter Anschluß an die herrschenden Institutionen gedeutet werden könnte, zugestimmt hat. Der Sarkasmus dieser Zustimmung, die von allen möglichen Voraussetzungen abhängig gemacht wird, springt aber deutlich in die Augen.

Charakteristisch ist, daß auch in der Kundgebung der französischen Cardinal-Erzbischöfe der „praktische Atheismus" gewissermaßen an erster Stelle für alles verantwortlich gemacht wird. Beinahe könnte man glauben, das französische Staatswesen müßte lediglich deshalb zu Grunde gehen, weil, wie es in der Erklärung heißt, die Gesetzgebung „das öffentliche Bekennen des Atheismus ermuthige, indem sie dieselben Ehrenbezeigungen für alle Arten der Beerdigung festsetze und die Trauerceremonien erleichtere, bei denen die Gottesidee beseitigt ist". Als ob die katholische Kirche in Frankreich nicht ihre ganz bestimmten, sehr hohen Taxen hätte, durch welche die in ihrem Sinne veranstalteten Trauerceremonien erschwert werden. Ein Passus aus der Erklärung der französischen Cardinal-Erzbischöfe verdient aber dem papistischen Centrum ganz besonders entgegengehalten zu werden, wenn es sich bei der Forderung eines ihm zusagenden Volksschulgesetzes auf die Zusicherungen der Verfassung beruft, die doch, wie mit Fug betont wurde, eine ganz andere Bedeutung haben. Da die französischen Republikaner gegenüber den Uebergriffen der Monarchie hervorheben, daß die dem Concordate beigefügten organischen Artikel in aller Strenge zur Ausführung gebracht werden müßten, daß insbesondere auch die Zahl der Bisthümer, deren Titulare von der Staatsgewalt besoldet werden, innerhalb der früher festgesetzten Grenzen beschränkt bleiben müßte, so versichern nunmehr die französischen Cardinäle, daß der päpstliche Stuhl nicht aufgehört habe, gegen diese Bestimmungen zu protestiren, „von denen eine große Anzahl durch die Macht der Verhältnisse außer Brauch gekommen ist". Hier werden also die „organischen Artikel" ohne Weiteres für obsolet erklärt, während in Preußen solche organischen Bestimmungen nicht bloß angerufen, sondern auch falsch interpretirt werden. Daß ferner die Proteste des päpstlichen Stuhles als Waffe dienen sollen, erhält im

Munde derjenigen einen komischen Beigeschmack, die selbst den Willen des gegenwärtigen Papstes mißachten, indem sie in wenig verhüllter Form ein Pronunciamento gegen dieselbe Regierung richten, mit der Leo XIII., wie er durch den Cardinal Lavigerie in aller Form verkünden ließ, im Frieden leben möchte.

Die Erklärung der französischen Cardinal-Erzbischöfe ist in sämmtlichen Kirchen des Landes verlesen worden. Sicherlich werden die Zuhörer aber nur auf diejenigen Stellen der Kundgebung Gewicht gelegt haben, in denen von der angeblichen Verfolgung der katholischen Kirche die Rede ist. Durch diese jüngsten Vorgänge in Frankreich wird jedenfalls für jeden unparteiischen Beurtheiler aufs Deutlichste erwiesen, wie der Clerus selbst nicht davor zurückschreckt, sich in Widerspruch mit dem ausgesprochenen Willen des Papstes zu setzen, wenn es gilt, mit dem Staate um die Macht zu ringen. Alle versöhnlichen Anwandlungen Einzelner können nicht die Thatsache verschleiern, daß die katholische Hierarchie, weit entfernt, sich auf ihr eigenes Gebiet zu beschränken, dieses stets erweitern will. Zeigt sich aber in Frankreich von Neuem, eine wie geringe Achtung der Clerus sogar für die höchste Autorität der katholischen Kirche, den Papst, bekundet, sobald derartige Machtfragen in Betracht kommen, so bildet gewissermaßen ein Pendant dazu das Verhalten der Ultramontanen in Belgien, die trotz ihrer Versicherungen der Loyalität für den König diesen sogleich im Stiche lassen, sobald ihre eigenen Interessen gefährdet zu werden scheinen. Dies zeigte sich in der Frage der von König Leopold II. als unerläßlich bezeichneten allgemeinen Wehrpflicht und neuerdings wieder in Hinsicht auf das „königliche Referendum", das in der revidirten Verfassung eine bedeutsame Rolle spielen soll.

In Belgien ist diese vielerörterte Frage der Verfassungsrevision in eine neue Phase getreten, indem der Conseilpräsident Beernaert in der Sitzung der Repräsentantenkammer vom 2. Februar den von sämmtlichen Mitgliedern des Cabinets unterzeichneten Entwurf der Erklärung verlas, in der die einzelnen Punkte der geplanten Revision aufgeführt werden. Dieses „projet de déclaration" ist von einem umfangreichen „exposé des motifs" begleitet, das nur die Unterschrift des Conseilpräsidenten und Finanzministers Beernaert trägt. Hervorgehoben zu werden verdient, daß jede der großen Parteien in Belgien einen anderen Zweck mit der Verfassungsrevision verfolgt. Die belgische Socialdemokratie, insbesondere die Grubenarbeiter, so oft sie in den letzten Jahren einen Strike in Scene setzten, verbanden regelmäßig die Frage der Verfassungsrevision mit den Forderungen der Ermäßigung der Arbeitszeit und der Erhöhung des Lohns. Ganz ernsthaft verlangten die Grubenarbeiter bei allen Strikes das allgemeine Stimmrecht, als ob die Grubenbesitzer in der Lage gewesen wären, in dieser Hinsicht auch nur das geringste verbindliche Zugeständniß zu machen. Die socialistische Partei in Belgien versteht eben im Wesentlichen unter der Verfassungsrevision die Einführung des allgemeinen Stimmrechts. Auch die übrigen Parteien pflichteten im Principe einer Erweiterung des Stimmrechts bei, mit Ausnahme einer kleinen, von dem Abgeordneten Woeste geführten Gruppe, die jeder Revision der Verfassung feindselig ist, weil dadurch die clericale Mehrheit der Repräsentantenkammer beseitigt und durch eine liberale ersetzt werden könnte.

Abgesehen von dieser wenig zahlreichen parlamentarischen Gruppe sind alle übrigen Parteien darüber einig, daß das Stimmrecht eine Ausdehnung erfahren müßte. Nur über die Mittel und Wege gehen die Ansichten aus einander, wobei sogleich betont zu werden verdient, daß innerhalb der Rechten selbst hier und da Stimmen zu Gunsten des suffrage universel laut werden, während sehr liberale Männer in diesem allgemeinen Stimmrechte keineswegs das Allheilmittel für sämmtliche politische Schäden erblicken. Der Grund dieser an sich seltsamen Erscheinung leuchtet wohl ein, wenn erwogen wird, daß die reactionären Vertheidiger des allgemeinen Stimmrechts sich der Hoffnung hingeben, die ländliche Bevölkerung, die das Hauptcontingent der Wähler stellen würde, müßte ihnen zumeist Heerfolge leisten, wozu die Propaganda der Geistlichen in hervorragender Weise mitwirken könnte. Andererseits befürchten die gemäßigteren Elemente der Linken, daß das allgemeine Stimmrecht theils der Rechten,

theils den Radicalen und der socialdemokratischen Partei Zuwachs sichern würde. So erklärt sich die Erscheinung, daß einige Abgeordnete der Rechten mit den Radicalen und den Socialdemokraten für das suffrage universel eintreten, während dieses von altbewährten liberalen Volksvertretern mit Entschiedenheit zurückgewiesen wird.

Die Regierung selbst ist im Principe dem sogenannten „Occupationssystem" geneigt, dessen Grundlage die Bestimmung ist, daß jeder Bürger wahlberechtigt sein soll, der eine eigene Wohnung oder ein Grundstück von einem noch festzusetzenden Katasterwerthe als Eigenthümer oder Miether innehat. Dieses Wahlsystem findet auch bei der überwiegenden Mehrheit der Rechten Anklang. Dagegen wollen die gemäßigteren Liberalen unter der Führung Frère-Orban's das Wahlrecht von einem Befähigungsnachweise abhängig gemacht wissen. Dieses „Capacitätssystem" soll ebenso sehr den liberalen Elementen ein Uebergewicht sichern, wie die Clericalen hoffen, daß bei dem „Occupationssystem" durch die zahlreichen bemittelten Wähler der ländlichen Bevölkerung diejenigen der Industriebezirke in den Hintergrund gedrängt werden. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erscheint die geplante Revision der Verfassung als ein Kampf um die politische Macht. Da die Fragen: „Occupationssystem", „Capacitätssystem" oder „allgemeines Stimmrecht" bei den parlamentarischen Verhandlungen in Belgien im Mittelpunkt der Erörterungen stehen werden, erscheint es geboten, auf den inneren Zusammenhang dieser verschiedenen Systeme mit den Interessen der einzelnen Parteien hinzuweisen.

Ist die Ausdehnung des gegenwärtig auf wenig mehr als 130 000 Wähler begrenzten Stimmrechts der wichtigste Bestandtheil der großen Reform, so bezieht sich diese doch noch auf eine ganze Reihe von Punkten, die allerdings zum Theil von untergeordneter Bedeutung sind. Die Fürsorge, die König Leopold II. dem unabhängigen Congostaate angedeihen läßt, gelangt auch in dem der Repräsentantenkammer unterbreiteten Entwurfe zum Ausdrucke. Der erste Artikel der bestehenden Verfassung stellt nämlich unter Anderem die Eintheilung Belgiens in neun Provinzen fest und erklärt für zulässig, daß diese Zahl auf legislativem Wege erhöht werden darf. Dagegen ist in der Constitution in keiner Weise die Erwerbung eines so ausgedehnten Landgebietes wie der afrikanischen Colonie am Congo vorgesehen. Im Hinblick auf die in Betracht kommenden Interessen erscheint es daher geboten, Wandel zu schaffen, wobei einem besonderen Gesetze überlassen werden muß, die bürgerlichen und politischen Rechte der Bevölkerung zu regeln, die im Congostaate unter die belgische Herrschaft gestellt werden soll. Sicherlich wird es gelingen, diese Verhältnisse ohne große Schwierigkeiten zu ordnen, wie denn auch die Bestimmungen der geplanten Verfassungsrevision über gewisse Eventualitäten der Thronfolge, die bisher in der Constitution nicht berücksichtigt worden sind, ihre Erledigung finden werden.

Weit schwieriger erscheint die Lösung eines anderen Problems, auf die insbesondere Leopold II. das größte Gewicht legt. Durch das Referendum soll der Krone das Recht gewährt werden, sowohl über wichtige Gesetzentwürfe, noch ehe sie der Repräsentantenkammer oder dem Senate unterbreitet werden, durch Abstimmung die Ansicht der Bevölkerung einzuholen, als auch die von den Kammern beschlossenen Gesetze dem Volke zur endgültigen Gutheißung oder Verwerfung vorzulegen. Von dem in der Schweiz verfassungsmäßigen Referendum, das die in einzelnen Cantonen übliche Volksabstimmung über Gesetzvorschläge bezeichnet, unterscheidet sich das für Belgien vorgeschlagene in wesentlicher Beziehung.

Begründet wird das letztere mit der Wichtigkeit, die dem Schutze der Minoritäten gegen die Ausschreitungen der Mehrheiten beigemessen werden soll. Je demokratischer eine Verfassung ist, desto mehr erscheint es, wie in den Motiven hervorgehoben wird, geboten, ein Gegengewicht für das Vorherrschen der bloßen Zahl zu schaffen. Einmal wird es als bedeutsam bezeichnet, daß die constitutionelle Waffe des Veto wirksamer gestaltet werde, indem ihrer Anwendung ein günstiger Ausgleich der Bevölkerung vorangehe; dann aber wird darauf hingewiesen, daß die Ergebnisse einer Befragung der Wähler sich sehr von demjenigen einer Kammerauflösung unterscheiden könnten. „In

dem letzteren Fall," heißt es in den Motiven, die der Conseilpräsident Beernaert der Repräsentantenkammer unterbreitet hat, „handelt es sich um die Existenz der Kammer selbst, sowie um den Besitz der Macht". In Hinsicht auf ein so großes Interesse verschwinden die untergeordneten Meinungsverschiedenheiten, und die Wähler, die einer Partei angehören, müssen die augenblicklich in Betracht kommende Frage aus den Augen lassen, selbst wenn sie nach ihrer eigenen Auffassung schlecht oder ungerecht entschieden worden ist. Wird dagegen die Ansicht der Wähler aus Anlaß eines Gesetzes oder des Princips eines Gesetzes eingeholt, so würden sie die Antwort im Einklange mit ihrem Gewissen ertheilen." Wenn betont wird, daß es sich zumeist nur um eine Präventivmaßregel handeln würde, so erscheint das Referendum, dessen Vorschlag der Initiative des Königs selbst entspringen soll, keineswegs so bedenklich, wie die Clericalen vorgeben. Einfach genug wäre die Ausführung, da die Bevölkerung, wie ebenfalls in den Motiven ausgeführt wird, bloß mit „Ja" oder „Nein" antworten würde; andererseits ist es nicht zutreffend, wenn die belgischen Ultramontanen behaupten, es brauche nur an das Plebiscit erinnert zu werden, das Napoleon III. wenige Monate vor dem Ausbruche des deutsch-französischen Krieges herbeiführte, um zu zeigen, wie verfehlt die Einrichtung des geplanten Referendum sein würde. Die Vergleichung mit dem erwähnten Plebiscite ist wenig stichhaltig, da Napoleon III. es nur veranlaßte, um einen Ausweg aus den Wirren der inneren Politik zu finden, die durch das gesammte Regierungssystem verschuldet waren, so daß der Zusammenbruch der „imperialistischen Herrlichkeit" sehr bald erfolgen mußte.

Wesentlich verschieden von dem Vorgehen des letzten Kaisers der Franzosen ist dasjenige des Königs der Belgier, der stets seine unwandelbare Treue für das constitutionelle System bekundet hat. König Leopold II. konnte sich nicht verhehlen, daß Reformen wie die von ihm im Lebensinteresse des Landes für nothwendig erachtete allgemeine Dienstpflicht immer wieder an dem Widerspruche der clericalen parlamentarischen Mehrheit scheitern müssen, falls nicht eben die unmittelbare Entscheidung der Bevölkerung eingeholt werden kann. Ueberraschen konnte allerdings, daß die clericale Regierung selbst sich mit der Erklärung hinsichtlich der Verfassungsrevision so sehr identificirte, daß der leitende Minister auch aus der Annahme des Referendum eine Cabinetsfrage machen wollte. So erschien ein Conflict zwischen dem Ministerium und der clericalen Kammermehrheit, aus der es doch selbst hervorgegangen war, unvermeidlich, bis im letzten Augenblick noch ein Ausweg versucht wurde. Eine am 10. Februar gehaltene Versammlung der Rechten erklärte sich damit einverstanden, daß das Referendum durch ein Specialgesetz geregelt werde, in dem die Fälle besonders bezeichnet werden sollen, in denen eine Berufung an das Volk zulässig ist. Der Abgeordnete Woeste, von dem innerhalb des clericalen Feldlagers die heftigste Opposition gegen das Referendum ausgegangen, war dann der Erste, der sich im Sinne einer solchen Umgestaltung der vom König gewünschten Einrichtung äußerte. Der Unterschied zwischen einer derartigen Befragung der Bevölkerung und der in der ursprünglichen Erklärung vorgeschlagenen leuchtet ohne Weiteres ein. Zunächst würde die Bedeutung der Maßregel selbst wesentlich verringert, wenn sie nicht einen unbedingten Charakter hätte, sondern durch ein Gesetz beschränkt würde, das durch einen einfachen parlamentarischen Beschluß abgeändert werden könnte, sobald die Umstände es erheischen. Ferner würde die clericale Kammermehrheit sicherlich dafür Sorge tragen, daß die Fälle, in denen das Referendum zulässig sein soll, so begrenzt würden, daß eine Gefahr für ihre auf die Behauptung der politischen Macht gerichteten Bemühungen ausgeschlossen wäre. Es darf jedoch nicht verhehlt werden, daß auch vom liberalen Standpunkte sich Einwendungen gegen das Referendum erheben lassen, das als Gegengewicht gegen das demokratische Régime dienen soll, während von der „Indépendance Belge" mit Fug hervorgehoben wird, daß es vor allem in Belgien an der Grundlage eines solchen Régime, dem allgemeinen Stimmrecht, fehle. Auch sind mit diesem Hinweise die Einwendungen gegen die vorgeschlagene neue Institution keineswegs erschöpft. Mit Interesse darf aber den parlamentarischen Verhandlungen in Belgien entgegengesehen

werden, bei denen sich von Neuem zeigen wird, wie die clericale Kammermehrheit weit weniger die Förderung der Religion als die Wahrung des politischen Einflusses zur Richtschnur nimmt.

Braucht doch nur auf Belgien und Spanien hingewiesen zu werden, um durch drastische Beispiele zu erhärten, wie verfehlt die Auffassung ist, nach der die Kirche am ehesten im Stande sein soll, durch ihre Volkserziehung socialistische und anarchistische Ausschreitungen zu verhindern. Die Streikbewegungen der letzten Jahre in Belgien haben gezeigt, wie gerade in den katholischen Districten trotz „freier" Schulen und streng kirchlicher Erziehung die jugendlichen Arbeiter vor Gewaltthätigkeiten aller Art nicht zurückschreckten. Nicht minder haben die Anarchisten und Socialisten in Spanien soeben erst vollgültiges Zeugniß dafür abgelegt, daß ihre auf den Umsturz der bestehenden Staatseinrichtungen abzielenden Bestrebungen nicht durch eine Schwächung der Staatsgewalt zu Gunsten der Hierarchie bekämpft werden können. Auch handelt es sich bei den Vorgängen in Spanien keineswegs um locale Erscheinungen, vielmehr gelangen daselbst die anarchistischen Verschwörungen, die socialistischen Ausschreitungen, wie die jüngste Vergangenheit gezeigt hat, bald im Süden, bald im Norden des Landes zum Ausbruche. Nicht das Zurückdrängen der Volkserziehung in das alte Geleise kann Wandel für die Schäden der gesellschaftlichen Ordnung schaffen; vielmehr bedarf es des Zusammenwirkens aller Factoren der im modernen Sinne entwickelten Cultur mit einer starken, nicht nach dem Vatican hypnotisch starr hinblickenden Staatsgewalt, um jenen Umsturzbestrebungen erfolgreich die Spitze zu bieten.

Literarische Rundschau.

Schriften von und über Döllinger.

1. Akademische Vorträge. Von J. v. Döllinger. Erster Band. Zweite Aufl. Zweiter Band. Dritter Band. München, Beck'sche Verlagshandlung. 1890—91.
2. Kleinere Schriften, gedruckte und ungedruckte. Von Joh. Jos. Ign. v. Döllinger. Gesammelt und herausgegeben von F. H. Reusch. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung. 1890.
3. Die Papst-Fabeln des Mittelalters. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. Von Joh. Jos. Ign. v. Döllinger. Zweite Aufl. Mit Anmerkungen vermehrt herausgegeben von J. Friedrich. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung. 1890.
4. Das Papstthum. Von J. v. Döllinger. Neubearbeitung von Janus „Der Papst und das Concil", im Auftrage des inzwischen heimgegangenen Verfassers von J. Friedrich. München, Beck'sche Verlagshandlung (Oskar Beck). 1892.
5. Briefe und Erklärungen über die vaticanischen Decrete. 1869—1887. Von J. v. Döllinger. München, C. H. Beck'sche Verlagshandlung (Oskar Beck). 1890.
6. Ignaz von Döllinger. Erinnerungen von Luise v. Kobell. Mit einer Titelgravüre. München, C. H. Beck'sche Verlagshandlung (Oskar Beck). 1891.

In den hier aufgezählten Schriften werden uns zum Theil neue Auflagen bezw. Neubearbeitungen Döllinger'scher Werke geboten, die der Verfasser s. Z. selbst herausgegeben; zum Theil durch die Hand seiner Freunde M. Lossen, Fr. H. Reusch und Friedrich bearbeitete Sammlungen kleinerer Schriften, welche wiederum theilweise unedirt waren, von denen andere bisher nur in Zeitschriften und Berichten ganz oder unvollständig, meist schwer erreichbar, vorlagen; einige auch, ohne daß der Autor bekannt war.

Die Vorträge, welche Döllinger als Mitglied, bezw. Vorstand der Kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften, sodann auch als Rector der Universität hielt, waren lange Jahre hindurch für München der höchste geistige Genuß. Schwerlich hatte ein anderer deutscher Akademiker sich zu rühmen, so anhaltend und in so hervorragendem Maße sich die Gunst und Theilnahme der gebildetsten Kreise, nicht bloß der bayerischen Residenz, vielmehr ganz Deutschlands und darüber hinaus zu bewahren. Denn man lauschte seinem Vortrag ebenso an der Themse, wie an der Isar, mochte der greise Redner über Deutschlands Beziehungen zu Rom, über die orientalische Frage, über französische und spanische Politik, über Frau von Maintenon oder über hingeschiedene Mitglieder der eigenen Akademie, über die deutschen Hochschulen und die großen Episoden unserer mittelalterlichen Kaisergeschichte, über vaterländische und fremde Literaturen sprechen. Döllinger hatte noch selbst mit der Sammlung dieser Vorträge begonnen; der Secretär der Königl. Akademie, Herr Dr. Lossen, hat dieselbe fortgesetzt und abgeschlossen. Mit ganz besonderem Interesse wird man die nicht lange vor dem Tode des großen Historikers, am 15. Nov. 1889, gehaltene letzte Rede, diejenige über den Untergang des Templerordens, hier lesen.

Die siebzehn Aufsätze, welche Prof. Reusch in dem bei Cotta erschienenen Bande vereinigt hat, geben ein höchst merkwürdiges Bild von der Entwicklung, welche Döllinger's Anschauungen seit dem Jahre 1848 genommen haben. Es ist leicht zu verstehen, weshalb der Herausgeber nicht auch die „Essays" und Reden älterer Zeit, z. B. „Pflichten und Rechte der Kirche gegen Verstorbene eines fremden Bekenntnisses" (Hist. pol. Bl. 1842, daraus abgedr. Freiburg i. Br. 1852) und „Drei Reden, gehalten auf dem bayerischen Landtage 1846", der Sammlung einverleibt hat. Wir können das nur bedauern: um den ganzen Döllinger in den verschiedenen Phasen seines Lebens aufzuweisen, mußte man auch jene seiner ersten Periode angehörenden Erzeugnisse aufnehmen. Unter den hier aufgenommenen Abhandlungen werden, als bisher ungedruckt, namentlich diejenigen über das Concil von Trient und über Pius IX. das Interesse des Lesers erwecken.

Welchen Standpunkt man immer auch inmitten der kirchenpolitischen und religiösen Kämpfe der Gegenwart einnehmen mag: man wird, wofern man sich durch blinden Parteihaß nicht täuschen läßt, zugeben müssen, daß in den nunmehr in den genannten Ausgaben vorliegenden Kleinen Schriften und Reden Döllingers Ergebnisse, wenn zum Theil auch nur Bruchstücke einer geistigen Arbeit vorliegen, welche stets zu den bedeutendsten Leistungen der deutschen Nation zählen wird. Der Weltweise, welcher am 10. Januar 1890, einundneunzig Jahr alt, noch im vollen Besitze seiner geistigen Fähigkeiten, einem Anfalle der Influenza erlag, wird nach mehr als einer Richtung als eine Incarnation des deutschen Genius da stehen bleiben: so hat ihn uns Lenbach's geistvolles Porträt, sicher eine der glücklichsten Schöpfungen des Künstlers, geschildert; so wird er fortleben in der Erinnerung derer, die ihn gekannt haben.

Zwei von den hier angezeigten Schriften beschäftigen sich mit dem Leben des Verewigten. Die von Reusch herausgegebenen „Briefe und Erklärungen" Döllinger's sollen die Stellung desselben zu den Vaticanischen Decreten von 1870 und zur Römischen Curie beleuchten. Diese Actenstücke sind jedenfalls von hohem Werthe und bleibendem geschichtlichen Interesse: ob man befugt war, einzelne derselben, wie die allerdings sehr eigenthümlichen Anschreiben des päpstlichen Nuntius Ruffo Scilla, jetzt schon zu veröffentlichen, sei dahingestellt.

Die „Erinnerungen", welche Frau Staatsrath von Eisenhart, die Tochter Franz von Kobell's, herausgegeben hat, wollen vorwaltend Gespräche festhalten, welche Döllinger auf seinen Spaziergängen mit der ihm befreundeten Familie seit den letzten zwölf Jahren seines Lebens geführt hat. Eine Menge Notizen und Anekdoten werden hier mitgetheilt, welche des Aufhebens werth erscheinen können. Daß denen, welche Döllinger gekannt, hier irgend etwas Neues gesagt werde, wird man kaum behaupten dürfen; daß Döllinger's Andenken mit der Schrift im Ganzen und Großen ein besonderer Dienst geleistet sei, möchten wir auch nicht behaupten. Die Verfasserin hat, in der besten Absicht von der Welt, doch manche Aeußerung des großen Historikers vollkommen mißverstanden; ihre Angaben sind hier und da durchaus unexact (so heißt es S. 33: Die Vorträge „über die Wiedervereinigung der Kirche" seien erst 1889 gedruckt worden; es sollte heißen „über die Wiedervereinigung der Kirchen", 1888; gleich im ersten Satze des Buches S. 1 wird der Todestag Döllinger's fälschlich auf den 13. statt auf den 10. Januar 1890 angegeben); Büchertitel (z. B. S. 38: „Civilta catholica") und Autorennamen, die Namen geschichtlicher Personen (z. B. S. 68, 138: Julia statt Juliana von Retinna; S. 6, 139: Laprête statt Labre, Benedict Joseph) sind mitunter völlig entstellt, kurzum, es ist bedauerlich, daß nicht ein in solchen Dingen erfahrener literarischer Rathgeber das Büchlein revidirt hat. Daß es nicht zulässig war, die ganz intime photographische Aufnahme in Lord Acton's Zimmer zu reproduciren, wird die Verfasserin wohl seither erfahren haben.

In den beiden übrigen hier zu erwähnenden Schriften liegen Neudrucke Döllinger'scher Werke vor, welche Hr. Prof. Friedrich in München bearbeitet hat. Die „Papstfabeln" sind mit Anmerkungen begleitet, welche den Text des 1863 erschienenen Werkes mit dem heutigen Stande der Forschung in Einklang bringen und zugleich die „rückläufige

Bewegung" schildern sollen, welche sich nach Auffassung des Herausgebers unter dem Drucke der Curie in der katholischen Kirchengeschichtsforschung geltend machte. Zum ersten Male erscheint der „Janus" des Jahres 1869 mit dem Namen Döllinger's als Verfasser. Döllinger selbst hat sich Zeit seines Lebens niemals mit seinem Namen zu diesem in der Geschichte der Gegenwart so hochbedeutenden Werke bekannt: vermuthlich, weil die Hast und Uebereilung, mit der es hingeworfen wurde, seiner sonstigen Sorgfalt in der Ausarbeitung und der Sauberkeit seines glanzvollen Stiles nicht entsprach, und weil außerdem ein gutes Theil der Redaction auf Rechnung Huber's kam. Herr Friedrich versichert, er sei von dem verstorbenen Stiftspropst mit Bearbeitung einer zweiten Auflage beauftragt worden, wobei namentlich Hergenröther's „Antijanus" eingehend zu beleuchten war. Niemand kann heute eine derartige Angabe erhärten oder bestreiten; immerhin erscheint es bedauerlich, daß Döllinger nicht selbst die Umarbeitung eines Buches unternehmen konnte, das mehr als ein anderes den Charakter einer Tages- und Parteischrift trug, und das man neugierig sein konnte, wiederzusehen, so wie es nach langjähriger Ueberlegung und sorgfältiger Feilung aus der Hand seines geistigen Urhebers hervorgegangen wäre. In dem Zustande, wie uns der „Janus" heute geboten wird, ist es kaum möglich, zu unterscheiden, was auf das Conto Döllinger's, Huber's oder Friedrich's zu setzen ist, und das selbst nicht mit Hülfe des nachträglich von der Verlagshandlung versandten Cartons, welcher die Vorrede des Professors Friedrich ergänzt. Die reichen Quellennachweise und die fortlaufende Polemik gegen Hergenröther machen die neue Ausgabe für Jeden, der sich mit diesem Gegenstande beschäftigt, unentbehrlich. Daß das Buch an Objectivität gewonnen hätte, kann der Referent, welcher Friedrich's Standpunkt nicht theilt, seinerseits nicht behaupten.

Jacob Henle.

Jacob Henle. Ein deutsches Gelehrtenleben. Nach Aufzeichnungen und Erinnerungen erzählt von Friedrich Merkel. Mit einem Porträt in Holzstich. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn. 1891.

Am 13. Mai 1885 starb in Göttingen, einige Monate vor Vollendung seines fünfundsiebzigsten Lebensjahres, der größte Anatom seiner Zeit und einer der leuchtendsten Sterne der Georg-Augusts-Universität — Jacob Henle. Ihm hat die Pietät des Schülers, Tochtermannes und Nachfolgers ein Denkmal gesetzt in dem kürzlich erschienenen Buche, dessen Inhalt und Form weit über die Kreise der Gelehrten hinaus ihr Publicum suchen und, wie wir nach unserem Theile wünschen, auch finden mögen. Diesem Interesse dient die Mittheilung einiger kleiner Bruchstücke aus dem Buche, die bewußtermaßen den rein fachlichen und gelehrten Charakter des Mannes bei Seite lassen und jene allgemeineren Beziehungen ins Auge fassen, welche eine hervorragende Persönlichkeit menschlich bedeutsam und fesselnd machen.

Wenn mit jedem Jahrzehnt, um das wir der Gegenwart und der Jugend näher rücken, die eiserne Nothwendigkeit der Arbeitstheilung in der Wissenschaft ihre Kehrseite uns vor die Seele führt, so erscheint uns besonders in Henle eine jener Persönlichkeiten der älteren Generation, bei denen ganz anders als den Naturforschern der neuesten Zeit, ihre philosophische und humane Bildung, die Harmonie des Gesammtmenschen in den Vordergrund rückt und aus der Handwerkstatt des Gelehrtenfleißes in das helle Sonnenlicht der Welt hinaustritt. Bei Persönlichkeiten von dieser Art ergeben sich Verkettungen mit den übrigen Schicksalen und Angelegenheiten der Menschheit gleichsam von selber; ihr Zusammenhang mit der edlen Freimaurerei der Aus-

erlesenen jeder Gattung entwickelt sich als die natürliche Folge der wechselseitigen Anziehungskraft, welche solche Naturen auf einander ausüben. Das Leben eines einzigen solchen Mannes verflicht sich mit Ereignissen und Menschen, die in die weitesten Kreise des allgemeinen Interesses hinüberreichen, und darin liegt dann der Grund der Theilnahme, die eine Darstellung ihres Lebensganges erweckt.

Hier mögen nur einzelne Episoden angedeutet werden, welche den Reiz des Buches den Lesern dieser Zeitschrift nahe bringen wollen.

Die erste Anknüpfung mag für die Leser darin liegen, daß kein Andrer als Gottfried Keller in seinem „Grünen Heinrich" Henle als seinen Lehrer in der Anatomie und Anthropologie (ohne den Namen zu nennen) schildert. Die Art, wie er ihn darstellt, hebt ihn unmittelbar als eine ungewöhnliche Erscheinung heraus. Im vierten Bande des großen Romans (in der ersten Ausgabe S. 44 ff., in der neuen von 1880, S. 9 ff.) erzählt Keller, wie er in München durch einen befreundeten Studirenden der Medicin in den Hörsaal des großen Anatomen geleitet wurde, um sein Bedürfniß nach anatomischer Erkenntniß für die Zwecke seines Malerberufes zu sättigen. Was der Dichter nach München verlegt und in die Ausbildung für den Malerberuf, das geschah in Wirklichkeit in Heidelberg (1848) zu einer Zeit, da Keller bereits zum zweiten Male seine Heimath verlassen hatte und zur Ausbildung in einem allgemeineren Sinne. „Auf mich," erzählt Keller, „wirkte schon die erste Stunde so, daß ich den Zweck, der mich hergeführt, und Alles vergaß und allein gespannt war auf die zuströmende Erfahrung . . . Aber nachdem der Lehrer die Trefflichkeit und Unentbehrlichkeit der Dinge auf das Schönste geschildert, ließ er sie unvermerkt in sich selbst ruhen und so ineinander übergehen, daß die ausschweifenden Schöpfergedanken ebenso unerwartet zurückkehrten und in den geschlossenen Kreis der Thatsachen gebannt wurden. Und wo ein Theil noch unerklärlich war und in die Dämmerung zurücktrat, da holte der Redner ein helles Licht aus dem Erklärten und ließ es in jene Dunkelheit glänzen, so daß der Gegenstand wenigstens unberührt und jungfräulich seiner Zeit harrete, wie eine ferne Küste im Frühlichte", u. s. w. „Ich wurde," sagt Keller dann weiterhin, „von Wohlwollen gegen den beredten Lehrer erfüllt, von dem ich nicht gekannt war." In der That war der Dichter dem Gelehrten bekannt und zwar bereits aus früheren Jahren, da er ihm in Zürich bei einem gemeinsamen Freunde, gelegentlich von Henle's Hochzeitsreise im Frühjahr 1846, begegnet war; freilich lautet das Zeugniß davon in Henle's Reisetagebuche: „Für uns war es ziemlich dasselbe, ob ein junger zahmer Bär oder Poet mit uns zu Tische saß, denn außer einigem unarticulirten Gebrumme bekamen wir nichts von ihm zu hören."

Die Episoden aus Henle's Leben, die wir hier herausheben möchten, sind in der Reihenfolge seiner Lebensabschnitte die Berlinische, die Zürcherische, die Heidelberger, endlich die Göttingische.

In Berlin begann er als Gehülfe seines Freundes und Lehrers Johannes Müller im Frühjahr 1833. Er war ein Jahr zuvor nach Berlin gekommen, um das medicinische Staatsexamen abzulegen; Johannes Müller war jetzt an die Universität auf Rudolphi's Lehrstuhl berufen, und Henle wurde sein Prosector. Beide wohnten im selben Hause am Kupfergraben, Henle als Chambregarnist bei der Wittwe des Philosophen Hegel; Müller hatte die Etage eine Treppe höher gemiethet. Die Bewerbung um die Lehrstelle bei der Kunstakademie scheiterte; jetzt suchte sich Henle durch die Habilitation bei der Universität schadlos zu halten. Indessen hier trat ihm ein noch größeres Mißgeschick in den Weg. Er erhielt den Bescheid vom Unterrichtsministerium, daß seinem Gesuche um Zulassung als Privatdozent nicht gewillfahrt werden könne, da er bezichtigt sei, Mitglied des engeren Vereins der Burschenschaft gewesen zu sein; ob es thunlich sei, ihn unter diesen Umständen als Prosector noch weiter fungiren zu lassen, das müsse das Ministerium von dem Gange der bevorstehenden gerichtlichen Untersuchung abhängig machen.

Es schien, als solle ein Ruf an die Universität Dorpat ihn aus dieser schwierigen Lage befreien; aber eben diese Berufung wurde durch die Burschenschaftsaffaire ver-

dorben. Und vollends dauerte es nicht lange, daß die drohende Gefangensetzung Wirklichkeit wurde; am 2. Juli 1835 holte ihn die Polizei in aller Frühe aus dem Bette. Frau Hegel war verreist, nur die alte Magd war zu Hause. Diese schämte sich für ihren Miether, als er im Morgengrauen abgeführt, als die Siegel an seine Effecten und an die Stubenthür angelegt wurden; daher hängte sie eine Schürze über die Thürklinke und gab den besuchenden Freunden hartnäckig den Bescheid, der Herr Doctor sei ausgegangen. Als erst durch Johannes Müller Henle's Unglück in weiteren Kreisen bekannt geworden war, ging es wie ein Lauffeuer durch die Stadt und Alles wetteiferte, ihm seine Leidenszeit erträglicher zu machen, nachdem er in den ersten Tagen der Gefangenschaft geradezu abgeschnitten von der Welt gewesen. Den angestrengten Bemühungen der Freunde, zumal Alexander von Humboldt's und Gustav Magnus', gelang das Unerhörte, daß er bereits am 28. Juli freigelassen wurde. Es war ein Triumphzug; man benutzte den Anlaß in weiten Kreisen, um seiner Empörung über diese Verfolgung lebhaften Ausdruck zu geben. Die Gattin Johannes Müller's schrieb darüber: „Mich hat diese Geschichte wie Alles, was jetzt derart im Werke ist, weniger erschreckt als empört. Diese Meinung ist ziemlich allgemein. Der Sohn des Professors und Geheimraths Bock, der eben sein Dienstjahr abmacht, auch Doctor ist, den hat man am hellen Tag mit vier Soldaten und einem Hauptmann nach der Hausvogtei abgeführt. Entehrendes ist gar nicht mehr dabei, die Schande fällt all' auf diejenigen, welche den Zeitpunkt zu benutzen wissen, um durch Niederträchtigkeit emporzusteigen. Wie kühn man hier schimpft, das glaubt Ihr wohl gar nicht an Eurem Rhein."

Johannes Müller sagte zu Henle, seine vier Wochen Hausvogtei hätten ihn mehr vorwärts gebracht, als wenn er ein dickes Buch geschrieben hätte. Humboldt fuhr mit galonirtem Bedienten bei Henle vor und kletterte die Treppen hinauf, um dem entlassenen Gefangenen demonstrativ seinen Besuch zu machen. Selbst der Minister von Kamptz, der stets schlau berechnete, was er that, ließ sich Henle's Popularität nicht entgehen. Als er ihm eines Tages Unter den Linden begegnete, hielt er ihn an und ging länger als eine Stunde mit ihm dort auf und ab. Er konnte dabei nicht genug versichern, wie sehr er von der Unschuld der armen Burschenschafter überzeugt sei, daß die Sache gar nicht so schlimm gekommen wäre, wenn man ihm, dem Minister des Innern, statt dem Kammergericht, die ganze Sache überlassen hätte. Er sei durch Erfahrung überzeugt, daß die ehemaligen Burschenschafter immer die ausgezeichnetsten Beamten geworden seien; es seien gerade die trefflichsten, geistig thätigsten jungen Männer u. s. w. Der Spaziergang der Beiden verfehlte natürlich nicht, das beabsichtigte Aufsehen zu machen, ohne indessen den beabsichtigten Erfolg zu haben.

Die Sache selber war damit keineswegs zu Ende. Im April 1836 wurde Henle seines Amtes als Prosector enthoben und am 5. Januar 1837 das gerichtliche Erkenntniß publicirt, welches auf sechs Jahre Festung, Cassation und Unfähigkeit zur Bekleidung staatlicher Aemter lautete. Erst am 2. März 1837 erfolgte die Begnadigung als Frucht der unablässigen Bemühungen von Humboldt, dem Minister Altenstein, dem Kronprinzen selber.

Die Wohnung bei Frau Professor Hegel hatte er im October 1835 verlassen, um in das scherzhaft sogenannte Hôtel Hilgendorf, Friedrichstraße Nr. 66, mit Freunden gemeinsam hinüberzuziehen. Hier kamen die Jahre epochemachender Forschung; hier erkannte er, seiner Zeit vorauseilend, die parasitäre Natur der Krankheiten und vertheidigte sie mit zwingender Logik. Heute erst, nach den Bemühungen Koch's und anderer Forscher, die Parasiten allenthalben wirklich sichtbar zu machen, versteht man Henle's Deductionen vollständig zu würdigen. Im Sommersemester 1838 begann Henle als Docent aufzutreten; trotz großer Lehrerfolge überzeugte er sich, daß er keine Aussichten auf Beförderung an der Berliner Hochschule habe. Was er darüber in jenen Tagen schreibt, ist lehrreich für die damaligen Zustände der Universität. „Der Grund, daß ein Jüngerer hier nichts zu hoffen hat, liegt darin, daß, so lange die Universität hier besteht, eine Menge unfähiger Menschen sich umsonst oder gegen sehr

geringen Gehalt angeboten haben, diesen oder jenen Posten zu bekleiden. . Das thun sie nun zehn, fünfzehn Jahre lang. Dann wird einmal ein ordentlicher Gehalt frei, von dem ein Mensch gelebt hat und auch der Nachfolger leben könnte. Nun sind zwanzig Leute da, die haben zehn Jahre umsonst oder für zweihundert Thaler die Stelle bekleidet. Die Leute sind deshalb nicht arm, sie sind noch außerdem Geheime Medicinalräthe, Mitglieder von drei Examinations-Commissionen u. s. w. Man weiß, daß man nichts an ihnen hat, aber es sind Leute, die man nicht umgehen kann. Der freie Gehalt wird unter sie vertheilt, und es bleibt nichts oder hundert Thaler übrig, die man dem jungen Manne gibt, der die vacante Stelle erhält und die Hoffnung, bei dem nächsten Todesfall auch unter die zu Berücksichtigenden zu kommen . . . ."

Bei solchen Aussichten in Berlin selber war die Berufung an die junge Hochschule Zürich, die er im Jahre 1840 erhielt, eine ersehnte. Die Schwierigkeiten dieser Stellung, die bekanntermaßen immer für einen deutschen Professor in der Schweiz vorhanden sind, traten damals gesteigert auf durch die kaum beendeten Wirren, die an die Berufung von David Strauß sich anschlossen. Es stellte sich für ihn und seine Collegen je länger je mehr heraus, daß die regierende conservative Partei der Hochschule nicht wohl wolle, da diese wesentlich aus liberalen Elementen bestand, auch als Mittelpunkt der zahlreichen Radicalen, die aus Deutschland geflüchtet, betrachtet werden konnte. Wo es ging, wurde ein Schweizer von der herrschenden Partei in eine Professur eingeschoben, ob qualificirt oder nicht; war keiner aufzutreiben, dann ließ man die Stelle ganz unbesetzt. Alle Augenblicke fragte man, ob die Hochschule den Aufwand wohl werth sei. Die beiden Parteien, die sich noch in frischem Hasse gegenüber standen, zerrten beide an den deutschen Professoren herum und verargten ihnen ihre unparteiische Stellung, die ihnen doch von Hause aus und nach dem Wesen der Sache zur Pflicht gemacht war. Als Henle zu Ende des Jahres 1842 einen Ruf nach Tübingen erhalten, gab er diesen Beschwerden unverhohlenen Ausdruck. Dennoch blieb er für diesmal in Zürich, weil so vieles Andre, insbesondere die enge Freundschaft zu einzelnen Fachgenossen, ihn fesselte. Doch nicht mehr lange; ein wiederholter Ruf nach Heidelberg entführte ihn im nächsten Jahre zusammen mit seinem Freunde Pfeufer dorthin.

Hier schlingt sich nun an die Uebersiedlung ein Stück wunderbarer Romantik, um dessentwillen allein man das Buch aufschlagen muß. Die Liebe zu einem schönen Kinde aus dem Volke, das er im Hause seines Collegen Löwig in Zürich kennen gelernt, das er dann auf den neuen Boden in Heidelberg hinüberführt und zu seiner Gattin macht, um das schöne Wesen nach wenigen Jahren durch den Tod zu verlieren. Berthold Auerbach, damals auch in Heidelberg lebend und Henle befreundet, hat darin das Urbild einer seiner Dorfgeschichten gefunden, freilich nicht zu Henle's Erbauung; er schreibt darüber: „Wirklich empört hat mich die Art, wie Auerbach meine tragische Ehe fast nur zu Schmuck und Nebenwerk verwendet."

War er von Zürich fortgegangen in einem Augenblicke, „da aufs Neue der brutalste Fremdenhaß hier ausgebrochen ist und die Professoren in einer Weise öffentlich geschimpft werden, daß man seinen Abschied nehmen würde, wenn man ihn nicht schon hätte" — so sollte er in Heidelberg dafür die Gunst akademischen Zusammenlebens vermissen, deren er sich in Zürich erfreut hatte. „Unter diesen alten Scharteken," schreibt er, „heimisch zu werden, wäre eine Degradation; hier bleibt nichts übrig, als das Alte welken zu lassen und eine neue Colonie zu gründen; Alles, außer den Wohnungen und Weinbergen der alten Herren, ist in einem erbärmlichen Zustande".

In die durchgreifenden Erfolge, welche Henle's Lehrthätigkeit für das medicinische Studium von Heidelberg hatte, brach die revolutionäre Bewegung herein, zu welcher er mit den befreundeten Gervinus, Häusser, Jolly u. A. Stellung nahm. Darauf folgte dann das Mißbehagen der Reactionszeit, das besonders der Universität Heidelberg bemerkbar wurde. Die Partei der Alten trug das Haupt wieder hoch; die engherzigen Maßregeln der Regierung unterbanden das Leben der Hochschule; ein einziger Erfolg für das medicinische Studium war die Berufung des Chemikers Bunsen. Im

Jahre 1852 ging Pfeufer nach München, Henle nach Göttingen. Hier ist es, wo Henle dreiunddreißig Jahre lang gewirkt hat, wo er gänzlich heimisch geworden ist, wo er, nach einer glorreich vollendeten Laufbahn, inmitten des Vollgenusses seiner geistigen Kraft gestorben ist. Hier namentlich ist er ganz hineinverwachsen in die Eigenart der Verhältnisse und hat sich darin durchaus glücklich gefühlt.

„Ich scheide nun," schreibt er bei seiner Uebersiedelung nach Göttingen, „zum zweiten Male aus einer herrlichen Gegend mit Bedauern, daß sie nicht von besseren Menschen bevölkert ist, und werde mit etwas Sand und Wiesen fürlieb nehmen, um einmal wieder unter wissenschaftlichen Collegen und unter einer Regierung zu leben, der man sich durch Eifer für die Anstalt, der man angehört, nicht widerwärtig macht." — „Die Collegen," schreibt er nach seiner Ankunft an seinen Freund Pfeufer in München, „sind lauter aufgeschlagene Encyklopädien; sie sind alle so tugendhaft und fleißig, wie ich hier zu werden hoffe, weil man zu nichts Andrem Gelegenheit hat. Die Stadt ist Wohnung für so viel hundert Studenten nebst deren Lehrern; sie enthält die nöthigen Stiefelputzer, Schneider, Schuster, Speisewirthe ꝛc. ꝛc., um die Universität zu bedienen, und einen Bürgermeister und vier Gensdarmen, um diese Bürger zu regieren. Allemal mit dem Stundenschlag, wenn eine Vorlesung aus ist, wird es etwas lebendig auf den Straßen; um zwölf Uhr wird es geräuschvoll, weil zu den heimeilenden Männern noch Scharen von Mägden mit Menagen in Körben kommen, einmal obenauf Preißelbeeren, den andern Tag gekochte Pflaumen. Wagen hört man fahren, wenn ein Ball gegeben oder ein Professor begraben wird. Um vier Uhr stürzt Alles auf den Wall und läuft ein- bis zweimal um die Stadt herum . . ."

Mit diesen und manchen andren Sarkasmen, die gleich so vielen vor ihm und nach ihm, dem in Göttingen neu Einziehenden das gepreßte Herz erleichtern mußten, hat Henle dann doch bereits im Sommer 1853 sich ein Haus am Walle gekauft, in dem er auch sein Leben beschlossen, hat er nach nicht langer Zeit als einer der hauptsächlichen Träger des alten Göttingen gegolten. Die typischen Diners, mit der Einen Kochfrau und dem Einen Lohndiener und dem ewig wiederkehrenden Bratentoaste, die er am Anfang verspottete, hat er zuerst über sich und dann über Andre ergehen lassen, nur daß er sie mit einem reichlichen Körnlein attischen Salzes gewürzt an Stelle der landesüblichen Langenweile. Die Anwandlungen von Sehnsucht nach größeren Verhältnissen, nach der Schönheit des Südens, wurden immer seltener; aus den Bemühungen Pfeufer's für München wurde nichts; ein ehrenvoller Ruf an die Universität Berlin für ihren einstigen Privatdocenten im Juni 1858 wurde abgelehnt, obwohl ihm Pfeufer zugerufen: „Für einen Kerl von Deinem Geist ist es ein- für allemal schade, wenn er an der Leine alt wird." Er antwortet diesem: „Ich hänge an Göttingen; ich habe mich vom ersten Augenblicke an hier wohl befunden; jede Veränderung, die seitdem eingetreten ist, hat dazu gedient, meine Lage behaglicher zu machen . . . Die große Stadt und ihre mannigfachen Berührungen haben für mich nicht den Reiz, wie für Dich; es ist vielleicht schon eine Folge kleinstädtischer Verkommenheit, daß mir das Gewühl unbekannter und gespreizter Menschen einen unangenehmen Eindruck macht, und daß ich an dem ruhigen Mechanismus, in welchem unser Leben im Schatten unserer eigenen Bäume mit ein paar alltäglichen Freunden sich abspinnt, mehr Behagen finde. Außerdem darfst Du Göttingen nicht mit jeder beliebigen kleinen Stadt vergleichen . . . Göttingen ist mehr ein Landsitz für eine Anzahl Professoren und Studenten, als eine kleine Stadt."

In Göttingen war es nun, wo durch mehr als drei Jahrzehnte sich die forschende und lehrende Wirksamkeit des Meisters in Ruhe entfaltete, deren Einzelheiten und Triumphe zu verfolgen, der Lectüre des Buches selber vorbehalten bleiben mag.

X.

A. R. Rangabé.

Unter den Figuren, welche zu Kaiser Wilhelm's Zeit am Hofe und in der Gesellschaft von Berlin sich bewegten, war Alexander Rizo Rangabé sicher eine der bekanntesten, ja man darf sagen populärsten. Diplomat, Gelehrter, Dichter, war er nicht weniger heimisch in der officiellen Welt als in der wissenschaftlichen, den Schriftsteller- und Künstlerkreisen unserer Hauptstadt. Er war schon in vorgerücktem Alter, als er zuerst unter uns erschien; aber seine feine, schmächtige Gestalt hatte noch die graziöse Beweglichkeit, sein freundliches Gesicht das gewinnende Lächeln, sein geistvolles Auge den Glanz und zuweilen das Feuer der geistigen Jugend, welche die des Körpers überdauert. Von den höchsten Verdiensten um sein Vaterland und eine der vornehmsten Zierden der wiedererwachenden Literatur seines Volkes, war er trotzdem von der äußersten Bescheidenheit, ohne jeden anderen Ehrgeiz als den, das aufstrebende Hellenenthum unserer Tage zu fördern durch Anknüpfung an eine ferne Vergangenheit und Betheiligung an der heutigen Culturarbeit. Dieser Aufgabe hat in einem langen Leben Rangabé rühmlich und erfolgreich gedient. Einer Phanariotenfamilie zu Constantinopel entstammt, hat der Jüngling das Land seiner Väter sich erheben und das schmachvolle Joch von Jahrhunderten abschütteln sehen. In die Gesänge Homer's und die Hymnen Pindar's klangen damals hinein die feurigen Strophen Byron's, die herrlichen Lieder unseres Griechen-Müller, Stimmen der großen westlichen, der germanischen Welt, der Welt Shakespeare's und Goethe's, welche dem aus Knechtschaft und Nacht sich wieder emporrichtenden griechischen Genius huldigten. Aus dieser Wechselwirkung und Verschmelzung des antiken Geistes mit dem modernen ist die Bildung Rangabé's hervorgegangen, welche ihn in so hohem Grade befähigte, der Lehrer seines Volkes und dessen Vertreter bei den anderen Völkern zu sein, bei den Vereinigten Staaten, in Paris, in Constantinopel, zuletzt und am längsten (von 1874—1886) in Berlin. Er gehörte wie zu uns. Wenn man das zarte Männchen in unserem nordischen Winter, durch das Schneegestöber sich kämpfend, erblickte, so mochte man wohl wehmüthig an seine südlichere Heimath gemahnt werden. Doch er hatte sich ganz acclimatisirt und unsere Gewohnheiten angenommen. In früher Zeit schon zu München vorgebildet, sprach er deutsch, mit kaum einem liebenswürdigen Anklang von Dialekt; er fühlte mit uns, und einer seiner Söhne kämpfte mit uns im Kriege von 1870. Kaiser Wilhelm war ihm besonders wohlgesinnt, und einem Jeden von uns war er, noch mehr als der Gesandte, der Sohn jenes Landes, das wir über Alles lieben, und in unserem Verhältniß zu ihm, in seinem zu uns, empfanden wir abermals, wie sehr Griechenthum und Deutschthum in ihren tiefsten Wurzeln verwandt sind. Einige seiner Dichtungen sind von Sanders, einige von Ellissen ins Deutsche übertragen worden. Wenige Wochen vor seinem Tode kam ihm ein Bändchen des Letzteren zu, der sich um die neugriechische Literatur verdient gemacht wie kaum ein Anderer, und in dieser Sammlung „Aus frohen und trüben Stunden" fanden sich, vortrefflich übersetzt, mehrere Gedichte Rangabé's. In folgenden, deutsch geschriebenen Versen, hat dieser dafür gedankt:

Als ich der schönen Flur der deutschen Musen
Entzückt mich nahte mit bewegtem Busen,
Erschreckt von ihren himmelhohen Spitzen,
Da sah ich sie frei wandeln dort und sitzen.
Sie reichten mir gastfreundlich ihre Hand,
Mich gütig führend durch das Zauberland.
Viel Jahre schwanden seit den schönen Stunden,
Mein Name wähnt' ich, wäre ganz vergessen;
Mit welcher Freude sah ich ihn indessen
In ihrem Blumenstrauße eingebunden.

Wir kennen noch ein anderes kleines Gedicht, welches Rangabé einer jungen Berliner Freundin ins Album schrieb, auf ein Blatt, welches das Datum seiner Geburt (9. Januar) trug:

An diesem Tag sah ich zuerst die Erde,
Das schöne Sonnenlicht;
Doch wenn ich bald von beiden scheiden werde,
Vergessen Sie mich nicht!

Nein, wir werden ihn nicht vergessen. Zweiundachtzigjährig ist er am 28. Januar in Athen gestorben: aber in unserer Erinnerung wird er lange noch fortleben, der freundliche Greis, der in seinem Sohne, Herrn Cléon Rizo Rangabé, jetzt in Berlin einen Nachfolger gefunden hat, des Vaters würdig als Staatsmann und als Dichter.

zo. **Römische Essays von Erfilia Caetani-Lovatelli.** Autorisirte Uebersetzung. Mit einem Vorworte von Eugen Petersen. Leipzig, Verlag von Carl Reißner. 1891.

Die Leser der „D. R." sind durch den Aufsatz „Frauenarbeit in der Archäologie" von Prof. F. X. Kraus (1890, Bd. LXII, S. 388) mit den Schriften der fürstlichen Römerin bekannt, welche heute eine so hervorragende Stellung in der archäologischen Literatur einnimmt. Donna Erfilia, die Tochter des verstorbenen Herzogs Caetani-Sermoneta, Wittwe des Grafen Lovatelli, stellt das merkwürdige Beispiel einer Frau dar, welche, in vornehmsten Verhältnissen aufgewachsen, ihren innern Sinn ganz auf die Erforschung des Alterthums hingerichtet und es meisterhaft verstanden hat, der Culturgeschichte desselben durch ihre eigenthümliche, alle Vorzüge höchster moderner Bildung und feinster weiblicher Empfindung mit männlich-ernster Gelehrsamkeit verbindende Methode neue und anziehende Seiten abzugewinnen. Die hier durch ein sympathisches Vorwort des Prof. Petersen, des Secretärs des deutschen archäologischen Instituts in Rom, eingeleiteten Aufsätze: Thanatos (der Tod) — Amor und Psyche — Die Rose im Alterthum — Parvula (Spielzeuge u. s. f.) — Träume und Hypnotismus in der antiken Welt — Der Isiscultus in Rom — Auf dem Pincio — Sonnenuntergang in Rom — scheinen allerdings in erster Linie geignet, dem deutschen Alterthumsfreunde die Eigenart der Verfasserin vorzuführen. Seither hat die Gräfin einen neuen Band „Miscellanea anteologica" (Rom 1891) herausgegeben, aus welchem noch mehrere Aufsätze eine Uebertragung verdient hätten. Die hier gebotene Uebersetzung liest sich im Ganzen gut: nicht zu verstehen ist, warum der Herausgeber seinem Bande keinerlei Inhaltsverzeichniß beigegeben hat.

ρ. **Bürger's Gedichte.** Herausgegeben von Arnold E. Berger. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

W. Hauff's Werke. Herausgegeben von Max Mendheim. Drei Bände. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. (Im gleichen Verlag.)

Eine weitere Folge von Meyer's Classikerausgaben, deren Werth vor Allem darauf beruht, daß in ihnen, von streng wissenschaftlichen Grundsätzen ausgehend, erstens die Methode philologischer Textkritik auch auf die neueren Schriftsteller angewendet, und daß, zweitens, dieser Text literargeschichtlich eingeleitet und erläutert wird. Zu welch' überraschenden Resultaten eine solche Behandlung längst populär gewordener Werke führt, erhellt selbst aus der vorliegenden Ausgabe von Hauff, der doch unserer Zeit noch ziemlich nahe gestanden hat. Trotzdem galt es, seine Schriften von den durch Gustav Schwab in die erste Gesammtausgabe eingeführten und seitdem immer wiederholten Aenderungen zu befreien, und ebenso durch Einleitungen und Anmerkungen uns gleichsam wieder auf den Boden der ersten Leser zurückzuversetzen, welche keinen Commentar brauchten. Wir zählen wahrlich nicht zu Denjenigen, welche den Apparat des Fachmanns auf Kosten der schöpferischen Thätigkeit überschätzen möchten; aber wo die Arbeit so gewissenhaft und zugleich mit solcher Discretion gethan ist, wie hier, da können wir nur unsere Freude darüber aussprechen, daß, was lange das Vorrecht der alten Autoren gewesen, nun auch den modernen zu Theil wird, und daß dem Publicum Ausgaben derselben geboten werden, welche den Ansprüchen der Wissenschaft genügen, ohne den Genuß des Lesers zu stören.

ρ **Meyer's Reisebücher. — Ober-Italien und die Riviera** von Dr. Th. Gsell Fels. Fünfte Auflage. Mit 12 Karten, 34 Plänen und Grundrissen, 12 Ansichten in Stahlstich und 35 Ansichten in Holzschnitt. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1892.

Im rechten Moment, mitten in den grauen nordischen Wintertagen, kommt diese neue Auflage des ausgezeichneten Buches, welches so manchem unsrer Landsleute schon als zuverlässiger Führer, Freund und Berather auf der Fahrt in das schöne Land unter südlicherem Himmel und an die Gestade des immerwährenden Frühlings gedient hat. Mit einem Gefühl von Dankbarkeit und der Erinnerung an die hehrsten Natur- und Kunstgenüsse wird Jeder, der ihn aus eigener Erfahrung kennt, diesen trefflich ausgestatteten Band begrüßen; doppelt, wenn sein Erscheinen ihm das Zeichen zum Aufbruch und zur Reise giebt. Aber auch wir, denen nur die Lectüre vergönnt ist, werden mit Vergnügen bemerken und anerkennen, wie sehr das Werk in der neuen Auflage gewonnen, wie viel der Verfasser und der Verleger gethan haben, um es nach allen Seiten hin reicher auszugestalten. Eingehender behandelt als in den früheren Ausgaben ist das liebliche Seenland mit seinen Abzweigungen in die Bergamasker Alpen und die Monterosathäler; ausführlicher dargestellt der traumhaft stille Iseosee, das von üppigem Grün umfangene Varesotto, die prangende Brianza; ferner sind die Venezianischen und die Cadorischen Alpen dem Reisenden zugänglicher gemacht, und endlich ist die ligurische Riviera bis zu ihrem natürlichen Endpunkt bei Spezia weiter geführt. Neue Specialkarten der Seen, vom Gardasee bis zum Lago Maggiore, und der Riviera di Ponente sind hinzugefügt, ebenso wie die Zahl der Stadtpläne nicht unbeträchtlich vermehrt worden. Auch die für den Reisenden so sehr wichtige Rubrik der Wirthshäuser ist mit genauer Kenntniß und guter Unterscheidung der jedesmaligen Ansprüche hergestellt. Aber kann man von dem Hôtel de Gênes in Genua wirklich sagen: „mit Sicht auf den Hafen"? Wir fürchten, nein. Was aber dem vortrefflichen Albergo, das mit Recht empfohlen wird, von seinem Werthe nichts nimmt. Und dann das Hôtel Bellevue in dem kleinern, lieben St. Margherita! Bescheiden ist es und für bescheidene Leute: doch „mäßig", in dem Sinne, wie das Wort hier erscheint, ist doch ein bischen zu wenig und dürfte vielleicht in einer folgenden Auflage mit einem wohlwollenderen Ausdruck vertauscht werden.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Borussen. — Die nächste Zukunft der deutschen Nation in politischer und wirthschaftlicher Hinsicht. Erörterungen aus Anlaß der neuen Handelsverträge von Borussen, Verfassern der Schriften „Was für einen Kurs haben wir?" und „Ablehnen oder Annehmen?" Gotha. Verlag von Karl Schwalbe. 1892.

Brücke. — Wie behütet man Leben und Gesundheit seiner Kinder? Von Dr Ernst Brücke, weil. emer. Professor der Physiologie an der Wiener Universität. Wien und Leipzig Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler 1892.

Büttner Pfänner zu Thal. — Anhalts Bau- und Kunst-Denkmäler. Mit Illustrationen in Lichtdruck, Phototypieen und Zinkographieen herausgegeben und bearbeitet von Dr. Büttner Pfänner zu Thal. 1. Heft. Dessau-Leipzig. Rich. Kahle's Verlag (Herm. Oesterwitz). 1892.

Coppée. — Flüchtige Erzählungen von François Coppée. Berechtigte Uebersetzung von Emil Burger. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Crawford. — Mr. Isaacs. Eine Erzählung aus dem heutigen Indien von F. Marion Crawford. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Therese Höpfner. Berlin. Druck und Verlag von Georg Reimer. 1892.

Das Casseler Gymnasium Lyceum Fridericianum der siebenziger Jahre. Erinnerungen eines Schülers aus damaliger Zeit Berlin 1891. Walther & Apolant's Verlagsbuchhandlung (Hermann Walther).

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Begründet von Franz von Holtzendorff. Neue Folge. Sechster Jahrgang. Heft 93/94: Religionsunterricht und Erziehung zur Religion. Von Dr. Horst Keferstein in Hamburg. Hamburg 1892. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Ditscheiner. — Joj. Alois Ditscheiner's grammatisch-orthographisch-stilistisches Handwörterbuch der deutschen Sprache mit besonderer Rücksicht auf die Beugung, Fügung, Bedeutung und Schreibart der einzelnen Wörter, ihre Synonyme und Tropen und mit kurzen Worterklärungen und erläuternden Beispielen. Dritte vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage besorgt von Dr. Jg. Em. Wessely. Dritte Lieferung. Leipzig, Rob. Friese Sep. Sto. 1892.

Egbert. — Im Garten der Semiramis und andere Novelletten von W. Egbert. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Eichendorff's Werke. Herausgegeben von Richard Dietze. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.

Eisner. Psychopathia spiritualis. Friedrich Nietzsche und die Apostel der Zukunft. Von Kurt Eisner. Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich, K. K. Hofbuchhändler.

Falke. — Mynheer der Tod und andere Gedichte. Von Gustav Falke. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Farrar. — Das Leben Jesu. Der Gemeinde dargestellt von Dr theol. F. W. Farrar. Autorisirte Uebersetzung von J. Walther, Pastor in Loebtau. Dresden. Verlag von Otto Brandner. 1892.

Forstenheim. — Gedichte von Clara Forstenheim. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Frimmel. — Kleine Galeriestudien von Dr. Theodor Frimmel. I. Band. Bamberg. C. C. Buchner Verlag. 1892.

Gautier. — Les Étapes de la Science. Chroniques documentaires. Par Émile Gautier. Préface de M. de Lanessan, Gouverneur Général de l'Indochine française. Paris. Lecène, Oudin & Cie, Éditeurs. 1892.

Gellert's Dichtungen. Herausgegeben von A. Schullerus. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.

Geyer. — Gieb uns Brot, Kaiser! Ein Dichterwort an Wilhelm II. von Florian Geyer. Berlin. Verlag von Friedrichs & Co.

Gherghel. — Zur Geschichte Siebenbürgens. Nach den Quellen dargestellt von Ilie Gherghel. Wien. Druck und Verlag von Karl Gerold's Sohn. 1892.

Girth. Die Hexe von Hela. Dichtung von Carl Girth. Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich, K. K. Hofbuchhändler. 1892.

Grand-Carteret. — Richard Wagner en Caricatures par John Grand-Carteret. 130 Reproductions de Caricatures françaises, allemandes, anglaises, italiennes; Portraits, Autographes (Lettre et Musique), Dessins originaux de J. Blass, Moloch et Tiret-Bognet. Paris. Librairie Larousse.

Guillaume. — Procès-Verbaux du Comité d'Instruction publique de la Convention nationale, publiés et annotés par M. J. Guillaume. Tome premier. 15. Octobre 1792—2. Juillet 1793. Paris. Imprimerie Nationale, MDCCCXCI.

Hauptmann. — De Waber (die Weber). Schauspiel aus den vierziger Jahren von Gerhard Hauptmann. Dialekt-Ausgabe. Berlin. S. Fischer, Verlag. 1892.

Heinemann. — Vorgestern. Eine Sammlung von Felix Heinemann. Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich, K. K. Hofbuchhändler.

Hillebrand. — Zeiten, Völker und Menschen von Carl Hillebrand. Dritter Band. Aus und über England. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Straßburg. Verlag von Karl J. Trübner. 1892.

Hinderfin. — Luther. Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich v. Hinderfin. (Schauspiele von Friedrich v. Hinderfin. VII. Band.) Leipzig. C. G. Naumann. 1892.

Hübbe. — Das Gudrunlied. Neuhochdeutsche Bearbeitung von Walter Hübbe. Hamburg. Herold'sche Buchhandlung. 1892.

Humoristischer Hausschatz für das deutsche Volk. Herausgegeben von Ernst Eckstein. Neue Ausgabe. Erster Band. Enthält humoristische Erzählungen von: Wilhelm Heinrich Riehl, Emil Cohnfeld, Ludwig Anzengruber, Levin Schücking, Adolf Wilbrandt, Paul Heyse, F. W. Hackländer, Berthold Auerbach. Berlin. Richard Eckstein Nachfolger (Hammer & Runge).

Ingram. — England and Rome: A History of the Relations between the Papacy and the English State and Church from the Norman Conquest to the Revolution of 1688. By T. Dunbar Ingram, Ll. D, of Lincoln's Inn, Barrister-at-Law. London. Longmans, Green and Co. 1892.

Karpeles. — Allgemeine Geschichte der Litteratur von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart. Von Gustav Karpeles. Mit Illustrationen und Porträts. Zweiter Band. Berlin. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1891.

Lacroma. — Die Modelltini. Roman von Paul Maria Lacroma. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Larroumet. — Études d'Histoire et de Critique dramatiques par Gustave Larroumet, Membre de l'Institut etc. Paris. Librairie Hachette & Cie. 1892.

Märchenstrauß aus dem Weißen Gebirge. Boston. Druck von P. L. Schnitzgießer & Co. 1891.

Meyer. — Aus Natur und Wissenschaft. Wanderblätter und Skizzen von Victor Meyer. Heidelberg. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1892.

Meynert. — Sammlung von populär-wissenschaftlichen Vorträgen über den Bau und die Leistungen des Gehirns. Von Professor Theodor Meynert, K. K. Hofrath. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller, K. u. K. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung. 1892.

Müller-Guttenbrunn. — Frau Dornröschen. Ein Wiener Roman von Adam Müller-Guttenbrunn. Dritte Auflage mit einem Vorwort des Verfassers. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Nordau. — Seelenanalysen. Novellen von Max Nordau. Berlin. Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 1892.

Ostermann. — Der psychologische Materialismus. Vortrag, gehalten am 21. Februar 1891 im Schulwissenschaftlichen Bildungsverein zu Hamburg von Dr. W. Ostermann, Schulrath und Seminardirector in Oldenburg. Hamburg 1891. Herold'sche Buchhandlung.

Petöfi. — Der Apostel. Ein episches Gedicht von Alexander Petöfi. Deutsch von Ludwig Stein-Abai. Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich, K. K. Hofbuchhandlung.

Prometheus. — Illustrirte Wochenschrift über die Fortschritte in Gewerbe, Industrie und Wissenschaft. Herausgegeben von Dr. Otto N. Witt, Professor an der Königl. Technischen Hochschule in Berlin. Zweiter Jahrgang. 1891. Mit 480 Abbildungen und einer Tafel. — Dritter Jahrgang. Erster Vierteljahrsband. Berlin. Verlag von Rudolf Mückenberger.

Relten. — Das gnädige Fräulein. Roman von W. von Relten. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag.

Roquette. Ut von Haslach. — Der fahrende Schüler. — Svindel und Thorfus. — Ambrogios Beichte. — Paris der Bessere. Erzählende Dichtungen von Otto Roquette. Berlin. F. Fontane und Co. 1892.

Rose. — „I will repay". By Fred. W. Rose, Author of „Notes of a Tour in Spain" etc. London: Eden, Remington & Co. 1892.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von Rud. Virchow und Franz von Holtzendorff. Neue Folge. Sechste Serie. Heft 140: Die Brutpflege der Thiere. Vortrag, gehalten zu Hamburg am 19. November 1890. Von Dr. K. Kraepelin, Director des Naturhistorischen Museums in Hamburg. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1892.

Servières. — L'Action et le Rêve. Par Georges Servières. Deuxième Edition. Paris. Nouvelle. Libraire Parisienne Albert Savine, Editeur.

Sorel. — L'Europe et la Revolution Française. Par Albert Sorel. Membre de l'Institut. Quatrieme Partie: Les Limites naturelles 1794—1795. Paris. Librairie Plon. (E. Plon, Nourrit et Cie., Imprimeurs-Éditeurs). 1892.

Sperling. — Lieder eines Einsamen Spatzen. Gedichte von Rudolf Sperling. Dresden und Leipzig E. Pierson's Verlag 1892.

Steiger. — Vogelflug und Flugmaschine von Carl Steiger. Mit 16 Tafeln. München. G. Franz'sche k. b. Hofbuchhandlung (Hermann Lukaschik). 1891.

Strecker. — Franz von Meinders. Ein brandenburgisch-preussischer Staatsmann im siebzehnten Jahrhundert. Von Arthur Strecker. Mit F. von Meinders' Porträt. (Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen. Herausgegeben von Gustav Schmoller. Band XI. Heft 4). Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1892.

Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von Berthold Litzmann. II: Zur Bühnengeschichte des „Götz von Berlichingen." Von Fritz Winter und Eugen Kilian. — III: Der Laufner Don Juan. Ein Beitrag zur Geschichte des Volksschauspiels. Herausgegeben von Dr. Richard Maria Werner, Universitätsprofessor in Lemberg. — IV: Studien und Beiträge zur Geschichte der Jesuitentomödie und des Klosterdramas von Professor Jacob Zeidler. Hamburg und Leipzig. Verlag von Leopold Voß. 1891.

Török. — Miscellen. Von Professor Arpád v. Török. Erstes Heft. Budapest. Druck von Martin Bagó & Sohn. 1892.

Trüg. — Die menschliche Stimme nach Charles Lunn's „Philosophy of Voice." Unter Anleitung des Verfassers bearbeitet und ins Deutsche übertragen von Ludwig J. Trüg. Düsseldorf. Druck und Komm.-Verlag von L. Schwann. 1892.

Vormeng. — Auch dabei! Siebenzig Lieder aus der französischen Kriegs- und Occupations-Zeit 1870—1873 von Dr. R. Vormeng. Berlin 1892. Verlag von Borsiell & Heimarus.

Wangenheim — Die norwegischen Schneeschuhe (Ski) Das nützlichste Geräth zur Ueberwindung der dem Verkehr durch Schnee bereiteten Hindernisse. Von Wilhelm Freiherr von Wangenheim. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1892.

Wiener Volkstheater. Unter Mitwirkung hervorragender Dramatiker herausgegeben von der Redaction des „Wiener Humor". Bd. I. II. Wien. C. Daberkow's Verlag. 1891.

Wilbrandt. — Novellen aus der Heimath. Von Adolf Wilbrandt. Zweite Auflage. Stuttgart 1891. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Wildermuth. — Gut Freund. Erzählungen von Adelheid Wildermuth. Mit sechs Bildern nach Aquarellen von Eugen Klimsch und Fritz Bergen. Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Wilke. — Biographie des Malers Carl Gustav Hellqvist. Nach authentischen Quellen bearbeitet von Heinrich Wilke. Mit einem Portrait. Berlin 1891. C. F. Conrad's Buchhandlung (Paul Ackermann).

Willmann. — Moderne Wunder. Natürliche Erklärung der älteren wie neueren Geheimnisse der Spiritisten und Antispiritisten, Geistercitirer, Hellseher, Gedankenleser, Heilmedien, Mnemotechniker, Rechenkünstler sowie der neueren sensationellen Wunder und Darstellungen auf dem Gebiete der Optik, Physik und Mechanik. Von Carl Willmann, Fabrikant magischer Apparate in Hamburg. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 63 Text-Illustrationen und 8 Vollbildern. Leipzig. Verlag und Druck von Otto Spamer. 1892.

Wilms. — Vernunft und Glaube. Eine Kritik der herrschenden Religion vom Standpunkte des Laien. Von W. Wilms. Zürich. 1892. Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Windelband. — Geschichte der Philosophie von Dr. W. Windelband, Professor an der Universität Strassburg. Dritte Lieferung. Freiburg i. B. 1891. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Wlislocki. — Märchen und Sagen der Bukowinaer und Siebenbürger Armenier. Aus eigenen und fremden Sammlungen übersetzt von Dr. Heinrich von Wlislocki. Hamburg Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1891.

Wundt. — Philosophische Studien. Herausgegeben von Wilhelm Wundt. Siebenter Band. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1891.

Wyzewa. — Le Mouvement Socialiste en Europe. Les Hommes et les Idées. Par T. de Wyzewa. Paris Librairie Académique Didier Perrin et Cie, Libraires-Éditeurs. 1892.

Zenker. — Geschichte der Wiener Journalistik von den Anfängen bis zum Jahre 1848. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte von E. v. Zenker. Mit einem bibliographischen Anhang. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller, K. u. K. Hof- und Universitätsbuchhändler. 1892.

Zerbst. — Funken und Flammen Gedichte von Max Zerbst. Jena 1892. Fr. Mauke's Verlag (A. Schent).

Ziegler. — Die Fragen der Schulreform. Zwölf Vorlesungen von Dr. Theobald Ziegler, Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität Strassburg. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Zimmermann. — Vorschläge zu einer natur- und zeitgemäßen Reform unserer städtischen Volks- und Mittelschulen. Ein Beitrag zu den schulhygieinischen Bestrebungen der Gegenwart von Ph. Zimmermann, städtischem Lehrer zu Frankfurt am Main. Frankfurt a. M. Verlag von Reitz & Koehler. 1892.

Zipper. — Das Lied vom deutschen Wort. Von Albert Zipper. (Allgemeine Büchersammlung lebender Schriftsteller. XIV. Band.) Leipzig. Verlag von Gustav Körner.

Zolling. — Coulissengeister. Roman von Theophil Zolling. Zwei Theile in einem Bande. Zweite Aufl. Leipzig Verlag von H. Haessel. 1891.

Zoozmann. — Episoden. Moderne Dichtungen von Richard Zoozmann. Berlin 1892. C. F. Conrad's Buchhandlung (Paul Ackermann).

Zwiedineck-Südenhorst. — Erzherzog Johann von Oesterreich im Feldzug von 1809. Mit Benützung der von ihm hinterlassenen Acten und Aufzeichnungen, amtlichen und Privat-Correspondenzen, dargestellt von Hans von Zwiedineck-Südenhorst. Mit drei Plan-Skizzen. Graz. Verlags-Buchhandlung „Styria". 1892.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Rudolf Schwartz in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING DEPT. JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.70

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY